1-X

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS
HERAUSGEGEBEN VON

OTTO AUHAGEN-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-BERLIN, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMID-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND VIII
1932

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58

JOHNSON REPRINT CORPORATION
111 Fifth Avenue, New York, N.Y. 10003

JOHNSON REPRINT COMPANY LTD.
Berkeley Square House, London, W. 1

First reprinting, 1966, Johnson Reprint Corporation

Printed in West Germany
Druck: Anton Hain KG, Meisenheim (Glan)

INHALTS-VERZEICHNIS
DES BANDES VIII N. F. (1932).

ABHANDLUNGEN

MISCELLEN

LITERATURBERICHTE

BÜCHERBESPRECHUNGEN

ZEITSCHRIFTENSCHAU

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER
FÜR
KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS
HERAUSGEGEBEN VON

OTTO AUHAGEN-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-BERLIN, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMIDT-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND VIII HEFT I
1932

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58

ZU PROFESSOR DR. FRIEDRICH BRAUNS 70. GEBURTSTAG.

Friedrich Braun hat seine Lehrtätigkeit an der Petersburger Universität als Lektor für deutsche Sprache und Privatdozent der romanisch-germanischen Philologie begonnen. 1900 erhielt er die Professur auf diesem Katheder. Vom besonderen Vertrauen seiner Kollegen getragen, hatte er wiederholt die im Universitätsleben dargebotenen Ehrenämter inne: als Sekretär und Dekan seiner Fakultät, als Prorektor der Hochschule. Gelegentlich einer Auslandskommandierung folgte er 1920 einer Einladung der Leipziger Universität, über germanische Altertümer zu lesen. Er blieb in Leipzig. Ein Ordinariat für Osteuropäische Geschichte krönt seit 1930 diesen zweiten akademischen Stufengang, während ihn — vor ihrer inneren Umordnung — schon längst die Akademie der Wissenschaften der SSSR zu ihrem korrespondierenden Mitglied ernannte.

Von seinen sprachwissenschaftlichen Studien ausgehend, widmete Braun seine ersten Arbeiten der Geschichte der Krim- und Weichselgoten. Dann beauftragte ihn die Petersburger Akademie mit dem Plan einer kritischen Ausgabe aller skandinavischen, auf Rußland und den Orient sich beziehenden Literaturdenkmäler. Auch die Runeninschriften wurden Gegenstand seiner wiederholten schwedischen Studienreisen. Krieg und Revolution sollten leider die Publikation der so eingehend vorbereiteten Forschungsergebnisse verhindern. Daß aber auch noch in Deutschland Brauns Vorliebe den Beziehungen der alten Rus mit den germanischen Stämmen galt, davon zeugen eine Menge Aufsätze und Schriften der späteren Zeit. Auch seine Herausgabe der Geschichte Rußlands von Ključevskij in deutscher Sprache ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Eine Schrift wie „Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen“ (Japhetitische Studien 1922) beweist zugleich, wie Braun den großen Fragenkomplexen immer vom Standpunkt und mit den Mitteln der Universalhistorie zu Leibe geht.

Dem Schreiber dieser Zeilen, der das Glück hatte, Friedrich Braun bereits 1910 kennenzulernen, erscheint er als ein beispielhafter Vertreter edelster und feinster Humanität, wie sie auf den Höhen

russischer Wissenschaft bis zuletzt zu Hause war. Der bedeutende Gelehrte wie der liebenswerte, gütige Mensch, der so bezaubernd aus „weiter Welt und breitem Leben“ von ehedem zu erzählen vermag, möge sich unsere Glückwünsche zum 2. August gefallen lassen. „Mit Willen und Bewußtsein“ haben Sie, hochverehrter Freund und Kollege, mit dem Älterwerden das für Sie in verstärktem Sinne verknüpfte „neue Rollenfach“ übernommen. Möchten Ihnen dereinst — in viel, viel späteren Jahren — auch die seligen Dämonen nicht fehlen, „die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen“. Karl Stählin.

I
ABHANDLUNGEN

ZUR SOZIALGESCHICHTE DER WESTSLAVEN.
Beobachtungen aus dem Mittelelbgebiet.
Friedrich Braun als Festgruß gewidmet

von

Rudolf Kötzschke.

Bei den Forschungen zur Sozialgeschichte westslavischer Bevölkerung nimmt das Gebiet an der mittleren Elbe eine wichtige Stellung ein. Schon früh tritt es in der geschichtlichen Überlieferung hervor, in einer Zeit, als für die weiter östlich wohnenden slavischen Völker noch kaum ein helleres Licht auf die sozialen Zustände fällt. Indes sehr bald brach hier die ganz auf die Grundlage des eigenen Volkstums gestellte Entwicklung ab; die seit König Heinrich I., Otto dem Großen und seinen Nachfolgern aus sächsischem Hause fest gegründete deutsche Herrschaft in den östlichen Marken des Deutschen Reiches wirkte auf die sozialen Zustände der seßhaft bleibenden slavischen Bevölkerung ein, so daß eine in sich abgestufte Mischung deutschen und slavischen Rechtes und Volksbrauches entstand. Bei solcher Lage kann in vorsichtiger Beweisführung sehr wohl ein Schluß auf Eigentümlichkeiten der slavischen Sozialverfassung gezogen werden, freilich stets nur in sorgfältigem Bemühen, jüngeren deutschen Einfluß und ursprünglich Slavisches auseinanderzuhalten.

Nicht selten hat bisher die „deutsche Slavistik" sich diesen Forschungsaufgaben zugewandt und aus den Quellen der älteren, mittelbar auch einer jüngeren Zeit Aufschlüsse zu gewinnen versucht und auch vermocht. Indes mancherlei inzwischen von der Wissenschaft getane Fortschritte lassen es als gerechtfertigt erscheinen, wenn hiermit erneut unternommen wird, zu den einschlägigen Fragen Stellung zu nehmen, zumal aus den Erfahrungen heraus, die eine auf Überschau der späteren Jahrhunderte bis zur Gegenwart abzielende Beschäftigung mit der Siedlungsgeschichte mittelelbischer Lande an die Hand gibt[1]). Absichtlich beschränken sich die folgen-

---

[1]) Als Forschungsgrundlage dienen noch heute die Darlegungen bei E. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe (1896), bes. S. 19 ff., 94 ff., 173 ff., dazu H. Knothe, Die verschiedenen Klassen slavischer Höriger in den Wettinischen Landen (N. Arch. f. sächs. Gesch. IV, S. 1 ff., 1883), ferner ders., Die Stellung der Gutsuntertanen in der Oberlausitz (N. Laus. Mag. 61, S. 159 ff., 1885); dazu B. Guttmann, Die Germanisierung der Slaven in der Mark (Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch. IX, S. 39 ff., 94 ff., 113 ff., 1897). Vgl. Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen (1895), II 419 ff. Auch J. Peisker

den Ausführungen auf einen kleinen Ausschnitt aus der Geschichte westslavischer Bevölkerung; denn nur auf engerem Raume vermag quellenmäßige Forschung zu arbeiten. Indes die Tragweite solch landesgeschichtlicher Untersuchung geht, wie erhofft werden darf, darüber hinaus: sie ist als ein Beitrag zur vergleichenden Sozialgeschichte der slavischen Völker und ihrer Berührung mit deutscher Kultur gedacht[2]).

---

ging knapp auf die meißnischen Verhältnisse ein (Vj. f. Soz. u. Wirtschaftsgesch. III S. 320 ff., Beziehungen der Slaven zu Turkotataren u. Germanen). Wertvolle Beiträge sind in der landes- und ortsgeschichtlichen Forschung geboten worden. Hervorgehoben seien als sozialgeschichtlich wichtig: H. Leo, Untersuchungen zur Besiedelungs- und Wirtschaftsgeschichte des thüringischen Osterlandes (Leipz. Studien z. Gesch. VI 3; 1900). C. Dame, Die Entwicklung des ländlichen Wirtschaftslebens in der Dresden—Meißner Elbtalgegend (Bibl. d. sächs. Gesch. III, 1. 1911). O. Trautmann, Zur Geschichte der Besiedelung der Dresdner Gegend (Mitt. d. Ver. f. Gesch. Dresdens XXII. 1912). — G. Reischel, Die Wüstungen der Provinz Sachsen u. des Freistaats Anhalt (Sachsen u. Anhalt II 223 ff.) W. Gley, Die Besiedelung der Mittelmark von der slavischen Einwanderung bis 1624 (Forsch. z. Gesch. d. Deutschtums, H. 1. 1926). W. Frenzel, Vorgeschichte der Lausitzen (Die Lausitzer Wenden, Heft 1, 1932); Rud. Lehmann, Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz bis 1815 im Rahmen der Landesgeschichte (ebd. Heft 2, 1930); eine entsprechende Schrift von W. Uhlemann für die Oberlausitz ist in Vorbereitung. Im Zusammenhang kirchen- und rechtsgeschichtlicher Untersuchungen ist Heinr. Fel. Schmid mit reichem Quellenmaterial auf die sozialen Zustände bei den Westslaven eingegangen: Das Recht der Gründung und die Ausstattung von Kirchen im kolonialen Teile der Magdeburger Kirchenprovinz während des Mittelalters (Z. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch. Band XLIV. Kan. Abt. XIII, S. 28 ff., 84 ff., 114 ff., 1924) und ders., Die Pfarrorganisation im Sorbenland vor der deutschen Kolonisation und in Böhmen und Mähren (Z. d. Sav.-Stiftg. XLVI, Kan. Abt. XV, S. 1 ff., 1926), dazu G. Rathgen, Untersuchungen über die eigenkirchenrechtlichen Elemente der Kloster- und Stiftsvogtei (ebd. XLVIII, S. 83 ff., 112 ff.). Die sozialgeschichtlichen Fragen berühren auch H. F. Schmids Beiträge zur Sprach- und Rechtsgeschichte der früheren slavischen Bevölkerung des heutigen nordöstlichen Deutschland (Z. f. slav. Philol. VII 109 ff.). — An zwei Stellen habe ich selbst die einschlägigen Fragen behandelt, freilich nur in knappster Weise ohne ausführlichere quellenmäßige Begründung: Die deutschen Marken im Sorbenland, (Festschr. f. G. Seeliger, S. 95 ff., 1920, auch SA.); sowie: Die Anfänge der Markgrafschaft Meißen (Meißnisch-sächs. Forschungen, S. 38 ff.; 1929). Vgl. auch: Die Quellen der slavischen Namenforschung (Z. f. slav. Philol. III 438 ff.). — Inzwischen hat mir namentlich die Vorbereitung des „Sächsischen Flurkartenatlas" wiederholt Anlaß gegeben, mich mit der Siedlung und den sozialen Zuständen slavischer Bevölkerung im Mittelelbgebiet und ihrem Wandel unter den Einwirkungen der deutschen Kultur zu beschäftigen, in Studien zur geschichtlichen Landes- und Ortskunde eines räumlich enger begrenzten Gebietes, dessen Überlieferung an Flurkarten ungewöhnlich günstig ist.

[2]) Die lebhaft aufgenommenen Untersuchungen polnischer und čechischer, auch russischer Gelehrten befassen sich meist mit den ringsum liegenden Landen. In eine Auseinandersetzung mit den vorgetragenen Ansichten kann hier unmittelbar nicht eingetreten werden. Vgl. H. F. Schmid, Die deutsche Altertumskunde und die Erforschung der Germanisation des deutschen Nordostens (Z. f. slav. Philol. I 396 ff., II 134 ff.); ders., Die sozialgeschichtliche Erforschung der mittelalterlichen deutschrechtlichen Siedlung auf polnischem Boden. (Vj. f. Soz. und Wirtschaftsgesch. XX, 301 ff. 1927.)

I.

Mit wenig Worten seien vorerst die Vorgänge der sorbischen Landnahme und der Wiedergewinnung des Mittelelbgebietes für die Deutschen umrissen, um auf die aus der geschichtlichen Abfolge der Ereignisse hervorgegangene Bildung von Hauptzonen volklichen Einflusses hinzuweisen, die zum Verständnis von mancherlei Unterschieden der sozialen Verfassung nicht ohne Belang sind[3]). Das früheste Auftreten der Sorben östlich der Saale ist bisher etwa in der Zeitspanne um das Jahr 600 angenommen worden, nicht mit Unrecht insofern, als der Einbruch wendischer Scharen in die thüringische Grenzmark des großfränkischen Reiches 632 klar bekundet ist. Indes ob damals schon die Sorben nördlich des Erzgebirges unter einem Fürsten breithin seßhaft waren, darf nach Ermittlungen der jüngsten archäologischen Forschung nicht mehr als gesichert gelten[4]). Eine slavische Zuwanderung um jene Zeit wird nicht ganz gefehlt haben. Aber der Mangel an altslavischer Keramik in bisherigen Funden legt den Schluß nahe, daß eine slavische Besiedlung jedenfalls nur ganz dünn gewesen sein kann. Dies Ergebnis stimmt recht wohl zu Nachrichten geschichtlicher Quellen, die damit am besten verständlich werden: zumal das Festhalten alten fränkisch-thüringischen Rechtsanspruchs auf das ostsaalische Land, wie auch das Fortleben mancher Landschafts- und Flußnamen. Auch dies erklärt sich bei solcher Annahme gut, daß die Sorben bei ihrer dauernden Niederlassung und Ausbreitung schon in entwickelteren Kulturzuständen lebten. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts waren nun freilich die Wenden an der Saale schon so stark, daß sie in den Kampf der Franken gegen die Sachsen um die Hochseeburg (zwischen den Mansfeldischen Seen) einzugreifen vermochten. Wendische Siedlungen entstanden im Laufe der Zeit auch weiter nach Westen zu, auf Staatsboden des fränkischen, später deutschen Reiches[5]).

Bereits im 9. Jahrhundert lebte die einst schon bestehende Mark an der Saale wieder auf; jenseit des Flusses wurde das Land tributpflichtiger Sorben unter Aufsicht gehalten, östlich von Thüringen, wie auch östlich der sächsischen Grenzgaue des Harzvorlandes. Besonders die Landstriche zwischen der unteren Saale und Mulde wurden schon früh von Ostsachsen aus unter festere Botmäßigkeit gebracht. Wohl drangen fränkische Heerscharen damals bisweilen zur Elbe vor. Aber erst König Heinrich I. schuf nach dem harten Kampf um die Feste Gana im Dalaminzierland (929) den starken

---

[3]) Überblick s. R. Kötzschke, Meißnisch-sächsische Forschungen (1929), S. 28 ff., nebst Hinweis auf die wichtigsten Quellen.

[4]) W. Frenzel, Vorgeschichte der Lausitzen, S. 11 ff., S. 21 Anm., S. 54, 105 ff., 127 ff. W. Radig, Der Burgberg Meißen und der Slavengau Daleminzien (1929) S. 37 f. — Vgl. E. Schwarz, Die Frage der slavischen Landnahmezeit in Ostgermanien (Mitt. d. Öst. Inst. f. Gesch. XLIII, 219 ff.).

[5]) M. Wähler, Die einstigen slavischen Nebensiedlungen in Thüringen (Festschr. f. Dobenecker 1929, S. 17 ff.).

Stützpunkt deutscher Herrschaft Meißen, von wo aus auch die benachbarten Milzener zur Tributpflicht angehalten wurden. Unter Otto dem Großen war das Bestehen der Markenverfassung von der Saale ostwärts über die Elbe hinaus gesichert. Die Bewohner der Niederlausitz wurden von Markgraf Gero 963 unterworfen; die strengere Abhängigkeit der Milzener stellte Markgraf Ekkehard von Meißen her (um 1000). Es ist also ein allmählich fortschreitendes Vordringen deutschen Einflusses von der Saale aus ostwärts zu beobachten. Wenn nun auch die Einführung von mancherlei Einrichtungen der Landesverwaltung diesen zeitlichen Unterschied vielfach ausglich, so bildete sich nach der Stärke der westlichen Kulturwirkungen eine gewisse Gliederung, man könnte sagen Staffelung nach Zonen durch, in denen Besonderheiten des Rechtes und der Verfassung haften blieben. Die Gebiete des thüringischen Osterlandes und der alten sächsischen Ostmark, die Mark Meißen nebst der Elbtallandschaft um das später aufblühende Dresden, die Niederlausitz und das Land um Budissin bewahrten sich eine gewisse Eigenständigkeit.

Einer Schilderung des sozialen Aufbaues mögen einige Bemerkungen über die slavischen Völkerschaften des Mittelelbgebietes sowie über die Gliederung der von ihnen bewohnten Räume — etwa von der Elbpforte bei Pirna bis zur Saalemündung und gegen Magdeburg hin — vorausgeschickt sein, nicht nur um einen Rahmen für ein anschauliches Verständnis zu schaffen, mehr noch, weil ein innerer Zusammenhang zwischen der Landesgliederung und den sozialen Zuständen besteht. In dem Verzeichnis des sog. Bayrischen Geographen, dessen Ursprung im Kloster St. Emmeram in Regensburg vermutet wird, werden uns die wichtigsten genannt[6]: die Sorben in einem engeren Sinne dieses Namens mit ihren Teilstämmen — in der fränkischen Annalistik finden sich die „Coledici" östlich der unteren Saale zur Mulde hin, sowie die „Siusli" erwähnt —, weiter südöstlich die Dalaminzier an der Elbe, angrenzend im Osten die Lusizi (in der Niederlausitz) sowie die Milzener (um Budissin), vermutlich neben den Besunzani (bei Görlitz)[7]. Vom Havelland her reichen an den Lauf der mittleren Elbe die Liutizen heran. Im Gebiete einer jeden Völkerschaft lag eine Anzahl befestigter Plätze (civitates), zu denen jeweils Gruppen der Wohnbevölkerung gehörten; einmal wird eine Hauptburg (urbs) genannt: Kesigesburch, nebst kleineren Befestigungsanlagen (castella)[8]. Insgesamt werden jenen Sorben 50 Burgen, den Dalaminziern 14, den Milzenern und Bewohnern der Lausitz

---

[6]) Faks. bei Th. Schiemann, Rußland, Polen u. Livland (1886), S. 28 f. — Textabdruck: St. Zakrzewski, Opis grodów i terytoryów... t. z. Geograf Bawarski (Arch. naukowe I, IX, 1, Lemberg 1917). Vgl. Eug. Kucharski, Zapiska Karolińska zwana niewłaściwie „Geografem bawarskim" (Sprawozd. Towarz. Nauk. we Lwowie, V 1925, 81 ff.).

[7]) R. Jecht, Der Gau Besunzane ... (N. Laus. Mag. 97, S. 188 ff.).

[8]) Ann. Bert. p. 22: z. J. 839.

je 30 zugeschrieben; mit überraschender Genauigkeit hat jüngst die archäologische Forschung die Verläßlichkeit dieser Angaben bestätigt[9]). Daß jene Burgplätze von den Siedlern ringsum in Notzeiten als Zufluchtsstätte aufgesucht wurden, liegt in der Natur ihrer Bestimmung und ist uns ausdrücklich bezeugt. Ebenso freilich vermochten sie der Beherrschung des Landes zu dienen, je nach Anordnung einer höheren Landesgewalt, aber auch zugunsten eines einzelnen Inhabers und Herrn einer solchen Burg; die jüngsten Ergebnisse planvoller Ausgrabung lassen dies als sehr wohl möglich erscheinen.

Unter der deutschen Herrschaft bestanden Bezirke größeren und kleineren Umfangs, wenn auch nicht ohne Wandel, fort[10]). Die größeren bildeten den Rahmen der allgemeinen Landesverwaltung (in der lateinischen Urkundensprache provincia, regio, auch pagus, einmal ausdrücklich terra sclavinica; die Bezeichnung Gau begegnet in den alten Quellen sowie in der Namengebung nicht, erst die neuere historisch-geographische Forschung hat diesen auf deutschem Boden geläufigen Ausdruck auch auf das Gebiet der Marken angewendet). In den Namen dieser Landschaften leben einzelne alte Stammesbezeichnungen fort: Dalaminzien (bei den Slaven selbst „Glomuzi“ genannt), Milsca (das Land um Bautzen), Lusiza. Einige Namen sind nach Gewässern, nach der Lage in der Niederung u. a. gewählt: Plisni, Nisani. Hier und da treten Benennungen auf, die in pluralischer Form aus Personennamen gebildet sind: Nizizi an der Elbe (von der Mündung der schwarzen Elster aufwärts bis gegen Torgau), wahrscheinlich auch Chutizi (östlich der Saale bei Merseburg gegen die Mulde hin und darüber hinaus bis Leisnig). Eine geschichtlich lehrreiche Bezeichnung ist Mezumroka, als das „Land zwischen den Marken“[11]), womit die alte sächsische Ostmark und die Lausitz gemeint sein müssen. Die kleinen Bezirke (Kleingaue) lehnten sich an eine Burg an (pagus, territorium; auch Burgward). Am Burgort pflegte die Kirche für

---

[9]) W. Radig, Slavengau, Daleminzien S. 43 ff. nebst Karte; W. Frenzel, Vorgeschichte S. 127 ff. Ausgrabung von Köllmichen bei Grimma: G. Bierbaum, Köllmichen, ein Beitrag z. Festungsbau der Slaven (Tagungsber. d. Dtsch. Anthrop. Ges. Köln 1927); ders., Prähist. Z. XIX 392 f.

[10]) Die Nachweise ergeben sich aus den Urkunden, bes. der Kaiser und Könige: s. Mon. Germ. Dipl. I—V (Zeiten König Heinrichs I. bis auf Kaiser Heinrich III.); dazu die Urkundenbücher des Hochstifts Merseburg I (Hrsg. von P. Kehr), desgl. Naumburg I (F. Rosenfeld) und Meißen (Gersdorf; Cod. dipl. Sax. reg. II 1—3); ferner Cod. dipl. Anh. I ff. (v. Heinemann). — Vgl. B. Knüll, Die Burgwarde (1895) u. Er. Riehme, Markgraf, Burggraf u. Hochstift Meißen (Lpz. Diss. 1907), S. 2 ff. [Mitt. d. Ver. f. Gesch. Meißens, VII 1909]. — H. F. Schmid, Die Burgbezirksverfassung bei den slavischen Völkern. (Jahrbb. f. Kultur u. Geschichte der Slaven II S. 100 ff.).

[11]) Nach A. Brückners Erklärung; Urk. s. Dipl. Otto II. nr. 195 (979/981). Vgl. E. Schwarz, Zur Chronologie der slavischen Liquidenumstellung in den deutsch-slavischen Berührungsgebieten (Z. f. slav. Philol. IV 361 ff.).

den Burgbezirk gebaut zu werden (als Wehrkirche, slav. kostel)[12]. Daher ist es beachtenswert, daß in der jüngeren obersorbischen Sprache das Kirchspiel „wosada“ heißt, womit nicht die Pfarreizugehörigkeit, vielmehr das Siedeln ringsum ausgedrückt wird: im Burgbezirk und Kirchspiel war ein Siedelverband zusammengeschlossen. Lehrreich sind die Benennungen dieser Bezirke. Oft werden sie nach den befestigten Plätzen bezeichnet, bisweilen einfach durch ein Wort für die Befestigung selbst (grod, groba, ozzec), oder auch nach einem Fluß, nach Merkmalen des Geländes u. dgl., wobei im westlichsten Bereich auch Namen deutschen Ursprungs auftreten. Häufig zeigt sich aber auch hierbei jene pluralische (patronymische) Form der Namengebung, wobei es auffällt, daß gleichgebildete Namen nicht selten mehrfach wiederkehren: Nizizi, Neletici, Nudzici, Quezici, Zitice u. a., Namen, die ganz entsprechend auch bei einzelnen Wohnplätzen begegnen[13]. In diesen Namen kommt eine enge Zugehörigkeit zu einer Person deutlich zum Ausdruck: ob sie nach einem an der Spitze des Geschlechtes oder der Sippe stehenden Haupte oder nach einem Führenden in gehobener sozialer Stellung gegeben sind, läßt sich aus rein sprachlicher Beobachtung nicht entscheiden. Indes während die gleichgebildeten Ortschaftsnamen ebensowohl als Benennung einer zusammen siedelnden Verwandtschaftsgruppe wie als „Leute eines Herrn von Haus und Hof“ aufgefaßt werden können, ist bei jenen Kleingaunamen die Deutung auf Zugehörigkeit zu einem fürstherrschaftlichen Verband minder wahrscheinlich; die patronymische Erklärung aus gentilizischer Verfassung leuchtet am meisten ein. Damit stehen wir an der Schwelle der sozialgeschichtlichen Untersuchung selbst[14].

II.

Nur in undeutlichen Umrissen erscheint das Bild der gesellschaftlichen Zustände bei den mittelelbischen Slaven während der Zeiten ihrer politischen Unabhängigkeit. In den Berichten über die harten Grenzkämpfe, welche sie wider das großfränkische, später das ostfränkische Reich ausfochten, wird mehrfach der Führenden

---

[12]) H. F. Schmid, Zur Geschichte der Bedeutungsentwicklung westslavischer Lehnwörter (Streitberg-Festgabe 1924, S. 326 ff.): „castellum < kostel“.

[13]) Einzelnachweise in den Urkundenwerken; s. oben Anm. 10. — Zur Namenforschung vgl. die kritische Berichterstattung von H. F. Schmid, Die sozialgeschichtliche Auswertung der westslavischen Ortsnamen.. (Deutsche Siedlungsforschungen S. 161 ff.; 1927). — E. Mucke, Sorbische Ortsnamen der Wurzener Pflege (Mitt. d. Wurzener Geschichtsvereins I 35 ff.); ders., Die wendischen Ortsnamen der Niederlausitz (Nied. Laus. Mitt. XVII 61 ff.); ders., (A. Muka), Serbskie městnostne mjena a jich woznam (Slavia Occ. III/IV, 146 ff., V, 1 ff.) und župy a stróžišća .. (čas. Mać. Serbsk. LXXVIII, 64 ff.).

[14]) Über die slavischen Wörter zur Bezeichnung der sozialen Gruppen vgl. T. Lehr — Spławiński, Gramatyka połabska (1929); A. Brückner, Słownik etymologiczny języka polskiego (1926 f.).

gedacht. Deutlich erhellt, daß Kleinkönige oder Fürsten (dux, rex), auch in einer Mehrzahl (primores) an der Spitze der Völkerschaften standen; genannt werden[15]: (Dervanus), Semela, Miliduoch (Melito), Tunglo, Zistibor; bei den Kolediziern wird einmal erzählt, daß nach dem Tode ihres Königs Cimusclus ein anderer durch Wahl erhoben worden ist. Über das rechtliche Verhältnis dieser Fürsten zur Stammesbevölkerung, ob sie über ein staatliches Gemeinwesen herrschten oder nur persönliche Geltung ihnen zukam, überhaupt über die sozialen Zustände verlautet nichts Näheres. Die in den Kämpfen erprobte Möglichkeit, durch Vernichtung der Ernte die Slaven zur Unterwerfung zu bringen, zeigt, daß bei ihnen der Feldanbau eine gewisse Bedeutung in der Wirtschaft gehabt hat. Wenn sogar einmal die Dalaminzier nach einer Hungersnot ihr Land verließen und zum Dienst bei Nachbarstämmen gingen, so verrät uns auch dieser Vorgang die Wichtigkeit, freilich auch die Dürftigkeit des Ernteertrags. Dazu waren Fischerei, Jagd und das Einsammeln der Waldbienenbeute nutzbare Zweige der Wirtschaft; auf den Honigzins, wohl auch auf die Lieferung von Pelzwerk, wurde bei der Erhebung von Abgaben besonderer Wert gelegt[16]. Auch das Handwerk (Töpferei) ward geübt; „Dienstsiedlungen" für Zwecke grundherrlicher Wirtschaftsweise sind bei den Sorben nicht bezeugt, auch nicht aus der Ortsnamengebung zu erschließen. Bedeutsam für das Verständnis der sozialen Schichtung würde das Heerwesen sein; doch ist nur weniges darüber zu erfahren. Die Bodenfunde zeigen, daß die Slaven zumeist nur in einfacher Bewaffnung in den Kampf zogen. Brünnen waren nicht unbekannt; vom Westen her wurde Handel damit nach den Slavenländern getrieben. Schwerlich jedoch war schon eine schwer bewaffnete Reiterei ausgebildet; so kann sie auch nicht auf die soziale Gliederung wesentlich bestimmend gewirkt haben.

Ein allmählich deutlicher werdendes Bild der sozialen Zustände erhalten wir aus den Zeiten nach der deutschen Landnahme[17]. Die oberste Landesgewalt lag jetzt in den Händen der Deutschen: der Markgrafen, später der Burggrafen und anderer vornehmer deutscher Herren. Die Stammesfürsten der Slaven waren in den Kämpfen zugrunde gegangen oder hatten ihre herrschaftliche Stellung verloren. Immerhin konnte es geschehen, daß einzelne der

---

[15]) Chron. Fred. (SS. rer. Merov. II 155, 158 f.) z. J. 632. — Chron. Moiss. (SS. rer. Germ. I; s. auch II 258) z. J. 805/6. — Ann. regni Franc. (SS. rer. Germ. in usum schol.) z. J. 806, 826. — Ann. Fuld. (ebd.) z. J. 857 u. 859. — Ann. Bert. (ebd.) z. J. 839.

[16]) Verleihungen Ottos d. Gr. für das Moritzstift in Magdeburg; s. auch Dipl. Otto I. nr. 406 für den ganzen Bereich des Stiftes Meißen (971).

[17]) Aus der Überlieferung an erzählenden Quellen (Widukind, Thietmar) und Urkunden, deren Gehalt erneut durchgeprüft worden ist, können im folgenden nur die wichtigsten Stellen als Belege angeführt werden; im übrigen ist auf die Veröffentlichungen selbst zu verweisen. Auf philologische Untersuchung der Namen und Wörter, so notwendig sie ist (Rekonstruktion alter Formen), muß hier verzichtet werden.

altsorbischen Oberen in ihrem Besitz belassen wurden. War doch ein Übergang des Landes an die Deutschen sehr wohl in milderen Formen möglich, als dies bei den Dalaminziern nach Einnahme und Zerstörung der Volksburg Gana 929 geschah. So wird ein Slave Cuchavicus senior in Zwenkau an der Elster, der in Gunst bei Kaiser Otto dem Großen stand, in einem Bericht über Verbleib der Beute aus der Lechfeldschlacht erwähnt[18]). Länger freilich kann sich eine herrschaftliche Stellung dort nicht erhalten haben; denn schon 974 wurde der feste Platz nebst seinem Zubehör ringsum dem Bistum Merseburg kraft kaiserlicher Schenkung überlassen[19]).

Auch in der Folge fehlt es an Spuren nicht, daß es in der sozialgehobenen Schicht im Lande Abkömmlinge slavischer Geschlechter gab. Ausdrücklich bezeugt ist dies freilich nur ausnahmsweise; meist bleibt nur die Möglichkeit, aus slavischen Namen auf die Herkunft zu schließen, und solche Namen sind kein verläßliches Zeugnis slavischer Nationalität. Immerhin treten sie im 11. und 12. Jahrhundert noch in einer Weise auf, daß nicht nur eine Neigung bei den Deutschen zu solch fremder Namengebung sie zu erklären vermag.

Klar bezeugt ist in den Zeiten König Heinrichs IV. sowie des Bischofs Benno von Meißen ein freier Mann slavischer Nation, Bor, dessen Söhne freilich schon deutsche Namen trugen[20]). Wichtig ist es hierbei hervorzuheben, daß Bor freies Grundeigentum innehatte, ja daß er über mehrere Dörfer gebot; konnte er doch deren fünf an das Hochstift Meißen übereignen, wofür er auf Lebenszeit fünf andere zur Nutznießung (nach Art einer precaria oblata) empfing. Nicht als einfacher Freier saß also Bor auf einem Hofe oder Gute; er war Grundherr und vermochte über Streugrundbesitz zu verfügen. Dies Beispiel gilt nun freilich nur für die Landschaft Nisan und im Osten angrenzende Burgwarde. Ob dergleichen im 11./12. Jahrhundert noch häufiger in der Mark Meißen möglich war, geht aus der Überlieferung nicht hervor. Eine ganz einzigartige Ausnahme mag es nicht gewesen sein; indes wesentlich wird

---

[18]) Thietmar, Chron. II 38. Das Wort „senior" wird bei Thietmar, wo es nicht das Alter anzeigt, zur Kennzeichnung der Herrenstellung gebraucht.

[19]) Dipl. Otto II. nr. 89, 974 Aug. 30; s. auch Urk.-B. d. Hochstifts Merseburg I nr. 11.

[20]) Cod. dipl. Sax. reg. II, 1 (Hochstift Meißen) nr. 32 u. 47; s. auch Cod. Sax. I, 1 nr. 142 u. Einleitung S. 91 Anm. 44. [Faks. N. Laus. Mag. XXX Taf. 5.] Vgl. dazu Jahrbücher d. dtsch. Reiches unter Heinrich IV., bearb. von G. Meyer von Knonau, I 532 Anm. 72 und II 86 Anm. 83. — Die vorliegenden aus Urkundenform und Besitzstandsvermerk gemischten Aufzeichnungen, nach der Schrift erst dem 12. Jh. angehörig, mit unrichtigen Angaben über die fürstlichen Zeugen, erweisen sich als unecht. Indes freie Erfindung kann der Inhalt nicht sein; ohne Zweifel liegt ein tatsächlicher Vorgang zugrunde, worüber wahrscheinlich Traditionsnachrichten vorhanden waren. Für die Geschichte des Zuständlichen ist eine Verwertung möglich, wenigstens insofern darin etwas Typisches der gesellschaftlichen Ordnung damaliger Zeit zum Ausdruck kommt, womit die Rechtsansprüche des Hochstiftes Meißen nicht im Widerspruch stehen konnten.

man sich die Besitzverhältnisse in jener Zeit nicht so vorstellen können, daß sich die kleinen Dörfer im Lande weithin im Eigentum slavischer Großgrundherren befanden.

Häufiger konnte es geschehen, daß Lehengüter in slavische Hand kamen. Schon bei den ersten Verleihungen von Grundbesitz durch deutsche Könige an Mannen von Rittersart erscheinen zunächst neben Deutschen auch Träger mit slavischen Namen: Dirsico (1028), Zuliso und Szwizla (1031), Sememizl (1040) und Moic (1041)[21]. Wenig später ist eine königliche Landschenkung an einen Kriegsmann des Markgrafen von Meißen bezeugt (Jarmir 1045)[22]. Unter den ritterlichen Mannen des Markgrafen Ekbert von Meißen finden sich Träger slavischer Namen in nicht ganz geringer Zahl; eine Aufzeichnung urkundlicher Art, in der uns Zeugen genannt werden (für die Zeit um 1070), führt nicht wenige an, während die Namen aller Geistlichen deutsch sind[23]. Noch in der Stauferzeit, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, treten slavisch benannte Burgmannen von Meißen auf, sogar der Vogt Pribizlav[24], ein Umstand, der um so bemerkenswerter ist, weil damals den Burgmannen der Hauptburg schon Grundbesitz in der weiteren Umgebung zugewiesen war. An westlicher gelegenen großen Burgen (Rochlitz, Groitzsch) war dies nicht der Fall. Es wäre irrtümlich, bei einem jeden einzelnen Träger solchen Rufnamens auf slavische Abkunft zu schließen. Daß die Bezeichnung eines Geschlechtes nach slavischen Ortsnamen nicht slavische Abstammung verrät, vielmehr nur die Lage des Herrensitzes und Stammesgutes bekundet, ist selbstverständlich. Der Kern des Landesadels war sicher deutschen Ursprungs. Klar erweist sich dies namentlich bei den Edelfreien, die zahlreicher in den westlichen Gegenden, öfters an altem Burgsitz, saßen; Ostwanderungen solcher Herrengeschlechter sind mehrfach nachweisbar[25]. Aus deutsch-mutterländischen Gegenden ent-

---

[21]) Dipl. Konr. II. nr. 122; 161; 174. Dipl. Heinr. III nr. 60; 91. Urk.-B. des Hochstifts Naumburg I nr. 40.

[22]) Dipl. Heinr. III nr. 146.

[23]) Aufzeichnung über den Gütervertrag der Meißener Kirche mit Bor u. seinen Erben; s. oben Anm. 20. Die Anführung der Zeugen ist nicht verläßlich; indes bei den genannten Ritterlichen (milites) ist es ausgeschlossen, daß erst eine jüngere Fälschung des 12. Jahrhunderts ein solches Verzeichnis zusammengestellt habe. Fraglich könnte es sein, ob sich etwa unter den Genannten auch Mannen des anwesenden Herzogs von Böhmen befunden haben, da der Besitz zeitweilig unter böhmischer Herrschaft lag. Auffallend bleibt jedenfalls, daß die ersten, welche genannt werden, nur deutsche Namen führen; danach folgen slavische Namen.

[24]) Cod. dipl. Sax. II, 1, nr. 53 (Meißen, 1160); II, 4, nr. 2 (1161); 350 (1168, Naumburg). — Er. Riehme, a. a. O., S. 39 f. (199 f.).

[25]) Burgsitze, nach denen „nobiles et liberi“ genannt waren, sind Schkeuditz. Wethau, Teuchern, Horburg, Gröbitz, Leisnig, später auch Döbeln u. a. — Vordringen der Herren von Werben a. d. Saale nach Meißen, von Vesta (sdl. Keuschberg) nach Kamenz, von Rötha nach Dohna; Herren von Schönburg saßen an der Mulde und in der Oberlausitz u. a. m. Vgl. Elis. Lürßen, Ritterbürtige Geschlechter der Mark Meißen (1916).

stammten die Reichsministerialen. Mannen zu ritterlichem Dienste brachten die Mark- und Burggrafen aus ihren Stammlanden in Thüringen, Sachsen und Franken mit. Immerhin eine gewisse Beimischung slavischen Blutes ist unverkennbar, die Wenden waren nicht so unterdrückt, daß der Eintritt unter die „Ehrbarmannen" ihnen ganz verschlossen geblieben wäre.

Ist in dem Herrenstand, der so recht Träger deutscher Macht und Kultur war, ein gewisses Aufgehen sozial gehobener Elemente slavischer Abkunft zu bemerken, so wird sich gewiß in der breiteren Menge der Bevölkerung, die vorerst nach der deutschen Landnahme weithin slavisch blieb, in der sozialen Schichtung Überkommenes erhalten haben, gleichwie dies charakteristisch bei der am Boden haftenden Namengebung erwiesen ist. Prüfen wir zunächst die älteste urkundliche Überlieferung, wobei freilich die fest geprägte Art der Urkundensprache nach auswärtigem Vorbilde Schwierigkeiten verursacht. Bei den Vergabungen von Burgen und Dörfern wird das Zubehör formelhaft angegeben: Baulichkeiten, Nutzland, Wald und Weide, Gewässer, Wege, u. a. m.; auch die „mancipia" beiderlei Geschlechtes pflegten dabei übergeben zu werden. Darunter können zunächst Eigenbehörige verstanden werden, welche in einem engen Abhängigkeitsverhältnis zu dem Burgsitz und seinem Wirtschaftshof stehen. Aber darüber hinaus waren Insassen des Burgbezirks einbezogen; ist doch mehrfach von Familien die Rede, welche auf dem Lande ringsum in dörflichen Siedelplätzen wohnhaft gewesen sein müssen. Indes irrtümlich wäre es, ohne weiteres gleichmäßig an die gesamte Bevölkerung des Burgbezirkes jeweils zu denken; soziale Unterschiede können in ihr sehr wohl bestanden haben. Wertvoll zur Klärung dieser Frage ist die Urkunde Kaiser Ottos II. vom 30. August 974, worin dem Bistum Merseburg das feste Zwenkau mit Zubehör (in der Landschaft Chutizi) überwiesen wird[26]). Wenn dabei ein gewisser Nézan als Unfreier (servus) genannt wird, so ist natürlich nicht ein beliebiger Hofknecht gemeint; vielmehr war er im Wirtschafts- und Verwaltungsdienst beschäftigt und stand an der Spitze der Zugehörigen. Auch hier werden die Hörigen beiderlei Geschlechtes mit ihren Nutzländereien angeführt, mit dem Bemerken, daß sie künftig unter dem Schutze der Bischöfe der Merseburger Kirche dienen sollen. Dazu folgt eine Verleihung der Immunität, wobei den Amtsträgern der staatlichen Gerichtsbarkeit verboten wird, irgendwelche Zwangsgewalt ohne Vorwissen des Bischofs und des Kirchenvogtes auszuüben. Solche Aufhebung der staatlichen Gewalt soll sich nun künftig auf die freien Leute (liberi) innerhalb des Bezirks dieser Burg und ihres Zubehörs erstrecken: sie sollen nicht gezwungen werden zur Zahlung des Bannes (gemeint sein können nur Gerichtsgefälle), auch nicht zum Mauerbau an der Burg (Burgwerk) oder zu Leistungen für den Heereszug und zu

---

[26]) S. oben Anm. 19.

fiskalischen Abgaben. Damit ist ganz deutlich gesagt, daß die im Burgbezirk wohnende, zu all solchen Leistungen an sich verpflichtete Bevölkerung, also doch der wesentliche Teil der Ansässigen, nach freiem Recht lebte, gewiß nicht auf vollfreiem Grundeigentum, sondern etwa nach einem Rechte minderer Freiheit, welches die Ableistung staatlicher Dienstpflichten nicht ausschloß. Dieser Zustand, wie er vor dem Übergang Zwenkaus und seines Burgbezirks an Merseburg bestand, kann nicht ein Sonderfall gewesen sein; dies urkundliche Zeugnis — kurz nach dem Ausscheiden des letzten slavischen Herrn — bietet vielmehr ein Bild von allgemeiner Bedeutung: die Zwenkauer Urkunde von 974 ist eine carta magna in der Sozialgeschichte der sorbischen Lande.

Etwa seit der Mitte des 11. Jahrhunderts mehren sich die Zeugnisse, aus denen wir Aufschlüsse für die soziale Verfassung der slavischen Bevölkerung im Mittelelbgebiet gewinnen können, mit allmählich wachsender Deutlichkeit. Übersichtlich in ihrem ganzen Aufbau erscheint die soziale Gliederung zuerst in einer Urkunde der Markgrafen Otto und Konrad für das Stift auf dem Lauterberge (bei Halle) 1181, bei Ordnung der Rechte der Stiftsvogtei[27]); die Forschung hat daher gern von dieser Nachricht ihren Ausgang genommen. Fünf Gruppen ständischer Art werden angeführt, darunter drei, bei denen slavische Benennung deutlich ist: supani, withasii, zmurdi; bei den darauf folgenden Kirchenzinsigen und den Eigenleuten ist slavische Volkszugehörigkeit nicht unmittelbar ausgedrückt, indes sind auch diese keineswegs von vornherein aus der sozialen Gliederung der Slaven auszuschließen[27a]). Nur sehr selten liegen sonst Zeugnisse vor, wo einmal verschiedene Gruppen slavischer Bevölkerung nebeneinander genannt werden, sodaß ein Einblick in die soziale Gliederung möglich ist. Auf zwei Stellen sei hier sogleich hingewiesen. Ein Verzeichnis der Stiftspropstei Zeitz 1196[28]) läßt die Lage und Schichtung der mit Namen angeführten Dorfbewohner deutlich erkennen (Dorfvorsteher, seßhafte Bauern, Dienstpflichtige), freilich ohne die slavische Bezeichnung der Standesangabe. Lehrreich sind die Beschreibungen einzelner Dörfer aus jüngerer Zeit in dem Besitzstandsverzeichnis des Domkapitels zu Merseburg, das etwa um die Zeit von 1330, jedoch nach älteren Vorlagen niedergeschrieben worden ist[29]). Besonders bemerkenswert ist Kaja (östlich Merseburg), das schon durch eine

---

[27]) Cod. dipl. Sax. I, 1 nr. 446. — Zur Erklärung der Urkunde vgl. E. O. Schulze, Kolonisierung u. Germanisierung, S. 99 ff. u. jetzt G. Rathgen, a. a. O., S. 113 f.

[27a]) Eine ähnliche Aufreihung ständischer Gruppen, außer den Smurden allerdings nur mit deutscher Benennung, tritt etwas früher für das Gebiet westlich der Saale bei der Ordnung vogteilicher Rechte für das Kloster Kaltenborn (1122) auf: eldesten, knechte, zmurde, lazze, heyen (Urk.-B. d. Hochst. Halberstadt I nr. 152).

[28]) Urk.-B. d. Hochstifts Naumburg I nr. 391.

[29]) Urk.-B. d. Hochstifts Merseburg I, Anh. IV.: für Kaja S. 1060 f., 1068, vgl. S. 42 u. 353; † Kobeln (Teil von Spergau) S. 1063 f.; Boritz S. 1065.

Schenkung Kaiser Ottos des Großen an Merseburg kam und nach einer jüngeren Nachricht von 1277 im Gerichtsbezirk Eisdorf lag. In diesem Dorfe saß nämlich ein Senior, daneben ein Witsaz, der eine zinspflichtige Hufe innehatte; dazu gab es 16 Smurdenhufen, auf denen Zins- und Dienstpflicht ruhte, auch drei „daghewerhten“ mit je einer halben Hufe, überdies zinsbelastete Länderei eines durch Aufteilung an die Bauern vergebenen Allodiums, das früher ein amman (villicus) bearbeitet hatte. Hier ist wirklich einmal ein Beispiel nachweisbar, wobei die ganze soziale Gruppierung der einst slavischen Bevölkerung in allen Nachwirkungen faßbar wird [29a]). Es ist wohl kein Zufall, daß sich die in ländlicher Arbeit tätigen Hintersassen slavischer Herkunft stärker auf dem Boden kirchlicher Grundherrschaft erhalten haben, während die in enger Beziehung zur staatlichen Gewalt stehenden Gruppen auch später noch in Aufzeichnungen über mark- und burggräfliche Gerechtsame erscheinen. Indes verfolgen wir nun die einzelnen in der Überlieferung auftretenden Gruppen.

Eine kurze Bemerkung sei zunächst über die Eigenleute gemacht, obwohl sie mit slavischem Wort nie genannt werden. Ein Zeugnis liegt vor, daß um das Jahr 1000 Sklavenhandel in diesem Lande mit slavischer Bevölkerung, unweit von Prag, einem Hauptsitz solchen Handels, nicht unbekannt war [30]); freilich zugleich ersieht man daraus, daß er schon damals für schimpflich galt und bekämpft wurde. In der Folge ist nie mehr von solcher Sklaverei die Rede. Eigenleute gab es freilich, die mit ihrer Person der Herrengewalt untergeben waren, nicht nur gebunden durch Dienstzwang, sondern auch belastet mit leibherrlichen Abgaben mannigfaltiger Art. Ohne Zweifel trat eine Milderung solchen Rechtszustandes ein, ja günstigenfalls ein merklicher Aufstieg dank dem persönlichen Dienst bei dem Herrn.

Die erste Stelle unter der ländlichen, nach wendischem Rechte lebenden Bevölkerung nahmen die Supane ein: die Dorfältesten (seniores villarum, wie es in der Lauterberger Urkunde heißt), ebenso in jüngeren Urkunden für Dörfer bei Wettin 1276, für das Gericht Horburg (an der Luppe w. Leipzig) 1277, u. a. [31]); dem entspricht 1122 die einfache Bezeichnung „eldesten“. Später trat

---

[29a]) Ähnlich besagt eine Naumburger Urkunde von ? 1307 für den Bezirk Kisteritz und a. d. Wethau: eldeste ader suppan, witschacz ader zcmurt, muller ader gertener .. (s. Haltaus, Gloss. Germ. [1759] p. 1403 f.).

[30]) Thietmars Chron. VI 54 (Klage über Graf Gunzelin).

[31]) Urk.-B. d. Hochstifts Merseburg I nr. 420 (Wicin: c für t verschrieben oder verlesen); ebd. nr. 428. Vgl. ebd. nr. 166 (1219) u. 282 (1255). Beispiele für „seniores“ auf Besitz von Kloster (Schul-) Pforte. Urk.-B. I nr. [250], 345, 348 u. a., 406 (alterman). — Supan in Techwitz b. Zeitz: Schöttgen u. Kreysig, Dipl. II 448 (z. J. 1287); in Mertitz b. Lommatzsch (Cod. dipl. Sax. II, 2: 1360 Apr. 30). — In Frienstedt b. Erfurt stehen 1227 an der Spitze einer Gemeinschaft slavischer Bauern Personen, „que vulgariter in eadem villa aldermann appellantur“ (Urk.-B. d. Stadt Erfurt I nr. 98).

dafür gemäß der deutschen Sprachentwicklung die Form Saupen auf, was auch als Familienname begegnet; in volkstümlicher Ausdeutung wurde bisweilen das Wort als „Schöppen“ verstanden. Aber auch der Name Altermann — eine im östlichen Sachsen heimische Benennung (vgl. ags. „ealdorman“) — konnte dafür eintreten; in der Oberlausitz ist die wendische Bezeichnung „starosta“ (der Älteste) zu vergleichen.

Nach der mittelalterlichen Landesverfassung des mittelelbischen Gebietes übten die Supane ein bestimmtes Amt in staatlichem Auftrag aus. Vor allem hatten sie, wie schon die Lauterberger Urkunde ergibt, bestimmte Aufgaben gerichtlicher Art. Sie waren landdingpflichtig, mußten vor dem Landgericht erscheinen und was dort verhandelt und angeordnet wurde, ihren Leuten im Dorfe und Bezirk übermitteln; wird doch gelegentlich ein besonderes Slavending (placitum Slavorum) erwähnt. Ob sie Urteiler im Landgericht waren, ist nicht gesagt; indes da wendisches und deutsches Recht noch mancherlei Unterschiede aufwiesen (zumal im Familien- und Erbrecht), so ist es durchaus wahrscheinlich, daß sie um Urteil gefragt wurden. Auch werden sie Zeugnis abgelegt haben; denn nur der Wende zeugte vor Gericht über den Wenden, nicht der Sachse. Erscholl das Gerüft zum Verfolgen eines Verbrechers, dann wird der Supan die verfolgende Schar angeführt haben. Wurde im Dorfe Gericht gehalten, wie etwa auf Grundbesitz kirchlicher Immunitäten, so lag es dem Supan ob, dem dort erscheinenden Richter Herberge und Mahl zu gewähren. Auch bei dem Eintreiben der Gerichtsbußen traten sie in Tätigkeit. Dazu erfüllten sie Aufgaben der Abgabenverwaltung: sie sammelten die üblichen Lieferungen ein, besonders das Schüttkorn (sip, wozzop), ebenso auch außerordentliche Auflagen (precaria, Bede). War das Burgwerk zu leisten, so werden die Supane herangezogen worden sein, um die Arbeit zu überwachen oder zu leiten. Auch hatten sie je ein Pferd (Lehnpferd) zu halten und zum Dienst zu stellen. So versahen sie eine wichtige Amtstätigkeit. Als Entgelt war ihnen ein Amts- oder Dienstgut zugewiesen; es wird einmal mit deutschem Ausdruck als eldestenguet bezeichnet[32]). Bisweilen waren damit nachweislich die Rechte eines Kretschams verbunden[33]). Solche Amtsausstattung braucht nicht groß gewesen zu sein: in jüngerer Zeit finden sich Beispiele, daß ein dazu dienendes Gut eine Hufe, auch nur ½, betrug; indes läßt sich feststellen, daß der Inhaber daneben Eigen-

---

[32]) Cod. dipl. Sax. II, 1 nr. 267 (Baselitz b. Großenhain; 1285). Vgl. Lehnbuch Friedrichs d. Str. 1349/50, hrsg. von Lippert u. Beschorner XXI, 4 „2 mansos de officio dicto eldestum“ (im Amt Delitzsch), dsgl. XXIX, 79 (b. Neuenburg); v. Dreyhaupt, Saalkreis I, 759 (1349): „mansum senioratus officii, qui vulgariter dicitur eldesthove“, in Sylbitz w. vom Petersberg.

[33]) Soppen sw. Meißen; s. Amtserbbuch des Amtes Meißen v. J. 1547/8 (Haupt-StA. Dresden Loc. 37996) V 473 ff. — Über die „taberna“ in der Güterverwaltung vgl. Cod. dipl. Sax. II, 1 nr. 274 (z. J. 1286 für den alten Burg- und Urpfarreiort Brießnitz b. Dresden).

besitz hatte, so daß er nicht auf den Ertrag seines Amtsgutes angewiesen war. Allmählich war die Erblichkeit solcher Güter Brauch geworden, wie auch bei ähnlichen bäuerlichen Lehngütern.

Nicht unwichtig ist die Art der Verbreitung der Saupen; offenbaren sich doch dabei bemerkenswerte Unterschiede. In den westlicheren Gegenden nahe der Saale und an der Elster erscheinen die Saupen, wie schon oben gesagt, als Dorfälteste; es gab mehrere in einem Gerichtsbezirk, obschon es möglich war, daß einer mehr als ein Dörfchen unter sich hatte, zumal wenn von einem der kleineren Wohnplätze altslavischer Zeit andere ausgebaut worden waren. So war dies im Streubesitz des Lauterberger Stiftes der Fall; das Gleiche gilt für den Besitz der Propstei Zeitz. Auch in dem Besitzstandverzeichnis des Domkapitels von Merseburg erscheinen sehr regelmäßig Älteste an der Spitze je eines Dorfes. Anders war es in der Grafschaft, dem späteren Amte Rochlitz[34]). Hier saßen die Landsaupen in wenigen Ortschaften dicht beieinander: in Stöbenig (Runddorf) hatten sie die meisten bäuerlichen Gehöfte inne, in Noßwitz und Gröblitz u. a. wenigstens eine größere Zahl. Im Landgericht erfüllten sie hier ihre Pflichten, wie im 12. Jahrhundert, nunmehr als Schöppen auf der Landgerichtsbank. Dazu leisteten sie besonders auch Spanndienste für den Verkehr und hatten offenbar mit der Überwachung der Straßen zu tun. Ähnlich scheint ihre Lage in dem Amte Oschatz gewesen zu sein. Wieder etwas anders war es im Meißnischen um Lommatzsch bestellt[35]). Hier erhielt sich die Bezeichnung der Supane bis ins 14. und 15. Jahrhundert; ein jeder Supan stand einer Supanie vor, in welcher die ihm unterstellten Leute wohnhaft waren. Der Sitz des Supans pflegte neben dem namengebenden Hauptort eines ehemaligen Burgwardes zu liegen, wo auch die Urpfarreikirche errichtet war (Baderitz [Podogrodice] unterhalb des castellum Zschaitz ndl. Döbeln); allerdings deckten sich nicht Burgward und Supanie, vielmehr lagen zumeist zwei Supanien in einem Burgward frühmittelalterlicher Zeit. Bemerkt sei, daß der Wohnort des Supans sehr regelmäßig eine Namenbildung jener patronymischen Art, wovon oben die Rede gewesen ist, aufwies, während für den Burgplatz selbst ein anderer Name galt. Die zu einer Supanie gehörigen Orte lagen in unregelmäßig gestalteten Räumen, oft von langer schmaler Form, beieinander in auffallender ringförmiger Anordnung um die Landesmitte; doch kam auch Streulage in kleineren Gruppen vor. Als natürliche durch das Land bedingte Einheiten sind also die meißnischen Supanien nicht mehr zu erkennen. Ob dies Verbreitungsbild, wie wir es für spätmittelalterliche Zeit gewinnen, auf mannigfacher

---

[34]) Cl. Pfau, Die Saupen vom alten Rochlitzer Landgericht (Rochlitzer Tgbl. 1900).

[35]) Er. Riehme, a. a. O., Diss., S. 11 ff. (171 ff.); nebst Karte. — Text s. jetzt: Register der Einkünfte der Markgrafen von Meißen 1378, hrsg. von H. Beschorner (1932) S. 270 ff. u. 380 ff.

Zerstörung ursprünglicher Zusammenhänge beruht, ob vielleicht ältere siedlungsgeschichtliche Vorgänge auf seine Entstehung eingewirkt haben, ist bei dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens nicht zu entscheiden. Die Tätigkeit dieser meißnischen Supane (um Lommatzsch zwölf an Zahl) entspricht völlig der oben geschilderten: sie wirkten beim Landgericht des Burggrafen von Meißen mit und zogen die Gefälle für die markgräfliche Verwaltung ein. In der Oberlausitz wird nur gelegentlich ein Supan genannt (1225 bei Kamenz). — Fragt man nun, welcher Einrichtung die größere Altertümlichkeit zukommen mag, so wird man sich für die im Meißnischen zutage tretende Verfassung entscheiden müssen. In den Landstrichen näher der Saale drang rascher der deutsche Kultureinfluß durch; Dorfmarken wurden gebildet, die Ortsfluren gleichmäßiger aufgeteilt, kleinere Bezirke der Gerichtsstühle geschaffen. Um Meißen und Lommatzsch jedoch erhielten sich ältere Zustände im Gerichtswesen (Brauch der wendischen Sprache vor Gericht), auch in der Flurverfassung länger. Anfänglich werden also die Supane bei einer Burg ihren Sitz gehabt haben und von da aus ihre Gewalt im Supaniebezirk geübt haben. Erst später sank ihre Bedeutung; sie wurden Dorfälteste, sei es nun, daß die Amtsverrichtung selbst auf die Vorsteher in einzelne Dörfer überging, sei es, daß es vordem schon Älteste im Dorfe gab und nur die Bezeichnung absank.

So gibt eine Überschau über die Supane in den mittelelbischen Landen am ehesten der Vermutung Raum, daß sie schon in vordeutscher Zeit eine Stelle in der Burgbezirksverfassung einnahmen. Hält man sich dabei an den Ausdruck starosta, der Älteste, so wird man sie als Hüter der Burg für ihre Stammesgenossen in dem zur Burg gehörigen Siedelverband ansehen, wobei die Burg nicht nur Bergungsstätte, sondern auch Gelegenheit bot, sich bei Ausübung der auf gentilizischer Verfassung beruhenden Befugnisse auf sie zu stützen. Der Aufstieg zum Herrn der Burg war dabei leicht möglich. Hier liegt eine Aufgabe vor, zu deren Lösung die jetzt so lebhaft betriebene Burgwallforschung Wesentliches beizutragen haben wird: aus ihren Ergebnissen muß sich ja zeigen, ob es schon in so früher Zeit Burgplätze als Herrensitze gegeben hat.

Nächst dieser wenig zahlreichen Gruppe innerhalb der Bevölkerung slavischer Herkunft werden die „withasii“ (in equis servientes) genannt[36]). Später begegnet dafür die Form witsaz u. ä. Im Meißnischen werden sie in jüngerer Überlieferung in sprachlich folgerichtiger Weiterentwicklung Weizhessen genannt. Hingewiesen sei auf den Familiennamen Weidhaas. Eine deutsche Wiedergabe der Standesbezeichnung begegnet in alter Zeit nicht; schon früh wird dafür vermutlich Lehenmann gebraucht worden sein. Im Obersorbischen bedeutet nämlich das jetzt freilich veraltete „wićaz“ den Lehenmann, Lehnbauer; bisweilen begegnet bei Doppel-

[36]) S. oben Anm. 27.

sprachigen der Familienname Lehmann und Wićaz nebeneinander in gegenseitiger Vertretung[36a]).

Das wichtigste Merkmal der Withasen war ihre Dienstpflicht zu Roß, gewiß vornehmlich bei kriegerischem Aufgebot, aber verwertbar auch für Zwecke des Friedens. Schwer gerüstete Ritter waren sie nie; nur als leichter Bewaffnete leisteten sie ihren Dienst. Den Saupen darin gleich, waren auch sie gehalten, auf dem Landding zu erscheinen. Dort wirkten sie unmittelbar bei der Rechtspflege mit. Dazu verrichteten sie auch andere Obliegenheiten bei der Verwaltung.

Nur selten wird der Withasen in der geschichtlichen Überlieferung der Lande zwischen Saale und Elbe gedacht. Ein deutliches Bild gewinnen wir nur für Meißen und seine Umgebung. Hier liegt schon früh ein Zeugnis vor: die „wethenici", deren Bischof Thietmar mehrfach in seiner Chronik gedenkt[37]), sind jenen Withasen verglichen worden, gewiß mit Recht; beide Wortformen lassen sich als zusammengehörig aus der sprachlichen Entwicklung erklären[38]). Das Wort galt den Deutschen als ein slavisches; ganz unzweideutig wird dies von Thietmar gesagt. Bürger einer Stadt waren diese wethenici nicht[39]); selbst wenn man dem Burgplatz Meißen mit seinem Burgvorort schon um die Wende des 10./11. Jahrhunderts einen städtischen Charakter zusprechen will. Als satellites werden sie gekennzeichnet: als Gefolgsleute, die Waffendienste leisteten, aber den deutschen Kriegsmannen vollfreien Standes nachgeordnet. Wohnhaft waren sie zu Füßen der auf dem Burgfelsen erbauten Hauptburg, an der Elbseite in einer befestigten Anlage (suburbium, unter dem castellum superius) dem feindlichen Angriff am ehesten ausgesetzt, nicht eine ganz verläßliche Truppe zum Schutze der Oberburg. Erst sehr viel später treten sie in der geschichtlichen Überlieferung wieder hervor, nun mit der jüngeren Benennung „witsessen". Ein Zusammenhang ist offensichtlich; die vordem bei der Burg zusammengehaltenen dienenden Mannen waren freilich ausgesiedelt, angesetzt ringsum im engeren Meißener Burgbezirk. Angeführt werden sie in dem Bedeverzeichnis von 1334, ebenso später in dem Register der Einkünfte der Markgrafen von Meißen

---

[36a]) Schöttgen i. J. 1749 (bei Haltaus, Gloss. Germ. p. 2142) erklärt: wiczaß auch wuczaß heist in Lusatia inferiori ein freybauer, der von Steuern, Gaben und Hofediensten frey ist. wiczastwo heist ein Freygut ...

[37]) Thietmar, Chron. V 9; VI 55; VIII 23.

[38]) Zur philologisch-historischen Deutung s. E. Schwarz, Wiking — altslav. vitędz (Z. f. slav. Philol. II 104 ff.; ebd. V 394 ff. u. 407 [Vasmer]). — A. Brückner, Słownik etymologiczny, p. 614 („wiece"); s. auch Arch. f. slav. Philol. XLII, 134, Anm. 1. — H. F. Schmid, Die Meißner vethenici bei Thietmar von Merseburg (Z. f. slav. Philol. VII 116 ff.); nicht berücksichtigt ist hier das obersorbische „wićaz". — W. Lippert, Wendisches (N. Arch. f. sächs. Gesch. 48, S. 284 ff.). — Vergleichbar ist die Standesbezeichnung „witingi" bei den alten Preußen.

[39]) R. Holtzmann, Sachsen u. Anhalt VIII 119 ff. will „Cukesburgienses" nicht, wie bisher, als Erklärung Thietmars gelten lassen.

1378[40]). In nicht geringer Zahl sind sie für einzelne Orte vermerkt. Sehr charakteristisch ist, daß sie als Bauern (rustici) bezeichnet werden; dem Herrenstand gehörten sie nicht an. Ihre Aufgabe entsprach jener der Supane, in ihren Dörfern bei den ihnen unterstellten Leuten die den Markgrafen aus der Bede gebührenden Abgaben zu erheben und abzuliefern. Auch ihrer Gerichtspflicht hatten sie nach wie vor obzuliegen. In dem 1428 zwischen den Mark- und Burggrafen abgeschlossenen Vertrage wird der Pflichten der Weiczhessen zum Gerichtsdienst gedacht[41]). Wirklich läßt sich nachweisen, daß auf einigen Gütern in der Nähe Meißens, je zwei in sechs beieinander liegenden Dörfchen, gegen Ausgang des Mittelalters die Verpflichtung ruhte, Schöffen zum Abhalten des burggräflichen Gerichts in Meißen an der Schloßbrücke in den drei großen Dingen im Jahre zu stellen. Merkwürdig ist es nun, daß solche Witsessen im 14. Jahrhundert nicht nur im Altsiedlungsbereich um Meißen, also auf einst slavisch bewohntem Boden seßhaft waren, sondern auch im Bereich des großen Grenzwaldes nach Süden zu, also auf später gerodetem Boden, wo nur deutschbenannte Dörfer liegen, genannt werden. Herren in diesen Dörfern waren freilich andere; nur in einer den Schulzen vergleichbaren Stellung könnte man sich solche Witsessen dort denken, sie mögen um ihrer kriegerischen Leistung und Waffenausrüstung willen bei der dortigen Kolonisation von Urwaldboden verwendet worden sein. Ähnlich treten sie auf, wie anderwärts die „Lehmänner"[42]); vielleicht daß der im Volke gebräuchliche fremdsprachige Ausdruck wie ein Lehnwort zur Anwendung kam, auch wenn Deutsche in einem Dorfe auf Neuland eine Stellung ähnlich den Schulzen einnahmen.

In anderen Gegenden sind Nachweise für Withasen nur ganz selten zu erbringen. Auf Gütern der Abtei Korvei werden einmal im frühen 12. Jahrhundert slavische Kriegsleute (slavonici milites), die roßdienstpflichtig sind, erwähnt[43]); gewiß sind sie den Withasen vergleichbar. Daß diese auf Landdingen zwischen Saale und Mulde in der alten sächsischen Ostmark eine bekannte Erscheinung waren, sagt uns die Vogteiurkunde für Stift Lauterberg. Klar bezeugt ist ein Witsaz in dem schon oben erwähnten Kaja bei

---

[40]) S. 283 ff., 390 f. Vgl. Er. Riehme, a. a. O., S. 15 (175), 85 f. (245 f.).

[41]) Tr. Märcker, Das Burggraftum Meißen (1842), Urk.-Anh. nr. 140, S. 547 f. Hier werden überdies noch die zum Hofe des Burggrafen gehörigen „wusackungen" und „busackynnen" erwähnt, die offenbar aus slavischen Verhältnissen zu erklären sind.

[42]) So im Burgbezirk der alten Pfarrei Leubnitz b. Dresden; s. O. Trautmann, Besiedelung der Dresdener Gegend S. 60 ff. Andere Beispiele finden sich im Lehnbuch Friedrichs d. Str. 1349/50; s. (mansi) feodales u. a. Vgl. R. Lehmann, Gesch. d. Wendentums, S. 18 f.; F. Dorno, Der Fläming und die Herrschaft Wiesenburg (1914) S. 17, 37 ff.

[43]) N. Kindlinger, Münsterische Beiträge II S. 120; s. E. O. Schulze, a. a. O., S. 104, Anm. 2. Nicht etwa im Weserland waren solche slavische Roßdienstpflichtige wohnhaft; Kloster Korveis Besitz erstreckte sich bis an die Elbe (östlich des Harzes, auch in der Altmark).

Merseburg (um 1330), im Besitz einer zins- und dienstpflichtigen Hufe, doch mit geringeren Lasten grundherrlicher Art als die übrigen Bauern im Dorfe. Hingewiesen sei auf die Wutzschken bei Leipzig (in Kötschau und Großzschocher im 14. Jahrhundert), deren Bezeichnung sprachlich vielleicht hierher gestellt werden könnte (vgl. den Familiennamen Wütschke)[44]. Sie waren eine bäuerlich lebende etwas gehobene Bevölkerungsgruppe, wahrscheinlich nur gering an Zahl, und galten als zollfrei, ein Vorzug, der sich aus der Tätigkeit roßdienstpflichtiger Leute sehr wohl zu erklären vermag. Es wird gesagt, daß sie zum Zeichen dafür eine Schnur um den Hals trugen, ein Brauch, der daran erinnert, daß bei Slaven (in Polen) mit einem Schnurbündel das Heeresgebot bekanntgemacht wurde. Auch Ortschaften mit dem Namen Weitzschen können auf eine Siedlung solcher Weizhessen gedeutet werden. Andere Spuren werden sich entdecken lassen, wenn man dem Auftreten der Lehnmänner (feodales), zumal in der Nähe der Burgplätze und in den Grenzstrichen altbesiedelten Landes, nachgeht; nur wird dabei eine Scheidung von Deutschen, die mit kleinen Lehen ausgestattet waren, oft schwer zu treffen sein.

Überblickt man dieses sehr eigentümliche Verbreitungsbild, so leuchtet ein, daß es sich nur aus dem Einfluß deutscher Verfassung und Verwaltung erklärt; besonders deutlich ist dies bei Meißen, dessen Gründung erst nach der deutschen Landnahme 929 erfolgt ist. Aber eine ganz neue Einrichtung der deutschen Herren im Lande würde schwerlich eine slavische Benennung erfahren haben. So ist der Schluß unabweisbar, daß schon in altsorbischer Zeit „wethenici" vorhanden gewesen sind: als Gefolgsleute, wie sie noch in frühdeutscher Zeit, nun unter dem Befehl der deutschen Herren, erscheinen. Damit bekundet sich uns eine Zweischichtigkeit der Sozialverfassung dieser Westslaven. Werden die Ältesten (Supane) als ein Element gentilizischer Stammesordnung anzusprechen sein, so zeigt sich nunmehr, daß die Bildung von Gefolgschaften schon eine Rolle gespielt hat, gewiß nicht mannigfach verstreut über das Land hin, wohl aber im Dienste der Fürsten, die nach den Erzählungen fränkischer Annalen an der Spitze der Stämme und Völkerschaften standen.

Von den sozial hervorgehobenen Gruppen slavischer Bevölkerung wendet sich die Untersuchung nunmehr der breiteren Menge zu, um so den Unterbau der gesellschaftlichen Ordnung kennen zu lernen. Auszugehen ist dabei von den Smurden. Die schon angeführte Nachricht der Lauterberger Urkunde 1181, in welcher der tägliche Arbeitsdienst der Smurden als ihr charakteristisches Merkmal hervorgehoben wird, hat dazu Anlaß gegeben, in ihnen

---

[44]) G. v. Maurer, Geschichte der Fronhöfe, II 66; s. Haltaus, Glossarium german., p. 2140 ff. Die Wuczschken, wie man sie nach Sachsenrecht nennt, werden als Lassen bezeichnet; sie schulden dem Erbherrn das Besthaupt. — Sind sie etwa zu den Wusacken (s. oben Anm. 41) zu stellen?

auf dem Hofe dienende Leute, Hofknechte, zu sehen, den Tagwerkern vergleichbar; scheint doch die lateinische Wendung der Urkunde geradezu wie eine Wiedergabe jener deutschen Stammesbezeichnung, die auch in der Standeslehre des Sachsenspiegels wiederkehrt[45]). Indes dabei dürfte nicht das Richtige getroffen sein, wenigstens nicht, wenn man eine allgemeinere Kennzeichnung der sozialen Lage der Smurden beabsichtigt. Schon in der Urkunde selbst wird es ganz deutlich, daß sie als Liten verstanden werden; Liten sind aber nicht Hofknechte, sondern in der Regel auf einem von ihnen bewohnten und bebauten ländlichen Anwesen schollenpflichtige Familien. Auch war nach Ausweis der urkundlichen Nachricht die Beziehung der Smurden des Lauterberger Stifts zum Landgericht nicht völlig gelöst; wohl waren sie nicht landdingpflichtig, wurden darin vielmehr durch ihre Ältesten vertreten, aber beim Gerüft leisteten auch sie Folge und durften Zeugnis ablegen.

Es empfiehlt sich, die Erwähnung von Smurden in der geschichtlichen Folge zu untersuchen. Am frühesten tritt die Bezeichnung in einigen Naumburger Urkunden auf, um eine besondere Eigentümlichkeit der ständischen Bevölkerungsgliederung hervorzuheben[46]); teils geschieht dies für nahegelegene Ortschaften (1040 f.; 1066), teils für das Naumburger Besitzgebiet an der Elbe (1064 f.; um Gröba b. Riesa, Strehla und Boritz). Dabei ist es bisweilen nicht klar, ob die mancipia in des Wortes weiterer Bedeutung die Smurden mit einschließen. Aber schon in der ersten Urkunde (1040) werden sie deutlich von ihnen abgehoben, als eine Gruppe von besonderer Art: als coloni, also ganz klar als Ansässige, mag nun ihr Anwesen von echt bäuerlicher Art oder nur klein und beschränkt gewesen sein. Auch in der Folge bleibt es dabei. Besonders klar ist eine königliche Verleihung von zehn Smurden mit ihren Frauen und Kindern nebst ihrem Besitz im Burgward Treben in dem Dorfe Taucha bei Weißenfels (1041): gewiß sind die darin genannten zehn Königshufen nicht an die Smurdenfamilien ausgeteilt worden; vielmehr blieb offenbar ein größeres Gutsareal ausgesondert, aber ganz sicher erhielten sie selbst einen Anteil an Nutzland, jeweils ein bäuerliches Anwesen[46a]). Lehrreich ist etwa aus der gleichen Zeit eine Nachricht (1057) aus dem Lande Orla, wo eine Königin Richeza eine zu Saalfeld gehörige Herrschaft innehatte[47]). Die dort wohnhaften Smurden werden den Freien nahegestellt (smurdi vel liberi), auch den Jägern, und von Dienstpflichtigen (servientes) unterschieden, die danach

---

[45]) Sachsenspiegel, Landrecht III 44,3; 45,8.

[46]) Dipl. Heinr. III nr. 18 (1040), 60, 83 (1041), 112 (1043); Urk.-B. d. Hochst. Naumburg I nr. 42, 45 f., 49, 60 f., (danach in der Fälschung für Grimma u. Oschatz: nr. 62).

[46a]) A. Meitzen, Siedlungs- u. Agrarwesen, III, Anl. 133.

[47]) Th. Lacomblet, Urk.-B. für die Gesch. d. Niederrheins I nr. 192. Vgl. H. Leo, Besiedelungs- u. Wirtschaftsgeschichte d. thür. Osterlands, S. 59 ff., bes. 63 ff. G. Rathgen, a. a. O., S. 94 f., 115 f.

zum Rechte von Altarzinsigen an die Kölner Kirche aufgelassen worden sind. Erst später finden sich Angaben über den Besitzstand von Smurden. Wenn bei der Ausstattung der Kirche in Plauen i. V. 1122 von vier Smurden in dem benachbarten Dorfe Chrieschwitz die Rede ist, die eine zinspflichtige Hufe (mansus) bewohnen und bebauen[48]), so ist auch hier die besondere Siedelstätte und der Anbau von Land klar, der Besitz war freilich sehr klein und eng. In einem Vertrage zwischen dem Bistum Naumburg und dem Markgrafen Konrad 1144, worin die Vogteiabgaben geordnet werden, heißt es von den Smurden, daß sie von jeder Hufe 4 d. (vordem eine Fruchtgült) zu zahlen haben[49]); auch hier ist Hufenbesitz klar bezeugt: sie sind die eine bäuerlich lebende Schicht der dem Bischof und Vogt untertanen Bevölkerung. Wenig später werden einige hofhörige Smurden im Besitz des Klosters Bosau erwähnt (1171)[50]). Daß Nachkommen von Smurden landlos wurden, ist leicht verständlich; daher erklärt sich die spätere verächtliche Nennung solcher Smurden, z. B. in der Chronik des Lauterberger Stifts um 1220[51]), woraus ein allgemeiner Schluß auf die wirtschaftlich-soziale Lage der Smurden nicht gezogen werden darf. Auf das Ganze gesehen, erscheinen die Smurden in der Lage der Liten, wie dies ja 1181 ausdrücklich gesagt ist. Auch die Erwähnung von Smurden westlich der Saale um jene Zeit stimmt völlig zu dieser Feststellung[52]); nur waren bisweilen ihre Abgaben da, wo sie in Fronhofsverbänden saßen, im Vergleich zu denen sächsischer Laten sehr schwer, namentlich auch bei den Heirats- und Todfallsabgaben. In der Folge verliert sich die Bezeichnung der Smurden. Indes wo sie noch einmal begegnet, da zeigt sich das Gleiche, was bisher schon beobachtet worden ist[53]); sehr bezeichnend ist dafür das Register des Merseburger Domkapitels (1330), ja es wird schließlich das nicht mehr verstandene Wort erklärt: Schmordhuven sind die Hufen, auf denen die Bauern sitzen. In den meißnischen Landen tritt übrigens, wie bemerkt sein mag, der Ausdruck für eine landarbeitende Klasse nicht auf; nur etwa in einzelnen Orts- und Familiennamen

[48]) Urk.-B. d. Hochst. Naumburg I nr. 124; vgl. Dobenecker, Reg. hist. Thur. I nr. 1170.

[49]) Urk.-B. Naumburg I nr. 161; Cod. dipl. Sax. I_2, nr. 167.

[50]) Urk.-B. Naumburg nr. 279.

[51]) Mon. Germ. SS. II 287 (Chron. montis Sereni).

[52]) Kindlinger, Münst. Beiträge II 119 f.: (um 1120) in Siersleben ö. Mansfeld Smurden (statt a tuiurdis ist zu lesen: mansi possessi... a smurdis...) neben deutschen Laten sowie den zu Roß dienenden Slaven (s. oben Anm. 43), mit genauen Angaben über die Leistungen. — Cod. dipl. Anh. I nr. 719: Kaiser Heinrich VI. erleichtert 1197 „iusticiam, qualem habent szmuili“ in mehreren Fronhofsämtern bei Frose; vgl. a. a. O., nr. 548 (1174) über Leistungen slavischer Liten, ferner II 773 (1294: „mansi smurdorum“).

[53]) Mencke, SS. rer. Germ. I 695 (1279): Befreiung „ex servilitate... in iure smurdorum...“ Urk.-B. d. Hochst. Merseburg I nr. 747 (1323), ferner p. 1061, 1063. Haltaus, Gloss.

(Schmorren b. Jahna; M. Smordin in Mertitz)[54]) scheint er seinen Niederschlag gefunden zu haben. Dies mag in einem Mangel der Überlieferung verursacht sein. Aber man fragt sich im Hinblick auf dieses Land, wo in der weiteren Lommatzscher Pflege später das Großbauerntum charakteristisch vorherrscht: gingen sie früh im gemeinen Bauernstand auf, räumten sie einer sozialen Neubildung den Platz oder hat es hier Smurden, dürftig lebende Inhaber von kleinen Anwesen, überhaupt kaum gegeben, während die Menge der landbautreibenden Bevölkerung nach freierem Rechte gelebt hat? Auch in den Lausitzen begegnet die Standesbezeichnung Smurden urkundlich nicht; schwerlich wird sie gefehlt haben, tritt sie doch weiter östlich in Schlesien in der Form smardi für zins- und zehntpflichtige Hörige (servi) des Herzogs sowie des Bischofs von Breslau auf[55]).

Auch andere Standesbezeichnungen ländlich arbeitender Bevölkerungsgruppen, bei denen Slaven und ihre Nachkommen einbezogen sein konnten, finden sich in der urkundlichen Überlieferung. Unmittelbar neben den Smurden werden Aldien in zwei königlichen Verleihungen für das Bistum Naumburg genannt (1040; 1065)[56]), mit einem schwer deutbaren Ausdruck, zumal da ihre Rangstellung im Vergleich zu jenen unsicher bleibt. An die „Ältesten" ist doch wohl nicht zu denken; am ehesten werden sie als ein wenig über die Unfreiheit gehobene dienst- und abgabenpflichtige Leute, denen jedoch nur ein lockeres, also minder günstiges Besitzrecht an der bewirtschafteten Stelle zukam, aufzufassen sein. Einmal werden nach den Smurden noch Lassen (lasci) angeführt (1043), mit dem Beisatz „woher immer sie zusammengeströmt sein mögen"[57]); man wird anzunehmen haben, daß sie Kleinstellen und Land zur Nutzung in einem nicht dauerhaften, lassitischen Verhältnis erhielten.

Eine länger andauernde Bedeutung in der sozialen Verfassung hatten die „hospites" oder „gasti". Bei der Ordnung der Vogteirechte zwischen dem Bistum Naumburg und dem Markgrafen Konrad 1144 wurde ihr Vogtgeld halb so hoch als das der Smurden angesetzt: 2 d. auf die Hufe. Es ergibt sich also, daß sie Grund und Boden anbauten. Eine Bevorzugung gegenüber den Smurden war wohl kaum beabsichtigt; die mindere Zahlung entsprach dem minderen Rechte. Sie waren eben nur „Gäste", hatten ein befristetes Recht, keinen festen Landbesitz. Das Recht an der Stelle mag aber im Laufe der Zeit fest geworden sein, durch Gewohnheit oder auf Grund besonderen Vertrages. Später finden sich hier und da „Gasthufen" nachweisbar, ohne einen wesentlichen Unterschied von gewöhnlichen Bauernhufen[58]). Bemerkenswert ist das Auftreten

[54]) Cod. dipl. Sax. II, 2 nr. 519 (1360) mit Besitz von 2 Hufen.
[55]) Cod. dipl. Sax. II, 1 nr. 100 (1226).
[56]) Urk.-B. Naumburg I nr. 45, 61 (nicht in nr. 60), 62.
[57]) ebd. nr. 49 (vielleicht Freilassen).
[58]) Urk.-B. Merseburg I p. 1063, 1065.

von hospites in der Umgebung der Neuenburg bei Freyburg an der Unstrut; teils spannfähig, teils auch nicht, erscheinen sie sehr zahlreich in Ortschaften alter Siedlung, wie auch in Neulanddörfern, leider ohne daß ihr Recht näher erkennbar ist[59]). — Etwas deutlicheren Einblick gewinnt man in diese Zustände und Vorgänge in der Umgebung Meißens[60]). Die Stellung der Hospites scheint hier schon im 12./13. Jahrhundert günstig gewesen zu sein, zumal da auch die Größe der ihnen zugehörenden bäuerlichen Güter offenbar vergleichsweise beträchtlich war. Man ist versucht, an Ansetzung von Fremden nach Gastesrecht zu denken, wie dies in den Anfängen des großen ostdeutschen Siedelwerkes geschah. Indes erweisen sich die dieser Gruppe zugezählten Familien nicht klar als Deutsche; ihre Namen sind deutsch und christlich, die Rechtslage war aber weit schlechter, als die bei den Verleihungen nach dem Brauche ostdeutscher Kolonisation. Mit Dienstmannen sind sie verglichen worden[61]); dies dürfte richtig sein, wenn man dabei an die sog. bäuerlichen Ministerialen, eine sozial niedrig stehende Gruppe der Dienstmannschaft, denkt. Sicher lag ihnen eine Dienstpflicht (servitus) ob, die eine persönliche Bindung bedeutete; aber auch das Besitzrecht war zunächst lose. Nur durch Geldzahlung und Übernahme von Zins und Arbeitsdienst vermochten sie ein dauerndes erbliches Recht am Besitz und persönliche Freiheit zu erwerben. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß diese „Gastbauern" Ausbreitung an Stelle einer älteren sozialen Schicht gewannen, vielleicht infolge der Minderung altsorbischer Bevölkerung, von der die meißnischen Lande im 11. Jahrhundert heimgesucht worden sind. Später gingen sie im Großbauerntum jener Gegenden auf.

All diese Nachrichten zeigen eine Zweischichtigkeit der feldbautreibenden Bevölkerung mit einem Unterschied, der jenem zwischen den auf eigener Scholle sitzenden, schoßpflichtigen Pfleghaften und den gastesweise fahrenden Landsassen in Ostsachsen und im nördlichen Thüringen vergleichbar ist; nur darbte die Bevölkerung in den sorbischen Marken der Freiheit und war stärker belastet, nicht nur mit Abgaben, sondern auch mit Dienstbarkeit. Die große Menge, nicht eigenbehörig, wohl aber an die Scholle gebunden, lebte in einem Zustand ähnlich den deutschen Liten, die auch einst durch Unterwerfung unter Fremdstämmige sozial gesunken waren; andere hatten nur ein lockeres Nutzungsrecht am Boden. Für alle galt die Pflicht zu Dienstleistungen und Lieferung von Kornfrucht (Weizen oder Roggen und Hafer) für die Burg. Auch als sich die älteren Standesbezeichnungen verloren, blieb es bei einer gewissen Zweigliederung. So werden einmal die in der alten Burgpfarrei Leisnig Eingesessenen — nächst Lehensträgern und Ritterlichen —

---

[59]) Lehnbuch Friedrichs d. Str. 1349, S. 155 ff.

[60]) Cod. dipl. Sax. II, 1 nr. 187 (z. J. 1258); nr. 203 (1268; Mischwitz n. Döbeln, wo domstiftischer Besitz lag, nicht bei Zehren); nr. 269 (1286).

[61]) C. Dame, Entwicklung des ländlichen Wirtschaftslebens ..., S. 97 ff., bes. 105 f. — Vgl. Lampe, Gesch.bll. f. Magd. 46, 1 ff.

als Bauern und Dörfler (rustici vel villani), wenn auch nicht mit scharfem Unterschied, nebeneinander gestellt[62]); der Inhaber eines bäuerlichen größeren Gutes konnte sehr wohl als ein angesehener Mann gelten, während es auch kleinere Leute im Dorfe gab.

Mit einigen Worten ist noch auf die Fischer und Zeidler einzugehen, die aus besonderen, von altsorbischer Zeit her üblichen Wirtschaftszweigen ihre Nahrung zogen. In den mittelelbischen Landen treten sie freilich in der auf Slavisches hinweisenden Überlieferung kaum hervor. Wie in den Kietzen der Mark Brandenburg und der Niederlausitz, so machten wohl die Fischer einen nicht ganz unbedeutenden Teil der Bevölkerung slavischer Abkunft aus. Aber wie die Ortsnamen der Fischersiedlungen, wenn sie nach dem Gewerbe gekennzeichnet werden, nur in deutscher Sprache erscheinen, so haben sie sich soziale Besonderheiten kaum bewahrt, am ehesten wohl eigene volkstümliche Bräuche. Wichtig sind die Aufschlüsse, die sich für die Zeidler ermöglichen lassen. Zwischen Saale und Spree sind freilich auch für sie die bisher bekanntgewordenen Quellenzeugnisse sehr dürftig. Indes für die Niederlausitz liegen bedeutsame Nachrichten vor, die zum Vergleich recht wohl herangezogen werden dürfen[63]). Dem Kloster Dobrilugk standen honigzinspflichtige Dörfler (rustici villarum) in der Nähe von Sonnewalde zu, die als dediti bezeichnet werden; sie befanden sich in einem Abhängigkeitsverhältnis (nach Art der Kossäten), so daß das Recht an ihnen, d. h. an ihren Leistungen, verkauft werden konnte. Ausdrücklich jedoch wird ihnen selbst einmal das Recht der freien Veräußerung ihres Besitzes bestätigt (1276)[64]). Noch wichtiger für die Sozialgeschichte einst slavischer Bevölkerung ist ein jüngeres Zeugnis (um 1420)[65]). In der Gegend des Stifts Neuzelle a. d. Oder werden Nutznießer der Zeidelweide erwähnt, die das dortige Stift in bestimmten Rechtsformen verlieh. Es waren Gruppen von Berechtigten, man kann sagen kleine Verbände, vorhanden: Starastien je in einem Dorf. Die Zeidler selbst werden Dediczen genannt und als Freie bezeichnet: sie sind „fry glich andirn lantseßen pflegehaftin zinsleuten". Das Recht an der Zeidelweide (Waldbienenbeute) wie an den dazu gehörigen Wiesen und sonstigem Nutzland vererbte nur an Söhne und ihre Kinder und Kindeskinder „swerthalben", d. i. an „Knechte" und ihre Erben, oder an Brüder, nicht an Spillemagen (Frauen und Jungfrauen). So stellen sich uns hier recht altertümliche Verhältnisse dar. Sehr bemerkenswert ist die noch bestehende Ältestenverfassung. Da ergibt sich nun eine Möglichkeit, das Wesen der Verbände selbst aufzuhellen. Die Dedizen standen den von deutschen Kolonisten ab-

---

[62]) Schöttgen u. Kreysig, Dipl. II p. 191 (1265, Urk. des Abtes von Kloster Buch): vgl. p. 204 (1286).
[63]) R. Lehmann, Gesch. des Wendentums in der Niederlausitz, S. 51 ff.
[64]) S. den Text der Urkunde nach Ludewig, Reliqu. I p. 112 bei Ducange, Glossarium II p. 770.
[65]) Urk.-B. des Klosters Neuzelle, p. 126 f. (1897).

stammenden Nachkommen an sozialer Geltung gewiß nach. Aber ausdrücklich wird hier ihre freie Geburt anerkannt. Eine Erklärung des Wortes aus lateinischem „dediticii", wie sie bisher vorgeschwebt zu haben scheint, drängt sich keineswegs auf, wenigstens wird sie nicht den ursprünglichen Sinn treffen. Da es sich um eine Bevölkerungsgruppe slavischer Herkunft handelt, liegt es nahe, an ein slavisches Wort zu denken; und das könnte nur dedići sein: die „Großvatersleute", die auf Besitz vom Großvater her wohnten und wirtschafteten (sorb. „dźěd"; dazu „*dźědzina", vgl. in Serbien und Bosnien „djedina" Erbgut). Eben dies war nun aber die Bezeichnung der Freien nach slavischer Stammesverfassung[66]).

Hier liegt, das dürfen wir vermuten, der Schlüssel zu tieferem Verständnis der sozialen Verfassung altslavischer Zeit, auch im Mittelelbgebiet. Die Ältesten, wie sie auch dort begegnen, standen ursprünglich an der Spitze kleinerer Verbände, die sich auf stammheitlicher Grundlage bildeten, in den Zeiten sorbischer Selbständigkeit aus Mitgliedern von freier Geburt, zusammengeschlossen in der Ausnutzung von Land zum Feldbau, zu Wald und Weide rings um die Siedelplätze. Über diesen kleinen Verbänden erhob sich die Stammesgewalt, die der Fürst oder König auszuüben vermochte, schon früh gestützt auf Burgen und ein Gefolgschaftswesen, das die rein stammheitliche Daseinsordnung ergänzte, aber wohl bald auch zu durchbrechen begann. So war die alte einfachere Verfassung bereits in einem Wandel begriffen, als die Aufrichtung der deutschen Herrschaft eine neue Obergewalt schuf und Elemente deutschen Ursprungs in die soziale Schichtung einfügte.

III.

Dies Bild, wie es sich uns auf Grund der mancherlei Einzelbeobachtungen über die ständischen Gruppen der slavischen Bevölkerung des Mittelelbgebietes darstellt, würde nun sehr wesentlich abzuwandeln sein, wenn eine Auffassung zu Recht besteht, die vor kurzem, zunächst nur für die Elbtallandschaft bei Dresden, vorgetragen worden ist[67]), sehr bald aber nicht nur Anerkennung, sondern auch eine Verallgemeinerung ihres Geltungsbereichs gefunden hat[68]): die These von dem vordeutschen Ursprung der Herrengüter (Allodien) in ihrem Verhältnis zur Bauernflur und damit die Behauptung des grundherrlichen Charakters der altsorbischen Sozialverfassung.

Eine Vorbemerkung sei zunächst über den Begriff Herrengut gemacht. Es ist nicht unberechtigt, diesen Ausdruck zu gebrauchen;

[66]) Const. Jireček, Staat u. Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien I 28, 39 f. — Über die Dzedzinen in Böhmen und Schlesien s. A. Meitzen, Siedlung u. Agrarwesen II 245 ff., dazu Anl. 106 f.

[67]) O. Trautmann, Zur Geschichte der Besiedelung der Dresdner Gegend, S. 46 ff. — Gegenbemerkungen bei O. E. Schmidt, Die Besiedelung des sächsischen Elbkessels (N. Arch. f. sächs. G. XLVIII S. 35 f. u. 39).

[68]) H. F. Schmid, Die rechtlichen Grundlagen der Pfarrorganisation auf westslavischem Boden S. 18 ff.; ders., Z. f. slav. Philol. VII S. 124.

wirklich begegnet schon im 12./13. Jahrhundert neben den allodia die Bezeichnung dominicalia, auch curiae, was man als Herrengut oder Herrenhof wiedergeben kann. So mag man von Herrengut sprechen im Gegensatz zu Bauerngut, wie Dominikalland von Rustikalland unterschieden wird, wie der Herrenstand dem Bauernstand gegenübersteht. Indes ist es nicht belanglos zu betonen, daß mit dem Begriff allodium, im Sinne von Gut oder Vorwerk, das Bestehen grund- oder gutsherrlicher Rechte an sich nicht schon verbunden ist. Es hat Allodien auch ohne solche gegeben, einfache Siedelhöfe, die sich durch ihre Größe und ihr Zubehör in der Flur, auch durch ihren Besitzcharakter, von bäuerlichen Stellen unterschieden, ohne daß von ihnen aus herrschaftliche Gewalt über Abhängige ausgeübt worden ist. Der Erwerb grundherrlicher Rechte über Land und Leute, der durch Ableistung von Dienst mit schwerer Ritterrüstung erlangte Charakter eines echten Ritterlehens, die Umwandlung eines einfachen, nicht nur mit Zaun umwehrten Hofes in ein Turmgut und wirklichen Rittersitz, endlich die Übertragung von Befugnissen öffentlicher Gerichtsbarkeit, all dies erfolgte in einem oft nur allmählichen Entwicklungsprozeß, in welchem ein sozialer und rechtlicher Aufstieg nicht weniger Inhaber von Allodien vor sich ging, während andere, einst gleichgestellte Genossen dahinter zurückblieben.

Es erhebt sich also die Frage: stammen die „Herrengüter" wirklich aus vordeutscher, rein slavischer Zeit, und wenn ja, als Träger grundherrlicher Verfassung? Bei einer Stellungnahme zu diesem Problem ist es erforderlich, daß man die Verbreitung und Zahl der Herrengüter bedenkt. In dem Burgward Pesterwitz bei Dresden (an der unteren Weißeritz) sind solche Güter für etwa die Hälfte der im späteren Mittelalter bestehenden Ortschaften nachgewiesen; es können sogar noch mehr gewesen sein. Anderwärts war die Zahl wohl geringer, so im dalaminzischen Kernland um Lommatzsch. Besonders dicht lagern Herrengüter, die zu kleinen Rittersitzen geworden sind, um deutsche Hauptburgplätze und in Grenzlandstrichen. Somit verbietet sich die Annahme, in den sorbischen „Adligen", auf welche aus den späteren Herrengütern zurückzuschließen sei, die Nachkommen von „Kleinfürsten" der vordeutschen Zeit zu erblicken. Es ist klar, daß Abkömmlinge von Fürsten der Sorben nicht Sitz in so vielen, ja in der Mehrzahl der einst überhaupt vorhandenen Siedelplätze erlangt haben; dann könnten ja jene nur den Rang von Dorfhäuptlingen gehabt, oder es müßten die fürstlichen Geschlechter durch starke Vermehrung und Absplitterung einen Kleinadel aus sich erzeugt haben. Wie man sich Besitz und Herrschaft von Nachfahren des einst fürstlichen Adels etwa vorstellen mag, dies kann das Beispiel jenes Freien Bor zeigen, dessen oben Erwähnung geschehen ist: gewiß mit einem Herrensitz, wohl auch nicht ohne Herrengüter, aber ganz wesentlich mit einer größeren Anzahl von kleinen dörflichen Orten, in denen anbautreibende, zins- und dienstpflichtige Bevölkerung seßhaft war. Dorfälteste hat es in altsorbischer Zeit wirk-

lich gegeben; man wird ihr Landzubehör in der Dorfflur recht wohl sich etwas größer vorstellen müssen, als bei anderen Dorfbewohnern. Aber unter ihnen die Vorfahren der Herrengüter zu suchen, geht gemeinhin nicht an, weder nach dem Abstammungsverhältnis, noch im wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Sinn. Es können also die Allodien nicht aus Ältestengütern hervorgegangen sein, um so weniger, weil ja die Supane und Ältesten als eine sozial hervorgehobene Gruppe fortbestanden, aber ganz deutlich geschieden von den Allodbesitzern, und zwar rechtlich und wirtschaftlich ihnen nachgestellt. Ähnliches gilt von den Withasen, deren rechts- und besitzgeschichtliche Entwicklung besonders deutlich erhellt. Ja es läßt sich die Vermutung begründen, daß sie ursprünglich überhaupt nicht mit Güterbesitz in den Dörfern ausgestattet waren, vielmehr — wie in Schlesien[69]) — eine an bestimmten Punkten des Stammesgebietes, wohl an den Sitzen fürstlicher Macht zusammengehaltene Truppe bildeten, die erst danach durch Aussiedlung Hof und Grundbesitz in den Dorffluren empfangen hat. Eine andere gehobene soziale Schicht, aus der wir uns die Herrengutsinhaber hervorgegangen denken können, tritt in der Überlieferung nirgends hervor, ein Umstand, der gewiß ins Gewicht fällt; denn mag auch der Inhalt der urkundlichen und erzählenden Quellen nur dürftig sein, so lassen sich doch Zeugnisse für alle ständischen Gruppen aufspüren. Sollte nur eben jene soziale Schicht darin völlig verdeckt sein, deren Hervorhebung bei ihrer staatlichen und wirtschaftlichen Bedeutung am allermeisten geboten war?

Aber nicht nur das Stillschweigen der Urkunden spricht deutlich, auch ihr Inhalt selbst. Seit Kaiser Otto II. waren ganze Dörfer, bisweilen auch Burgwarde, Gegenstand königlicher Verleihung, niemals in jener Zeit einzelne Höfe und Herrengüter; solcher Herrenbesitz hätte aber keinesfalls einfach zusammen mit den Hörigen und anderen Nutzungen hinweggeschenkt werden können, ohne daß auch nur mit einem Wort inmitten der das Zubehör ausführlich beschreibenden Formeln oder mit irgend einem Vorbehalt dessen gedacht worden wäre, und ebenso wenig konnte man Smurden und Lassen in den Dörfchen veräußern, während die Herrenwirtschaft sich selbst überlassen blieb. Auch wenn danach zur Vergabung von Hufen übergegangen wurde, läßt sich daraus nicht schließen, daß die Allodien schon früher dagewesen sein müssen. Diese Hufen waren Königshufen und dienten zur Landvermessung, mehrfach mit ausdrücklicher Bestimmung, daß Dörfer mit ihren Fluren weggegeben werden sollten, um das vorbestimmte Maß eines Landbesitzes (2—4, einmal 10 Königshufen) zu erreichen[70]). Wie solche Dörfer aussahen, wird nun freilich nicht

[69]) R. Köbner, Das Problem der slavischen Burgsiedelung und die Oppelner Ausgrabungen (Z. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens LXV 91 ff.).

[70]) Beispiele in den Urkunden Konrads II. 1028 Mai 26 u. Aug. 20, 1031 Febr. 19; Heinrichs III: 1041 Apr. 15 u. Juni 30, 1045 Sept. 22; s. oben Anm. 21 f.

gesagt. Sicher waren sie in der Regel recht klein. Einen Schluß auf ihren Bestand läßt wohl die slavische Bezeichnung „cethla“ zu, die ganz deutlich auf dörfliche Siedelplätze (villae) bezogen wird[71]). Da die Wortform eine Mehrzahl anzeigt (plur. zu sedlo), so wird nicht an einen Gutsweiler zu denken sein, vielmehr an einige nebeneinander gelegene Gehöfte, aus denen die Siedlung besteht. Lehrreich ist es hierbei festzustellen, daß unter den drei 1013 so genannten Siedelplätzen der Meißen-Lommatzscher Pflege Mertitz Sitz eines Supans war, in Brockwitz eine wüste Hofstatt abseits des planmäßig neu aufgebauten Dorfes nachweisbar ist und in Daubnitz ein nichtritterliches Allod lag. Nur etwa aus der Ortsnamengebung könnte man allgemeiner einen Hinweis auf Herrengutssiedlungen bringen, wenn man die besitzanzeigenden Namen (auf -ina, -owa) dafür anführen will. Ein Besitz wird darin ausgedrückt; nur kann dies ebensogut ein Familiengut, wie ein Herrengut anzeigen.

Erst seit frühdeutscher Zeit ist das Dasein echter Herrengüter ersichtlich. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts sind Königshöfe bezeugt[72]): Altenburg und Leisnig, auch Bautzen. Eigengüter größeren Ausmaßes hatten die Markgrafen inne, auch den Bischofskirchen fehlten sie nicht; später erfahren wir, daß die Verwaltung je einem Hofmann (villicus) übergeben war, also Herrenhofverfassung (Villikation) galt. Über größere Güter verfügten auch die Edelfreien, die sich in den westlichen Gegenden, hier und da auch weiter ostwärts, niederließen. Ja bald gab es eine Standesgruppe im gesellschaftlichen Aufbau der frühdeutschen Zeit, aus welcher großenteils die Herrengutsinhaber hervorgegangen sein müssen: die ritterlichen Ministerialen, sei es im königlichen und markgräflichen, sei es im bischöflichen Dienst. Die Dienstmannschaft aber, auf das Lehenwesen begründet, war eine deutsche Einrichtung. Klar zeigt sich uns das Aufkommen der Bildung von Lehengütern auf dem Boden der sorbischen Marken, vereinzelt in den Urkunden schon der Ottonenzeit, häufiger etwa seit der Mitte des 11. Jahrhunderts, seitdem überhaupt eine festere Ordnung der Marken bestand[73]). War es anfänglich Brauch gewesen, Kriegsmannen aus Thüringen und Sachsen zur Besetzung in die Burgplätze im Markengebiet auf Zeit zu legen, so schritt man nun zur „Kriegersiedlung“ auf dem Lande vor, wofür Raum in den Fluren geschaffen wurde; nicht etwa nur gewaltsam, denn während der mit den Polen ge-

---

[71]) Urk. 1013 Juli 19: Cod. dipl. Sax. I_1 nr. 62 (= II_1 nr. 19), jetzt Dipl. Heinr. II nr. 269; unter den angeführten Orten: „Miratina cethla“, 1360 „Mereticz“ (Mertitz b. Lommatzsch); „Brochotina cethla“, 1213 „Broctitz“ (Brockwitz b. Meißen); „Difnouuo cethla“, ? 1222 „villa Duveniz“, 1287 „allodium Dubenitz“.

[72]) Dobenecker, Reg. hist. Thur. I nr. 853. N. Arch. d. Ges. f. dtsch. Gesch. XLI 572 f., vgl. M. Stimming, Das deutsche Königsgut im 11./12. Jh. (1922) S. 47 f.

[73]) S. die Urkunden oben Anm. 70; dazu Heinrichs IV. Verleihung in Löbtau b. Dresden 1068 (Cod. dipl. Sax. I_1 nr. 136 (II_1 nr. 29).

führten Kämpfe um Meißen waren die slavischen Bewohner in Menge von den Feinden hinweggeschleppt worden, viel Land war nun siedlungsleer. Auch im oberen Elbtal mußte nach mancherlei Wirren während des Investiturstreits und bei der Wiederherstellung der markgräflichen Macht neue Ordnung geschaffen werden[74]). Gewiß verwandte man dafür wesentlich Mannen deutscher Herkunft. Indes schon oben ist gezeigt worden, daß Angehörige slavischen Volkstums unter sie eingereiht worden sind, namentlich in Landstrichen, die in der Frühzeit solch ritterlicher Siedlung unter böhmischer Herrschaft standen, im Elbtal südwärts von Meißen, wie auch in der Oberlausitz, während anderwärts solche Beimischung viel geringer gewesen sein mag. Aus derartigen Lehen zum Entgelt für kriegerische Dienste gingen in großer Zahl die späteren Allodien hervor; auch darin zeigt sich dieser Ursprung, daß ihre Größe ganz typisch der nach deutschem Brauch üblichen Ausstattung entsprach. Rittergüter in vollem Sinne waren sie nicht von Anfang an; erst die jüngere Entwicklung führte zur vollen Ausbildung des Rittergutes und der ritterlichen Gutsherrschaft.

Noch bietet sich eine Möglichkeit, die Frage nach dem Ursprung der Herrengüter zu prüfen: aus der Kenntnis des Abgabenwesens, der Leistungen für Staat und Kirche. Die Einkünfte der sorbischen Oberen wie anfänglich auch der deutschen Herren beruhten wesentlich auf Abgaben für das gemeine Wesen, den Staat (Königszehnt, Bischofszehnt), nicht auf dem Ertrag eigenwirtschaftlich betriebenen Großgrundbesitzes; eingefordert wurden sie nach der Gau- und Burgbezirksverfassung. Ganz zutreffend ist nun festgestellt worden, daß die späteren Herrengüter frei von der Lieferung des Burg- und Wachkornes waren; gerade dies ist ein günstiges Mittel, um altes Allodzubehör aus Quellen einer jüngeren Zeit in der Flur nachzuweisen. Aber nicht so rasch darf auf den Ursprung solch wachkornfreier Herrengutsflur in der vordeutschen Zeit geschlossen werden. Aus den Verhältnissen der Zeiten sorbischer Selbständigkeit ist solche Abgabenfreiheit keinesfalls sicher abzuleiten, selbst wenn man eine geregelte, auf den Boden gelegte Kornschüttung im sorbischen Staat annehmen will[75]). Sehr wohl kann die Steuerfreiheit unter deutscher Herrschaft bei der Bildung der Dienstlehen gewährt worden sein. — Deutlicher spricht die Ordnung des kirchlichen Zehnten[76]). Von der kaiserlichen

---

[74]) Markgraf Konrads Vorgehen beleuchtet Urk. 1144 (Cod. dipl. I_2 nr. 175), vgl. Urk. 1206 (ebd. II_1 nr. 74). — Auch flurgeschichtliche Beispiele, die Trautmann bringt, zeigen die Einführung neuer unter fränkischem Einfluß vorgenommener Regelung: Coschütz (S. 7), Golberode (S. 63). In jüngerer Zeit fällt die gleichmäßige Verbreitung der Einhufengüter in jener Gegend auf.

[75]) Der Nachweis O. Balzers (Narzaz w systemie danin książęcych pierwotnej Polski, 1928) für die Verbreitung dieser Abgabe unter den slavischen Völkern bekräftigt diese Annahme; s. H. F. Schmid, Z. f. slav. Philol. VII 126. An sich wäre im Sorbenland Nachahmung deutschen Vorbilds (Burgenorganisation König Heinrichs I.) möglich.

[76]) H. F. Schmid, s. die oben Anm. 1 genannten Arbeiten.

Gewalt wurde der Zehnte in den sorbischen Marken eingeführt, vorerst als Leistung an die neugegründeten Bischofskirchen; später entfielen Zehnten an die Urpfarrei, in der Regel an die Burgwardkirche. Nicht wenige Beispiele für die Entrichtung solcher Zehnten im Kleingau oder Burgbezirk liegen vor[77]). Schon früh waren sie fest bestimmt. Gemeinsam wurde die Entrichtung für den ganzen Bezirk bemessen, nach der Zahl der Schober Getreides oder nach Scheffelmaß angesetzt. Eine lehrreiche Angabe liegt nun für den Gau Dobna (um Plauen i. V.) 1122 vor[78]). Ganz klar wird hier zwischen vollem Zehnt der Ritterlichen — nicht der Allodien — und dem festen Zehnten der übrigen Bevölkerung geschieden. Auf einer stärkeren Belastung sorbischer Adliger gegenüber der gemeinen sorbischen Bevölkerung kann solche Forderung des Vollzehnten von den Gütern der Ritterlichen schwerlich beruhen. Sehr wohl verständlich ist aber die volle Zehntentrichtung bei jüngerer Bildung der Herrengüter. Man wird dabei von einer Schlechterstellung im Vergleich zu der Zehntregelung im deutschen Mutterland nicht sprechen dürfen; befreit von den Zehnten waren dort nur Kirchen, wenn ein Rechtsgrund dafür vorlag, im besonderen solche, die nach Eigenkirchenrecht gegründet waren. Aber die ritterlichen Mannen in den Marken östlich der Saale waren ja zunächst nicht Eigenkirchenherren; sie saßen in der Pfarrei des Gaues oder Burgbezirkes, und es ist kein Anlaß ersichtlich, weshalb sie sogleich hätten von der Zehntentrichtung befreit werden sollen. Auch den deutschen Kolonisten wurde ja der volle Zehnt auferlegt. Nach den geltenden Rechtsanschauungen ist es aber begreiflich, daß später, als solche Ritterliche Eigenkirchengründungen vornahmen, sie sich vorbehalten durften, diese Kirchen und Kapellen mit den Zehnten von ihren Gütern auszustatten (iure militari, wie es in Polen heißt), eine Notwendigkeit, wenn die Einkünfte dieser Kirchen nicht allzu dürftig bleiben sollten. Die Art der Zehntentrichtung läßt also einen Schluß auf den sorbischen Ursprung der Allodien nicht zu; sie spricht vielmehr für Entstehung in der deutschen Zeit.

All diese Erwägungen werden uns bestimmen müssen, die These von dem altsorbischen Ursprung der Herrengüter, wenigstens in der vorgetragenen Fassung, abzulehnen; die Allodien, so wie sie uns später faßbar sind, gehen auf eine erst unter deutscher Herrschaft geschaffene Güterverfassung zurück. Indes eine Spur läßt sich auffinden, die darauf führt, beim Verfolgen jenes Gedankens einen Kern des Richtigen zu entdecken. Auszugehen ist dabei von der Beobachtung der typischen Fluranlage in vielen Dörfern des Altsiedlungsbereichs der einst sorbischen Lande. Diesen Fluren ist eine blockförmige Gliederung als charakteristisch zugeschrieben worden; genauer müßte man sagen: teils block-

---

77) Die Bestimmungen für den Besitz des Klosters Bosau s. jetzt Urk.-B. d. Hochst. Naumburg I nr. 123, 177, 179, 191 f., 217, 238, 257, 273, 280 f.; für Stift Zeitz nr. 188, 228.

78) Gründung der Pfarrkirche zu Plauen; Urk.-B. Naumburg I nr. 124.

förmig, teils von kleinstreifiger Art, in unregelmäßiger Lagerung ungleichförmiger Gemengstücke. Es reicht nicht hin, diesen Flurtyp aus der Handhabung des einfacheren slavischen Hakenpfluges, mit dem man kreuz und quer pflügte, zu erklären; vielmehr ist das Auftreten der blockförmigen Stücke wesentlich darin verursacht, daß Höfe mit großem Landzubehör — nach dem Ausmaß der überhaupt nur kleinen Fluren — Anteil darin hatten. Man wird anzunehmen haben, daß ihre Bildung allmählich vor sich ging. Schon in sorbischer Zeit mögen wirklich Ansätze dazu vorhanden gewesen sein. Daß die Fürsten und Glieder der fürstlichen Geschlechter, auch die Hüter oder Herren der Burgplätze über größeren Grundbesitz verfügten, ist durchaus wahrscheinlich, Besitz, der freilich später größtenteils an die deutschen Herren fiel (Beispiel: Zwenkau). Denkbar ist die Entstehung von Großhöfen auch auf Grund der Großfamilienverfassung der freien Bevölkerung. Freilich galt bei den Slaven, auch bei denen sorbischen Stammes, ein Familienrecht, das jedem einzelnen Gliede einer großen Familiengemeinschaft, wenigstens im Mannesstamm, Anspruch auf Landanteil gewährte; so ist leicht einzusehen, daß im Wechsel der Generationen eine in sich zerspaltene, unregelmäßige Aufgliederung des Ackernutzlandes eintreten mußte. Die vielförmige Streifengemengelage, bisweilen sogar in benachbarten Ortsfluren, ist charakteristisch für die altslavische Flurart nach Stammesverfassung. Immerhin konnten recht wohl dazwischen eingesprengt etwas größere blockförmige Stücke gebildet oder beim Erbgang zusammengelegt werden. Die flurgeschichtliche Untersuchung führt somit zu einer gewissen Abwandlung überkommener Vorstellungen von den Feldnutzungsformen der Slaven. Aber sie gibt nicht Anlaß zu einer wesentlichen Hervorhebung des adlig-grundherrlichen Elementes im altsorbischen Siedlungs- und Agrarwesen des Mittelelbgebiets. Die Bildung von Siedel- und Sattelhöfen, aus denen die meisten Herrengüter der späteren Zeit hervorgingen, kam erst nach der deutschen Besitznahme und der Einführung des Lehengüterwesens in Gang. Der durch all dies bedingte Wandel der Aufteilung des Landes war in Gemarkungen mit Block- und Streifengemenge bei noch nicht festem Bodenrecht der Dörfler unschwer durchzuführen; sind doch nicht weniger eingreifende Änderungen der Flurform bewirkt worden: bei der Aufteilung von Gutsareal in Länderei für Bauern- und Kleinstellen, was bei den Vorgängen einer Rustikalisierung der Allodien im 13. Jahrhundert gar nicht selten geschah, ferner bei der Zusammenlegung von kleineren Fluren zu einer großen Flur mit gewannartiger Gliederung, später auch bei der Anlegung von Gutsfluren auf einer wüsten Mark. Nicht unerwähnt bleibe, daß die Zusammenlegung aus wirtschaftlichen Gründen noch in jüngeren Zeiten die Bildung von Großgütern, sei es herrschaftlicher, sei es bäuerlicher Art, weiter gefördert hat.

Endlich könnte sich bei den engen Beziehungen zwischen Volkstum und gesellschaftlichem Aufbau noch eine Frage erheben: ist

in der sozialen Verfassung der mittelelbischen Slaven etwa ein Einschlag germanischer Abstammung aufspürbar? Prüfen wir die in slavischer Sprache geprägten Standesbezeichnungen, so leuchtet ein, daß Supane und Smurden keinesfalls auf Germanisches hinweisen; auch ihre Rechtszustände legen einen Schluß auf solche Herkunft nicht irgendwie nahe. Das Wort Aldien gehört ursprünglich bajuvarischem und langobardischem Sprachgebrauch an, aber sein Auftreten in hiesigen Landen erklärt sich aus der Kanzleisprache; an ein Zurückbleiben eines Standes unfreier Knechte aus germanischer Zeit ist nicht zu denken. Bei den gasti ist Ableitung des Wortes aus germanischer wie slavischer Wurzel möglich; indes Wort und Sache treten so spät auf, daß nicht auf ursprünglich Germanisches zurückzuschließen ist. Nur unter Fürsten und Gefolgsleuten könnte man germanische Einsprengung vermuten, wie ja bei den Slaven Osteuropas eine Herrschaft von Wikingern mit ihren Gefolgsscharen klar erkennbar ist. In der historischen Überlieferung ist derartiges nicht bezeugt; Namen germanischen Ursprungs sind zwar in Landschaftsbezeichnungen und bei den Flüssen noch bis in die deutsche Zeit hinein erhalten geblieben, aber Fürsten mit germanischem Namen werden in vordeutscher Zeit nicht genannt. Auch die Bezeichnung für die slavischen Kriegsleute niederer Ordnung (wethenici), selbst wenn man das Wort auf Entlehnung aus Germanischem zurückführen will, könnte germanische Abstammung nicht erweisen, da es weithin bei anderen slavischen Völkern des Ostens verbreitet ist. Ein Zurückbleiben germanischer Volksreste östlich der Saale soll mit diesen Bemerkungen keineswegs in Abrede gestellt werden. Nur ist zu sagen, daß es in der sozialen Gliederung nicht merklich hervortritt. Man wird abwarten müssen, ob die archäologische Forschung und Namenkunde dafür Beweise zu erbringen vermag.

Versuchen wir nach all diesen Ausführungen ein Bild der slavischen Sozialverfassung auf sorbischem Boden zu zeichnen; wenn es nur skizzenhaft auszufallen vermag, so ist dies in der überaus dürftigen, oft nicht eindeutigen Überlieferung begründet. Die soziale Gliederung der Sorben war in ihren Grundzügen noch einfacher Natur; aber sie wies schon mancherlei Schichtung auf, wohl mehr, als die Forschung bisher angenommen hat. Bemerkenswert erscheint der im Bereich der altsorbischen Siedlung mögliche Einblick in die familienhafte Grundlage des sozialen Aufbaus, die Erkenntnis des Bestehens einer Freiheit im sozialen Sinne in den Kleingauen und Burgbezirken bis an die Schwelle der frühdeutschen Zeit. Aber schon schränkte der Aufstieg der fürstlichen Macht, wohl auch eines fürstlichen Kleinadels, die Freiheit ein. Eine Rolle spielte dabei die Burgbezirksverfassung. Die Stammesfürsten und Hüter der Burgen stützten sich auf sie und begannen eine Herrschaft über die Einwohner des zugehörigen Landes auszuüben, drückende Leistungen zu fordern, schon entstand eine Art Burghörigkeit. Dazu kam die Bildung der Gefolgschaften, die sich

auch sozial auswirkte und die einfachere auf den Zusammenhalt der Familiengemeinschaften beruhende gesellschaftliche Ordnung durchbrach. Die deutsche Landnahme ließ die überkommene soziale Gliederung in ihrer Abstufung bestehen, nur daß an Stelle der heimischen Fürsten die deutsche Herrschaft trat und die soziale Schichtung nach herrschaftlichem Rechte bei den Slaven wie auch bei den im Lande seßhaft werdenden deutschen Mannen selbst ein stärkeres Gepräge erhielt. Die Entwicklung verlief zwiespältig: Verlust an persönlicher Freiheit blieb bei der großen Menge nicht aus; aber es festigte und verbreiterte sich die Bodennutzung, gesicherter ward die Daseinsordnung, bis die große Bewegung ostdeutscher Siedlung in Stadt und Land während des 12. und 13. Jahrhunderts freiheitlicheren Rechts- und Gesellschaftszuständen die Bahn brach und auch den Nachkommen einst slavischer Bevölkerung im Altsiedlungsbereich unter deutschem Kultureinfluß zu einer Hebung ihrer rechtlichen und wirtschaftlichen Lage verhalf.

GOETHE BEI DEN SLAVEN*)

Von Josef **Matl**, Graz.

„Goethe ne perd jamais terre, tout en atteignant aux conceptions les plus sublimes — — Goethe pourrait représenter la littérature allemande tout entière.“ Madame de Staël „De l'Allemagne“ (1813, cap. VII).

Goethe stellte Programm und Forderung einer Weltliteratur. Er erlebte und genoß als literarisch Aufnehmender, künstlerisch Interessierter und Wertender wie auch durch seine persönlichen Beziehungen selbst Weltliteratur. Soweit dies die Slaven betrifft, sei hier nur auf bekannte Tatsachen kurz hingewiesen: Auf seine lange und gründliche Beschäftigung mit der serbischen Volksdichtung, der er die Wege in die Weltliteratur ebnete [1]), auf seine Beziehungen zu den Kreisen der russischen Goethe-Verehrer [2]), auf seine Beschäftigung mit der böhmischen Königinhofer Hand-

*) Ich veröffentliche hier in etwas erweiterter Form und dokumentierter Fassung den Vortrag, den ich in serbokroatischer Sprache bei der großen Goethe-Feier des Zagreber PEN-Clubs im Zagreber Nationaltheater am 20. März 1932 gehalten habe. Es ist der erste Versuch einer synthetisch geistesgeschichtlichen Betrachtung des Problems der Goetheschen künstlerischen und geistigen Einflußwirkung auf die slavische Welt. Die geplante, mehr auf Einzelheiten, einzelne Linien und einzelne Fälle eingehende umfassende Gesamtdarstellung des Problems stelle ich einstweilen zurück, bis sich das im Goethejahr gebrachte neue Forschungsmaterial vollständig übersehen läßt. Gelegentlich der Goethe-Feiern, also gleichzeitig mit meinem Vortrag, erschienen zahlreiche Aufsätze und Studien zu Einzelfragen dieser Materie. Soweit ich bisher sehe, ist nicht viel historisch wesentlich Neues weder an Einzelmaterial noch an prinzipiellen neuen Gesichtspunkten gegeben worden (am meisten brachten anscheinend noch Goethův sborník und die Germano-slavica), sondern vielmehr wertvolle und interessante Zeitdokumente der heutigen Stellung zu Goethe in der slavischen Welt. —

Die Goetheschen Urteile über das serbische Volkslied wären meines Erachtens heute einer streng kritischen Betrachtung und Revision zu unterziehen. Goethe hat zwar mit ganz unglaublichem dichterischen Feingefühl und Einfühlungsvermögen die wesentlichsten poetischen Elemente und Vorzüge der serbokroatischen Volksdichtung, vor allem der lyrischen, geradezu intuitiv erkannt, anderseits aber doch durch die damalige beschränkte Stoff- und Materialkenntnis und die mangelhafte kulturhistorische Kenntnis manche Motive und Stilelemente als wesentlich und primär angesehen, die sekundär sind, entweder gesunkenes Kulturgut der dalmatinisch ragusäischen Kunstliteratur (Troubadur-Dichtung) sind oder dem spezifisch orientalisch-türkischen Milieu und seiner Lebensauffassung angehören.

schrift[3]), auf seine Beziehungen zu Dobrovskij[4]), Kollár[5]), dem böhmischen Naturforscher Grafen Kaspar Sternberg[6]), Mickiewicz[7]), zum Grafen Alexej Tolstoj[8]), zu Vuk Karadžić und Sima Milutinović[9]). Doch nicht von diesen Beziehungen Goethes zu der slavischen Welt soll hier die Rede sein. Sondern wir wollen den ersten Versuch machen, eine genetisch-historische Überschau zu gewinnen, wie weit, wie tief und wie stark Goethe als geistige Persönlichkeit und als Künstler durch sein Leben und Werk anregend, befruchtend, beeinflussend, als ein Vorbild, Energien, Werte und Umwertungen schaffender geschichtlicher Faktor auf die literarisch geistige Entwicklung der Slaven eingewirkt und nachgewirkt hat.

Machen wir diesen Versuch, so finden wir zunächst das bestätigt, was Goethe selbst in den Gesprächen mit Eckermann vorausschauend sagte, nämlich, daß seine Werke nie populär werden. Wer das Gegenteil denke und sich bemühe es zu verwirklichen, mache einen Fehler. Sie seien nicht geschrieben für breite Massen, sondern nur für einzelne, die Ähnliches wünschen und sehen und

---

[1]) Vgl. die Einzelheiten darüber bei M. Curčin, Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur. 1905, ferner Nova Evropa XXV (1932), S. 131 ff. Hier finden sich auch neue Angaben über die Verbreitung des von Goethe übersetzten Liedes Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga" im Volke. Über Goethes Beziehungen zu den Jugoslaven vgl. den Vortrag H. Wendels: Die Welt der Südslaven im Spiegel Goethes. Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes 1926 (1932 in serbischer Übersetzung als Sonderpublikation Beograd). Ferner Mil. Trivunac, Gete (1932); A. Šmaus, Gete u srpskoj književnosti. Politika br. 8573.

[2]) Der Kreis junger Verehrer der neuen deutschen Philosophie und der Poesie Goethes, der sich um das Organ Moskovskij Vestnik scharte, stellte die Zeitschrift, die die klassische Theorie einer Kunst um der Kunst willen vertrat und als Ideal des Dichters den „Olympier" Goethe ansah (während die Zeitschrift Telegraf sich auf Seite Schillers stellte), unter das Protektorat Goethes, der der Redaktion einen warmen Brief schrieb. Vgl. Al. Veselovskij, Zapadnoe vlijanie v novoj russkoj literaturě 1916[3], S. 172.

[3]) Vgl. Jakubec-Novak, Geschichte der tschechischen Literatur. 1913[2], S. 167; Literatura česká XIX století, I S. 862.

[4]) Vgl. das Urteil Goethes über Dobrovskij bei A. Kraus, Goethe a Čechy S. 56; ferner Lit. česk. XIX st., I S. 200.

[5]) J. Jakubec, O Kollárově erudice basnické Č Č M 1895, S. 86 ff; Jakubec-Novak, Geschichte S. 179, 184; Lit. česk. XIX st, II, S. 156. — Goethe war auch mit dem čechischen Schriftsteller F. Svoboda, der seine Iphigenie übersetzte, persönlich bekannt. Lit. česk. XIX. st. S. 750.

[6]) Jakubec-Novak, Geschichte S. 195; über Goethes Interesse am literarischen Leben in Böhmen, an der Gründung der Musealzeitschrift ibid. S. 196, ferner Lit. Česk. XIX st. III 1, S. 83, 93.

[7]) Lit. česk. XIX. st. I, S. 437; P. Chmielowski, A. Mickiewicz 1898[2], I S. 166, II S. 19 ff.

[8]) A. Luther, Geschichte der russischen Literatur 1924, S. 316.

[9]) Ljuba Stojanović, Život i rad Vuka Stef. Karadžića (1924) S. 243 ff, Details in der Vukova prepiska I—IV, vgl. Lit. sub 1.

nach gleichen Zielen streben. Und Penčo Slavejkov, der erste moderne bulgarische Dichter europäischen Formats, für den Goethe Vorbild, Meister, Mentor für Leben, Kunst und Kunstanschauung, Befreier zum künstlerischen Sichselbstfinden wurde, betont in einem Aufsatz über Heine bei den Bulgaren mit Recht: Goethe hat wenig Publikum, nur Publikum mit hoher ästhetischer Kultur[10]). Das gilt, wenn wir ehrlich gegenüber uns selbst sein wollen, auch für die Gegenwart, für das deutsche Mutterland des Dichters ebenso wie für das Ausland[11]). Es gilt vielleicht noch viel mehr als vor hundert oder genauer hundertzwanzig Jahren, als in der europäischen Intelligenz der ästhetisch-philosophisch-künstlerische Lebens- und Interessenraum und die darauf gerichtete geistige Intensität größer und freier war als heute.

Goethes Wirkung auf slavische Dichter und slavische Literaturen fällt, wenn wir die eigentliche Blüteperiode der unmittelbaren und tieferen Interessiertheit an Goethe und der autoritativen Vorbildlichkeit Goethes in Betracht ziehen, ungefähr zusammen mit der Einwirkung Shakespeares, Schillers, Byrons und Hegels (zwanziger bis vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts). Goethes Weg zu den Slaven war ein ruhiger, er war nicht so von Begeisterung und enthusiastischer Ergriffenheit umkränzt wie der Schillers und Byrons, die unmittelbar als lebens- und idealspendende und gesellschaftsbildende Faktoren Macht gewannen. Man denke nur an den Schiller- und Byronkult, an den Byronismus in der russischen und polnischen Literatur, an den Schillerkult, die šilerovština, in der serbokroatischen und slovenischen Literatur (J. Hadžić, Koseski u. a.), ferner an die vor kurzem durch A. Petrović neuaufgehellten byronistischen Strömungen auch bei den Jugoslaven. Schiller, „der edle Anwalt der Menschheit“ (Belinskij), hat mit seinem Pathos, seinem ethischen Eifer und Idealismus ethisch und als Symbol genommen in der ganzen Epoche der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verhältnismäßig stärkeren Anklang gefunden. Und wir finden wiederholt, vor allem im russischen und polnischen Geistesleben, wie für den idealbegeisterten und begeisternden Schiller und gegen den kühlen

---

[10]) Vgl. Näheres in dem auch grundsätzlich für die Forschung wichtigen und ausgezeichneten Aufsatz von Bojan Penev, Gete u nas. Periodičesko Spisanie 69 (1908), S. 583—607. Vgl. auch grundsätzlich zur Einflußwirkung die treffenden Bemerkungen über die literarischen Einflüsse der westeuropäischen Literaturen, über ihre geographische Verbreitung, über das Moment der Verspätung sowie der Verringerung des Intensitätsgrades einer literarisch geistigen Bewegung bei der Übertragung, bei Al. Veselovskii, Zap. vlij., S. 7—8.

[11]) Wie weit wir von Goethe und dem freien geistigen Kosmopolitismus und dem doch zutiefst national fundierten Weltbürgertum der klassischen Epoche des deutschen Idealismus entfernt sind, zeigt die Tatsache, daß wir heute bei all der Erweiterung technischer Gesichtskreise und Kommunikationsmöglichkeiten, die Hand in Hand läuft mit einer drohenden Verengerung geistig-seelischer Horizonte, mehr geistiges „Ausland“ haben als vor hundert Jahren. Wer sich dagegen auflehnt, läuft ständig Gefahr, als nationaler Defaitist gebrandmarkt zu werden.

Goethe Stellung genommen wurde[12]). Gar nicht zu sprechen von der Folgezeit, also nach den 40er Jahren, als die Wendung von Schelling zu Hegel, S. Simon, Feuerbach, von Goethe weg teils zu Schiller, teils zu Viktor Hugo, George Sand, zu Heine, gemacht wurde (Belinskij, Hercen, Havlíček, serbische Omladina u. a.). Wir sehen, wie Schiller, Goethe, Heine zu Repräsentanten verschiedener literarischer Einstellungen und verschiedener Geisteshaltungen, zu ästhetischen und weltanschaulichen Marken und Symbolen wurden. Und trotzdem: das Begeistert- und Ergriffensein und dann in den 40er und 50er Jahren das von Heine und George Sand als den repräsentativen Autoritäten, in deren Geiste man kämpfte, ist zwar in den einzelnen Fällen größer, unmittelbarer, lebendiger, aber ebenso wie die Schillerverehrung und der Schillerkult abhängig war von den jeweiligen politischen Interessen an den Problemen der Freiheit, so war der Heine- und G. Sand-Kult wesentlich abhängig von der Stellung zu den Problemen des Liberalismus. Aber diese Autoritäten verschwanden wieder mit den literarischen Wellen und Glaubensbekenntnissen, die sie trugen, mit den sozial-psychologischen Zeitstimmungen und der entwicklungsspsychologischen Reifestufe, deren Bedürfnissen sie entsprachen und die dem Umfang und der Dauer ihrer Wirkung Grenzen zog. — Wenn von der Stärke der Goethewirkung die Rede ist, darf allerdings seine indirekte Wirkung mit und in der großen kulturell geistigen Aufschwung- und Hochflutwelle des deutschen und europäischen philosophisch-literarischen Idealismus nicht aus den Augen verloren werden. Es ist die Wirkung seiner geistig-künstlerischen Energiepotenz, die heute aus der Gesamtwelle und Gesamtbewegung nicht mehr ausscheidbar und in ihrer Einzelwirkung vielfach nicht mehr unterscheidbar ist. Man kann Übersetzungen feststellen, man kann die Übernahme einzelner Motive, Stoffe, Ideen oder bestimmte Stileigenheiten nachweisen; man kann aus kritisch-ästhetischen Erörterungen die jeweils geltenden literarischen Vorbilder und Autoritäten herausfinden (Goethe schuf ja indirekt durch sein Werk Ästhetik und Lebensanschauung), aber die Dynamik und die vielfach unbewußt gestaltende Wirkung eines bestimmten geistigen Milieus einer Zeit ist viel schwerer festzustellen und zu umrahmen als die Wirkung der individuellen Faktoren.

Doch Goethe blieb. Goethe blieb durch alle Schulen, Stile, Ismen und Reifestufen, wenn auch mit verschiedener Intensität der jeweiligen Wirkung und Zeitgültigkeit. Goethe blieb und wurde wertbeständiger Maßstab für tendenzfreie, objektive reine große

---

[12]) Vgl. den Ausspruch des polnischen Dichters und Kritikers Kaz. Brodziński: „Od Goethego wiele się można nauczyć, z serca Schillera wiele przejmować.“ Aber da es in Polen immer mehr Herzen als Köpfe gab, so fährt er fort, ist „Polakom mniej daleko znany jest Goethe niż Schiller.“ M. Szyjkowski, Schiller w Polsce (1915), S. 63. — Über den russischen Schillerianismus vgl. die wertvollen Ausführungen von D. Čyževskyj, Schiller und die „Brüder Karamazov“. Zeitschrift für slavische Philologie VI, S. 1—42.

Kunst auch für das slavische Kunststreben. Auch dann, als man sich kritisch gegen das Goethesche Kunstideal, Lebensideal und Weltbild stellte, wie es am ausgeprägtesten in Rußland in den 50 er bis in die 70 er Jahre in der Epoche Pisarev—Dobroljubov—Michailovski zu beobachten ist. Goethe blieb nicht nur Maßstab für eine in sich selbst Ziel und Halt, Zweck und Form findende Kunst; er wurde zum Maßstab auch als Mensch, als geistige Persönlichkeit. Er wurde zum Maßstab als der Mensch der neuen europäischen humanistischen Kulturepoche in ihrer idealindividualistischen Hochblüte, der eine Synthese der Lebens- und Kunstelemente der Antike mit denen der modernen europäischen ethischen, geistigen, künstlerischen Lebensform und Lebensproblematik verkörperte. Er wurde Maßstab als Künstler auch insoweit, als die Stellung, das positive oder negative, näher wärmere, unmittelbar lebendige oder hochachtungsvoll distanzierte Verhältnis zu ihm und seinem Werk Kriterium der kulturell geistigen Höhe und der lebensethischen und kunstästhetischen Charakterart des einzelnen wie der Epochen wurde. Er wurde um so mehr Maßstab, jemehr sich auch bei den Slaven die Kunst von der durch die Entwicklungsumstände bedingten Handlanger- und Dienerrolle für äußere praktische kulturelle, patriotische, nationale und soziale Zwecke freimachte.

Die Gesamtwirkung Goethes bei den einzelnen slavischen Völkern bestätigt dieses. Er wirkte dort am stärksten, wo die literarisch-ästhetische Kultur am höchsten war, und in der Zeit am stärksten, in der eine literarische Europäisierung eintrat und der literarisch künstlerische Kosmopolitismus und Universalismus der Romantik auch bei den Slaven weite Horizonte und ein hohes ästhetisches Bewertungsniveau schuf: Also bei Čechen, Polen, Russen, Serbokroaten und Slovenen in den 20 er bis 40 er Jahren des 19. Jahrhunderts und bei der neoromantischen, symbolistischen Moderne zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Bojan Penev, der bulgarische Literarhistoriker, hat schon 1908 bemerkt, es sei charakteristisch für die Einwirkung Goethes auf einzelne slavische Dichter und das slavische Geistesleben, daß Goethe nicht mit seiner ganzen Individualität und in seinem künstlerischen Gesamtschaffen, sondern mit einigen seiner schöpferischen Eigenschaften und einigen künstlerischen Werken gewirkt hat. Und in der Tat, es gibt nur wenige Ausnahmefälle, bei denen Goethe mit seiner Gesamtpersönlichkeit als Ganzes formierend und gestaltend wirksam gewesen war. So wäre zu nennen Penčo Slavejkov, der erste bulgarische Dichter der Neuzeit, der ein tieferes unmittelbares Verhältnis zu dem Meister hatte und der nach seinen eigenen Worten lang unter den wohltuenden Schatten Goethescher Kunst und Geistigkeit gewachsen war[13]), so F. J. Tjučev, nach Puškin einer der bedeutendsten russischen Lyriker, für den der Meister, wie er in seinem Gedicht

[13]) Vgl. Slavejkovs Essay über Goethe: Penčo Slavejkov Izbrani sačinenija. 1923, S. 512—16.

auf Goethes Tod sagt, „das schönste Blatt vom hohen Baume der Menschheit war, das von den reinsten Säften des Baumes genährt, von dem reinsten Strahl der Sonne zur Entfaltung gebracht worden war“.

Dilthey, der Bahnbrecher der geisteswissenschaftlichen Schule in der modernen deutschen Literaturwissenschaft, sagt gelegentlich: „Verstehen ist Selbstdarstellung des Lebens in uns.“ Das gilt im eminentesten Sinne auch für jeden künstlerisch-geistigen Einfluß, soweit er primär aus innerer Affinität und nicht rein aus Mode und unter der Tyranei des Zeitgeschmackes entsteht. Wir können nur etwas verstehen, verstehen im tieferen Sinne des Nacherlebens, das in unserer geistig-seelischen Struktur und Reifestufe potenziell gegeben ist. So werden uns auch die einzelnen Tatsachen und Erscheinungen des Weges und Wirkens Goethescher Geistigkeit bei den Slaven in ihrer inneren Bedingtheit klar: So die Tatsache, daß bei den Russen und Polen in der Epoche des Sentimentalismus, genauer des sentimentalen Gefühlssubjektivismus und Individualismus nur der Werther-Goethe neben und zusammen mit Rousseau existierte und auf die Lebensstimmungen und die die Lebensstimmungen tragende Literaturwelle mit ihren Helden des Herzens und der Phantasie, mit ihrer Tragik eines starken Individualismus seelisch gefühlsmäßiger Art, der in der gegebenen Ordnung der Welt leidet und zerschellt, einwirkt. So finden wir bei den Russen Werther-Motive und Werther-Stimmungen und auch Werther-Stil in der Karamzin-Žukovskij-Epoche, in den farblosen Erzählungen Karamzins und anderer[14]). Bei den Polen in den Erzählungen Kropińskis, Bernatowicz', der Marija Wirtenberška, in Mickiewicz' Dziady[15]). Und so wurde auch für die Russen und Polen Werther als Gestalt typischer Vertreter des romantischen individualistischen Utopismus ähnlich wie Karl Moor in Don Carlos, damit Ausdruck einer neuen Generation, für die nicht mehr Humanität als allgemeiner Begriff wie für die Aufklärungsgeneration, sondern das persönliche Erleben des einzelnen ausschlaggebend war, und für die, nach den Worten Miljukovs, der Sentimentalismus aus einem angenehmen Zeitvertreib zu einer Schule des Lebensidealismus wurde, zu einer Schule, in der dann durch byronistische Einflüsse die Onegin-Typen und die „überflüssigen Menschen“ herauswuchsen, mit denen erst die Černyševskij-Epoche gründlich auf-

---

[14]) Vgl. Details über den sentimentalen Gefühlsindividualismus und Wertherismus im russischen geistigen und literarischen Leben im ersten und zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts: J. J. Zamotin, Romantizm dvatcatych godov XIX. stol. v russkoj literaturě. T. II (1913), S. 27 ff; ferner Ovsjaniko-Kulikovskij, Istorija russkoj literatury XIX věka. 1911, I, S. 68 ff; neu zusammenfassend N. Sakulin „Die russische Literatur“, S. 110 ff (Handbuch der Literaturwissenschaft).

[15]) Über den Wertherismus in der polnischen Literatur um 1820 vgl. Dzieje literatury pięknej w Polsce (Polsk. Akad.) I 370 ff, II S. 116 ff, 120 ff; P. Chmielowski, A. Mickiewicz I, S. 244 ff.

zuräumen begann. Wir verstehen nun aber auch, daß Werther bei den Čechen und Südslaven lange ohne tiefere Wirkung vorüberging und hier erst spät im 19. Jahrhundert in dem Versroman Pan Vyšinsky des jungčechischen Dichters G. Pfleger-Moravsky[16]); in I. Vazovs Pod igoto und schließlich bei Ks. Š. Gjalski, Stritar (Zorin), Jovan Rajić (Übersetzung 1844), Laza Lazarević, wenige unbedeutende Spuren hinterließ. Es fehlten hier zunächst und für lange Zeit hinaus die gesellschaftlichen, die entwicklungs- und kulturpsychologischen Voraussetzungen. Man hatte hier zunächst noch wichtigeres zu tun, als sich mit solchen Wertherschen Schmerzen das Herz zu zerbrechen.

Wir verstehen nun aber auch, wieso das Interesse für den Lyriker Goethe, und zwar in erster Linie für den Meister der künstlerischen Nachgestaltung von Volksliedern und Volksballaden gerade bei den Slaven von seinem Auftreten bis in die Gegenwart hinein lebendig fruchtbar blieb. Und es ist interessant, daß wir in allen slavischen Literaturen und unabhängig von einander fast die gleichen Goethe-Lieder und Balladen frühzeitig und immer wieder übersetzt und nachgeahmt finden. Nur einige Beispiele: „Erlkönig" (Žukovskij, Čelakovsky, Erben, Neruda, Flieder-Jorgovanovič u. a.), „Mignon" (Žukovskij, Gogol, Jungmann, bulgarische Übersetzung 1853 aus dem Russischen, A. Mihanović, Vasilije Subotić, Jovan Subotić, Vraz, Trnski, Ćurčin, Vazil Popovič, D. Mišev u. a.), „Der Fischer", „Zauberlehrling", „Über allen Wipfeln ist Ruh'", „Gott und die Bajadere" und andere. Abgesehen davon, daß Goethes großes Interesse und Verständnis für das slavische Volkslied allein schon dazu beigetragen haben mag, daß er sich bei den slavischen Vertretern und Führern der Volksliedromantik (Čelakovsky, Vraz, Vuk Karadžić, Penčo Slavejkov) besondere Sympathie erwarb, wirkte er durch die künstlerischen Qualitäten seiner volksliedmäßigen Lieder gerade bei jenen slavischen Stämmen am stärksten, bei denen die Volksdichtung den fruchtbarsten Mutterboden für die moderne Kunstdichtung darstellt, also bei den Südslaven und Čechen[17]). Wir verstehen nun aber auch, daß bei dem in den

[16]) Vgl. K. Veleminsky, ČČH 1904, S. 46: Goethes Werther war für diesen ersten čechischen Roman nicht nur Anregung und Anstoß, sondern der Dichter fand nach seinen eigenen Worten in dem Goetheschen Werk all das ausgedrückt, was er sagen wollte. Vgl. auch Lit. česk. XIX stol., III$_2$, S. 462.

[17]) In Čelakovsky, dem überzeugtesten und bedeutendsten Goetheaner in der čechischen Literatur, wurde durch Goethe und Herder das Verständnis für die Schönheit der Volkspoesie geweckt. Vgl. Details über die deutschen literarischen Einflüsse in seiner dichterischen Entwicklung M. Murko, Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik 1897, S. 83 ff; ferner Lit. česk. XIX. stol., II, S. 424 ff. — Die durchgreifendste und relativ umfangreichste Einwirkung Goethescher Lyrik, auch der nicht volksliedmäßigen wie z. B. der Römischen Elegien (Gust. Pfleger-Moravsky) finden wir bei den Čechen. Bei den Polen, bei denen ja der Lyriker wie überhaupt der Dichter Goethe nie so recht populär geworden ist, obwohl auch Werthers Leiden von der Jugend

sozialen Entwicklungsverhältnissen bedingten verhältnismäßig stark und lang dauernden slavischen Idyllismus als sozialer und psychischer Lebensform des Meisters klassische Würdigung des Alltagsmenschen und seines Daseins „Hermann und Dorothea" größeres Interesse fand und nachgeahmt wurde (Jungmann, Kuzmaný, Vaňorný, Brodziński [Wiesław], Mickiewicz [Pan Tadeusz], J. J. Zmaj, Vl. Vežić u. a.). Dagegen hat die politische, soziale und kulturelle Zeitsatire „Reinecke Fuchs" vorwiegend nur in der čechischen Literatur tiefere Spuren hinterlassen (M. F. Klacel, Vinařicky, auch bei dem antigoetheschen Neruda).

Nun wird uns aber auch die Tatsache begreiflich, daß die im engeren Sinne klassischen Werke Goethes („Iphigenie", „Wahlverwandtschaften", „Wilhelm Meister", „Torquato Tasso") verhältnismäßig wenig Interesse und Anklang fanden, verhältnismäßig wenig tiefere Spuren in den slavischen Literaturen hinterließen. (Iphigenie: čech. Romantiker K. S. Macháček, J. J. Zmaj; Wilhelm Meister: Turinsky, J. J. Kalin, Hálek, Grigorev.) Nehmen wir dazu, daß bei den Čechen auch die Epigramme Goethes, ferner die „Geschwister", „Italienische Reise" fruchtbar anregend wirksam wurden, und zwar auch bei Schriftstellern wie Hálek und Neruda, die als Vertreter der tendenzrealistischen Richtung prinzipiell gegen das Goethesche Kunstideal der zweckfreien objektiven symbolischen Kunst eingestellt waren, so ersehen wir, daß bei den der deutschen Kultur doch am nächsten und in ihrer eigenen Entwicklung am stärksten mit ihr verbundenen Čechen noch am meisten von der Gesamtsumme Goetheschen Schaffens Widerhall fand. Bei den Polen, bei denen ebenso wie bei den Russen und den übrigen Slaven auch Shakespeare wesentlich im Wege der deutschen Neuentdeckung durch den Romantiker August Wilhelm Schlegel eingedrungen war, finden wir zwar in der romantischen Epoche auch ein starkes Interesse für die Goetheschen Dramen neben dem an Schillerschen, aber Goethe der Dramatiker und Dramaturg hat erst im Wege französischer Vermittlung durch die Neubewertung durch Cousin, der 1821 in seiner Übersetzung Goethescher Dramen Goethe als stärkstes dramatisches Talent bezeichnete und ihn weit

---

und exaltierten Damen verschlungen wurden, obwohl sich die polnischen Literartheoretiker und Ästhetiker viel mit dem Dichter beschäftigten, kam der Balladendichter Goethe erst durch A. Brodziński zu Ehren. Vgl. M. Szyjkowski, Schiller w Polsce, S. 44, S. 63. — Bei den Russen blieb das Interesse für den Lyriker Goethe bei den Vertretern der „reinen Lyrik" auch nach Puškin bei all den Lyrikern, die sich als „freie Priester freier Kunst" fühlten, die in Puškin und Goethe ihre Meister sahen und für die Puškins Wort Geltung behielt „Geboren sind wir für Begeisterung, für süße Klänge und Gebet", lebendig. Abgesehen von Tjučev, der ja die meiste Zeit in Deutschland verbrachte und in München mit Schelling und Heine verkehrte, sei auf die Übersetzungen Goethescher Lyrik durch D. D. Minaev, N. V. Gerbel, L. A. Mey hingewiesen. Vgl. A. Luther, Geschichte S. 309 ff.

über Schiller stellte, günstige Aufnahme gefunden[18]). Alles in allem sehen wir, daß Goethe der Klassiker (in der russischen und polnischen Literaturkritik fungierten Goethe und Schiller ja nur als „Romantiker", da man mit „klassisch" und „Klassizismus" den hohen französischen Stil der Schule Corneilles, Racines und der ästhetischen Doktrin Boileaus, also den Rokoko-Pseudoklassizismus bezeichnete, dagegen mit „romantisch" den Stil der neuen deutschen Literatur), wir sehen, daß Goethe der Klassiker des ἐπικρατεῖν δύνασται, des Herrwerdens über die chaotischen Mächte des Lebens, am wenigsten Verständnis und Bedeutung in den slavischen Literaturen errang. Vielleicht hängt diese Tatsache, wie überhaupt die Tatsache, daß Goethe bisher nicht einen so tiefen Einfluß auf slavische Dichtung und slavische Geisteshaltung ausgeübt hat, wie man erwarten würde, mit einem anderen Moment zusammen: Es ist dies einerseits die entwicklungspsychologische Reifestufe der Aufnehmenden[19]). Anderseits das im wesentlichen vorherrschende apolinische Element der Lebensfreude in der Goetheschen Kunst. Auch wenn wir heute wissen, daß die These von Goethe dem Lebenskünstler und Lebensgenießer nicht der Wirklichkeit entspricht; auch wenn wir wissen, daß in Goethes Brust sein Leben lang verschiedene Seelen im Kampfe lagen und der Dichter sich schwer zur Einheit und Ruhe durchrang, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß Goethe keine tragische, sondern eher eine konziliante, auf Ausgleich der Gegensätze gerichtete Natur war, daß die Lebensfreude und die ästhetische Wertgebung und Wertung doch den beherrschenden Ton in seinem Leben und Schaffen angibt[20]). Nun gibt

[18]) Vgl. P. Chmielowski, Dzieje krytyki lit. S. 559, 571. — Über Goethe auf der Zagreber Bühne vgl. neu H. Hinković, Goethe auf der Zagreber Bühne. Zagreber Morgenblatt (Goethe-Nummer) und S. A.

[19]) Vgl. grundsätzlich darüber Richard Müller-Freienfels, Persönlichkeit und Weltanschauung. Die psychologischen Grundtypen in Religion, Kunst und Philosophie. 1923, S. 25 ff.

[20]) Die Russen der Pisarev-Dobroljubov-Michajlovskij-Ära haben nicht ganz Unrecht, wenn sie in ihrer kritischen Stellungnahme gegen das Goethesche Lebens- und Kunstideal Goethe als den Bürger bezeichnen, wie übrigens es auch Thomas Mann in anderer geistiger Einstellung und Wertung vom Aspekt der Gegenwart aus in seiner ein Dokument der Zeit darstellenden Goethe-Rede am 18. März 1932 tat. — Daß die ästhetische und nicht die ethische Wertgebung bei Goethe das Entscheidende war, mag ja auch die tiefere psychologische Ursache darstellen, warum L. N. Tolstoj der Panethiker in Goethe den großen Antipoden, den „großen Heiden" sah. Man nehme nur die Stellung der beiden Dichter zu den „großen Menschen", zu den „Helden", z. B. zu Napoleon, und zum Ziel und Zweck des künstlerischen Schaffens. Vgl. die interessanten Bemerkungen der Katarina Stanković, Zasto je Tolstoj nazvao Getea „velikim paganinom". Nova Evropa XXV, S. 179—82. Auch für F. Dostoevskij stellt Goethe den Antipoden dar. Schon der geistig-seelischen Struktur und Dynamik nach. Dostoevskij ist das Gegensätzliche, Antinomische, Disharmonische, chaotisch-dämonisch Abgründige das wesentlich Seiende. Der Unterschied des Zeitbedingten (das geistig und sozial anders

es aber keinen einzigen führenden slavischen Dichter, in dem die apollinische Lebensfreude, das Klassisch-Harmonische das Dominierende wäre. In den slavischen Literaturen überwiegt, entsprechend dem seelischen Frühreifezustand, entsprechend den schwierigen allgemeinen kulturellen und sozialen Verhältnissen für den künstlerisch Schaffenden, entsprechend dem Mangel an Ruhe und Ausgeglichenheit und dem Mangel an bourgeoiser Saturiertheit — das Sentimentale, das Nostalgische, Dionysische, Ekstatische, Tragische. Klassik wie übrigens auch Romantik sind doch wesentlich westliche Phänomene und Kategorien, ebenso wie das Streben, die formale Vollendung höher zu stellen als das Sein selber[21]). Brandes, der letzte wirklich europäische Literarkritiker großen Stiles, hat in seiner Studie „Goethe und Dänemark" einem guten Worte B. Auerbachs für die Feststellung des Einflusses und der künstlerisch geistigen Auswirkung Goethes neuen Inhalt und neue fruchtbare Bedeutung verliehen: Goethereife. Es ist kein Zufall, daß Goethe, vor dem sich zwar viele slavische Dichter, Schriftsteller und Philosophen in Ehrfurcht verneigten und in ihm Gestalt und Symbol des großen Dichters bewunderten, auch solche, die nicht seine Kunstauffassung und seine Geisteshaltung teilten wie der reife Belinskij, dann die antiklassizistische liberale Lumír-Generation, Mácha, Neruda. Hálek, Nebesky u. a.[22]). Es ist kein Zufall, daß Goethe tiefstes

---

Zeitbedingte als bei Goethe), der ewige Widerstreit des humanistischen Skeptizismus des modernen Europäers des 19. Jahrhundert mit dem religiösen Mystizismus und dem Glauben an Gott wuchs erst von dieser Grundposition zu solchen Dimensionen in ihm und seinen Werk aus. Vgl. J. Matl, Karakteristične oznake književno-umetničkih oblika Dostojevskoga. Nova Evropa XXIII S. 285—91. Es ist also innerlich bedingt, daß für seine dichterische Entwicklung Schiller, Balzac, G. Sand mehr bedeuteten als Goethe.

[21]) Vgl. die sehr treffenden Bemerkungen des Philosophen Berdjaev in dem Aufsatz: „West-östliches Rußland. Europäische Revue IV (1930), S. 567—74.

[22]) Einige Beispiele dafür: Zu dem Kreis um den bereits genannten Moskovskij Vestnik gehörte auch der früh dahingeraffte talentierte D. Vl. Venevitinov. Dieser sah in der Philosophie Fichtes und Schellings die reife Frucht desselben Enthusiasmus, der die echten Dichter Deutschlands beseelt, desselben Strebens nach einem hohen Ziel, das den Flug Schillers und Goethes lenkte. Ebenso wie Venevitinov neigte sich in Andacht und Ehrfurcht vor dem Genius Goethe sein und Puškins Freund E. A. Baratynskij, der Hauptvertreter der Weltschmerzdichtung à la Lenau in Rußland. Letzterer schrieb auf den Tod Goethes ein Gedicht. Darin heißt es, daß Goethes Leben so reich, so allumfassend gewesen sei, daß durch ihn allein der Schöpfer gerechtfertigt würde, wenn er unser Leben nur auf das Erdenleben beschränkt hätte. Sollte uns aber ein Leben nach dem Tode beschieden sein, so werde der Meister im Jenseits nichts finden, das ihn verwirren könnte, nichts Irdisches, das er noch nicht überwunden hätte, werde ihn stören. A. Luther, Geschichte S. 165. Auch Belinskij ist, so lange er noch in dem Fahrwasser Schellingscher Ideen segelt und ihm noch Gefühl und Kunst die Welt waren, in der die Menschen leben, und die poetische Begeisterung ein Widerschein, Abglanz der schöpferischen Idee der Natur, also vor seiner Wendung zur tendenziösen realsozialen zweckbetonten Kunstauffassung, ein begeisterter Verehrer

Verständnis fand und stärkste geistige und künstlerische Anregung gerade den größten slavischen Dichtern und Geistesmenschen europäischen Formats gab: Puškin, Vladimir, Solovev, Mickiewicz,

---

Goethes. Vgl. Ovsjaniko — Kulikovskij, Ist. russk. lit. XIX. v. I, S. 263; Luther, Geschichte S. 217; T. R. Masaryk, Soziologische Skizzen zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie. 1913, I, S. 304 ff. — In dem interessanten bei den Russen und Polen parallelen geistesgeschichtlichen Entwicklungsgang vom einseitig romantischen Verhältnis zur Nation und zu den national-historischen Kulturwerten über den nationalen Mystizismus zum nationalen Kritizismus und Realismus, in dem Wege von den Sympathien zu Byron, dem Kult Schillers und Goethes zum nationalen Mystizismus, bedeutet gerade für die größten slavischen Dichter der Zeit, für Puškin, Mickiewicz, Słowacki (in gewissem Sinne wäre noch zu nennen Preradović). Goethe eine entscheidende Entwicklungsstufe. Vgl. Veselovskii ‚Zap. vlij., S. 4 ff. Unter den modernen russischen Dichtern ist als begeisterter Goetheverehrer der gelehrte Vjačeslav J. Ivanov zu nennen. Vgl. Luther, Geschichte, S. 424. — Für Hanka und seinen Kreis čechischer Romantiker, für Linde, war Goethe neben Homer, Shakespeare, Bürger, der Lieblingsschriftsteller. Vgl. Lit. česk. XIX stol. I, S. 767. Für J. Kollár war er der große Dichter par excellence und Goethes und Schillers Kunstauffassung von ebenso entscheidender Bedeutung wie die Lebens- und Geschichtsauffassung Herders. Für Čelakovsky war Goethe Führer durch das Leben und Goethes Dichtung und Leben Vorbild, von dem er die meisten und entscheidenden Anregungen für sein eigenes literarisches Schaffen empfing. Vgl. Lit. česk. XIX. stol., II, S. 438, 458 ff, 710, 741, 749. — Goethe bedeutet für den führenden polnischen Kritiker der romantischen Ära Michał Grabowski Verkörperung des dichterischen Genius: „prawdziwy Proteusz poezyi, tą rozmaitością kształtów, pod którymi objawia swój nieporównany geniusz, dobrze tłómaczy swoją pogardę i mała wagę, którą potrzeba przywiązywać do zewnętrznych form sztuki.“ P. Chmielowski Dzieje krytyki lit. w Polsce. S. 209. Der „fantasmogorik Goethe“ ist ihm ein Riesenkoloß, der das reiche Prisma seiner Imagination in die Natur geworfen hat und durch das Prisma seiner dichterisch geistigen Imagination eine Welt der Schöpfung der Natur gegenübergestellt hat. M. Szyjkowski, Schiller w Polsce. S. 222. Für W. Cybulski, den Literarhistoriker Hegelscher Geistesrichtung, ist Goethe der größte Dichter der Neuzeit. P. Chmielowski, Dzieje krytyki S. 328. Auch Garczyński fühlte sich in seiner poetischen Laufbahn als Jünger Goethes. Für Kaz. Brodziński waren nach seinen eigenen Worten Schiller, Shakespeare und Goethe Vorbilder seines eigenen Schaffens. Szyjkowski, Schiller w Polsce. S. 82. Auch W. Chłedowski sah in seinem Artikel über Poesie und Poeten, in dem er die Dramaturgie Goethes, Schillers und Shakespeares behandelt, Goethe und Schiller als die „Befreier und Helden der deutschen Poesie“. Ibid. S. 237. — In der serbokroatischen Poesie finden wir zwar keinen ausgesprochenen Goetheaner, obwohl in der ganzen Preporod-Dichtung und Ästhetik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Goethes und Schillers literarisches Rüstzeug Vorbilder und Meister darstellten (in der Ästhetik sogar bis in die 70 er Jahre), obwohl er für die gesamte wirkliche Intelligenz, wie aus Zitaten zu ersehen ist, geistiges Gemeingut darstellt. Bei den Serben wurde Goethe zuerst stärker wirksam, in der sogenannten „Schule der objektiven Lyrik und des ruhigen Gefühls“ (J. Hadžić, Jovan Subotić, D. Maletić, Vasa Živković). Vgl. J. Skerlić, Škola objektivne lirike. Godišnjica Nik. Čupića XXIX, S. 210 ff. Bei den folgenden Generationen, so auch in der slovenischen Levstik-Epoche, flossen die Goetheschen Einflüsse mit denen des „Jungen Deutschlands“, zusammen. In der kroatischen Romantik

Prešeren, P. Slavejkov, Masaryk [23]). Zeugnis für diese Goethereife ist aber auch das Verhältnis zu „Faust". Die Faust-Dichtung wurde in dreifacher Hinsicht in der slavischen geistigliterarischen Entwicklung von Bedeutung: Als Dichtung, als Symbol einer Kunstrichtung, und Faust als Typus und Symbol des modernen Menschen, des Geistes des Fortschrittes und der Revolution. Sehen wir ab von verschiedenen Übersetzungen (im Russischen: Griboedov, Turgenev, Gerbel, L. A. Mej; bei den Polen: A. Walicki, Al. Krajewski, J. Paszkowski, F. Jezierski, Zegadłowicz; bei den Čechen: Klacel, J. J. Kolar, Vrchlicky, A. Mihanović, M. Savić u. a.). In dem Kreis der russischen Schellingianer, der „Nemci", „Ljubomudri", deren philosophisches und literarisch-ästhetisches Rüstzeug der deutschen idealistischen Philosophie und Dichtung entstammte, also in dem Kreis Venevitinovs und des Fürsten Odoevskijs, mit ihren Organen „Mnemozina, Evropeec", „Maskovskij Vesnik", war das Ideal der dichterisch genialen Persönlichkeit, des l'homme superior im romantischen Sinne, des Künstlers als des Trägers schöpferischer Urkraft im Schelling'schen Sinne („Schöpferisch ist in Wahrheit nur das geniale künstlerische, das an nichts gebundene und sich selber an nichts bindende Ich") der Olympier Goethe. Diesem Kreise, in dem das Ideal einer allgemeinen europäischen Kultur lebendig war, war Goethe zwar Ideal. Doch stand man nicht in der Pose blinder Anbetung vor seiner unerreichbaren Vollkommen-

---

ist Goethe bei dem literarästhetischen Wortführer Stanko Vraz in der Kolo-Epoche teils direkt teils im Umwege über Čelakovsky von Bedeutung. Dagegen viel klarer und ausgeprägter ist die Vorbildwirkung Goethes bei den Slovenen. So ist Goethe für Kopitar, den Wegbereiter der südslavischen Romantik, der Lieblingsdichter („jaz ga imam namesto vseh Nemcev" schrieb er gelegentlich). Und Čop der Freund und Mentor Prešerens, Čop, der die erste systematische ästhetische Grundlage der modernen slovenischen Literatur aufbaute und diese Grundlage aus dem geistigästhetischen Material zimmerte, das ihm die damalige „moderne deutsche Romantik" (Wiener Schule Brüder Schlegel) lieferte, sah in Goethe den großen Dichter der Neuzeit par excellence. So auch Prešeren. Vgl. Details in der ausgezeichneten Monographie Avg. Žigons, Francè Prešeren poet in umetnik 1925, vor allem S. XVI, XXXVI, CLX, CLXIV, CLXXVIII. Ferner J. Prijatelj, Duševni profili naših prepoditeljev. Ljubljanski z von 1921, S. 270, 396 ff. Vgl. auch den Gelegenheitsaufsatz J. Keleminas, Goethev vpliv na jugoslovenske literature. Življenje in svet. Knj. 11 (1932), S. 310 bis 315. Die späteren Einflußwirkungen bei M. Valjavec, Fr. Levstik, S. Jenko, Stritar, Gregorčič waren nur partiell.

[23]) Ad. Masaryk: Vgl. Masaryks eigenes Bekenntnis. Prager Presse, 7. Feber 1932, Beilage. — Der bedeutendste kroatische Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts Ksaver Šandor Gjalski erklärte gelegentlich einer festlichen Zusammenkunft kroatischer Dichter und bildender Künstler, Mitglieder des Zagreber PEN-Klubs, zu Ehren der österreichischen Schriftsteller und Wiener PEN-Klubmitglieder, die wie wir nach Zagreb zur Goethefeier gekommen waren, am 19. März 1932 auf eine direkte diesbezügliche Frage Curčins, daß er sich lange Jahre viel mit Goethe beschäftigt habe, daß Goethe, vor allem Faust, den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht und sein Schaffen beeinflußt habe.

heit, sondern es ist ihnen der Wunsch lebendig, die besten russischen dichterischen Kräfte anzuspornen, sich mit ihrem Schaffen an Goethe zu messen und mit ihm zu wetteifern. Dieser ganze Kreis, aus dem übrigens ein Großteil der späteren Slavophilen hervorging, bestand aus begeisterten Faust-Verehrern, die in Faust das Symbol der reinen klassischen idealistischen Kunst sahen[24]). Puškin, der schon im Lyzeum durch den Dichter Vasilij Žukovskij auf die deutsche Literatur gewiesen worden war und dann in diesen Kreis, damit noch viel tiefer in das „deutsche Meer" geraten war[25]), bearbeitete dann das Faust-Thema — er selbst bezeichnet Goethes „Faust" als „chef d'oeuvre" — in seiner „Szene aus Faust", die einige übereifrige Puškin-Verehrer sogar über die Goethesche Dichtung stellten[26]). Auch für Jazykov, einen Nachfolger Puškins, der in seinen literarischen Lehrjahren von Don Carlos und Faust tief ergriffen worden war, war Faust „vozmutitel'no prekrasen". Dieses Urteil fällt deshalb ins Gewicht, da Jazykov bereits von der neuen Gegenströmung gegen den Goethe- und Byronkult getragen 1845 erklärte: „Gott rette uns vor den Heroen unserer Zeit, vor den Onegins und ähnlichen byronistischen (Don Juan) und Goetheschen (Werther) Typen, vor den Dämonen, die in den Eingeweiden Werthers entstanden sind[27]). Die Goethesche Dichtung beeinflußte Alexej Tolstojs „Don Juan"[28]), Vocels, „Labyrinth des Ruhmes" hinterließ Reminiszenzen bei Koubek, gab Inspirationen Vrchlicky, hinterließ anscheinend Spuren im Ribar des Vojislav Ilić und bei Gjalski. — Faust als Verkörperung und Typus des

---

24) Goethe, besonders der zweite Teil des Faust war damals eine Zeitlang die Lieblingslektüre der russischen Universitätsjugend. Vgl. Lit. česk. XIX stol., I, S. 555.

25) Daß dieser Einfluß und Anregungen Goethescher Dichtung auf das Schaffen Puškins viel weiter und tiefgreifender sind, als man bisher annahm und auch den Demon (das Mephistopheles-Problem), Boris Godunov, Onegin und andere kleinere Dichtungen erfaßten, zeigte vor kurzem Vlad. Rozov, Gete i Puškin. Nova Evropa XXV, S. 166—78. Vgl. Rozovs ältere Arbeit: Puškin i Gete. Kiev 1908.

26) Interessant und für die kritische und vielfach ablehnende Haltung späterer russischer Kritiker und Dichter gegenüber Goethe typisch ist die um 1828 bei Puškin einsetzende Entfernung und Befreiung von dem Goetheschen-faustischen Lebensideal und die Hinwendung zur Tradition, zur Bibel, zum Christentum, zur Idee von der unumgänglichen Notwendigkeit des Glaubens für ein moralisches Leben. Es ist die Abwendung von dem letzten Endes amoralischen westlichen neuzeitlichen Ästhetizismus und die Rückkehr zum Ethizismus (die einen taten es im Namen des Glaubens und der Tradition, die andern im Namen des Sozialismus, der Humanität, der sozialen Gerechtigkeit), also die Hinwendung zu der Grundbasis, die die Weltwirkung der großen russischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, voran Dostoevskijs und Tolstojs bedingte und trug.

27) Veselovskij, Zap. vlij., S. 180—81.

28) A. Tolstoj, der in seiner Jugend 1827 mit seinem Onkel Perovskii in Weimar im Hause Goethes verkehrt hatte, auf den Knien Goethes gesessen war und die „majestätischen Züge" Goethes nie vergessen konnte, zeigte sich auch in seinem lyrischen Stil stark von Goethe beeinflußt. A. Luther, Geschichte, S. 316, S. 320.

neuzeitlichen europäischen Menschen und seiner Problematik, des Menschen autonomer Moral, einer Moral frei von den Einflüssen der Religion und jeder Konventionalität, einer Moral, die sich nur dem inneren Impuls der menschlichen Seele, dem „kategorischen Imperativ“ unterwirft, wurde aber auch seiner negativen Seite nach in den Augen des russischen Radikalismus Symbol des westeuropäischen individualistischen kapitalistischen Menschen. Bereits in der entscheidenden Wendung des geistigen literarischen Lebens in den 40er Jahren ging in den ästhetisch-kritischen Debatten der Westler Belinskij und Hercen der Streit um den Primat Schillers oder Goethes. Da jetzt nicht mehr die Frage der Romantik, was schön und ideal ist, im Vordergrund stand, sondern die Frage, was (sozial und national) gut oder schlecht, fortschrittlich oder reaktionär retardierend sei, war ja auch die Entscheidung klar. Belinskij rief: „Es lebe der große Schiller, der edle Advokat der Menschheit, der helle Stern des Heils, der Befreier der Gesellschaft von den blutigen Vorurteilen der Überlieferung.“ Die entscheidenden Veränderungen in den Sympathien und Reflexen der europäischen Literatur waren ja nicht so sehr und nicht in erster Linie durch die Auffassung der literarischen und abstrakten Probleme, sondern vielmehr durch die Forderungen des aktuellen Lebens und Schaffens entstanden. So ist auch die Hinwendung zu neuen literarischen Autoritäten G. Sand, zu Béranger, Balzac, zum Jungen Deutschland „der edlen Gesellschaft von Enthusiasten der Freiheit“ zu erklären [29]). Und für den an Feuerbach und Comte herangereiften Hercen ist Goethes Faust ein „Kinderspiel“; sein Mephisto erfreut sich noch zu sehr an den Schranken und darum endet die Tragödie und momentane Verzweiflung mit der Rettung nach deutscher Art sub specie aeternitatis. Er, der in Goethe und Byron die zwei Riesen sah, die die westeuropäische Entwicklungsphase beschlossen, sah nur in Byron den furchtbaren Titan, der den Mut hatte, den Menschen seine Verachtung ohne Umschweife auszusprechen und ohne Umschweife zu sagen, daß es keinen Ausweg gibt [30]). Und der empirische, positivistische Philosoph Michajlovskij, der sich in seiner Studie über Eduard von Hartmann und den modernen Pessimismus mit dem Faust-Problem auseinandersetzt und die Frage zu beantworten sucht, warum Faust nicht das Glück und Befriedigung finden konnte, sieht in Faust den westeuropäischen metaphysischen Spekulanten und Kapitalisten, denn Metaphysik ist ihm die Philosophie des Kapitalismus. Faust ist ihm der Repräsentant der Zivilisation. Die Mehrzahl der deutschen zivilisierten Menschen sind ein wenig Fauste und darum hält Michajlovski ihn für das größte Werk Goethes. Erst am Ende seines Lebens gelange Faust dorthin, wohin im Dorfe ein jeder Bauernbursch von selbst gelangt, zur nützlichen Arbeit [31]). Noch ein Beispiel der Auseinandersetzung mit

---

[29]) Veselovskij, Zap. vlij., S. 224—25.
[30]) Masaryk, Skizzen I, S. 339.
[31]) Vgl. Details Masaryk, Skizzen II, S. 183 ff.

Faust in der russischen Geistesgeschichte: In der von Struve redigierten Zeitschrift Russkaja Mysl erschien 1909 eine Novelle in Tagebuchform „Das fahle Roß“ von F. Ropšin (pseudonym). Dieses Tagebuch des Führers einer terroristischen Gruppe behandelt das Grundproblem der sozialrevolutionären Terroristen, die Frage der Berechtigung des Mordes und Selbstmordes, die Grenzen des Individuums, die Frage Atheismus und Religion, Mystizismus (Dostoevskij), Nietzsches Übermenschen usw. Der Held der Novelle George, der Dostoevskij, Nietzsche, Goethe folgt, ein Rationalist, der an nichts glaubt, weder an Gott noch an Christentum, nicht einmal an die Losung seiner Partei, der nach Leben, nach vollem Leben lechzt, stellt die Frage: Faust wird in der Literaturgeschichte als Typus des modernen Menschen dargestellt. Aber hat Faust nicht auch gemordet und getötet? Hat er nicht Gretchens Bruder erstochen? Ist nicht Gretchens Mutter, nicht auch sein Kind durch seine Schuld und sein Mitwissen getötet worden? Hat er nicht Gretchen selbst feig in den Tod gehen lassen? Und hat Faust nicht selbst seinem Leben ein Ende machen wollen? Der moderne Mensch — haben wir in Faust nicht Dostoevskijs Formel? Mord — Selbstmord lautet die brutale Disjunktion für denjenigen, der den alten Glauben aufgibt, das Alte wegwirft. Atheismus nennt Dostoevskij diesen geistigen Zustand und in seinem Faust Ivan demonstriert er die Folgen dieses Zustandes. Ist Faust, der ganze Faust wirklich der moderne Mensch[32])?

Soviel in Umrissen über die Auswirkungen einzelner Werke Goethes. Für das Verständnis des Entwicklungsverlaufes der Schätzung und Wertung und Wirkung Goethescher Kunst ist aber noch eines wesentlich wichtig. Wir kennen heute die Bedeutung äußerer, kollektiver, soziologischer Faktoren für die Beurteilung, Bewertung, Entwicklung eines Künstlers, einer Kunstrichtung, einer Kunstgattung. Wir kennen die Bedeutung, die Herrschaft des literarischen Zeitgeschmackes und seiner Träger, die Herrschaft des „Zeitgeistes“, der literarischästhetischen Konvention[33]). Daß z. B. Shakespeare, Calderon, Dante wieder zum Leben und zur Geltung erweckt wurden, redivivi und fruchtbar wurden, verdanken wir wesentlich den Romantikern und ihrem Programm der progressiven Universalpoesie, ihrer Anschauung, daß alle Stile und Stoffe gleichberechtigt sind. Auch Goethe mußte, bis er als der große Dichter, als der dichterische Genius und Repräsentant „zeitgültig“ und „zeitgerecht“ im konventionellen literarischen Geschmack in der europäischer literarischen Arena wurde, gewissermaßen entdeckt und „gemacht“ werden. Goethe wird der große Dichter auch bei den Deutschen erst um die Jahrhundertwende (bei den Čechen und

---

[32]) Masaryk, Skizzen II, S. 309, 412.

[33]) Vgl. grundsätzlich darüber L. L. Schücking, Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung. 1931₂ — ferner J. Matl, O problemu jedne sociologije kulturnog i književnog razvitka. Misao (Beograd) 1929.

Serben war noch um 1818 Klopstock der größte deutsche Dichter), bei den Franzosen und Slaven im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, und zwar — das ist die Ironie des Schicksals — mit und durch die von ihm zeitweilig bekämpften und nicht immer liebenswürdig behandelten deutschen Romantiker, vor allem durch Schelling und die Brüder Schlegel. Seine Spitzenstellung in der deutschen Literatur und seine Stellung in der Weltliteratur festigt sich, wird gewissermaßen dauernd akkreditiert mit und durch die Hochblüte des deutschen romantischen philosophischen und literarischen Idealismus. Auch der Weg Goethescher Kunst zu den Slaven, die Hinwendung des literarischen Interesses der Slaven zu Goethe war durch derartige äußerliche Faktoren im großen Umfange bestimmt. Mittler und Wegbereiter, die die Rinnsale und Flußbetten gruben, die dann Goethesche Kunst nach Westen und Osten und Süden führten, waren die Romantiker, vor allem die Brüder Schlegel, Schelling und Madame de Staël. Friedrich Schlegels „Gespräche über die Poesie" (1800), das Programm der romantischen Poesie, war an Hand Goethescher Dichtung entstanden. In den Augen der Romantiker war das Goethesche Schaffen Erfüllung und Verwirklichung ihres Kunstideales; nicht nur des Kunstideales in der Richtung, daß ein wahrer Dichter a) „ein idealischer Mensch und b) ein universeller Künstler sein müsse", daß Kunst Priestertum sei (Fürst Odoevskij: ein Versuch auszusprechen oder richtiger anzudeuten, was unaussprechlich ist), daß wahre Kunst eine Vereinigung des Individualismus (Subjektivismus) und des Universalismus (Objektivismus) darstelle und Kosmos aus dem Chaos schaffe. Goethe habe die geforderte Vereinigung des wesentlichen Antiken und des wesentlichen Modernen vollzogen. Goethe habe aber auch die Idee einer progressiven Universalpoesie verwirklicht. — In dieser Hinwendung der Slaven zu Goethe, wie überhaupt in den gesamten deutsch-slavischen Beziehungen der Neuzeit haben wir allerdings zwei Sphären zu unterscheiden und in beiden ist der Weg Goethescher Kunst verschieden: In der einen Sphäre, die ich als altösterreichischen Kulturraum bezeichnen möchte und die die Jugoslaven (Slovenen, Kroaten, Serben in Ungarn, die dann im 19. Jahrhundert die mitteleuropäische Kultur in das Fürstentum Serbien hineintrugen) und Čechoslovaken umfaßt, war in der Tatsache des gemeinsamen Kulturmilieus, der gemeinsamen Schulen, Bildungs- und Kunststätten im gemeinsamen Staat und in der Hinwendung zu gleichen Bildungswerten automatisch die Hinwendung zur deutschen Literatur durch die geographische Nachbarschaft und die Symbiose gegeben. Hier ist auch der Entwicklungs- und Wirkungsverlauf des Einflusses Goethescher Kunst und Geistigkeit im allgemeinen der gleiche wie in dem spezifisch deutsch-österreichischen Kulturrayon, allerdings so, daß sich das spezifisch Barocke, das der österreichischen Geisteshaltung und Kunstform doch bei allen Wandlungen die Grundfarbe gab (wenigstens bis 1918), bei den österreichischen Slaven zwar in Nuancen abfärbte,

schon durch den gemeinsamen Lebensstil der gesamten höheren Gesellschaft im alten Österreich, aber doch nicht von solcher Bedeutung wurde[34]). In der anderen Sphäre, in der dieses Moment der kulturellen Symbiose nicht (Russen, Bulgaren) oder nur vorübergehend oder teilweise gegeben war (Polen, Ruthenen), in der also deutsche Kultur neben und unter anderen westeuropäischen Kulturelementen zeitweilig stärker, zeitweilig schwächer wirksam

---

[34]) Zwei Beispiele kultureller Zusammenarbeit, die aus der Symbiose sich ergab: Die Tatsache, daß čechische und südslavische Romantiker (Kopitar, Hanka) in dem führenden romantischen Wiener Organ Athenäum mitarbeiteten, ferner die Tatsache, daß in den steirischen, krainischen und Agramer deutschen Organen jahrzehntelang Deutsche und Slovenen bzw. Kroaten zusammenarbeiteten. — Die gemeinsamen literarisch-geistigen Entwicklungsstufen in diesem österreichischen Kulturrayon wären ungefähr folgende: Pseudoklassizistische Anakreontik, Rokoko, lehrhafte und idyllische Aufklärungsdichtung (Josefinismus) — ästhetische und Volkstumromantik, dann aktivistische, liberalistische, politische Romantik — realidealistische, dann realistische und sozialkritische Heimatdichtung — Moderne (Sezession etc.). Nebenbei bemerkt wäre es jetzt, wo wir einerseits in der deutschösterreichischen Literaturgeschichte (Nagl—Zeidler—Castle), anderseits in der slavischen Einzelerforschung des eigenen Kulturbodens und seiner Entwicklung genügend Beobachtungsmaterial hätten und die Ressentiments- und Gegenstimmungen der Nationalitätenkämpfe sich etwas, wenigstens in den Hirnen und Herzen der Geistigen im Lande sich gelegt haben, an der Zeit, die zweifellos bestehenden gemeinsamen österreichischen Elemente und Züge in dem literarischgeistigen, künstlerischen sozialen Entwicklungsgang der Deutschen und Slaven des altösterreichischen Kulturraumes aufzuzeigen. Es müßte dabei allerdings die Entwicklung der bildenden Kunst, der Musik, der Wissenschaften, der rechtlichsozialen Struktur noch viel mehr in die Betrachtung gezogen werden als es bisher der Fall war. Vgl. einzelne Tatsachen und Züge in dieser Materie in meinen Studien: Die Bedeutung der deutschen Einflüsse auf die Entstehung der südslavischen Kulturen. Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung I (1930/31) S. 209—25; ferner Romantik und Realismus in den südslavischen Literaturen des 19. Jahrhunderts. Sborník prací I sjezdu slovanskych filologů 1929. Prag 1931. S. 162—72. Einzelne neue Momente dazu gab ich in zwei nicht publizierten Vorträgen über die geistigen Beziehungen zwischen der deutschen und slavischen Kulturwelt im 19. und 20. Jahrhundert, die ich in dem Sommerkurse polnischer Germanisten September 1931 in Graz hielt. — Zum Verlauf der Goethe-Wirkung bei den ehemaligen österreichischen Slaven selbst wäre im allgemeinen kurz noch folgendes zu sagen: In den 40er—50er Jahren trat mit dem fortschreitenden Ausbau des eigenen nationalen Kulturmilieus, Kulturbewußtseins und Kulturprogrammes und mit der eigenen politisch-nationalen Zielsetzung eine Verengerung des literarischen Horizontes, eine Abwendung von dem literarischen Kosmopolitismus und die fast ausschließliche Hinwendung zur eigenen Landschaft, zum eigenen Menschen und seinen Lebensproblemen ein (ethnographische Romantik, ethnographischer Pseudorealismus und Pseudohistorizismus), ferner starke literarisch geistige Wechsel- und Einflußwirkungen zwischen den einzelnen slavischen Nationen untereinander (z. B. Čechen — Jugoslaven), also eine Slavsierung des Horizontes, die erst teils in den 80er Jahren (Vrchlicky-Zeyer, Einfluß italienischer Veristen und französischer Naturalisten in der westkroatischen Literatur), teils um die Jahrhundertwende in der Moderne einem neuen literarischen Kosmopolitismus wich. Die positive tiefere Wirkung Goethes, die Haltung zu Goethescher Kunst ist wesentlich bedingt durch das Vorhandensein eines literarisch-ästhetischen Europäismus und einer l'art pour l'art-Gesinnung.

war, wo die deutschen Bildungsfaktoren nur durch Fernwirkung gegeben waren (Universitäten, Bücher), mußte eine positive Hinwendung und Wertschätzung und das Interesse an der neuen deutschen Literatur erst geweckt werden. In Polen und Rußland bedeutet die Hinwendung zu der bis dahin nicht oder wenig geschätzten und geachteten neuen deutschen Literatur und Philosophie eine Abwendung von der bis dahin herrschenden Gallomanie, von dem „francuskij mašstab", bedeutet eine Abwendung, die in jahrzehntelangen literarisch-ästhetisch-philosophischen Kämpfen und Polemiken für und wider die bisherige französische Richtung pseudoklassizistischer Prägung in den ersten zwei Dezennien des 19. Jahrhunderts erfolgte. (Vertreter dieser Polemik in Polen: Kaulfuß, Brodziński, M. Grabowski, Klaczko u. a.) Bei den Russen finden wir die Anfänge einer Hinwendung zur deutschen Literatur schon in der Novikov-Fonvisin-Ära. Werther wurde bereits um die Jahrhundertwende (1799, 1802) zweimal übersetzt und Novikov verwies bereits 1787 auf Werther, ferner auf den Clavigo des „berühmten deutschen Autors Goethe, der ein vorzügliches überall gelobtes Buch Die Leiden des jungen Werther geschrieben habe". In der Folgezeit wächst die Bedeutung der deutschen Philosophie immer mehr, nicht so sehr — und das ist typisch russisch — ihrer rein logisch erkenntnistheoretischen, metaphysischen Seite nach, sondern vielmehr in ihren Auswirkungen auf die sozialen und nationalpolitischen Stimmungen und Forderungen. Man denke nur an die Bedeutung der Universität Göttingen für die Entwicklung der liberalen Idee in Rußland, ferner an den Einfluß von Fichtes Reden an die deutsche Nation [35]). Die eigentliche volle Hinwendung geschah dann in den erwähnten Kreisen der Schellingianer. Die neue deutsche philosophische Richtung drang in die russische Öffentlichkeit langsam ein, teils im Wege der deutschen Poesie — in dieser Hinsicht war der Einfluß Schillers auf die russische Gedankenwelt größer als der Schellings — teils durch das Buch der Madame de Staël, teils direkt durch russische Studierende an deutschen Universitäten. In den 30er Jahren war dieser Einfluß der deutschen Poesie und Philosophie bereits so stark bemerkbar, daß man in Journalen dieser Zeit diesen Sieg der „Deutschen" über die „Franzosen" kommentierte. Die Niederlage des französischen „Klassizismus" wurde als Wendung von der französischen „Politik" zum deutschen „umozrěnie", als Hinwendung zu rein geistigen Problemen angesehen. Die Schellingsche Philosophie der Kunst, die romantische Ästhetik (Kunst als Aufgehen im ewigen Leben der Idee, als Versuch der Darstellung des Unendlichen im Endlichen, der Dichter als freier von innerlicher Begeisterung erfüllter Verkündiger des Ideals in der realen Welt) [36]), war bis in die 40er Jahre

[35]) Veselovskij, Zap. vlij., S. 142.

[36]) Man beachte die ständige Wiederholung dieses Themas bei den russischen Lyrikern der 20er—30er Jahre: Žukovskij, Puškin, Odoevskij, wie auch bei den west- und südslavischen Preporodlyrikern.

in der russischen Intelligenz herrschend[37]). In den 40er Jahren brachte dann die neuerliche Politisierung des Denkens zunächst vorwiegend unter französischen Einfluß (Proudhon, Fourier, S. Simon) die neue bis zur Gegenwart entscheidende Wendung. Bei den Polen vermittelten die Bekanntschaft mit der neuen deutschen Literatur zum Teile die österreichischen Schulen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts und bewirkten ein gewisses Zurücktreten der französischen Vorbilder, andererseits auch schon Einflußwirkungen der deutschen Aufklärungsdichtung und Aufklärungsphilosophie, des Idyllismus Geßners und Hallers, der Philosophie Leibniz-Christian Wolf. Aber die eigentlichen stärksten Wegbereiter zur Wertschätzung der neuen deutschen Philosophie und Literatur des neuen „Romantismus" waren hier doch Madame de Staël mit ihrem Buch „De l'Allemagne" das für Jahrzehnte Gegenstand eifrigster literarisch-ästhetischer Auseinandersetzungen in den literarischen Zeitschriften wurde, dann direkt die Arbeiten der Brüder Schlegel, vor allem die „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" August Wilhelm Schlegels (1809—11, vorwiegend im Wege der französischen Übersetzung 1814, dann durch die polnische Übersetzung 1819)[38]). Einer der ersten Bannerträger der neuen Richtung in der Philosophie des Romantismus deutscher Prägung war der unter stärkstem Einfluß Goethes und Schillers stehende Dichter F. Wężyk, ferner der klassische Philolog E. Grodeck[39]). Es schlug also die Schlegelsche Literaturbewertung teils direkt, teils durch das tief und weit auswirkende, zum Großteil auf Schlegelschen Informationen basierende Buch der Madame de Staël (1813) die Brücken zum Verständnis und zur Schätzung Goethes. Dieses Buch der Madame de Staël führte nicht nur in Frankreich zu einer vollständigen geradezu revolutionären Neubewertung, zu einer neuen Einstellung zu der bisher für barbarisch gehaltenen neuen deutschen Dichtung und Philosophie[40]), es hinterließ auf Jahrzehnte hinaus tiefgehende Spuren in Polen und Rußland. Erst als so der Weg zu den Schätzen der modernen deutschen Literatur und Philosophie durchgebrochen war, erst damit war der Weg zu Goethe frei.

Dieses Aufbrechen und Freimachen des Weges und der Rinnsale zu Goethescher Kunst und Geistigkeit, nicht nur zu Goethe, sondern auch zu Shakespeare, zu den romantischen und antiken Kunstwerten, geschah also durch Hinwendung zu den philosophisch-ästhetischen Werten des deutschen romantisch-klassizistischen Idealismus, repräsentiert durch drei Generationen: Durch die kritische (Lessing, Herder), durch die dichterisch-schöpferische großen Stiles

---

[37]) Ovsjaniko-Kulikovskij, Ist. russk. lit. XIX, v. I, S. 249 ff, 259 ff, 270 ff.

[38]) Vgl. Details P. Chmielowski, Dzieje krytyki lit., S. 188 ff.

[39]) Szyjkowski o. c. 18 ff.

[40]) Vgl. Details Baldensperger, Goethe en France (1904).

(Goethe — Schiller), durch die philosophisch und wissenschaftlich schöpferische spezifisch-romantische Generation (Brüder Schlegel, Schelling, Humboldt, Savigny, Hegel), bedeutet aber, im Rahmen und als geistesgeschichtliche Tatsache der slavischen Wiedergeburtsbewegung betrachtet, im Rahmen des Aufstieges und Einstieges der Slaven in die europäische Kulturarena als vollwertige mit eigenen Werten aus eigenen Quellen Mitschaffende noch mehr: Bewußtwerden des eigenen nationalen und kulturellen organischen Ichs, seiner historischen Verankerung, seiner Aufgaben in der Zukunft; bedeutet Klärung, Befreiung und Zielsetzung; bedeutet das Aufreißen weiter geistiger ästhetischer und politischer Horizonte, die zwar vorübergehend eingeengt, aber doch nie mehr bei allen Chauvinismen und Imperialismen ganz verschüttet wurden. Es ist kein Zufall, daß gerade diese Epoche des deutschen Idealismus [41]), die erste wirklich europäisch bedeutsame und weitausstrahlende deutsche Kulturepoche der Neuzeit von so großer Bedeutung für das slavische Geistesleben wurde und daß ihre Ausstrahlungen, die philosophischen (die kultur- und geschichts-philosophischen eines Herder und Hegel), die ästhetischen (Romantiker, Goethe und Schiller), die wissenschaftlich-methodischen (Bopp, Schlözer, Savigny u. a.) so aufbauend und umgestaltend wirkten: 1. War der historische Moment (moment im H. Taineschen Sinne) günstig, denn die Slaven waren aufgelockert und herangereift; 2. diese Epoche hatte tatsächlich eine Weltanschauung wie keine nachher eine innere Beziehung der aus Erkenntnis, Gefühlsbewertung, Willenshaltung und Phantasievorstellung zusammengesetzten Lebenserfahrung zum gegenständlichen Weltbild und ein aus diesen Beziehungen abgeleitetes Lebensideal, und die Poesie dieser Epoche war wahrhaft das, was sie sein soll und unabhängig von jedem Stil, im Realismus wie im Idealismus, in klassischer Geformtheit, Beherrschtheit und Maßhaltung wie in romantisch souveräner Willkürlichkeit, sein kann, nämlich Weltveranschaulichung; 3. wirkte diese Epoche wohl auch deshalb auf die entwicklungspsychologisch jüngeren, daher mehr emotional fundierten Slaven und ihre kulturell-geistige Formierung und Verselbständigung, da in ihr nicht die typisch westeuropäische neuzeitliche rationalistische und später kritizistische Grundhaltung überwog, sondern eine Grundfundierung in kontemplativer, lebendiger Gefühlshaltung und ästhetischer und philosophischer Phantasiekonzeption vorhanden war; schließlich 4. wohl die Tatsache, daß alle führenden Vertreter dieser Epoche ein ungewöhnlich großes und ehrliches Verständnis für die Slaven und das slavische Kulturwollen hatten.

Ich bin scheinbar von Goethe abgekommen. Und doch nicht. Denn auch das Genie braucht Wachstumsgrundlagen, den Boden,

---

[41]) Über die philosophische ästhetische Kultur des deutschen Idealismus vgl. Rudolf Unger, Weltanschauung und Dichtung. Zur Gestaltung des Problems bei Wilhelm Dilthey. In: Aufsätze zu Prinzipienlehre der Literaturgeschichte (1929), S. 57 ff.

aus dem heraus es die geistigen Lebenskräfte zieht und sublimiert, und es braucht, um auszuwirken, die Welle, und diese Welle war eben da. Und gerade Goethes Größe und Genialität als Mensch und Künstler liegt ja nicht in der tragisch potenzierten Einseitigkeit und im Abweichen — er ist keine Byronsche Natur —, sondern seine Größe besteht in der höchsten Steigerung des Menschlichen, in der möglichsten Summierung, Durchdringung und Zusammenschau der verschiedenartigen Entwicklungselemente der neuzeitlichen europäischen Kultur und des Menschentums zu einer zwar schwer errungenen aber doch errungenen inneren Einheit. Sein eigenes Wort über Shakespeare wurde an ihm wahr: „Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.“

HUS UND SEIN WERK.

Von

J. Kvačala (Preßburg.)

Ich übergebe diese in Riga 1931 gehaltenen, aber umgearbeiteten Vorträge der Öffentlichkeit, um solchen Kreisen, denen slavische Werke nicht ohne weiteres zugänglich sind, die neuesten Forschungen, darunter auch meine, näher zu bringen. Wie hier die deutsche Forschung nicht genau unterrichtet ist, zeigt z. B. Aners in vieler Beziehung ausgezeichnete Übersicht der Kirchengeschichte (Sammlung Göschen 986), der in seiner äußerst kurzen Skizze über Hus mehrere Irrtümer aufweist. Auch möchte ich den von mir als richtig erkannten Entwicklungsgang Husens einem so erweiterten Leserkreise zur Nachprüfung empfehlen. Freilich sind die Vorträge nicht so erschöpfend, wie sie wären, wenn ihre Zeit nicht knapp gemessen und sie selbst nicht, ihrer Bestimmung gemäß, populär hätten sein müssen. Auch mit den Anmerkungen mußte ich nach Sparsamkeit trachten.

Die letzten Friedensschlüsse haben manchem, was nur mehr als Reliquie schien, neues Leben verliehen, historische Größen zu aktuellen umgewandelt. Für Jan Hus wurde allerdings schon im zweiten Kriegsjahre in den beiden Lagern frisches Interesse geweckt. Es vollendete sich nämlich damals ein halbes Jahrtausend seit seinem denkwürdigen Tode. In seinem Vaterlande hat dieser eine religiös-soziale Bewegung entfacht, die dann weit über dessen Grenzen schlug und im Abendlande nachher die Alleinherrschaft der römischen Kirche gebrochen hat. Als dann im weiteren Verlauf des Weltkrieges die Legionen, zum Teil mit seinem Namen geschmückt, für sein Land die verlorene Selbständigkeit wiedereroberten, wuchs der unlängst aufgefrischte Reiz seiner Gestalt zu einer auch die Gegenwart beeinflussenden Kraft, der auch der geschichtlichen Forschung neuen Ansporn verlieh.

Es ist von vornherein klar, daß man hier von dem sonst erwünschten Ziel, von der Übereinstimmung der an der Arbeit beteiligten Forscher, noch weiter als anderswo entfernt bleiben mußte. Außer den religiösen Gegensätzen sind bekanntlich hier noch politisch-nationale vorhanden, oft unbewußt, ein anderes Mal in klar ausgesprochener Weise, manchmal sich stützend, manchmal sich untereinander kreuzend. Die damit gegebene Vielseitigkeit der Betrachtungsweise gibt dem Gegenstande eine immer intensivere und ausgedehntere Beleuchtung. Es ist selbstverständlich, daß sich in der letzten Zeit an dieser Forschung besonders čechische Gelehrte beteiligen. Mehrere Jahrzehnte unermüdlicher und erfolgreicher Arbeit

haben ihm in neuester Zeit die weltlichen Historiker gewidmet: Flajšhans[1], Novotný[2]), Kybal[2]), mit offener Sympathie zu ihm, der katholische Kirchenhistoriker Sedlák[3]) mit gemäßigtem Groll, aber zäher und erfolgreicher Forschung. — Die früher auch hier führende deutsche geschichtliche Forschung tritt neuerdings, wohl auch wegen der sprachlichen Schwierigkeiten, zurück. Der das Meiste dazu beigetragen hatte, das vom kirchlichen Standpunkt unabhängige, einschlägige Urteil über Hus ungünstig zu beeinflussen, der weltliche Historiker Loserth[4]), nahm auch weiter an der Arbeit teil, war aber, in seinem hohen Alter begreiflich, nicht mehr imstande, mit der steigenden gelehrten Arbeit, namentlich der čechischen, Schritt zu halten. Der durch seine groß angelegten, das

[1]) Flajšhands' bereits älteres, in 2 Auflagen erschienenes Werk, auf langjährige Studien gegründet, möge hier nicht unerwähnt bleiben, weil es die erste neuere, einheitliche Zusammenfassung der biographischen Einzelheiten enthält. Es ist populär, ohne wissenschaftliche Belege, dabei patriotisch-rhetorisch. Nennenswert wird außerdem Flajšhans' zahlreiche, mannigfaltige Editionen und Übersetzungen von Husens Werken. Besondere Verdienste hat er um die Sichtung der Postillenliteratur.

[2]) Václav Novotný hat mit Vlastimil Kybal ein Hus-Werk in 5 Teilen veröffentlicht (M. Jan Hus Zwot a učene. Praha 1919—31). Der I. Teil. über das Leben und das Werk Husens (2 Bände), ist von Novotný, während der II. Teil, über Hus' Lehre (3 Bände), von Kybal stammt. Beide anerkannt gediegene Historiker, haben ein monumentales Werk, eine wahre Fundgrube zur wissenschaftlichen Kenntnis Husens geschaffen, dessen Wert aber mehr in den sorgsam festgestellten Einzelheiten als etwa in einem einheitlichen plastischen Gesamtbilde zu erblicken ist. Auch wirkt die übermäßige apologetische Tendenz in den sonst so ernsten Arbeiten allzuoft störend. — Novotný hat außerdem Hus' Briefe von neuem mit größter Sorgfalt veröffentlicht.

[3]) Ján Sedlák, M. Ján Hus (Praha 1915) ist formell die beste Biographie von Hus, mit eingehender Einleitung, mit reich gegliederter Einteilung und mit wertvollem Abschluß. Freilich im Vorwort lesen wir, das Werk sei „vom katholischen Standpunkt“ geschrieben, was notwendigerweise in der Darstellung zur Tendenz und in der Beurteilung zur Parteilichkeit führt. Dies kann uns nicht hindern, anzuerkennen, daß Sedlák in langjähriger Forschung vieles wichtige Neue der Erkenntnis zugeführt hat, daß er alle seine Behauptungen wissenschaftlich zu motivieren sucht und auf billigen Effekt verzichtet. Man bedauert, daß die Arbeit nicht ausführlicher ist, besonders in der Besprechung der Schriften von Hus; man kann sich aber an den zahlreichen Einzelabhandlungen des Verfassers entschädigen besonders in dessen wertvoller Zeitschrift: „Studie a texty k náboženským dějinám českým“ 1913—1914, 1919, 1923.

[4]) Loserths bekanntes Werk — Hus und Wiklef — Prag u. Leipzig 1884, 2 Aufl. München 1924, hat der Forschung durch den detaillierten Nachweis der literarischen Abhängigkeit des ersteren von seinem englischen Vorgänger zahlreiche wertvolle Feststellungen und einen bedeutenden Impuls gegeben. Unter den Čechen sind Flajšhans und Sedlák im großen und ganzen seiner Ansicht. Indessen ist die Rolle, die nach ihm Hus zufiele, zu gering, um die Wirkung, die er ausgeübt hat, zu erklären. In der folgenden Darstellung ist auch der Versuch enthalten, das übrigens schon früher bekannte Richtige an Loserths These näher zu begründen und sie so auf das richtige Maß zurückzuführen. — Daß die 2. Auflage nicht auf der Höhe der Forschung steht, haben auch deutsche Gelehrte anerkannt.

Mittelalter betreffenden Arbeiten rühmlich bekannte evangelische Kirchenhistoriker A. Hauck[5]) hat die dem Hus schon seit Luther günstige evangelische Tradition, zuletzt noch vertreten durch seinen Vorgänger am Universitätskatheder, G. Lechler, mit großer Entschiedenheit gebrochen. In größerem Zusammenhange zu Hus gelangend, hat er wohl auf manches Unbeachtete hingewiesen, anderes neu beleuchtet, besonders als rücksichtsloser Gegner manche Schwäche Husens aufgedeckt und so das Auge für seine Beurteilung geschärft, mußte aber an vielem Neuerforschten, das in einer ihm fremden Sprache vorlag, ohne es zu bemerken, vorübergehen, wodurch seine Ergebnisse in ihrem Werte verlieren.

Nach mehrjähriger Forschung habe ich durch zwei ausführlichere Arbeiten versucht, die Anfänge von Husens Bildung und dann seinen theologischen Entwicklungsgang tiefer zu ergründen[6]). Nach dem Gesagten kommt es mir im folgenden hauptsächlich darauf an, was Hauck als am meisten der Klärung bedürftig erscheint: auf eine bessere Erforschung der Persönlichkeit Husens. Ich möchte vornehmlich Husens Werdegang zum Reformator und als Reformator zeichnen, im Gegensatz zu Hauck, der Hus fast jedes edlere Motiv abspricht, im Gegensatz zu Sedlák, der das Wachstum des reformerischen Eifers dem Anwachsen des verderblichen Einflusses von Wiklef zuschreibt, in Ergänzung, zum Teil auch Korrektur der gründlichen und detaillierten Darlegungen vom Leben und der Lehre des Hus von Novotný und Kybal, die bei im ganzen richtiger historischer Gesamtauffassung einen einheitlichen inneren festen Faden im Gebotenen vermissen lassen[7]).

---

[5]) Hauck hat über Hus eine kleinere, akademische Gelegenheitsstudie abgefaßt (Leipzig 1915) und hat außerdem in seiner Kirchengeschichte Deutschlands (Band V. 2.) entsprechende Kapitel über Hus und das Husitentum. Zur Kennzeichnung der Stimmung, in der seine Ausführungen entstanden sind, mögen hier einige Zitate ausreichen.
standen sind, mögen hier einige Zitate ausreichen. Kirchengeschichte V. 872: „Prager Unbildung“, 874: „Die Tschechen bildeten kein in gesunder Weise sich aufbauendes Volk“. 879: „Wohltuend gegen den tschechischen Schmutz“. 1086: „im ... Nationalcharakter liegende Grausamkeit“ usw.

Auch sind ihm die neueren čechischen Forschungen nicht zugänglich gewesen. Einzelnes, bei ihm vorhandene Beachtenswerte werden wir uns nicht entgehen lassen, manches auch korrigieren, auf daß seine Autorität in sonstigen Fragen nicht allzu hinderlich sei dem Durchdringen der besseren Erkenntnis, die ihm in manchen Fällen verschlossen bleiben mußte.

[6]) Meine slovakisch abgefaßten Arbeiten: „Wiklef a Hus ako filozofi“ Praha 1925 und „O prácach Jána Husa exegetických v súvise s otázkou o vývoji jeho ako theologa“ Praha 1929 enthalten zum Schluss eine französische Zusammenfassung des Inhalts. Erwähnt sei auch der populäre Vortrag „Husov akademický boj proti bulle odpustkovej“ (Círk. Listy 1930), es wird darin neben anderem ein nicht ganz beachtetes Leitmotiv bei Husens Auftreten gegen den Ablaß in den Kreis der Betrachtung gezogen.

[7]) Zur allgemeinen Orientierung über die čechische historische Literatur, auch über die Hussica, seien hier noch genannt, zunächst zwei Übersichten: a) „Posledných padesát let české práce dějepisné.“ Čechische Übersetzung der französischen Literaturberichte Jar. Golls von 1878—1906, mit Nachtrag von Jos. Šusta über die Jahre 1905—1924. Praha 1926. b) Václav

Wie in meiner eben erwähnten zweiten Abhandlung gliedert sich der Stoff zu meinem Zwecke folgendermaßen:

I. über Husens Anfänge; seinen Bildungsgang und die anscheinend radikale Stimmung seiner ersten Tätigkeit;
II. über sein Schwanken zwischen dem radikalen und gemäßigten Vorgehen gegen die kirchlichen Mißstände im Rahmen der böhmischen Landeskirche;
III. über Husens Offensive gegen die Ablaßbulle des Papstes und ihr Scheitern;
IV. über Husens Tod in der Fremde und sein Fortleben nach dem Tode, besonders in seiner Heimat.

I. Teil.

Als der Papst nach dem Tode Bonifaz' des VIII. das ewige Rom verließ, brachte er seine hohe Stellung, wie sie noch Aquino vor einem halben Jahrhundert gepriesen hatte, in bedenkliches Wanken. Seit dem Beginn des 14. Jahrh. streben die abendländischen Völker mit wechselndem Erfolge und mit wachsenden Ansprüchen nach Abschüttelung des kirchlichen Joches, die Kämpfe werden mit anderweitigen politischen und persönlichen Interessen verflochten und auch mit den Mitteln des Geistes geführt. Es entsteht eine nationale Opposition gegen die noch nicht verstummenden kurialischen Theorien und Bestrebungen. Sie will die Rechte der Laienwelt und der Nationen auf Selbständigkeit gegenüber der Kirche behaupten und beweisen und damit nicht zufrieden, für die Weltlichen auch in der Kirche Rechte erobern. In der frühen Jugend des Jan Hus wurden solche Ansprüche genährt durch die schmachvolle Entzweiung des Papsttums im großen Schisma, die eine allseitige Verderbnis der Kirche mit sich brachte, zugleich mannigfaltige Ideen und Vorschläge nicht allein zur Beseitigung des Übels, sondern auch zur Verbesserung der Kirche, — ja sogar zur Umformung ihrer jahrhundertelang gebauten rechtlichen Grundlagen. Im Vaterlande des Jan Hus war die geistige Atmosphäre durch ganz besondere Umstände noch mehr zersetzt. Seit der

---

Novotný: České dějepisectví v prvém desetiletí republiky v Praze 1929. Vom neuesten sei nur einiges nachgetragen. Über Hus' Tätigkeit gibt eine Übersicht Fr. Bartoš im 2. Kapitel seines Buches: „Husitství a cizina" (Praha 1931) Hus a Wiklef. Des Autors Belesenheit, Scharfsinn, Berücksichtigung alles Neuen, auch auswärts Erschienenen, sind auch in der Skizze wahrnehmbar, die aber zu seinen schwächeren Arbeiten gehört, und nicht nur durch gewagte übereilte Schlüsse, sondern auch durch die flüchtige Auswahl des willkürlich Dargebotenen verstimmt. — Von katholischer Seite hat der Bischof K. Kašpar unter dem Titel: „Hus und die Früchte seiner Wirksamkeit" die Forschungen des unterdessen verstorbenen Sedlák popularisiert. Die Arbeit liegt nunmehr in 2. Aufl. auch deutsch vor (Warnsdorf, Opitz 1929). — Erwähnt sei noch der letzte Aufsatz von V. Flajšhans „Anglická vlna" (Englische Welle), wo er die ihm gegnerischen Ansichten und Schriften erneuter kritischer Prüfung unterwirft (Český Časopis Histor. 1930) und Wiklefs Wirkung auf Hus gar in dessen Briefen nachweist.

Herrschaft der Luxemburger, besonders seit Karl IV., hat der Zwiespalt zwischen den nationalen Ansprüchen der Bevölkerung des Landes und zwischen den natürlichen Forderungen seiner Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche, dessen Zentrum eben das in seinem Kerne slavische Land geworden war, schon auf rein politischem Gebiete zu Spannungen geführt. Bekanntlich gab es im Lande eine ansehnliche deutsche Minorität, die, auch abgesehen von der Lage Böhmens im Reiche, sich im Genusse mannigfaltiger Vorteile befand und dadurch den Urbewohnern auch unabsichtlich den natürlichen Weg zum materiellen Wohlstand wie zum geistigen Fortschritt versperrte. Es ist bekannt, und wird auch in neuester Zeit betont, wie der Hof der letzten Přemysliden die Deutschen begünstigte, wie die Städte, darunter auch Prag, im Geiste, ja, bald auch sprachlich, überwiegend deutsch wurden, und wie auch der Adel von solcher Strömung nicht unberührt geblieben war. Schon längst ist aber bei den Čechen auch eine volksfreundliche, dem Deutschtum feindliche Stimmung wach geworden. Die Beispiele anderer, westlicher gelegener slavischer, damals bereits absterbender Stämme dienten den Söhnen des Landes, die an der Muttersprache und der Zugehörigkeit zur Landbevölkerung hingen, zur lebendigen Warnung. Man war bemüht, sich die Gaben und Rechte der Bildung anzueignen, und das gelang im Laufe des 13. und 14. Jahrh. dermaßen, daß bereits Karl IV. die čechische Sprache der Aufmerksamkeit der deutschen Kurfürsten empfehlen konnte. Diese Sachlage führte zu fortwährenden, unaufhörlichen Reibungen zwischen den Angehörigen der beiden Nationen des Landes. Es fehlte nicht die Fläche, auf der sich die beiderseitigen Kräfte treffen und messen und so eine Änderung, bzw. Entscheidung zwischen den beiderseitigen Ansprüchen herbeiführen konnten. Sehr geeignet zeigte sich hierzu besonders die um die Mitte des Jahrhunderts gegründete Universität, bekanntlich die erste im Deutschen Reiche, mit ihrem Sitze im Zentrum des böhmischen Landes. Als wissenschaftliche Anstalt war sie von ihrem Stifter, zugleich Kaiser in Deutschland, mit der Absicht gegründet worden, daß sie vor allem der Wissenschaft, und dann dem Reiche diene. Die im allgemeinen zwiespältige Lage war so nur noch mehr zuungunsten der nationalen čechischen Bestrebungen bestimmt worden. Es ist bekannt, daß die Verwaltung der Universität gesetzmäßig in die Hände der daselbst studierenden vier Nationen gelegt wurde, von denen drei von außerhalb der Landesgrenzen liegenden Gebieten herbeigekommen und vorwiegend deutsch waren. Die Deutschen berücksichtigten vor allem ihre eigenen Bedürfnisse und Interessen, begünstigten bei den Stellen in den Universitätskollegien ihre eigenen Leute. Schon 1384 war es deshalb von čechischer Seite zu Klagen seitens der Zurückgesetzten gekommen, die zugunsten der Klagenden erledigt wurden. Streitschriften und Spottlieder ließen die Gemüter nicht zur Ruhe kommen. Die herrschende Majorität wurde durch die gegebenen, und zwar auch kirchlichen Einrich-

tungen geschützt. Die eine Rechtsnorm, die kirchliche, lag freilich infolge des Schismas tiefgeschädigt, verletzt, fast ohnmächtig danieder. Die andere, die weltliche, erschien in ihrem Verhältnis zu den Urkräften des Landes nicht unabänderlich, nicht ablehnend. Es galt sie zu gewinnen. Getragen von einem für jene Zeit überraschenden nationalen Aufschwung, suchten und fanden ferner die Čechen Wege zur Betätigung im Interesse ihrer rechtlichen Forderungen in den allgemein wissenschaftlichen Kämpfen der Universität, die sich begreiflicherweise auch auf das so schwankend gewordene kirchliche Gebiet ausdehnten. Dies geschah mit um so größerer Kraft, weil ja die eigentümlichen Verhältnisse des Landes bereits vorher eine Reihe von Männern zur Verkündigung von Gedanken und Lehren geführt hatten, die wohl zunächst die Heilung der kirchlichen Übelstände im Lande, dann aber auch eine Umgestaltung der ganzen abendländischen Kirche forderten[8]).

Als Hus in Prag seine Studien begann, herrschte bereits Karls Sohn Václav (Wenzel), eine Zeitlang zugleich deutscher Kaiser, später der Kaiserwürde entsetzt. Das Land hielt zu dem römischen Papst Bonifaz, dann zu seinem Nachfolger Gregor, aber der König hat es gelegentlich gezeigt, daß er auch in kirchlichen Angelegenheiten als der Herr betrachtet zu werden wünsche. Zeitgenössische Berichte, und danach auch moderne katholische Forscher schildern die Frömmigkeit im Lande, so auch in der Hauptstadt Prag, als tief eingewurzelt und der Kirche gegenüber recht freigebig. Es mag uns nicht wundern, daß Hus selbst in solcher aufwuchs und den Entschluß faßte, Geistlicher zu werden. Dieser Entschluß führte ihn an die Prager Universität, wo bereits einige jüngere Männer die Sorge um das Wohl des čechischen Volkes an ihr Panier geschrieben hatten. Gegenüber der immerhin im Absterben begriffenen mittelalterlichen Bildung, die von Fremden gepflegt und gestützt wurde, berief man sich auf die in der Volkssprache emporkommenden und frisch fortschreitenden Anfänge eines einheimischen Schrifttums[9]).

Um Husens früher nur dürftig bekannten und doch für das Verständnis seiner Persönlichkeit ausschlaggebenden Bildungsgang und dessen Ergebnisse aufzuhellen, habe ich zwei bisher vernachlässigte Quellen gehörig auszubeuten und verwerten gesucht. Aus der ersten ist zu ersehen, daß Hus seine Bildung in genauer Kenntnis der griechisch-römischen Geistesarbeit verankert hat. Aus der zweiten, daß er sich schon seit seinen Studienjahren der neuen kirchlich-reformatorischen wissenschaftlichen Richtung erschloß, und zwar so, daß er in ihre tiefsten Gründe dringen wollte. Dabei erhellt aus dieser zweiten Quelle, daß ihm nicht allein, ja, nicht

---

[8]) Über die sog. Vorläufer des Hus sprechen alle hier angeführten Biographien des Hus; in einer besonderen Schrift Novotný „Náboženské hnutí české v 14. a 15. století" I. Do Husa (Praha 1915).

[9]) Die neueste Darstellung der Anfänge der čechischen Literatur ist Jakubecs Dějiny literatury české II. Ausg. Prag 1930.

hauptsächlich die Wissenschaft am Herzen lag; daß ihn, wie ja auch die meisten seiner Zeitgenossen auch der Drang erfüllte, die verfallenden geistigen Kräfte der christlichen Kirche im allgemeinen neu zu beleben, dann aber die Ergebnisse all dieser Arbeiten und Studien für das Leben, und zwar besonders für sein Volk so zu verwerten, daß es die ihm gebührende Stelle im Lande einnehme. Nähere Betrachtung über Husens Bildungsgang wird uns aber auch das flüchtig entworfene Zeitbild vervollständigen.

Über den Inhalt seiner Studien an der philosophischen Fakultät läßt sich durch deren Examenordnung folgendes feststellen. Sowohl der Grad des Baccalaureus, wie ebenso der des Magisters hatte auch in Prag die allgemeinen, jahrhundertelang gültigen Vorschriften: danach hatte auch Hus, bevor er zum eigentlichen Fachstudium übergehen konnte, sich den ganzen Aristoteles, darin auch die praktischen Werke (Politik, Ökonomie), die naturwissenschaftlichen Schriften eingerechnet, anzueignen, außerdem noch Mathematik, Astronomie, Musik und Arithmetik. Die Aneignung des Lehrstoffes mit Hilfe von Disputationen und anderen Übungen sollte die wirkliche Besitznahme des Erlernten sichern.

„Ein Maß von wissenschaftlicher Allgemeinbildung wurde den Scholaren übermittelt, wie heute niemandem mehr", sagt O. Scheel[10]) von dem Ergebnis nach der Durchführung dieses Lehrplanes. Demgemäß ist in vornherein festzustellen, was heute nicht unnötig ist, daß Hus, der diese Prüfungen bei Lehrern, die auf der Höhe ihrer Zeit standen, abgelegt hat, in der Mitte seiner Zwanzigerjahre notwendigerweise ein universal gebildeter Mann geworden ist. Daß er das Erworbene nicht vergraben hatte, bewies er 15 Jahre später in seiner Quodlibetdisputation, wo er, dem allgemeinen Brauche folgend, die mannigfaltigsten Fachmänner zum Kampf über sein theologisch-kosmologisches Thema öffentlich aufgefordert und seine Aufgabe nicht ohne Erfolg durchgeführt hat.

Diese Kenntnisse nötigten schon an sich, bei ihrer Erwerbung, als auch nachher, die Studenten, bzw. die Graduierten, in die philosophische Arbeit ihrer Zeit einzutreten, und hier galt es dann öffentlich Partei zu ergreifen. Wie sonst auf dem Kontinente, war auch an der Universität Prag, die zu Husens Studienzeit bereits auf ein halbes Jahrhundert ihres Dasens zurückblicken konnte, die sogenannte nominalistische Philosophie vorherrschend. Ihr Urheber, der Oxforder W. Occam, später ein erbitterter Gegner des Papsttums, hat die großen Realisten des 13. Jahrh. scharf bekämpft, hat aber trotz der skeptischen Haltung seiner Doktrin, an der kirchlichen Lehre, infolge der Autorität der Kirche, festgehalten[11]). Nicht

---

[10]) Scheel: M. Luther. 1. Bd. 3. Ausg. S. 179.

[11]) Occams Lehre ist zur Genüge geschildert und erörtert (R. Seeberg) worden; es erheischt noch eine Nachforschung, inwiefern er auch direkt auf Böhmen eingewirkt hat. Vgl. meine Schrift: Wiklef und Hus als Philosophen, S. 9, auch Anm. Dies ist für unsere Frage jedenfalls wichtiger als die Allgemeinheiten über den Verfall des Nominalismus, die Bartoš als eine Neuheit auftischen will.

minder einflußreich war seine publizistische Tätigkeit. Sein Reformgedanke war der bereits erwähnte nationalistische des 14. Jahrh.: man forderte für den Staat und die Weltlichen nicht nur Unabhängigkeit von der Kirche, sondern auch Rechte innerhalb der Kirche. Diesen in England nicht ganz neuen Gedanken verkündete Occam später auch am Kontinente, im Bunde mit dem Italiener Marsilio von Padua, Verfasser des ähnlich gerichteten „Defensor pacis". Die Anhänger des Nominalismus in Prag sind ihnen aber in der Opposition gegen die kirchliche Praxis nicht gefolgt und blieben im Rahmen der althergebrachten Ordnung der Kirchen[12]. Aber sie nährten damit die Gegnerschaft ihrer Umgebung, die drohender wurde, als das Schisma das Bedürfnis nach Reformen stärkte und erwiderte. Die so emporkommende kirchliche Reformpartei in Böhmen blickte nach Oxford. In Oxford wechselten schon seit Jahren die logischen Schulen nach den Generationen, hier hat Occams Schüler und Nachfolger, John Wiklef, die entgegengesetzte scholastisch-philosophische Doktrin, die sog. realistische, und zwar in einer extremen Fassung erneuert, in den praktischen Fragen seinen Lehrer hochbeträchtlich überbietend. Wiklefs Mut war seinem Scharfsinn ebenbürtig, in den theoretischen Arbeiten wie in den praktischen. Sein sog. extremer Realismus erkennt nur die Wirklichkeit der Ideenwelt und der Ideen an, ihre Summe ist Gott selbst, so gelangt er zur Verkündigung einer absoluten Prädestination und einer idealen Kirche. Er schrickt vor den äußersten Konsequenzen dieses Idealismus nicht zurück und beherrscht die Dialektik ebenso wie auch die philosophische Literatur und die Heilige Schrift, über deren Wahrheit er ein besonderes Buch abgefaßt hat. — Hochangesehen, auch außerhalb des Inselreiches, bleibt er in der Praxis lange Dezennien im Rahmen der Kirche im Sinne antihierarchisch-asketischer Frömmigkeit. Wiklef verlangte eine entweltlichte Geistlichkeit, sprach dem Herrscher Aufsichtsrechte und -pflichten gegenüber dem habgierigen Klerus zu, und hier beginnen die Maßnahmen gegen ihn. Aber den ersten schismatischen Papst Urban erkannte er noch an. Als dann Urban gegen seinen Gegner einen heiligen Krieg verkündete und dabei auch Ablaßgelder verwenden wollte, erhob Wiklef sein Wort strafend dagegen in einer „Cruciata", einer Abhandlung gegen den Kreuzzugsablaß, auch griff er den Heiligenkult und die Kanonisationen an. An all dem nicht genug, sandte er auch wandernde Prediger aus, welche die eine soziale Spitze nicht entbehrende Reformbotschaft des Oxforder Lehrers im Lande verkünden und womöglich ins Leben führen sollten. Außerdem gab er dem Volke eine englische Bibel. Es folgten gelehrte Abhandlungen, Broschüren und Flugschriften, eine nach der andern. Dies alles sind allgemein bekannte

[12]) So nach Novotnýs o. a. Schrift. Sedlák macht darauf aufmerksam, daß in den Prager philosophischen Kämpfen an der Universität Prag mit dem, im mittelalterlichen Sinn genommenen Namen Realisten nur die extremen Realisten (wie Wiklef und seine Anhänger) bezeichnet wurden (Hus, S. 88 ff.).

Details seiner Wirksamkeit. Eine besondere Bedeutung schreibe ich für Husens Bildungsgang Wiklefs Hauptwerke zu[13]). Es wurde bald allerwärts, so auch in Böhmen bekannt. In seinen letzten Jahren (1381) hat Wiklef eine knappe und doch umfangreiche Darstellung der Summe des Christentums mit philosophischer Grundlegung abgefaßt. Es enthält auch die Hauptzüge der von ihm geforderten Reform, auch werden darin einige der 7 Sakramente einer scharfen Kritik unterworfen, Mönchtum, Zölibat, Thesaurus meritorum abgelehnt. Dieses Werk Wiklefs, neuestens nach der Form „Trialog" genannt, will sich auf die Hl. Schrift stützen, und zwar — um subjektiver Willkür zu entgehen — auf deren buchstäblichen Sinn. Diese Fundamentierung war gar nicht neu und vereinzelt in der Zeit, — wie sollte sie zur Stütze einer Reform ausreichen? Um den hochmütigen Ketzern mit Erfolg begegnen zu können — so sagt Wiklef in dem Buche selbst —, muß der Gläubige in wahrer Logik und Philosophie bewandert sein. Welches ist dies im Laufe des ganzen Mittelalters angestrebte und jetzt besonders notwendige Heilmittel? Den Umfang der Logik und Philosophie beschränkt der Autor auf die Lehre von den Ideen, Universalien der Zeit, Materie und Form[14]). Solche wahre Logik wäre demnach der Schlüssel zu den Geheimnissen der höchsten Wahrheiten, wie sie seine Wissenschaft eröffnet hat. Wiklef hat auch Schriften unter dem Titel „Logik" bearbeitet, aber sie haben nicht den Inhalt, den er hier einer gereinigten Philosophie und Logik zuweist. Dagegen hat er einzelne Schriften verfaßt, die ihrem Titel und ihrem Inhalte nach den hier angegebenen Bestandteilen einer geläuterten Logik entsprechen. Sie sollten zugleich Teile einer im großen Umfange entworfenen Summa bilden. — Hier gelangen wir zu der oben angegebenen zweiten Quelle über Husens Bildungsgang.

In einem handschriftlichen Sammelbande, der nunmehr in der kgl. Bibliothek in Stockholm seine Unterkunft erhalten hat, finden wir diese für Wiklefs System nach dem Trialog so wichtigen Arbeiten vor, in einer Abschrift von Hus, aus dem Jahre 1398. Hus hat demnach der in Prag bereits vertretenen Lehre Wiklefs so großes Interesse abgewonnen, daß er die Abhandlungen, die nach Wiklefs eigener Bestimmung den Schlüssel seiner Lehre abgeben sollten, in einem Band gesammelt, eigenhändig abgeschrieben hat. Offenbar sollten sie ihm das Verständnis für das neue Oxforder System völlig erschließen: ein Beweis, daß er nicht ein Autoritätsanbeter werden wollte, aber auch ein Beweis der hohen Wertschätzung für den neuen theologischen Stern Englands[15]).

---

13) Außer dem, was hier folgt, möge für die Bekanntschaft Husens mit dem Trialog das in Anmerk. 15 und S. 00 Gesagte zeugen.

14) Wiklefs Trialog ed. Lechler II. Cap. 31.

15) Thomson bespricht die Forderung Wiklefs nach einer solchen Logik auf Grund einer anderen Schrift, die ich in meiner Abhandlung über Wiklef und Hus nicht unerwähnt gelassen habe (S. 15), scheint aber der hier und in meiner oben erwähnten Abhandlung erörterten Trialog-Stelle keinen Wert beizumessen, er erwähnt sie gar nicht. Vgl. die spätere Anm. und dort auch den Titel der Arbeit von Thomson.

Wäre schon diese Tatsache ein willkommener Aufschluß über die Anfänge von Husens selbständiger Denkarbeit, so wird der Wert der Abschrift selbst beträchtlich übertroffen durch die am Rande mit roter Tinte angebrachten kurzen Bemerkungen[16]).

Husens Anmerkungen sind nicht objektiv, den Text erklärend, sondern sie sind der Ausdruck der Empfindung, die im Abschreiber der Text bewirkt hat. Manchmal sind es nur Zeichen der Interpunktion oder kurze, bisweilen defekte Sätze. Sie sind am Rande des lateinischen Textes in čechischer Sprache: dies zeugt, daß der Abschreiber, wenn auch lateinisch lernend, lesend und wohl auch schreibend, in der Muttersprache dachte und gewöhnlich und am liebsten wohl auch in ihr sprach. Aber an dem nicht genug. Sie sind äußerst aufschlußreich mit Bezug auf ihres Verfassers Geist und Gemüt, ja auch über die Anschauungen, in denen er lebte, als er zuerst öffentlich hervortrat (Hauck stellt dies bei Hus zu jener Zeit als ein schwer zu beantwortendes Problem hin)[17]). So lesen wir mit Bezug auf die vom Verfasser unlängst durchstudierte Lehre des Aristoteles, daß sie dem Kopisten höchst antipathisch geworden ist, — wohl wegen ihrer in Glaubenssachen, im Vergleich zu Augustin, skeptischen Stellung. Sein Herz ist ganz eingenommen von Wiklef, dem „milý Wiklef". Es fehlt wohl nicht an Warnungen zu bedenklichen, hyperidealistischen Stellen der Abschrift, und auch eine Warnung nicht, daß der so gepriesene Engländer manches Übel anstellen könnte. Aber sie ändern an der Tatsache der Bewunderung Husens für Wiklef nichts.

Ganz überraschend begegnen wir auch kurzen Bemerkungen über die Deutschen. An einigen Stellen lesen wir Interjektionen: „Haha nemci haha", er meint wohl, daß die betreffenden Stellen des Textes die Deutschen — zu verstehen sind wohl die deutschen Philosophen der Universität — glänzend widerlegen. An einer Stelle steht noch neben dem „Haha" recht unartig: „ven — ven", d. h. hinaus — hinaus. Aus diesen offenbar von der Aufregung diktierten, unhöflichen Einsilbern strömt schon heftiger Zorn eines Cholerikers, und sie führen hinaus aus dem Gebiet der Wissenschaft ins Leben. Das Verständnis erleichtert uns das bereits bekannte Bild der nationalen Verhältnisse in Böhmen, speziell auch an der Universität. Der Unwille des Glossators darüber äußert sich in den beleidigenden Worten, entschuldbar nur damit, daß sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Wir fragen uns, wie kommen sie gerade hieher bei den abstrakten, noëtischen Ausführungen der Wiklefschen Traktate. Der Zusammenhang ist wohl der: die philosophischen Lehren der Deutschen seien durch Wiklef widerlegt worden, infolgedessen seien die Deutschen und ihre Stellen an der Hochschule hinfällig. Obwohl das „ven" ohne Ein-

---

[16]) Erst in neuester Zeit sind Zweifel über die Authentizität dieser Handschrift und der Husschen Anmerkungen geäußert worden. Sie sind aber nicht allzu ernst. Vgl. Bartoš, S. 30.

[17]) Vgl. Kg. Deutschland V. S. 909.

schränkung dasteht, glaube ich, daß es hier nur auf die Bevorzugung der Deutschen an der Universität bezogen werden soll. Freilich ist das Gewalttätige hier, in Husens Bemerkungen, auch nur als ein pium desiderium zu deuten, das es zur Verwirklichung sehr weit hat. Aber es wird uns ein Grund der Bevorzugung Wiklefs von Seiten Hus' und seiner Freunde offenbar: Wiklef ist ein Denker, anerkannt in der ganzen christlichen Welt, der die nominalistische Autorität der fremden Universitätslehrer überwog. Mit ihrer Philosophie mögen dann die, die zur Zeit die Schule in Böhmens Hauptstadt beherrschen, auch ihre Stellungen räumen und sie den Kindern des Landes überlassen.

Schon ein sehr namhafter zeitgenössischer Historiker, sonst berühmter als Humanist, behauptet, Hus hätte die Philosophie befürwortet und gepflegt, um mit ihr die Deutschen zu verdrängen[18]). Also ein Arsenal im Kampfe gewannen in seinen Büchern die kampfesfrohen Gelehrten. Durch die Anmerkungen in der eben besprochenen Wiklefschen Handschrift ist jedenfalls solch ein Wunsch nachträglich bestätigt und öffentlich geworden. Husens Lehrer und Freunde, die bereits im Amte waren, hatten schon diese Aufgabe mit Hilfe Wiklefs in Angriff genommen. Die rechtlichen Kämpfe um die Pfründen und Stellen an der Universität waren verbunden oder abgelöst durch philosophische Disputationen zwischen Nominalisten und Neurealisten. Auf čechischer Seite waren Stanislaus von Znaim und Stefán Páleč die Führer; auch Hus ließ nicht lange auf sich warten. Philosophische Kompendien und Quästionen sind Zeugen seiner rasch erworbenen Fähigkeit, an diesen Arbeiten teilzunehmen. Erörtert wird in den meisten von diesen Schriften, und zwar in einer für uns nicht besonders anregenden Weise, die Frage der Universalien und was damit zusammenhängt. Die hieher gehörigen Schriften des Hus sind uns fast alle nur ihrem Titel nach bekannt, so daß wir über ihren Wert nicht urteilen und auch nicht sagen können, ob darin schon nationale Ziele zum Vorschein gelangten[19]). Und was erhellt aus all dem über die Wiklefsche Kirchenreform und ihre Wirkung in Prag in dieser Zeit?

Nach einer aus der Folgezeit stammenden, nicht hinreichend präzisen Angabe Husens selbst waren zuerst die philosophischen Schriften Wiklefs nach Prag gekommen, erst später die theologischen. Demnach könnte man fragen: hatte Hus bereits am Ende des 14. Jahrh. auch von den kirchlichen Arbeiten Wiklefs Kenntnis und bezieht sich die an den Engländer gerichtete große Liebeserklärung Husens bloß auf die eben besprochenen kopierten dialektischen Schriften oder denkt er bereits an den ganzen Wiklef? Jene chronologische Angabe des Hus widerspricht der von mir ge-

[18]) Aeneas Sylvius: De rebus Bohem. etc. Cap. XXXV.

[19]) Bartoš will (S. 36) die Rhetorik als Quelle für Husens überströmenden Patriotismus i. J. 1402 benützen, doch glaube ich nicht, daß er mit seiner Interpretation viel Zustimmung finden wird.

gebenen Darstellung nicht, daß nämlich Hus die Bedeutung der von ihm kopierten Schriftstücke für Wiklefs ganze Gedankenwelt kannte, daß ihm also auch das Werk bekannt war, das hierüber Aufschluß gibt — aber auch die reifste Bearbeitung seiner wissenschaftlichen Ergebnisse bieten will, der bereits erwähnte Trialog[20]). Es war eine alte Wahrnehmung, daß Wiklef zu seinen Irrtümern gerade durch seine Philosophie verleitet worden sei. Ob Hus der Frage nachging, inwiefern die in diesem Schriftlein enthaltene reine Logik Wiklefs Lehren beeinflußte, ist mir freilich ebensowenig bekannt, wie auch nicht, daß seitdem überhaupt jemand speziell dieser Frage nachgegangen wäre: sie bleibt eine durch Wiklefs oben angegebene Mitteilung selbst hingestellte Aufgabe für die bisher noch ungenügende Erforschung der Wiklefschen Gedankenwelt. Dieser Mangel hat seinerzeit bei den Prager Verehrern Wiklefs manche Verwirrung verursacht, er hindert auch heutzutage die Forschung, die Wirkung Wiklefs auf die Prager richtig zu verstehen und zu beurteilen[21]). Wir kennen ja auch die äußere Geschichte seiner Reform genauer erst in letzter Zeit seit Loserths Forschungen. Erst in Wiklefs letzten Jahren datiert sein entschiedener Kampf gegen das Papsttum, insbesondere gegen die Transsubstantiation. Aber zur Zeit, als Hus die Philosophie absolviert hatte, war dies in Prag gewiß längst bekannt. — Ob Hus und die Männer, die mit ihm die scholastisch-realistische Richtung vertraten, in Wiklefs Gefolge am Ausgang des 14. Jahrh. irgendwelche kirchliche Reformpläne verfolgt hätten, darüber kann man wohl Mutmaßungen anstellen, aber direkte Anhaltspunkte hierfür haben wir nicht. Immerhin spricht manches dafür, daß Hus in dieser Zeit auch solchen (Reform-) Plänen nicht fremd war. Ihm

---

20) Nach Husens, allerdings nicht ganz genauen Angaben wären die philosophischen Werke seit 1391 in Prag bekannt geworden, die theologischen später. Dieser Äußerung, obwohl sie nicht buchstäblich zu nehmen ist, widerspricht meine Annahme nicht. Vgl. Sedlák: Hus S. 74.

21) Bartoš erwähnt (S. 29, Anm. 23) eine Arbeit, die ihrem Titel nach einen Teil dieser Aufgabe lösen dürfte: S. H. Thomson: „The philosophical basis of Wiklefs theology“ in „Journal of Religion“ XI., Chicago 1931, S. 89 ff., die ich erst im letzten Augenblick erreichen konnte. Der Verfasser bringt wohl manches historisch Wertvolle, bleibt aber im Ganzen zu sehr auf der Oberfläche des bisher Bekannten. — Die Lösung der oben vom Standpunkt der Husforschung gestellten Aufgabe sollte m. E. mit der Kommentierung der nach Hus' Meinung antiaristotelischen Stellen in Wiklefs Schriften zur gereinigten Logik beginnen, die verschiedenen sich an Wiklefs Universalia knüpfenden Fragen beantworten und so die puncta salientia in den minutiösen Einzelheiten der damaligen Schulpolemik aufweisen; sie müßte ferner die ketzerischen Seiten der Wiklefschen Trinitätslehre, ebenso aber auch die philosophische Basis der kirchenreformatorischen Schriften Wiklefs darlegen. — Ich sagte in meiner Abhandlung (S. 82), die Stütze der Heiligen Schrift (gen. obj. und subj.) trenne die Wiklefsche Philosophie von der neuzeitlichen, weder den gen. subj. noch den gen. obj. (letztere ist eigentlich die gereinigte Logik) hat der Verfasser genügend beleuchtet, obwohl schon der Titel Wiklefs „De veritate Sacrae Scirpturae“ dazu aufforderte. Freilich, die Aufgabe, Wiklefs Philosophie auf Grund aller seiner Schriften wissenschaftlich zu beleuchten, ist nicht dankbar.

wurde später vorgeworfen, daß er um die Wende des Jahrhunderts sich für die Remanenz erklärt habe, die Lehre, daß im Heiligen Abendmahle nach der Weihe die Substanz des Brotes und Weines zurückbleibe. Hus hat auf den Vorwurf hin stets geleugnet, die eben erwähnte Irrlehre anders als privatim und disputatorisch bekannt zu haben. Erwägt man den günstigen Stand der wiklefitischen Bewegung in England bis zum Ende des 14. Jahrh., so erscheint uns ferner nicht unglaublich, daß Hus über die römische Kirche privatim geäußert hätte, sie sei eine Synagoge des Satans. Auch soll er über den Papst Gregor d. Gr. einen geringschätzigen Ausdruck gebraucht haben. All dies spricht dafür, daß er in dieser Zeit auch wiklefitischen radikalen Gedanken über die Eucharistie und das Papsttum nicht fremd war[22]). Aber die wiklefitischen Werke, die ohne Berücksichtigung der chronologischen Reihenfolge nacheinander in seine Hände gelangten, weisen selbst keinen klaren Weg für eine Reformation und sind voll von mannigfaltigen, den Gedankengang störenden Einfällen und Exkursen. Auch muß erwogen werden, ob bei den zuletzt angeführten bedenklichen Äußerungen nicht eine einheimische Tradition von Wiklef unabhängig zu Worte gelangte. Es kann auch sein, daß bereits diese beiden Quellen einen einheitlichen Strom bildeten. Aber der große Kampf, der nach Husens Anmerkungen zu schließen, zwischen beiden gegnerischen Lagern an der Universität geführt wurde, bewegte sich vorerst auf dem Gebiete der Philosophie, wo freilich in dem eucharistischen Glaubensartikel die bedenklichsten Folgerungen zu gewärtigen waren, wie dies aus der Schrift Wiklefs „De materia et Forma“ ersichtlich ist. Auf beide, Philosophie und Theologie, möchte man Husens Schlußanmerkung in dem Bande seiner Kopien beziehen: „Gott möge dem Wiklef himmlische Ehre geben.“ und es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Wunsch Hus seit seinen Studienjahren unaufhörlich begleitete.

Für eine praktische Betätigung der auch in den Anmerkungen sich meldenden čechischen national-kirchlichen Gesinnung wurde schon seit Jahren eine andere Stätte eröffnet. Es wurde für die Čechen in Prag eine besondere Kapelle errichtet, in welcher man ihnen in ihrer Muttersprache das Wort Gottes verkündete, da der Mangel an solchen Gelegenheiten sich äußerst bemerkbar machte. Es war ein Kaufmann mit deutschem Namen gewesen, der für die Abhaltung dieser Predigten den materiellen Grund gelegt hatte. Gewidmet den bethlehemischen Säuglingen, trug sie den Namen einer Bethlehemskirche, sie wurde von einem Rektor und einem Kaplan bedient, die sonntäglich zwei Predigten zu halten hatten. Die Offertorien und die Geschenke sollten nicht ihnen gehören. Der Wert dieser frommen Veranstaltung wurde von der Bevölkerung erkannt. Man suchte und fand tüchtige Prediger, um die sich eine feste Zuhörerschaft scharte, die in den Predigern nicht nur

---

[22]) Vgl. darüber meine Abhandlung über Husens exeget. Arbeiten, S. 10.

amtliche Personen sah, und sich auch als eine innerlich zusammengehörige Gemeinschaft erkannte und als eine solche auch immer merklicher betätigte.

Im neuen, 15. Jahrh. wurde zum Prediger dieser so bedeutenden Kapelle J. Hus bestellt, und er hat in ihrem Besitz ihrer Bestimmung gemäß gewirkt. Indes hatten diese Predigten keinen Anlaß zum Kampf und Angriff und nahmen zunächst auf die Gestaltung der Ereignisse keinen merklichen Einfluß, es sei denn, daß sie für Hus den Ruf eines beredten Geistlichen weit dringen ließen. Der eigentliche Kampf ging auf der Universität in den unaufhörlichen philosophischen und doch nicht nur philosophischen Plänkeleien zwischen Nominalisten und Realisten fort, worunter sich die nationalen Ziele freilich nur ungenügend verbargen, mit Wiklefs Anteil anscheinend unaufhörlich weiter. Die Deutschen, oder sagen wir besser: die Vertreter der nichtböhmischen Nation empfanden wohl, daß der Kampf auch ihrer rechtlichen Position an der Universität galt, und führten ihn mit Energie fort. Als nun im 15. Jahrh. in England die Sache des Wiklefismus einer Katastrophe entgegenging, faßten auch seine Gegner in Prag Mut und entschlossen sich zu einem entscheidenden Schlage. Sie kehrten an dem bisher wissenschaftlichen Kampfe die rechtliche Seite hervor[23]). Wiklef, die Stütze der Gegenpartei, sei ein bereits abgeurteilter Irrlehrer, folglich als solcher auch von Prag zu vertreiben. Seitens der in dieser Frage kompetenten Leitung der Kirche wurde eine Äußerung der Universität über Wiklef verlangt. So kam es zu einer öffentlichen Besprechung an der Universität darüber, im Rahmen einer Versammlung der Universitätsnationen im Mai 1403. Es war in Prag die erste öffentliche Verhandlung über Wiklef, zu welcher die Majorität der drei Nationen wohlgerüstet erschien. Sie hatte die Macht in ihren Händen.

Zu Wiklefs bereits in England verdammten 24 Sätzen hat Professor Hübner, ein Schlesier, 21 neue Sätze aus Wiklefs Schriften hinzugefügt und jetzt der Versammlung vorgelegt. Dies sind die später vielgenannten 45 Wiklefschen irrigen Sätze. Voran stehen die ärgsten, in denen die Transsubstantiation geleugnet wird, dann die antihierarchischen Sätze über die Kirche, die Sätze Wiklefs, die sie mit der Prädestination in Verbindung bringen, dann solche, die ihre Mittel der Disziplin und ihren Besitz an weltlichen Gütern angreifen, schließlich Sätze, die gegen das Mönchstum gerichtet sind. Es fehlen darunter auch Absonderlichkeiten[24]) nicht. Mehrere čechische Mitglieder der Versammlung protestierten gegen die Verurteilung der Sätze. Nach Páleč hob auch Hus die quaestio facti in den Vordergrund und hat die Echtheit der vorgetragenen Sätze

---

[23]) So mit Sedlák u. a. Neuerdings will Bartoš (S. 34) diese Schritte als eine Wirkung Wiklefscher antinominalistischer Schriften darstellen, aber seine Begründung ist allzu schwach gegenüber den feststehenden Daten der älteren Auffassung.

[24]) Über die 45 Artikel: Sedlák Několik textů etc. Hlídka 1911.

angegriffen, als hielte er wohl die Sätze, aber nicht Wiklef der Verurteilung schuldig. Später wiederholte er häufig solches Vorgehen. Ich glaube, eine solche öffentliche Opposition gegen Wiklef wäre ohne Kenntnis von dessen Hauptschriften nicht möglich gewesen. Man beachte es aber, daß die ersten verurteilten Thesen gerade den letzten Arbeiten Wiklefs entnommen waren. Aus diesen bloßen Einzelheiten der Verteidigung Wiklefs seitens seiner čechischen Anhänger ist es ersichtlich, daß sie mit Wiklefs allgemein bekannten Reformen übereinstimmen[25]), aber seine bereits verurteilten Lehren nicht verteidigen wollen. Dabei verharren sie, wie es Páleč's (oder eines anderen) Auftreten beweist, bei seiner Philosophie, die sie, und nicht nur sie, für jene Zeit, als eine mächtige Wehr und Waffe erkannten und hochhielten.

Die Verteidigung hatte keinen Erfolg. Trotz allem Widerspruche wurden Wiklefs 45 Sätze an der Universität verboten, ihre Verkündigung oder Verteidigung mit hohen Strafen bedroht. Die Beschlußfassung bedeutete einen Sieg der Gegner Wiklefs[26]), hat aber an der Lage an der Universität nicht allzuviel geändert, man kämpfte über philosophische Doktrinen mit nationaler Parteinahme und nationalen Endzielen weiter. Aber es scheint, als wäre Hus darin schöner Illusionen beraubt worden: siegreich stand vor ihm und verstärkt die herrschende Universitätspartei und verboten der Weg, den er nach so tiefen, so ausgedehnten Studien zu wandeln im Geheimen so viel Lust empfunden hatte. Es hieß, innerhalb der gegebenen Ordnung weiterarbeiten.

II. Teil.

1.

Durch den Universitätsbeschluß vom Mai 1403 war Hus aus den Höhen der Wiklefschen Ideenwelt auf den Boden der böhmischen Wirklichkeit geschleudert worden. Wie schmerzlich auch der Fall empfunden ward, die Lage der Kirche und so auch die Arbeit auf ihrem Gebiet erschien bald nicht unfruchtbar und aussichtslos. Die leitende Stelle der Kirche erlebte eine Erneuerung. Es wurde ein neuer Erzbischof ernannt, wenn auch theologisch wenig gebildet, so doch voll des besten Willens, Zbynek von Hasenstein. Hus hatte trotz seines Auftretens in der eben geschilderten Versammlung und trotz seiner Stelle als Prediger an der Bethlehemskapelle sein Vertrauen. Der Erzbischof ersuchte ihn, etwaige Mißstände im Kirchenwesen ihm zur Kenntnis zu bringen, er berief ihn ferner an die Synoden, die nunmehr regelmäßig abgehalten werden

[25]) Daraus folgt, daß den Prager Freunden Wiklefs seine Hauptwerke bereits wohlbekannt waren: also die Nachricht über spätere Ankunft der Kopien Wiklefscher Werke nicht zugleich das Datum des Bekanntwerdens jener Werke in Prag bedeute, wie Bartoš in seiner neuesten Arbeit will.

[26]) Über das Ganze: Palacký Documenta etc. S. 324—331.

sollten, um der dort versammelten Geistlichkeit Predigten zu halten. Es war ein vielsagender Ersatz für den durch die Niederlage an der Universität erlittenen Schaden und ein Beweis, daß man an der höchsten Stelle in der Kirche die Mühen um Reform unbefangen würdigte. Nun beginnt, meiner Ansicht nach, eine Wendung in Husens Stellungnahme zu Wiklef und seiner Reform. Er wird ja nicht ganz beiseite gelegt, aber auch nicht, wie die übrigen von mir erwähnten Historiker behaupten, von Hus in wachsendem Maße benützt und erst jetzt Herr der Bewegung. Im Gegenteil legt sich Hus in den folgenden Jahren volle Zurückhaltung, besonders in bezug auf die verurteilten 45 Sätze auf[27]). Dies ist ja die natürliche Folge der praktisch-amtlichen Aufgaben, der er sich als Vertrauensmann des Erzbischofs, besonders als Synodalprediger zu entledigen hatte. So lange die Eintracht mit dem Erzbischof aufrechtzuerhalten war, wirkten bei Hus die Rücksichten auf ihn, auf sein Amt und die offizielle Kirche. Tritt aber der Kirchenfürst, aus welchem Grunde immer, in Gegensatz zu der anfangs von ihm schweigend anerkannten einheimischen Reform und zu ihren Vertretern, so ist auch der stille Pakt zu Ende. Dies ist der Rahmen dieses von sich in zwei Teile zerfallenden Kapitels.

In seinen Synodalpredigten hat Hus seinen religiös-sittlichen Eifer mit der uns bereits bekannten Anhänglichkeit an sein Volk verbunden. Wie zu allen Zeiten hatte die Geistlichkeit auch diesmal zu mancher Rüge Anlaß gegeben, weil die Verhältnisse für die Kirche so ungünstig waren, vielleicht mehr als sonst, und zwar nicht nur auf der čechischen Seite. In seinen Predigten hatte Hus ihre Lage vielleicht allzu düster geschildert und die Mißstände allzu scharf gegeißelt. Er kommt dabei, neben anderem, auch auf die Geldgier und Habsucht des Klerus zu sprechen und nimmt sich der Armen an, die in unwürdiger Weise ausgebeutet werden. Diesem seinem Mitgefühl hat er auch sonst nur allzu häufig Ausdruck gegeben und dieser christlich-soziale Zug bleibt eines der kräftigsten Motive seines Handelns. Hatten sich dadurch im Laufe der Zeit viele im allgemeinen getroffen gefühlt, so hat Hus in einzelnen, besonderen Fällen sich nicht enthalten, auch die Namen der Schuldigen zu nennen, ohne die bischöfliche Gunst zu verlieren. Aus dieser Vertrauensstellung erwuchs ihm die gelegentliche Aufgabe, über das damals vielbesprochene Wilsnacker Wunder ein Gutachten abzugeben. An dem genannten Orte in der Mark hatten Mönche bluttriefende Hostien ausgestellt, die wegen ihrer wundertätigen Heilkraft von kranken Pilgern, sogar von Prag aus, häufig aufgesucht wurden. Hus als Mitglied einer vom Erzbischof eingesetzten Kommission hat in scholastischer Weise nachgewiesen, daß Christus bei seiner Auferstehung all sein Blut mitverklärt hat, daß folglich sich nichts mehr davon auf Erden befinden könne.

---

27) Vgl. nähere Begründung und Begrenzung dieser Periode in meiner Abhandlung: Hus Exeg. S. 7.

Mehr als dieses Hauptargument ist für uns der am Ende der Husschen Abhandlung (sie trägt den Titel „Über das Blut Christi“) befindliche Ausfall gegen die geldgierige Geistlichkeit beachtlich, die jeden Anlaß benützt, um die Gläubigen auszubeuten[28]). Dem gelehrten Theologen bangt es ums Volk, also Christlichkeit im doppelten Sinne des Wortes führte ihm die Feder — diesmal mit Erfolg. Der Erzbischof hat auch in seinem Sinn verfügt.

Im Predigen und bei der Untersuchung des Wilsnacker Wunders waren Hus und sein Lehrer Stanislaus noch gemeinsam tätig. Aber Stanislaus war dabei nicht stehengeblieben und hat dem im Absterben begriffenen wiklefitischen Kampfe neue Nahrung zugeführt. Er hatte es gewagt, den eben verurteilten Wiklef in einem seiner bedenklichsten Lehrpunkte literarisch in Schutz zu nehmen, hatte es auch versucht, Hus zur Mitarbeit dabei zu bewegen, jedoch vergebens. Dieser Versuch, den Stanislaus allein vornahm, nämlich Wiklefs Abendmahlslehre zu verteidigen, hatte ein klägliches Ende. Gegen ihn trat der nach Krakau verschlagene Literat Cistercit Štekna auf und wies ihm die häretischen Irrtümer mit Androhung der Strafe nach. Stanislaus nahm sie nicht ernst, aber eine vom Erzbischof eingesetzte Kommission zwang den übermütigen Angreifer zur schmählichen Palinodie. Stanislaus erklärte dann, seine wiklefitisch scheinende Schrift wäre nur ein Versuch gewesen, die Gegenargumente zu sammeln, um sie zu widerlegen. Man zwang ihn, die Widerlegung zu vollenden und sie öffentlich bekanntzugeben[29]).

Immerhin hat Stanislaus als Gegner der Transsubstantiation einige Nachfolger gefunden, wenn auch darüber nicht viel verlautet. Die Gegner einer Reform nützten natürlich stets alles aus, indem sie den Gegensatz verallgemeinerten und Sturm läuteten. Während nun Stanislaus auch die philosophischen Plänkeleien fortsetzte, kam von dem aus Prag informierten Rom an den Erzbischof eine Mahnung, er möge die wiklefitischen Irrtümer im Lande endlich ausmerzen. Danach hatte der Erzbischof, durch eine pästliche Bulle gemahnt (1405), in einem Hirtenbrief die Geistlichkeit aufgefordert, den Gläubigen einzuschärfen, daß die Eucharistie nicht Brot, sondern der Leib Christi sei. Von nun an erscheint in dem Verhalten zwischen Hus und seinem Bischof ein Riß. In seiner Schrift „De corpore Christi“ (1406—8?) scheint Hus direkt gegen den bischöflichen Erlaß anzukämpfen, indem er die Eucharistie ein transsubstantiiertes Brot nennt. Dadurch gelangte er in eine gegnerische Stellung zu den Maßnahmen und erregte eine Verstimmung, die dann immer tiefer wurde. Man behauptete, Husens Schrift, die doch die Transsubstantiation deutlich anerkennt, wäre selbst der Irrlehre günstig. — Recht schlimm erging es auch Stanislaus, der nach

---

[28]) Hus, Monumenta etc. Norimbergae etc. 1550 fol. 201.
[29]) Sedlák, Hus S. 111 ff.

Rom angeklagt, von dort zitiert, unterwegs in Bologna mit dem ihn begleitenden Páleč vom Kardinal Cossa, jedoch nicht wegen Wiklef verhaftet wurde. Die böhmische Nation der Universität wurde nun besonders, einzeln, aufgefordert, ihre Stellung zu den 45 Artikeln Wiklefs bekanntzugeben. Wie vor fünf Jahren war das Resultat auch diesmal ein den Wiklef ablehnendes, aber es wurde durch die Beschlußnahme zwischen einem bedenklichen und einem anderen Sinn der verurteilten Sätze unterschieden — im schädlichen Sinn hat die böhmische Versammlung die Sätze verworfen. Damit wurde indirekt erklärt, daß die Sätze auch einen guten Sinn haben, in dem die Verkündigung jedermann unbenommen bleiben sollte[30]). Man nehme dazu die infolge steter Spannung wachsende Erregung der Parteien und man wird zugeben müssen, daß an dem Zerwürfnis Wiklef wohl einen bedeutenden Anteil hatte. Aber er bot doch nur die Gelegenheit dazu und war wohl ein Verbündeter, aber nicht ihr wahrer, tiefster Grund, und gab auch für seine Verteidiger nicht die Norm der Wahrheit. Dies zeigte sich bald.

Eine Wendung in diesem, im ganzen doch nicht entscheidenden Kampfe kam durch die weitere Entwicklung der allgemein-kirchlichen, päpstlichen Angelegenheit. Die Pariser Universität hörte nicht auf, Ratschläge zur Beseitigung des Schismas zu publizieren, und der König von Frankreich nahm in sein Programm den Gedanken der „via cessionis“ und „via synodi“ auf. Ein neues Konzil sollte nach Abdankung der beiden Päpste einen neuen wählen. Eine Botschaft vom französischen Hof kam 1408 nach Prag, um den König für den erwähnten Vorschlag zu gewinnen. Wenzel war nicht abgeneigt, wenn man ihm dabei die ihm vor einigen Jahren genommene Kaiserwürde zurückerstatte. Die Ereignisse, die bei der Vorbereitung der ökumenischen Synode in Böhmen eintraten, bringen uns über die durch die gegnerischen Kriegsmanöver vielfach verdunkelte tatsächliche Lage, namentlich über die immer noch schwebenden Streitfragen im geistigen, besonders kirchlichen Leben Prags am Beginn des 15. Jahrh. eine willkommene Klärung[31]).

Zunächst erfahren wir von einer Mahlzeit, die die böhmischen Reformer dem Leiter der französischen Mission, Novion, veranstalteten. Hier faßten sie die Ziele ihres kirchlichen Reformbestrebens in 3 bzw. 4 Punkten zusammen: Beseitigung des kirchlichen Besitztums, der Autorität der so verdorbenen Kirche, der Ablässe und des Mönchtums. Wiklef wurde dabei nicht genannt. Novion verteidigte alle angegriffenen Artikel. Es bedarf nicht langer Nachweise dessen, daß die leitenden Gedanken der čechischen Reformer nicht etwas

[30]) Über die Mannigfaltigkeit in den näheren Angaben über diese Versammlung: Novotný, Hus I. S. 221.

[31]) Sedlák hat in einem besonderen Heft die Acta in bezug auf diesen Incident zusammengestellt: „Tractatus causam Mgri Joannis Hus a parte catholica illustrantes. Fasc. I. Jacobi de Noviana Mgri Parisiensis, Disputatio cum Hussitis.“ Brünn 1914.

von ihnen neu Erfundenes und auch nicht speziell wiklefitisch waren, daß sie mit der Armutsbewegung des 12. und 13. Jahrh. zusammenhängen und bereits von Waldhauser, Milič und Janov ausgesprochen waren[32]). Daß wiklefitische Argumente dafür verwendet wurden, und zwar mit guter Wirkung, zeigt, worin Wiklefs Bedeutung für Hus und seine Freunde bestand. Selbst Loserth gibt neuestens zu, daß die Publizistik seit den Zeiten Philipps des Schönen und Ludwigs des Bayern für Wiklef selbst Quelle gewesen, und Marsilius und Occam waren auch in Böhmen nicht unbekannt geblieben. Wir ersehen aus dem Bericht über die Disputation, warum die Prager Reformer Wiklef verteidigten und daß sie hierfür gute Gründe hatten. Wir sehen aber auch, daß sie seine Abendmahlslehre beiseite ließen. Dies alles bietet zugleich nicht nur einen äußerst wertvollen Kommentar zu dem Wiklef zur Hälfte freisprechenden Beschluß der böhmischen Nation, sondern auch zu dem früheren und zu dem späteren Verhalten der čechischen Reformer, die man demnach nicht mit Recht, aber nicht ganz ohne Grund mit dem Namen der Wiklefiten bekämpfte[33]).

Aber wir wissen bereits, wie mit der kirchlichen die nationale Frage überhaupt, dann aber speziell an der Universität verwachsen war. Es brachten die Vorbereitungen für das Konzil in der wichtigsten nationalen Angelegenheit eine den Reformern günstige Wendung. Dem König, der die „Via cessionis“ für sein Land anzunehmen bereit war, widersprach der Erzbischof, der dem römischen Papst Gregor die bisherige Treue wahren wollte, und Gregor hatte auch die drei deutschen Stimmen an der Universität auf seiner Seite. Dieser Widerspruch hatte das Verhältnis des Bischofs zu Hus endgültig getrübt, zumal ja ein Verfahren gegen Wiklef und seine Bücher in Prag erneuert war[33]). Hus und seine Freunde, gegen die bereits seit 1408 wiederholt Klagen bei dem Erzbischof eingereicht wurden, appellierten an den Papst und hielten es begreiflicherweise mit dem König und sie kamen hierbei auf ihre Rechnung. Es gelang ihnen, den König von dem Unrecht zu überzeugen, daß seine Landeskinder sich auf der Universität in der Minorität befänden; ein Mann in der Umgebung des Königs, Augustin, war ihnen hierbei behilflich. Es war schon i. J. 1409, da erschienen französische Gesandte von neuem am Hofe. Sie

[32]) Sedlák sagt in der Einleitung zu dem eben angeführten Traktat S. XIII—XIV., solche Sprüche finde man bei den erwähnten Männern „passim“. — Der große Fortschritt in Böhmen vom 14. zum 15. Jhdt. besteht eben darin, daß jetzt nicht nur Einfälle und Beobachtungen verkündet werden, sondern Forderungen, die mit dem ganzen Rüstzeug der Wissenschaft als unumgänglich erwiesen werden. Daß die Reformer das nicht nur wußten, sondern damit auch auftraten, mögen die Worte eines feindlichen Zeitgenossen zeigen, die in meiner Abhandlung: „Wiklef u. Hus“ Phil. S. 54, Anm. 61, zitiert worden sind. Danach sollen die Anhänger Wiklefs stolz auf ihre Dialektik, ihre Gegner als „viles“ und „indoctos“ zurückgewiesen haben.

[33]) Eine Zusammenfassung der uns schriftlich aufbewahrten Fälle vom Gebrauch des Wortes Wiklefit finden wir bei Loserth a. a. S. S. 69—71. Vgl. dazu meine Abhdlg. Hus Exeget S. 8, auch Anmerk. 17a, 17b, daselbst.

bezeugten es dem Könige, daß an der französischen Universität die Einheimischen die Mehrheit hätten, und so ließ sich der König bestimmen, das berühmte Kuttenberger Edikt zu erlassen, demzufolge das Stimmenverhältnis an der Universität umgewandelt wurde und von nun an die Böhmen drei, die Auswärtigen nur eine Stimme haben sollten. Mehr, als man von den langwierigen Universitätskämpfen erwartete, war damit leicht und schnell erreicht worden.

Die Folgen dieser Maßregel ließen nicht lange auf sich warten. Die Deutschen suchten vergebens, den König umzustimmen und schwuren, wenn daran nicht geändert würde, Prag zu verlassen. Jetzt unterließ Hus nichts, um den Abgang der Deutschen zurückzuhalten. Auch hierfür, aber auch sonst, sind uns seine nicht übermäßig bedeutenden, erst in neuerer Zeit bekanntgewordenen Vorlesungen über die Sentenzen des Lombardus wichtig. Indem er zum letzten Buch gelangt, verkündet er bei dem Artikel über den Eid daß ein solcher nicht unbedingt bindend sei[34]): ein direktes Anspielen an den drohenden Abgang der Deutschen, den er nicht wünschte. Er wollte so dem Verlust, den die Universität damit erleiden sollte, vorbeugen. Freilich war es vergebens, der Abgang war nicht mehr zu verhindern. Damit in loser Verbindung ist auch die andere für uns aufschlußreiche Äußerung in seinen Vorlesungen über Wiklefs Seele[35]), sie bestätigt meine Ansicht über die nunmehrige Stellung Husens zu Wiklef. Einst hatte er — so klagten seine Gegner über ihn — gesagt, er wünsche, seine Seele wäre dort, wo die Wiklefs. Wohl gemerkt, die Äußerung war in Gegenwart des Erzbischofs gefallen! Nun ergriff Hus die Gelegenheit, darauf zurückzukommen. Er wisse nicht — sagte er —, wo die Seele Wiklefs sei, er hoffe, sie sei im Himmel. Wäre sie jedoch im Fegefeuer oder in der Hölle, so möge ihn Gott strafen und dann doch befreien. Jedenfalls möge er den Lebenden, zunächst den über ihn in Böhmen Streitenden, darüber die Wahrheit offenbaren, damit der Streit aufhöre[36]). — Hier ist nachzutragen, daß vor etwa drei Jahren in Prag ein Dokument als Zeugnis der Oxforder Universität für Wiklefs Rechtgläubigkeit aufgetaucht war und vielfach Glauben fand[37]). Mit den Worten über die Seele Wiklefs hat Hus gesagt, daß Wiklef für die Böhmen, wenn er ihnen auch Nutzen gebracht hätte, keine Autorität war und ist, und für Hus und seine Freunde nunmehr als eine historische Per-

---

[34]) Vgl. Flajšhans' Ausgabe des Sentenzenkommentars von Hus, S. 494.

[35]) Vgl. daselbst, S. 621. — Man erwäge dabei, daß Hus der erzbischöflichen Anordnung gehorchte und mit anderen die Wiklefschen Bücher auslieferte.

[36]) Andere Wertung dieser Äußerung b. Sedlák S. 148. Novotný I. S. 363.

[37]) Die Ansichten über das Dokument sind geteilt. Lechler gibt aber triftige Gründe an, daß es wirklich von Oxforder Anhängern Wiklefs ausgestellt worden ist, er bezweifelt aber nicht, daß das Dokument nicht die Ansicht der leitenden Kreise Englands widerspiegelte. Hauck hält es freilich für eine Fälschung.

sönlichkeit erscheint. Immerhin gingen die von der Prager Geistlichkeit gegen Hus eingebrachten Klagen im Appellationswege nach Rom. Aus diesen inhaltlich belanglosen Klagen ist dann die ganze folgende Tragödie entstanden und der Streit kam vor die große Öffentlichkeit. Um dem vielen Lärm von den Ketzereien ein Ende zu bereiten, hat noch der Erzbischof auf Wunsch des Königs eine Erklärung abgegeben, er hätte in Böhmen keine Ketzerei gefunden.

2.

Das Konzil zu Pisa 1409 hat an Stelle der beiden von ihm abgesetzten Päpste einen neuen gewählt, Alexander V., und jetzt hofften viele, daß die Kirche, einigermaßen geheilt, allmählich zur Ruhe und Ordnung gelangen wird. Die Appellation Husens auf die gegen ihn gerichteten Klagen kam schon in die Hände des neuen Papstes, der ursprünglich neutral, später umgestimmt in einer an den Erzbischof von Prag gerichteten Bulle[38]) die Überprüfung bzw. Justifizierung der Schriften Wiklefs anordnete, ferner das Predigen nur in solchen Kirchen gestattete, in deren Reihe die Bethlehemskapelle nicht gehörte. Also — Ende der spezifischen čechischen Predigten. Die kirchlichen Reformbestrebungen der Prager čechischen Kreise waren durch den ersten Teil der Bulle bedroht, die nationalen kirchlichen Errungenschaften auf der Universität durch die drohende Vernichtung der Bethlehemspredigten wenigstens paralysiert. Der Erzbischof ernannte darauf eine Kommission, die aus der Zahl der Wiklefschen Schriften 18 herausgesucht und sie zur Verbrennung verurteilt hat. Gegen die Verbrennung appellierte die Universität, gegen das Verbot der Bethlehemspredigten appellierten die in der Kapelle zum Gottesdienst versammelten Zuhörer. Auch Hus trat gegen die Verbrennung der ketzerischen Schriften in den Kampf, die man, im Gegenteil, zu lesen und, soweit nötig, zu widerlegen habe: so sei es seit jeher in der Christenheit gewesen, von den Zeiten Christi angefangen, der den Pharisäern nicht aus dem Wege ging. Hus und seine Freunde traten zusammen, um den erzbischöflichen Schritt zu bekämpfen, so kam es zu dem ersten sog. „Wiklefschen Turnier“ in Prag. Es war gewiß kein Zufall, daß unter den zum Feuer verurteilten Schriften sich der Trialog, aber auch die philosophischen vier Schriften befanden, die als die gereinigte Wiklefsche Logik vor 12 Jahren Hus für Wiklef begeistert hatten. Einige von den verurteilten Schriften wollte Hus mit seinen Freunden als unschuldige erweisen, aber zur Disputation kam niemand. Der Erzbischof betrat den Weg des Rechts, er ließ die verurteilten Schriften verbrennen, verhängte über die unruhige Stadt das Interdikt, und jetzt war die Frage, ob er auch die Macht habe, es zu erzwingen. Dies war nicht der Fall: das Interdikt mißlang. Die es befolgten, die Priester, wurden am Besitz geschädigt, teilweise verfolgt, der Erzbischof selbst mußte

[38]) Die Bulle abgedruckt bei Palacky, Documenta etc. S. 374 ff.

flüchten, die Stadt kam in Aufruhr. Hus aber setzte seine Predigten in der rechtlich aufgehobenen Kapelle auch weiter fort, und zwar mit gesteigertem Feuer und erweitertem Reformeifer. Sedlák schreibt diesen Predigten die mannigfaltigsten Ketzereien zu, gibt aber doch zu, daß sie stellenweise sittlich nicht unberechtigt waren[39]).

Es war der König, an den jetzt, wie auch früher, die von der Bulle Getroffenen appellierten; das war wohl im Sinne Wiklefs, der selbst auch in Husens Predigten von neuem zu Worte kam. Seit jeher suchten die von der Kurie als Besitzerin der Macht Verfolgten ihre Zuflucht bei der anderen vorhandenen Macht, bei der weltlichen. Diesmal war die Mühe von Erfolg, nicht nur weil der König Hus und seine Freunde wie auch bisher beschützte, sondern weil der neue Papst (es war der schon erwähnte Kardinal Cossa, berühmt unter dem Namen Johann XXIII.) des Königs Unterstützung in der Obedienzfrage benötigte.

Nichts ist belehrender über die derzeitige Kurie, als ihr Verhalten in der Angelegenheit der Husschen Appellation. Auf das Eintreten der Universität Bologna gegen die Verbrennung der Schriften Wiklefs waren der Papst und der Kardinal Colonna geneigt, der Appellation von Hus und seinen Anhängern stattzugeben — da kam Erzbischof Zbyneks Botschaft, und ihr gelang es, den Papst und den Kardinal umzustimmen. Auf Husens Bitte folgte nun die Intervention des Hofes. Es wandten sich der König, die Königin und dann auch andere Würdenträger an den Papst mit der Bitte, Husens Appell in seinem Sinne zu erledigen. Es war zu spät. Kardinal Colonna hatte angeordnet (am 28. August), der Erzbischof möge den Prozeß fortsetzen, wenn nötig, weltliche Hilfe in Anspruch nehmen. Er zitierte hierbei Hus selbst nach Rom. Aber zu einer Romreise zeigte Hus nicht die geringste Neigung. Er entschuldigte sich mit der großen Entfernung, mit der Gefährlichkeit des Weges und mit der Pflicht des Predigens zu Hause. Es klang fast wie Hohn — er erfüllte diese Pflicht gerade in der verurteilten Kapelle. Er fand wiederum Unterstützung beim König, der durch seine Boten bei der Kurie für ihn eintrat, sodaß sich der Papst bewogen fühlte, die Angelegenheit einer Kommission unter dem Vorsitze des Kardinals Zabarella zu übertragen, der sie für Hus nicht ungünstig handhabte. Es war nicht unwahrscheinlich, Hus werde sein Ziel erreichen. Da trat ein deutscher Kurialist, Dietrich von Niem, dazwischen, er wurde vom Erzbischof unterstützt, und nun entzog der Papst die Angelegenheit auch dem Zabarella und übertrug sie einem neuen Richter, dem Kardinal Brancas. Ein Zickzackkurs des obersten Richters der Christenheit.

Während die Kurie schwankte, setzte der König selbst eine vorwiegend aus Weltlichen bestehende Kommission ein, die eine

---

[39]) Sedlák Hus S. 206 und später einige Male. S. 207, Anm. 2, sagt Sedlák, daß man an diesem Falle das Entstehen der Sektiererei studieren könne.

Entscheidung in der Frage zwischen Erzbischof und Husens Partei fällen und so dem Lande den Frieden bringen sollte. Die Kommission stellte sich ganz auf des Königs und Husens Seite. Sie beschloß, der Erzbischof habe an den Papst zu schreiben, daß in der Kirche Böhmens alles in Ordnung sei und daß er, der Erzbischof, irrtümlich über angebliche Ketzereien nach Rom berichtet habe; infolgedessen seien alle bisher getroffenen Maßregeln zu annullieren und alle bisher verhängten Strafen rückgängig zu machen. Dies war für den Erzbischof doch zu viel, er floh aus dem Lande und starb unterwegs beim Bruder des Königs, Sigismund von Ungarn.

Den Inhalt des Briefes, den Zbynko nach Rom schicken sollte, übermittelte nun Hus selbst dem Papste und den Kardinälen in einem von ihm unterfertigten Schreiben, das er offiziell durch die Universität beglaubigen ließ. Ein jeder öffentlich Wirkende hat das Recht zur Erklärung und zur Korrektur seiner etwa verfehlten oder mißverstandenen Worte und Taten. Es ist eitle Rederei[40]), Hus' demütiger Brief sei diplomatisch, d. h. unaufrichtig gewesen. Der Brief, am Ziele angelangt, wurde ja ein Besitz des Adressaten, der im Falle der Not in der Lage war, ihn gegen den Verfasser auszuspielen, falls dieser seinen Inhalt etwa vergessen hätte. In diesem Briefe an den Papst und an die Kardinäle erklärt Hus, er wollte eher sterben, als etwas Ketzerisches behaupten, er sei falsch angeklagt worden, er lehre die Remanenz, ferner, daß der unwürdige Priester die Sakramente ohne Wirkung weihe, daß der Ablaß nichts sei, daß man den Priestern die Besitztümer nehmen soll und daß das Volk nicht verpflichtet sei, den Zehnten zu zahlen; es sei falsch, daß er geraten habe, die Kleriker mit dem Schwerte zu strafen und daß er die Deutschen von Prag vertrieben hätte. Also nichts Aufrührerisches hatte und habe er vor. Habe doch der Erzbischof vor zwei Jahren selbst erklärt, es gebe in Böhmen keine Ketzer. Die Bethlehemskapelle sei keine private Kapelle, ihre Vernichtung hätte üble Folgen. Nach Rom wolle er nicht gehen, weil ihm seine Gegner nachstellen, er bitte, man möge ihn freisprechen, zumal ihm keine Verfehlung nachgewiesen worden sei[41]).

Zunächst zeigte sich keine Wirkung des Briefes. Zwar meinen Husens Gegner, er wäre nur abgefaßt gewesen, damit Hus befreit im früheren Sinne weiterwirken könne. Allein daß dies Wirken bisher noch gut entschuldbar war, sagt Sedlák selbst, indem er zugibt, wäre Hus damals nach Rom gegangen, wäre es ihm wohl möglich gewesen, sich von den Anschuldigungen reinzuwaschen. Das sagt ein römisch gesinnter Historiker. Und alle Phantasien, als hätte Hus weitere himmelstürmerische kirchliche Reformpläne schmieden wollen, sind einfach damit zurückzuweisen, wie wollte

[40]) Daselbst, S. 213.
[41]) Der Brief in neuestem Abdruck: Novotný Korrespondenz S. 95 ffl.

denn Hus solche Pläne der Wirklichkeit näherbringen? Hatte er denn Mittel dazu? oder hatte sie der König, der ihm bisher stets geholfen, und wäre der König auch dafür zu haben gewesen, sie ihm zur Verfügung zu stellen?

In Husens Umgebung allerdings befanden sich Männer, mit ihm befreundet, die über die von Hus in jenem Briefe festgestellte Grenze weit hinausgingen. Wir meinen den schon erwähnten Jakobell, der in Anbetracht der Zeitlage (am päpstlichen Stuhl ein Mann mit berüchtigter Vergangenheit!) in Wiklefs Gefolge die von Stanislaus vertretene Remanenz verteidigt hatte, dann aber unter der Einwirkung der Schriften des Matthias von Janow und zweier in Prag ansässiger Dresdner Magister sich der in der Kirchengeschichte durchaus nicht neuen und auch von Janow vertretenen Ansicht näherte, der Antichrist sei der Papst. Auch durch Husens Worte klang in den vergangenen Jahren gelegentlich solche, einer Ahnung ähnliche Stimmung durch, z. B. 1410, in dem ersten Wiklefschen Turnier, oder dann, als er mit englischen Wiklefiten in flüchtige Berührung kam. Als kehrte er zu den in seinen jugendlichen Sturmesjahren gehegten, dann doch zurückgedrängten Ansichten zurück, der Antichrist sei Rom. Ähnlich war es auch Wiklef ergangen, der in dieser seiner Doktrin schwankte Hus, der in jener Zeit, der zweiten Hälfte des Jahres 1411, dem Polenkönig zu seinem Siege über den Deutschen Orden beglückwünschte, hat gleichzeitig einem englischen Antiwiklefit, Stokes[42]), gegenüber den Wiklef verteidigt, er hat aber auch ausdrücklich festgestellt, was ihn an Wiklef zog und worin er mit ihm übereinstimmte. Es waren dies nicht dessen kirchenrechtliche Theorien und dogmatische Formulierungen — es war die tiefe christliche Empfindung und Gesinnung, noch mehr, Wiklefs Bestreben, in der Kirche das zu verwirklichen, wozu sie von Christus gestiftet worden ist. Es lag nun an der Kurie, die Beruhigung in Böhmen und Husens Sieg über den Erzbischof mit günstiger Erledigung seines Appells in seiner Heimat zu besiegeln, ohne auf der Romreise zu bestehen, — damit eine friedliche Lösung der durchaus noch nicht überwichtigen Angelegenheit zu bringen. Das tat die Kurie zu dieser dazu rechten Zeit nicht. Wäre auch der Papst dem böhmischen König zuliebe einer solchen Lösung der Frage nicht abgeneigt gewesen: in Rom hatte man zur Zeit andere, und zwar für sie viel größere Sorgen. Die fast überbrückte Kluft zwischen den böhmischen Reformplänen und zwischen der durch die Kurie vertretenen kirchlichen Wirklichkeit wurde infolge des Papstes durch anderweitigen Kummer veranlaßten Maßnahmen von neuem geöffnet, ja erweitert und vertieft. Es war die vor zwei Jahren mit den Pariser Gästen erörterte Reformfrage der čechischen Theologen, die nun von Rom auch

---

[42]) Die Angelegenheit Stokes zeigt am besten die Spaltung in der Seele von Hus, das Streben nach Rechtgläubigkeit und Wiklef nicht aufzugeben. Hus beruft sich da auch auf das oben erwähnte Zeugnis der Universität Oxford.

dem Königreich Böhmen und dann auch den kirchlichen Reformern daselbst zur praktischen Beantwortung vorgelegt wurde, die Frage vom Ablaß. Nicht lange nach Husens Brief kam auch nach Böhmen die Verkündigung eines Kreuzzuges mit Ablaß für den Krieg des Papstes gegen seine italienischen Gegner; dies bedeutete für das Volk neue Steuer, für die so friedfertigen Reformer war es ein Spott, eine Herausforderung, zugleich eine Bestätigung der in ihren Kreisen auftauchenden neuesten Deutung der Lehre vom Antichrist. Was unter der Asche glimmte, brach jetzt in hellen Flammen hervor!

(Fortsetzung folgt.)

II
BÜCHERBESPRECHUNGEN

Otto Brandt: Caspar von Saldern und die nordeuropäische Politik im Zeitalter Katharinas II. — Erlanger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, hrsg. von Bernhard Schmeidler und Otto Brandt, Bd. 15 (1932).

Keine Periode der neueren Geschichte Rußlands hat der dem europäischen Osten zugewandten deutschen Geschichtsforschung in den letzten zwanzig Jahren stärkere Förderung zu verdanken als die Epoche Katharinas. Erinnert sei an Friedrich Andreae's Untersuchung über die Instruktion v. J. 1767 für die Kommission zur Abfassung eines neuen Gesetzbuches („Beiträge zur Geschichte Katharinas II.", Berlin 1912); eben jetzt hat Georg Sacke die umstrittene Bedeutung der gesetzgebenden Kommission und damit ein zentrales Problem der Innenpolitik Katharinas in anregender Weise selbständig wieder aufgegriffen und erneut zur Diskussion gestellt (im „Archiv für Kulturgeschichte" Bd. 21, 1931). Nach dem Kriege erschienen u. a. in den Schriften des Deutschen-Auslands-Instituts in Stuttgart die grundlegenden Untersuchungen verschiedener Autoren zur Geschichte der deutschen Kolonisation in Rußland im 18. und 19. Jahrh., Ljubow Jacobsohns Monographie über die russisch-französischen Beziehungen zwischen 1762 und 1772 („Osteuropäische Forschungen" N. F. Bd. 4, 1929), Ulrich Preuß behandelte die auswärtige Politik Katharinas im deutschen zeitgenössischen Urteil (in diesen „Jahrbüchern" N. F. Bd. 4, 1929). Neben derartigen Einzelforschungen und knappen biographischen Skizzen der Herrscherin (von O. Krauske in den „Auslandsstudien" der Universität Königsberg, Bd. 2, 1926, und von Karl Stählin in dem Sammelwerk: „Menschen, die Geschichte machten" Bd. 3, 1931) hat die neue Durchleuchtung und synthetische Darstellung des Gesamtablaufs der russischen Geschichte im 18. Jahrh. durch K. Stählin in seiner zur Kulturgeschichte Rußlands im 18. Jahrh. ausgeweiteten Biographie Jacob von Stählins (1926) und den zweiten Band seiner „Geschichte Rußlands" (1930) der deutschen Rußlandforschung für das 18. Jahrh. einen Vorrang gesichert, der durch den neuesten deutschen Beitrag zur Geschichte Katharinas II., Otto Brandts Biographie des Holsteiners in russischen Diensten Caspar v. Saldern (1711—1786), weiter gefestigt wird. Eine weite Strecke der auswärtigen Politik Rußlands im Zeitalter Katharinas, der Bereich der russisch-skandinavischen Beziehungen, erfährt durch Brandt die grundlegende Darstellung.

Die Biographie konzentriert sich um Salderns Lebenswerk und bleibende staatsmännische Leistung, die Bereinigung des Verhältnisses zwischen Rußland und Dänemark und die Begründung der „Ruhe im Norden" durch die Regelung der „Gottorper Frage", die ihm „im Verein mit der Zähigkeit des älteren und später der Behendigkeit des jüngeren Bernstorff" durch einen russisch-dänischen Tauschvertrag gelang. Die jahrelangen Anstrengungen um das Zustandekommen der russisch-dänischen Tauschverträge — des provisorischen Abkommens von 1767 und der definitiven Lösung 1773 —

über die Abtretung des Gottorper (großfürstlichen) Anteils von Holstein an Dänemark und die Abtretung der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an Rußland, das hier die jüngere Gottorper Linie einsetzte und eine Sekundogenitur begründete, stehen durchaus im Mittelpunkt der Betrachtung. Zur richtigen Einschätzung der Leistung Salderns gelangt sein Biograph nicht zum wenigsten dadurch, daß er seinen bedeutenden Gegenspielern, den Verhandlungspartnern auf dänischer Seite, den beiden Bernstorff, einem Detlev Reventlou, Heinrich Carl Schimmelmann u. a. in vollem Maße gerecht wird. Die „Exposition“ über den Zusammenhang der „Ruhe des Nordens“ und der „Gottorper Frage“ 1721—1761 führt weiter, was die tief in die Dynamik des europäischen Staatensystems eindringende Vorstudie zur Saldern-Biographie „Das Problem der ‚Ruhe des Nordens‘ im 18. Jahrhundert“ (Histor. Ztschr. Bd. 140, 1929) begonnen hatte. Durch den russisch-dänischen Ausgleich nach einer halbhundertjährigen Spannung, die mehr als einmal zu kriegerischer Entladung zu führen schien, wurde der dänisch-norwegisch-schleswig-holsteinsche Gesamtstaat des 18./19. Jahrh. möglich; Saldern ist es gewesen, der Schleswig-Holstein im Rahmen des dänischen Gesamtstaats eine Sonderstellung zu sichern verstanden hat.

Salderns Eingreifen in andere Verhältnisse, z. B. seine Warschauer Mission i. J. 1771, wird von Brandt nur gestreift; der Verf. übt hier bewußt Zurückhaltung, da ein näheres Eingehen auf die Warschauer Episode im Leben Salderns eine Auseinandersetzung mit der Forschung über die erste polnische Teilung bedingt hätte; gehört doch die im 97. Band des „Sbornik“ veröffentlichte Korrespondenz zwischen Panin und Saldern aus d. J. 1771 zu den wichtigsten Quellen über diese Aktion. Energisch und zielbewußt, hochfahrend und polternd, selbstbewußt zugreifend und rücksichtslos durchgreifend hat Saldern zeitweilig einen geradezu suggestiven Einfluß auf willensschwache Monarchen wie Peter III., Christian VII. von Dänemark (1767/68), Stanislaus Poniatowski ausgeübt. Der einzige, dem gegenüber der Diplomat Katharinas, der als Vertreter der russischen Großmacht sich stets durchzusetzen gewohnt war, nicht durchdrang, ist Friedrich d. Gr. gewesen. Salderns Berliner Mission im Mai 1766, um Friedrich II. wegen seiner Haltung zu Panins Projekt eines „Nordbundes“ zu sondieren, endete völlig negativ. Von den Berliner Audienzen Salderns datiert eine persönliche Antipathie des Königs gegen den russischen Diplomaten. Saldern, — unter Peter III. vielleicht der bedeutendste Anwalt der Preußen freundlichen Orientierung am Carenhofe, der in der Spannung zwischen Rußland und Dänemark durch Peters III. Anspruch auf Schleswig seinen ganzen Einfluß aufbot, um mäßigend zu wirken —, wurde Friedrich persönlich verhaßt; an den Quertreibereien, die Saldern 1773/74 bei Katharina zur persona ingrata werden ließen, war der preußische Gesandte nicht unbeteiligt. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Saldern auf seinem Herrensitz Schierensee bei Kiel, wo er in seinem Gutsbezirk als ein aufgeklärter Despot schaltete und waltete. Die Schwächen im Charakter Salderns werden von seinem Biographen nicht verschwiegen und nicht beschönigt.

Unter sorgsamer Berücksichtigung der ihm vorzüglich vertrauten skandinavischen historischen Literatur hat Brandt, der durchweg auf den mit größter Umsicht aus vielen Archiven zusammengebrachten handschriftlichen Quellenstoff zurückgeht, einen völligen Neubau aufgeführt. Als ein Zeichen erfreulicher deutsch-dänischer wissenschaftlicher Zusammenarbeit muß hervorgehoben werden, daß dem Verf. auf Veranlassung der „Internat. Kommission zur Erforschung der Geschichte der Beziehungen der skandinavischen Länder zu Rußland“ im Moskauer Zentralen Geschichtsarchiv hergestellte Filmstreifen zur erstmaligen Auswertung zur Verfüugng gestellt wurden. Für einzelne Partien hätte zeitgenössische Publizistik (z. B. die „Kurtzgefaßte Geschichte der Streitigkeiten der Hertzogen von Holstein-Gottorp mit der Krone Dänemarck. aus offentlichen Acten und Documenten, biß auf gegenwärtige Zeit, mit unpartheischer Feder geschrieben“, 1762) oder Spezialliteratur, z. B. Elias (Göttinger Diss. 1900) und Dochow (Berliner Diss. 1908) für das Verhältnis Peters III. zu Preußen, berücksichtigt werden können. Zu bedauern

ist. daß es dem Verf. aus sprachlichen Gründen nicht möglich war, sich mit der russischen Spezialliteratur zur Geschichte der auswärtigen Politik Katharinas auseinanderzusetzen. In einer zwischen staatlichen Beziehungen in der Mitte des 18. Jahrh. gewidmeten historischen Untersuchung, zumal wenn die russische Politik im Mittelpunkt steht, vermißt man ungern eine Erwähnung Solov'evs und von Martens' Sobranie traktatov i konvencij, vor allem aber die Heranziehung absolut einschlägiger russischer Untersuchungen wie z. B.: M. Polievktov, Baltijskij vopros v russkoj politikě poslě Ništadskago mira (= Zapiski istoriko-filologič. fakul'tata imp. S. Peterburgskago Universiteta Bd. 85, 1907; insbesondere der für die Beurteilung von Panins Nordbundplan unentbehrlichen Untersuchung von N. D. Čečulin, Vněšnjaja politika Rossii v načalě carstvovanija Ekateriny II: 1762—1774 (in ders. Serie Bd. 40, 1896); ferner etwa: N. N. Firsov, Pëtr III i Ekaterina II. Pervye gody eja carstvovanija. Opyt charakteristik (Petrograd, Mosk. 1915); A. S. Lappo-Danilevskij, Rossija i Golštinija (im „Istoričeskij Archiv" Bd. 1, Petrograd 1919, S. 255—282); Čečulin, Ekaterina II v bor'be za prestol. Po novym dokumentam (Leningrad 1924), — um nur einige neuere Arbeiten anzuführen[1]).

Nur auf bestimmte Seiten der Forschung von Brandt sollte hier hingewiesen werden. In seinem Buch überschneiden sich viele Problemkreise; was z. B. tief eindringend über die sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen Verhältnisse Holstein-Gottorps und über die Verwaltung des Territoriums an Neuem beigebracht, was über die allgemeinen Usancen der Diplomatie im 18. Jahrh. an verschiedenen Stellen ausgeführt wird, leitet zu gänzlich anderen Zusammenhängen als den hier hervorgehobenen. In reizvoll abgewogener, durch ein gut gewähltes Bildmaterial unterstützter Form verwebt Brandt die Geschicke des europäischen Nordens und Ostens und der deutschen Nordmark und Salderns Schicksale miteinander. Bei diesem schönen Werk tritt der Ausnahmefall ein, daß etwa ein Beurteiler unter dem osteuropäischen Aspekt (wie es hier geschieht) nicht mit ganzer Sicherheit zu sagen vermag, ob die Geschichte Rußlands, die Geschichte Dänemarks oder die Geschichte einer deutschen Landschaft, Schleswig-Holsteins, dadurch mehr gefördert und befruchtet wird.

Oberursel (Taunus). F. Epstein.

Milan Prelog: Pout' Slovanu do Moskvy roku 1867 (Die Wallfahrt der Slaven nach Moskau i. J. 1867). Z rukopisu přeložila Milada Paulová. — Práce Slovanského Ústavu v Praze svazek V. Prag 1931, Verlag des Slovanský Ústav, in Komm. bei Orbis. XVI, 184 S., 1 Photo.

Der Verfasser, der kurz nach dem Erscheinen der hier zu besprechenden Schrift in den besten Jahren verstorben ist, galt seit seinem Buch „Slavenska Renesansa" (Zagreb 1924) als einer der hervorragendsten Kenner der slavischen Wiedergeburt. Wie er seine Aufgabe auffaßt, kann man weitgehend aus der Widmung dieser Schrift entnehmen, welche in besonders herzlicher Form an Jaroslav Bidlo gerichtet ist. Hiermit ordnet sich der Verf. in diejenige Richtung slavischer Geschichte ein, welche unter Verzicht

---

[1]) Dem gegen das Buch von P. A. Aleksandrov, Sěvernaja sistema. Opyt izsledovanija idej i choda vněšnej politiki Rossii v pervuju polovinu carstvovanija imperatricy Ekateriny (Mosk. 1914) auf S. 116 ausgesprochenen Verdikt vermag ich mich nicht in vollem Umfang anzuschließen. Ich verkenne durchaus nicht die offenkundigen Mängel der Arbeit; allein Aleksandrovs Feststellungen über die polnische Politik Katharinas sind — wie bereits Stählin, Geschichte Rußlands Bd. II, S. 493, Anm. 2 betont hat — durch neuere Arbeiten nicht überholt.

auf tiefgreifende philosophische oder soziologische Ausdeutung sich vor allem um möglichst reiches und kritisch verarbeitetes Dokumentenmaterial bemüht. Gewiß ist dies nicht der Weisheit letzter Schluß, am allerwenigsten bei historischen Ereignissen, deren greifbarer politischer Effekt gering, deren latentes Fortwirken im Denken ganzer geistiger Generationen dafür um so bedeutsamer ist. Das Ganze schreit ja hier förmlich nach einer Analyse mittels Wissenssoziologie und verwandter Methoden. Der verfälschende Einfluß interessenmäßiger Bindungen auf den ideologischen Gehalt könnte hier geradezu an einem Exemplarfall statuiert werden. Man denke an das Hinwegdisputieren der polnischen Frage, an die Inanspruchnahme aller Slaven für die orthodoxe Konfession, an die Bezweiflung der slavischen Rassereinheit der politisch Andersdenkenden. Auch die Frage „Politik und Alkohol" fände an diesem Thema dankbares Material, und jenseits des Alkohols die weitere Frage, inwieweit man Worte, die im Festrausch der Kongresse und internationalen Zusammenkünfte fallen, überhaupt ernst nehmen darf. Die Welt hat seither interslavische und internationale Zusammenkünfte in Menge erlebt; es ist in solchem Rausch unendlich viel verheißen und allzu wenig erfüllt worden, und doch fragt man sich, ob ohne solche Zusammenkünfte mit all ihrem Bluff, Rausch und Selbstbetrug nicht auch noch das Wenige unerreicht geblieben wäre. ... Prelog läßt all diese Fragen mehr ahnen, als daß er sie aufwirft oder gar beantwortet. Ist das nur die Zurückhaltung des strengen Wissenschaftlers, der lediglich gesicherte Tatsachen gelten läßt und sich von Kommentaren, die doch mehr oder minder wertbetont sein müssen, distanziert? Manche Unsicherheiten in der Anordnung und Abgrenzung des Rein-Faktischen scheinen die Absichtlichkeit von Prelogs Selbstbeschränkung doch fraglich zu machen. Auch ist es selbst auf dem bloß tatsächlichen Gebiet nur allzu spürbar, daß Verf. in den Einzelheiten der Geschichte des früheren Österreich-Ungarn unvergleichlich mehr zu Hause ist als auf dem Gebiet der russischen Geschichte, das doch bei einem solchen Thema zumindest gleichberechtigt in Erscheinung zu treten hätte. Es wird viel zu wenig deutlich, daß ein Rußland, das nach der Bauernbefreiung schon den Černyševskij-Skandal und das Karakozov-Attentat (vom Polenaufstand gar nicht zu reden) hinter sich hatte, den panslavistischen Bestrebungen nur in zweideutiger Weise überhaupt entgegenkommen konnte. Die Chance imperialistischer Verwendung des Panslavismus nicht aus der Hand geben wollen und gleichzeitig gegen nationaldemokratische und revolutionäre Tendenzen aufs schärfste Front machen — was bleibt aus diesem Dilemma für ein anderer Ausweg als die Flucht in unverantwortliche Champagnerlaune? Daß aus den hochgemuten Resolutionen des „Slavenkongresses" von 1867 praktisch überhaupt nichts wurde, lag schwerlich an bloßer russischer Fahrigkeit und Unzuverlässigkeit. In seinem Schlußwort (auf das Prelog so großen Wert legt, daß er mit ihm den weitaus überwiegenden Anteil seines französischen Résumés bestreitet) ist sich Verf. darüber klar, daß die Vernachlässigung der Losungen des Slavenkongresses durch Erfordernisse konservativer russischer Realpolitik bedingt war. Weniger deutlich macht er, daß es sich hierbei um eine Politik der „zwei Eisen im Feuer" handelte. Aber im ganzen sind konkrete Einwände gegen Einzelheiten nur sehr beschränkt zu erheben, es bleibt immer nur der Vorwurf einer verzeichneten Gesamtperspektive. Offen bleibt auch für simpelste Betrachtung die Grundfrage: warum erscheinen, während die Slavenkongresse des Herrn Kramář (dessen praktischen Gegensatz in puncto Rußland gegen seinen Parteivorgänger J. Grégr Verf. herauszuarbeiten unterlassen hat) aus den letzten Vorkriegsjahren längst vergessen sind, die von 1848 und 1867 immer noch (unbeschadet des von Prelog korrekt geschilderten kleinlichen Drum und Dran) in einer Art mythischer Größe, warum bedeuten sie über ereignisreichste Jahrzehnte hinweg immer noch — analog der Frankfurter Paulskirche — Gipfel der Verheißung? Prelogs redliche und wertvolle Materialsichtung kann diese Frage nicht beantworten.

Berlin. Leopold Silberstein.

Istoryčno-Geografičnyj Zbirnyk, Band IV. Arbeiten der Kommission für die Ausfertigung des historisch-geographischen Wörterbuches der Ukraine, unter der Redaktion von Prof. **Alexander Hruschevskyj.** — Ukrainische Akademie der Wissenschaften, Kyjiv 1931. S. 223.

Im vierten Bande dieser Sammlung sind neun verschiedene Artikel hauptsächlich geschichtlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Inhalts sowie ein eingehender Bericht über die Tätigkeit der Kommission in den letzten Jahren abgedruckt. Von den einzelnen Artikeln ist der erste „Zur Geschichte der Wache in den Burgen des 16. Jahrhunderts" besonders interessant. Sein Verfasser, Alexander Hruševskyj, schildert die Organisation der Burgen in den schwersten Zeiten der Tatareneinfälle und beweist, daß die Hauptinitiative in der Abwehrorganisation von den Städten und nicht von der passiven Regierung ausgegangen ist. Weitere Verfasser (Šamraj: „Das Städtchen Trypillja im Kiever Land", Zapožnikov: „Wie die Stadt Nykopol entstand") beschäftigen sich mit der Geschichte einzelner Städte, ebenso die nächsten: Bojko: „Das Dorf Jadlivka im Perejaslaver Land im 18. Jahrhundert", Karačkivskyj: „Materialien zur Geschichte der Podolischen Städte im 18. Jahrhundert" und Solovej: „Die Beschreibung des Starobilsker Gau, verfaßt 1838", die neuere Archivquellen benützen und so ein helleres Licht auf den Zustand der ukrainischen Städte am Ende des 18. Jahrhunderts werfen. Besonders interessante Materialien Karačkivskyj's weisen auf die merkwürdige Tatsache hin, daß noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. alle Städte Podoliens in strategisch schwer zugänglichen Ortschaften lagen, was natürlich von den anarchischen Zuständen in der damaligen rechtsufrigen Ukraine abhängig war. Diesen mittelalterischen Verteidigungscharakter verlieren die podolischen Städte erst allmählich im Laufe des 19. Jahrh. Der größte Aufsatz von Tyščenko: „Vorposten, Zollämter, Quarantäne und der Außenhandel der Ukraine im 18. Jahrhundert" (S. 37—107) stellt uns die Hindernisse dar, die die russische Zentralregierung dem zukunftsreichen ukrainischen Handel in den Weg legte. Eines der Hauptmittel war dabei die Einrichtung zahlreicher Zollstationen mit russischer Besatzung, welche sich allerlei Mißbräuche gestatteten. Die sehr ausführliche Beschreibung Vinohradskyj's: „Zur Geschichte der Besiedlung des Černyhover Landes" ist eine Fortsetzung seines ebenso betitelten Aufsatzes, der im 3. Band der Sammlung gedruckt wurde. Der Artikel Nyčyporenko's: „Historisch-ökonomische Bedeutung des Sejm-Flusses" trägt einen mehr wirtschaftsgeographischen Charakter.

Berlin. Dr. M. Antonovyč.

Jasinčuk Lev. 50 lit Ridnoji Školy 1881—1931. (50 Jahre des Ukrainischen Schulvereines.) — Verl. „Ridna Škola". Lemberg 1931. S. 270.

Das Buch ist zur Feier des 50 jährigen Bestehens dieser jetzt mächtigen ukrainischen Gesellschaft herausgegeben und schildert die ganze Geschichte dieser Institution zur Förderung der Volksbildung. Von einigen Patrioten 1881 gegründet, verstand sie es, in schweren Kämpfen mit der mißtrauischen Regierung und den feindlichen Polen sich emporzuarbeiten und sogar die heftigsten Stöße des Weltkrieges glücklich zu überstehen. Die Gesellschaft hat für die Organisation und Bildung des Lehrerkorps, für die Herausgabe von Schulbüchern Unermeßliches getan. Jetzt unterhält die pädagogische Gesellschaft „Ridna Škola" eine ganze Menge von Volks- und Gewerbeschulen, sowie Gymnasien, Seminarien und Jugendheimen, und zwar aus-

schließlich aus freiwilligen Gaben des Volkes und hauptsächlich der ukrainischen Emigration in Amerika.

Berlin. Dr. M. Antonovyč.

Small-Stockyj Stepan: Taras Ševčenko, spivec samostijnoji Ukrajiny (Taras Ševčenko, der Sänger der selbständigen Ukraine). — Verl. „Samostijna Ukrajina", Prag 1930, S. 16.

Verf., einer der tiefsten Kenner Ševčenko's, gibt auf Grundlage der Analyse der Dichtungen ein Bild des künftigen ukrainischen Staates, wie es etwa der dichterischen Intuition Ševčenko's vorschwebte. Stets sich stützend auf die Zitate aus den Versen des Dichters, schildert Verf. die Prophezeiungen Ševčenko's über die Wiedergeburt der Nation und die Errichtung einer demokratischen Volksrepublik mit dem Hetman an der Spitze.

Berlin. Dr. M. Antonovyč.

Lotockyj O.: Ukrajinski džerela do istoriji cerkovnoho prava (Ukrainische Quellen zur Geschichte des Kirchenrechtes). — Abhandlungen des Ukrainischen Wissenschaftlichen Instituts in Warschau, 1931, Bd. V, S. 318; 8 a.

Das Buch enthält nicht nur das Verzeichnis der bisher bekannten Urkundenmaterialien, sondern auch die eingehende Charakteristik einer jeden Art dieser Quellen in der Weise, daß das Werk eigentlich eine Einführung in die Geschichte des ukrainischen Kirchenrechtes ist. Die Arbeit zerfällt in zwei Teile: der erste umfaßt die Quellen des inneren, der zweite die des äußeren Rechts. Der erste Teil enthält die Kapitel über die Heilige Schrift, über die Kirchenbücher — wobei ausführlicher der Kampf um die Nationalisation dieser Bücher (16.—18. Jahrh.) geschildert wird, über die Katechismen, über die codices canonici, besonders die „Nomokanones". Dieses Kapitel beleuchtet außerdem die charakteristischen Züge des byzantinischen Einflusses im ukrainischen Kirchenrecht. Weiter sind in besonderen Abschnitten besprochen: die Konzilbestimmungen, die Patriarchen-Erlässe, die kanonischen Traktate, die Statuten der kirchlichen Institutionen, Protokolle der Wahlen kirchlicher Würdenträger und Schenkungsurkunden an Kirchen und Klöster. Ein größerer Abschnitt ist der polemischen Literatur des 16. und 17. Jahrh. gewidmet, in welchem die Polemik anläßlich der einzelnen besonders wichtigen Fragen (z. B. Kalender, Zölibat usw.) in besonderen Kapiteln behandelt wird.

Der zweite Teil bespricht die Beziehungen zwischen Staat und Kirche und ist demgemäß nach dem Muster der politischen Geschichte der Ukraine in fünf Perioden geteilt. Je ein Kapitel ist der Fürstenzeit, der litauisch-polnischen Periode, dem Kosakenstaate, der russischen Zeit und dem ukrainischen Staate nach 1917 gewidmet. Am Schluß befinden sich die Angaben der wichtigsten Quellen, das Verzeichnis der Literatur und Résumés in französischer und polnischer Sprache.

Berlin. Dr. M. Antonovyč.

III

ZEITSCHRIFTENSCHAU

Jugoslavien

Pavle Popović: „Cvetnik“ Jovana Rajića. — Slavia. 9 (1930), 2. S. 300—317.

Rajić hatte am Ende seiner literarischen Tätigkeit den Entschluß gefaßt, den „Cvetnik“ abzufassen, und zwar hat ihn dazu die „Acerra philologica“ des Deutschen Lauremberg angeregt, die, in erster Ausgabe 1687 in Stettin erschienen, sich selbst noch im 18. Jh. größter Beliebtheit erfreut und z. B. auch zur Jugendlektüre Goethes gehört hat. Verf. zitiert „Wahrheit und Dichtung“ und erwähnt „Wilhelm Meister“ in diesem Zusammenhang. Rajić's „Cvetnik“, ist aber keine wörtliche Übersetzung ins Serbische, sondern, wie der Vergleich mit den ersten drei Ausgaben des Laurembergschen Buches gezeigt hat, und wie auch schon aus der Vorrede zum „Cvetnik“ hervorgeht, sind von den 700 Erzählungen bei L. nur 224 in ihn aufgenommen worden, und das, in erster Linie, zu Unterhaltungszwecken und als Übungsstoff zum Übersetzen in fremde Sprachen gedachte Original erfährt bei Rajić eine grundlegende Änderung, weil es letzterem darauf angekommen war, seinem „Cvetnik“ einen moralisch-belehrenden Charakter zu geben. Emmy Haertel.

Karel Paul: Teodor Pavlović Ljud. Gaj i. Kollarowa rasprava o slavenskoj književnoj uzajamnosti. — Slavia 9 (1930), 1. S. 81—84.

Verf., der bereits während des Weltkrieges Material über Versuche zur Begründung einer čechisch-jugoslavischen Literaturgemeinschaft gesammelt hatte, hat im Prager Narodní Muzej Einblick genommen in das um die Mitte der 30 er Jahre des vorigen Jhs. von Teodor Pavlović in Pest herausgegebene „Srpski Narodni List“, in welchem am 25. Dezember 1835 eine serbische Übersetzung von Kollars „Rozprava o slovanské vzájemnosti“ erschienen war. Wahrscheinlich hat der Hrsg. selbst die Übersetzung gefertigt nach dem ihm vom Verfasser übersandten čechischen Text. Der čechische Text erschien das Jahr darauf in der Zs. „Hronka“, und als Abdruck in den Prager „Květy“, demnach kann die Übersetzung von Pavlović als die älteste bekannte Redaktion dieses Werkes angesehen werden. Da die čechischen Quellen über Leben und Werk Kollars weder dieser Übersetzung gedenken, noch der „illyrischen“ von Gaj in der Danica v. J. 1836, lenkt Paul hier die Aufmerksamkeit auf sie und vergleicht teilweise durch Gegenüberstellung der in Betracht kommenden Textstellen die Veränderungen, welche der Kollarsche Aufsatz durch die Übertragung in andere Sprachen erlitten hat. Emmy Haertel.

Rußland.

A. Nekrasov: Tatarizmy v russkoj ornamentike XV—XVI v. v. — Slavia. 9 (1930), 1. S. 139—150.

Erst seit kurzem hat sich die Erkenntnis von der beträchtlich hohen materiellen Kultur der Tataren durchgesetzt, manches landläufige geschichtliche Urteil über die Verrohung Rußlands durch die Tatarenherrschaft wird demnach zu revidieren sein. Freilich wird, wie bei jedem Krieg, auch der Tatareneinbruch einen Niedergang der Kultur zur unmittelbaren Folge gehabt haben, aber an sich kulturfeindlich sind die Tataren keineswegs gewesen. Vor allem dürfen aber die Zustände im kaum bezwungenen Rußland des 13. Jhs. nicht auf die Zustände im 14. und 15. Jh. übertragen werden. Wie stark, angefangen von den Zeiten des Vasilij Temnyj, das tatarische Element im Leben der höheren moskovitischen Gesellschaft gewesen, und wie das dem Aufkommen tatarischen Kunstgeschmacks in Rußland förderlich gewesen sein muß, zeigt Verf. durch Erwähnung mannigfacher Tatsachen, vor allem die Verschwägerung mit tatarischen Großen und das Eindringen tatarischer Worte auf dem Gebiet von Kleidung und Waffen. Eines der typischesten kunstgewerblichen Zeugnisse für den herrschend werdenden tatarischen Geschmack sind die basmy, die Metallumrahmungen der Ikone, die ausgesprochen orientalische Formengebung zeigen. Daneben haben die schmelzdekorierten Ziegeln weitestgehende Bedeutung. Durch die im Gebiet der Goldenen Horde vorgenommenen Ausgrabungen hat sich ja gezeigt, wie hoch diese Kunstfertigkeit dort gediehen war. Verf. geht auf einzelne formale Eigentümlichkeiten der tatarischen Dekoration ein, vergleicht damit Friesmuster des Palastes von Uglič, in dem Dimitrij ermordet worden war, und Muster von Kacheln aus der Kirche des Georgij in Pskov. Die beigegebenen Illustrationen sind Ballods „Staryj i novyj Saraj" entnommen. Von größtem Interesse sind dabei Bewegungen in der Lineatur pflanzlicher Motive, die im russischen Buchschmuck aus der Mitte des XVI. Jhs. nachgewiesen worden sind, ohne daß man bisher für sie hätte einen Ausgangspunkt bestimmen können. Über die Beeinflussung des russischen Buchschmucks durch östliche Elemente hat Verf. dieses Aufsatzes eingehender geschrieben in dem vom RANION herausgegebenen, Prof. V. A. Gorodcov gewidmeten Sbornik „Orientalizm v pervopečatnom moskovskom ornamente". Emmy Haertel.

Jozef Frejlich: Operacje rosyjskie między Narwią a Dolną Wisłą w lipcu 1831 r. Przejście armji Paskiewicza przez Wisłę pod Osiekiem. (Die russischen Operationen zwischen Narew und unterer Weichsel im Juli 1831. Der Übergang der Armee Paskevičs über die Weichsel bei Osiek.) — Kwartalnik Historyczny, Bd. 43 (1929), S. 187—216.

Nach dem plötzlichen Tod von Diebitsch kam Paskevič, der Sieger in den Kämpfen des Kaukasus, von Nikolaus I. am 16. Juni 1831 zum Oberbefehlshaber der Armee in Polen ernannt, so rasch es nur damals anging, ins Hauptquartier der Russen. Kaum eine Woche nach seiner Ankunft begann Paskevič die noch in Petersburg mit dem Caren verabredeten Operationen. Es handelte sich darum, das Manöver Suvarovs von 1794 diesmal von der anderen Seite her zu wiederholen. Warschau, das Zentrum der noch unerschütterten polnischen Armee, sollte von Westen her angegriffen werden. Der russische Feldherr führte seine Truppen, etwa 65 000 Mann, bis unter die Kanonen der preußischen Grenzfestung Thorn. Unter derem Schutz — die preußische Neutralität war bekanntlich eine Farce und nur den Russen günstig — bewerkstelligte er den Übergang über die Weichsel. Das gesamte Heer war in der Zeit vom 4. bis zum 13. Juli vom Narew bis westlich Płock, in Kilometerentfernung von der preußischen Grenze gelangt. Das De-

filieren über eine rasch errichtete Schiffbrücke, die am 14. geschlagen wurde, dauerte von diesem Tag bis zum 19. Juli. Hierauf wandte sich die Armee wieder östlich. Die polnische Heeresleitung hatte während der ganzen Zeit nichts Wesentliches unternommen, um diese für den Feldzug entscheidende Operation ihrer Gegner zu verhindern. Und doch wäre es möglich gewesen, da wirkungsvoll einzugreifen. Die von Frejlich mitgeteilten Berichte der preußischen Militärbeobachter, des GM. v. Hindenburg und des Majors v. Brandt, zeigen die ratlose Verwirrung, die im russischen Quartier herrschte, die ungenügenden Maßnahmen der Intendanz und noch manches andere. Es war für die Russen ein Glück, daß die mangelnde Initiative der polnischen Führung alle diese Nachteile genügend ausglich.

Otto Forst-Battaglia.

Aus dem Merkbuch des Archivisten:

1. **Zur Geschichte des ideologischen Kampfes der Autokratie gegen die revolutionäre Bewegung in der Armee** (Krasnyj Archiv Nr. 45, 1931, S. 165—170)

werden hier Dokumente gebracht, die von dem Bestreben der Regierung zeugen, die revolutionäre Propaganda durch Gegenpropaganda zu interminieren. Als „Aufklärer“ der Armee sollten Kaders der jungen Offiziere ausgebildet werden, die vorher einen Kursus über Staatsrecht, Geschichte der sozialistischen Lehren u. a. absolvieren sollten. Die Liste der Professoren, die der Regierung als „talentvolle Leute“ warm empfohlen wurden, hatte man bereits aufgesetzt. Man findet hier u. a. die Namen von Kasso, des späteren Kultusministers, Plevako u. a. Das Projekt kam jedoch nicht zustande, obgleich ein bestimmter Organisierungsetat bereits bewilligt wurde.

2. **Die russischen Soldaten an der Westfront im Weltkrieg.** — Krasnyj Archiv Nr. 44, 1931, S. 152 ff.

Im Dezember 1915 wurde in Petersburg der französische Vorschlag unterbreitet, 300 000 russische Soldaten gegen Lieferung von Munition an die Westfront zu schicken; je 40 000 Russen sollten monatlich transportiert werden. Die außerordentlich sachliche Art der Franzosen machte selbst auf den Kriegsminister Polivanov einen unangenehmen Eindruck, den er in einem an den Caren gerichteten Memorandum schildert. Der Gegenvorschlag des Ministers kam zur Verwirklichung: eine Brigade wurde aus zwei Regimentern gebildet und unter russischer Leitung an die Westfront geschickt. General Dieterichs, der die Brigade kommandierte, schildert in seinem Bericht den krassen Unterschied zwischen dem enthusiastischen Empfang der Russen und der mangelhaften Verpflegung, die ihnen in Frankreich angeboten wurde. Die Brigade wurde an die bulgarische Front — nach Saloniki — geschickt, wo man sich von ihrem Eingreifen große Wirkung versprach. Diese blieb jedoch aus, und mit der Zeit spitzten sich die Beziehungen zwischen russischen und französischen Truppen immer mehr zu. Nach Ausbruch der Revolution wurde die russische Brigade aufgelöst, doch durften die Soldaten nicht heimfahren; ein Teil blieb im französischen Heer, andere mußten verschiedene Arbeiten im Hinterlande leisten. Mit einem Protestschreiben der Gruppe der internierten Russen an den Kommandierenden der Salonikifront Franche d’Esperé vom 27. Juni 1918 wird die Veröffentlichung abgeschlossen.

3. **Nach dem 1. März 1881.** Von **S. Valk.** — Krasnyj Archiv Nr. 45. S. 147—164.

Die Ereignisse des 1. März fanden einen lebhaften Widerhall in der Auslandspresse; die Sympathien der französischen öffentlichen Meinung waren auf Seiten der Revolutionäre, deren Macht und Einfluß man stark überschätzte. Öffentliche Manifestationen, an denen auch russische Emi-

granten (Plechanow, Lavrov) teilnahmen, führten zu großen Prozessen; vier bekannte Redakteure der liberalen und revolutionären Zeitungen wurden in einem solchen Prozeß zu verschiedenen Strafen verurteilt. Die Stimmung der russischen Gesellschaft läßt sich auf Grund der zeitgenössischen Presse kaum beurteilen. Hier dienen vielmehr als Aufschluß Dokumente der Provinzarchive, an deren Untersuchung man neuerdings herangegangen ist.

E. Salkind.

Ju. A. Javorskij: K voprosu o literaturnoj dějatel'nosti Ermolaja-Erazma, pisatelja XVI-go věka. — Slavia 9 (1930), 1. S. 57—80. 2. S. 273—299.

Seitdem 1859 von Filaret der Mönch Erazm als mutmaßlicher Verfasser der „Pověst' o Petrě i Fevronii Muromskich" genannt worden war, ist die Frage nach der Identität dieses Erazm mit dem 30 Jahre später von Šljapkin genannten Ermolaj (seinerseits mutmaßlicher Verf. mehrerer geistlicher Schriften) nicht eher geklärt worden, bis es V. F. Ržiga gelang, durch das Auffinden eines handschriftlichen Beweisstückes die Zweiheit der Namen, als einer Person zukommend, überzeugend nachzuweisen. Die „Poučenie k svoej dušě" (Novgorodskaja Sofijsk. Biblioteka, Nr. 1296) enthält ein Vorwort des Autors, „Pregrěšnago Ermolaja, v inocech Erazma". In seinem „Literaturnaja dejatel'nost' Ermolaja - Erazma" (Lgrd. 1926, Izd. Akad. Nauk) hat Ržiga alle dem Ermolaj — Er. zugeschriebenen oder sicher von ihm herstammenden Schriften einer eingehenden kritisch-bibliologischen Analyse unterworfen und ihn selbst als Schriftsteller und Publizist charakterisiert, und zwar als zugehörig zu der berühmten Sphäre geistlicher Literatur, die sich an den Namen Makarij knüpft. Vieles aus dem Lebensgang des Erm.-Er. ist nur annähernd zu erschließen, vermutlich hat er in direkten Beziehungen zum Mitropoliten Makarij und auch zu Ivan Groznyj gestanden. Die zuerst von Sljapkin gemutmaßte, später auch von Sobolevskij und jetzt von Ržiga angenommene Identität dieses Ermolaj mit dem in der Nikonovskaja Letopis' v. J. 1555 genannten „Protopop Spasskoj s dvorca Ermolaj" lehnt Verf. als unbeweisbar ab, auch zu anderen von Ržiga vertretenen Anschauungen betr. den Aufenthaltsort des Erm. verhält er sich kritisch. Ržiga hatte dem Ermolaj 16 Schriften zugeschrieben, die er, je nach dem Grunde ihrer Verbürgtheit, in drei Gruppen teilt. Ohne sich an die von Ržiga vorgenommene Gruppierung zu halten, unterzieht Verf. diese 16 Schriften einer eingehenden Untersuchung.

Nur sieben der von Ržiga genannten 16 Schriften hält Verf. als dem Ermolaj sicher zuzuschreiben, die übrigen neun sind nach seiner Meinung nach zweifelhaft, strittig oder teilweise ganz unannehmbar. Diese neun Schriften zerfallen für den Verf. wieder in zwei Gruppen, solche — nämlich zwei —, welche er für zweifelhaft ansieht, und die übrigen, bei denen er die Verfasserschaft des Ermolaj für unbewiesen, ja teilweise für ausgeschlossen hält. Am eingehendsten beschäftigt Verf. sich mit der, bisher fast unbestritten als Werk des Erazm angesehenen „Pověst' o Petrě i Fevronii Muromskich". Die vorhandenen Redaktionen, Inhalt der Povest' und die besonders für ihren sagenhaft-volkstümlichen Zuschnitt zeugenden Punkte der Handlung werden einzeln genannt, unter Beziehung auf Verwandtes im europäischen Folklore. Verf. ficht die Beweiskraft der Überschrift zur Povest' (Mosk. Duch. Akad. Nr. 224) „Tvorenie gospod. smirennago mnicha Erazma", nach der man bisher die Autorschaft des Erazm für sicher annehmen wollte, an, schon der Tatsache wegen, daß unter mehr als 150 Abschriften dieser Povest' nur diese eine einen Verfassernamen nennt. Allgemeiner Charakter, Stil und Sprache der Povest' sind zudem von den sonstigen Schriften des Ermolaj-Erazm sehr verschieden, vor allem aber ihr an Volksdichtung anklingender Grundton. Es fehlen in ihr auch die sonst in ähnlichen Fällen üblichen geistlichen Lobgesänge. Den sichersten Beweis, daß sie nicht von Ermolaj, einem Schriftsteller des 16. Jhs., verfaßt sein kann, sieht Verf. darin, daß in der „Služba" zu Ehren von Peter und Fevronija von

Murom, die erwiesenermaßen im 15. Jh. entstanden, schon der Hinweis auf den Kampf mit dem Drachen enthalten ist, den die Povest' als besondere Heldentat besingt. Die Frage nach dem Autor der Povest' in ihrer endgültigen Gestalt hält Verf. für unentscheidbar, solange nicht sorgfältige Untersuchungen zu ihrer Lösung an den Handschriften vorgenommen werden.

Emmy Haertel.

L. S. Ginzburg: K analizu stichotvorenija Lermontova „Smert' poeta". — Slavia. 9 (1930), 1. S. 85—102.

Kogo podrazumevaet Lermontov pod slovami: „pevec, nevedomyj, no milyj"? (Opyt postroenija novoj gipotezy.) Traditionell wird auf diese dem Aufsatz vorangestellte Frage geantwortet „Lenskij". Verf. tritt dafür ein, hier zu sagen „Andrej Chenier". Von vornherein soll klargestellt werden, daß ebenso, wie Puškin auf Lerm. gewirkt hat, der erstere von Chenier beeinflußt worden ist, und zwar sowohl durch seine „iskussnaja ... antologija". wie durch sein tragisches Ende. Die Verse, welche hier gemeint, sind auf den Tod Puškins gedichtet „I on ubit, i vzjat mogiloj, kak tot pevec, nevedomyj, no miloj ... sražennyj, kak i on, bezžalostnoj rukoj", denen ein Ruf nach Rache vorausgeschickt war. Warum, wenn Lenskij gemeint war, hat ihn Lerm. nicht genannt? Verf. zitiert Dichtungen L.s, die dem Andenken an Chenier gewidmet sind, „Iz Andreja Šen'e", das nicht eine Übersetzung nach Chenier, sondern ein Ausdruck von Ideen ist, die Lerm. Chenier nachfühlt, und Strophen aus „Saška" und stellt eben diesen verwandte Stellen aus „Smert' poeta" gegenüber, in denen auch der Ruf nach Rache und Verurteilung der Schuldigen den Hauptinhalt bildet. Hier hätte überall Lenskij genannt werden können, Chenier aber zu nennen wäre politisch gefährlich gewesen, denn wenn dieser auch durch Robespierre zum Tode verurteilt worden war, so ist er doch keineswegs ein Gesinnungsgenosse derjenigen gewesen, welche Lerm. in seinen Versen „svobody, genija i slavy palačami" genannt hatte. Verf. geht dann im einzelnen die Stellen aus L.s Versen durch, welche man bisher, als auf Lenskij bezogen, angesehen hat und erbringt Beweise für die Irrigkeit dieser Annahme. Emmy Haertel.

Rafał Blüth: Tragikomedja snobizmu w życiu i twórczości Mikołaja Gogola. (Die Tragikomödie des Snobismus im Leben und im Werk von Nikolaj Gogol.) — Przegląd Współczesny Bd. 30 (1929), S. 410—430.

Gogol ein tragischer Snob und darin die Erklärung des klaffenden Widerspruchs zwischen einem tieftraurigen Leben und einem von Humor gesättigten Werk? Blüth sieht im Snobismus eine Manifestation geistiger Feigheit und Trägheit; ein Streben, ohne Mühe zum Erfolg zu gelangen. Bei dieser falschen Definition des Snobismus uns aufzuhalten, ist nötig, um zu zeigen, wie wenig wir Gogol als Snob ansehen dürfen. Snobismus ist eine Geisteshaltung, die sich mit dem Schein der Zugehörigkeit zu einer höheren Gemeinschaft, sie sei sozial oder intellektuell, begnügt und in diesem Schein sowohl Befriedigung findet, als mit diesem Schein anderen ein Sein vorzutäuschen glaubt. Gogol hat nie getrachtet, sich in andere Schichten einzudrängen als die, in welche er kraft seiner Geburt, seines Talents und seiner Beziehungen einzudringen vermochte. Er hat nie mit Kenntnissen gehochstapelt, die er nicht besaß und nicht Problematik vorgetäuscht, die ihm fernlag. Im Gegenteil, Gogols Schaffen ist ein subjektiv stets wahres Bekenntnis, das vielleicht, ja sicher, objektiv häufig als Ausgeburt der Narrheit erscheinen mag. Gerade die Gogolsche Religiosität ist der offenkundigste Gegensatz zum Snobismus, der religiöse Inbrunst mimt, wenn das als schick gilt. Gogols Trauer war so echt wie die gewollte oder ungewollte Lustigkeit, die seine traurigen Tatsachen des russischen Lebens wecken. Blüths Arbeit hat ein irriges Postulat zur Voraussetzung: das von der natürlichen Güte des Menschen, der alsdann nur über Lustiges lachen könnte. Wer aber an die inhärente Bosheit, an die Tücke des

Subjekts glaubt, dem wird die Dissonanz von Gogols Leben und Schaffen damit leicht auflösbar, daß wir über das Unglück der anderen, wenn es uns irgendwie „komisch" erscheint, unbesorgt lachen. „Dla nich idzie o życie, dla nas igraszka." Otto Forst-Battaglia.

Pokasanija F. M. Dostoevskogo po delu Petraševcev. (Die Angaben von F. M. Dostojevskij im Prozeß der Petrašvcen.) — Krasnyj Archiv, Bd. 45, 1931, S. 130—146 und Bd. 46, S. 160 bis 178.

Am 23. April 1849 fand die Verhaftung von F. M. Dostoevskij als eines Mitglieds des Petraševskij-Kreises statt. Die hier zum Abdruck gebrachten Dokumente wurden bereits 1898 in der Zeitschrift „Kosmopolis" in Auszügen veröffentlicht. Sie enthalten außer den Angaben von Dost. die Liste der verhafteten Personen, Formulierung der Anklage und das ursprüngliche Verdikt des Militärgerichts. — Im Frühjahr 1847 wurde Dostoevskij in den Kreis von M. V. Butaševič-Petraševskij eingeführt; bis dahin war er bereits Mitglied einer literarischen Gesellschaft (der Brüder Beketov); einzelne Mitglieder dieses Kreises versammelten sich um Petraševskij, um bald darauf einen neuen — den Durov-Kreis — zu gründen. Die beiden Gesellschaften befaßten sich mit dem Studium der sozialen Lehren von Fourier, Proudhon, R. Owen usw., doch trugen die Debatten des Petraševskij-Kreises einen rein politischen Charakter. Der Durov-Kreis dagegen war an diesen Problemen eher wissenschaftlich interessiert. Dostoevskij selbst stand bereits in dieser Periode seines Lebens der Idee der Vervollkommnung der Welt durch Änderung der Gesellschaftsstruktur sehr kritisch gegenüber. „Freimütig bekenne ich, schreibt er in seinen Aussagen, daß mein ganzer Liberalismus nur in dem Wunsche einer besseren Zukunft für mein Vaterland bestand. ... Ich habe immer an die Regierung und an die Autokratie geglaubt." Er meint, daß keines dieser Systeme, wie geistreich sie auch erscheinen mögen, ernst zu nehmen sei. Vielmehr befürchtet er, daß „die Anwendung eines solchen Systems in einem Lande dessen unabwendbaren Untergang herbeiführen müßte". Trotz der Ungefährlichkeit von Dostoevskijs politischen Anschauungen verurteilte ihn das Kriegsgericht ursprünglich zum Tode. Das Vorlesen des berühmten Belinskij-Briefes und „das Anhören des aufrührerischen Werkes ‚Soldaten-Gespräche'" wurde ihm bei Abfassung des Urteils besonders zur Last gelegt. E. Salkind.

Sergjusz Hessen: Idea dobra w powieści „Bracia Karamazowi". (Die Idee des Guten im Roman „Die Brüder Karamazov".) — Przegląd Współczesny Bd. 28 (1929), S. 186—197, 479—491.

Der russische Kritiker handelt zunächst vom vierfachen Inhalt der Dostoevskijschen Dichtung: dem äußerlichen Geschehen, dem psychologischen Drama, dem metaphysischen Hintergrund und der tiefsten, mystischen Bedeutung. Danach sieht er in den „Brüdern Karamazov" das Gute in verschiedenem Grade in den Brüdern verkörpert, denen als Inkarnation des Bösen Smerdjakov gegenübersteht. Mitja ist natürlich gut, also in den Bereich des Guten der zweiten, psychologischen Schichte gehörig, Ivans Güte wurzelt im Gedanken, in der Auflehnung gegen die Wirklichkeit des Bösen, also in der dritten metaphysischen Sphäre, Aljoša aber eignet die mystische Güte, während das menschliche Richten äußerlich in den drei Brüdern nur den Schein des Bösen, der Untat am Vater erblickt.

Otto Forst-Battaglia.

„Dostojewski und der Kulturpessimismus der Gegenwart." — Die Neue Deutsche Schule, 1929, 3. Jahrg., Heft 11, S. 894—916.

Wilhelm Bruhn wendet sich in diesem Aufsatz scharf und grundsätzlich gegen die Anschauungen der dialektischen Theologie und meint,

daß es Zeit sei, „über Spenglerstimmung und Untergangsdialektik hinauszukommen“. „In diesem Kampf der Geister nun, der letztlich ein Kampf deutsch-protestantischer Besinnung sein wird, bemüht sich die Dialektik, einen Eideshelfer nach dem andern für sich ins Feld zu führen“, so auch, neben vielen andern, den Russen Dostoevskij. „Wenn man Thurneysens Buch über Dostojewski liest, möchte man in der Tat sagen, dieser russische Dichter habe scheinbar die ganze dialektische Theologie vorweggenommen.“ Br. geht nun an die Widerlegung der Interpretation, die Thurneysen den Dostoevskischen Romanen „Schuld und Sühne“, „Idiot“, „Brüder Karamazow“, „Idiot“ gegeben hat und besonders dann auch dem „Großinquisitor“, für den er, ausgehend von dem Kuß-Motiv, eine andere Deutung gegenüberstellt (S. 909 f.): „Der Kuß ist doch wohl ausgedrückte Lebensverbindung und eine Lüge, wenn nicht das Tasten von Leben zu Leben dahinter steht. Es ist kein Zweifel: Christus, der Jenseitige, liebt den Priester, den Diesseitsmenschen, Weltwahn-Gefangenen. Natürlich nicht wegen dieses Wahns, sondern trotzdem oder vielmehr: weil er auch in diesem Wahn noch den verborgenen und eigentlichen Menschen spürt, der seines Wesens ist.“ „So ist es also: dieser Priester, der für das Diesseitige das Jenseits opfert, diese römische Macht- und Weltkirche, welche die selbstgeschaffene Heilanstalt an die Stelle der Gottherrschaft setzt, sie entthronen Gott nicht dadurch, daß sie aus dem unbekannten einen bekannten, sondern dadurch, daß sie aus dem bekannten einen unbekannten machen, will sagen: die gelebte Gottnähe in dämonische Erdhaftigkeit verraten.“ „Nicht dies ist des Dichters einziges Bemühen, Gott möglichst außerhalb des Menschlichen zu stellen — was täte denn der lebendige Mensch mit einem Gott, von dem sein Wesen nicht das geringste weiß, und wie käme er, der Gottleere, überhaupt auf die Vorstellung eines solchen Gottes! —, sondern dies: in das Grauen des Getrenntseins, von dem der gestaltende Mensch weiß, das Licht einer unzerstörbaren Gottverbundenheit fallen zu lassen, um die die Lebensbesinnung weiß.“

Erdmann Hanisch.

R. Pletnev: Něskol'ko zaměčanij o prirodě v „Dětstvě, Otročestvě i Junosti“ L. Tolstogo. — Slavia. 9 (1930), 3. S. 558 bis 565.

Keine spätere Erzählung T.s ist so reich an Naturschilderungen wie „Dětstvo“, es läßt sich überhaupt verfolgen, daß je weiterhin desto weniger derartige Schilderungen bei T. vorkommen. In diesem Erstlingswerk überwiegt der Sommer. Glückliche Empfindungen begleiten seine Schilderung. T. legt in die Natur den Begriff des Guten und Schönen. Unzweifelhaft hat manche dieser Schilderungen den Zweck, den Lauf der Erzählung aufzuhalten. Pl. untersucht diese Landschaftsschilderungen nach der in ihr angewandten Farbenskala, nach dem in ihnen ausgedrückten Gefühl des Aufgehens im Naturganzen u. a. m.

Emmy Haertel.

Wacław Lednicki: Fragmenty z „Dziennika“ Lwa Tołstoja z lat 1900 do 1903. Bruchstücke von Lev Tolstojs „Tagebuch“ aus den Jahren 1900 bis 1903.) — Przegląd Współczesny. Bd. 27 (1929), S. 246—273.

Derselbe: Tołstoj a Polska. (Tolstoj und Polen.) ibid. Bd. 29 (1929), S. 383—407, Bd. 30 (1929), S. 80—107.

Tolstojs Anschauungen über Polen haben starke Wandlungen durchgemacht. Anfangs empfand er gegenüber dem nationalen Feind dieselbe Abneigung wie etwa Dostoevskij, und wir finden dafür z. B. in „Vojna i Mir“ genug Belege. Später fühlte er sich mit den Leiden der polnischen Verbannten und Unterdrückten solidarisch. Tolstoj hat mehrere Erzählungen, darunter eine ganz auf polnischen Motiven aufgebaute, geschrieben, die

ihren Stoff aus den Erlebnissen eines polnischen Verschickten Migurski schöpfte, über den der Dichter aus der mündlichen Tradition unterrichtet war. Im freundschaftlichen Verkehr mit dem polnischen Literaturhistoriker und Philosophen Professor Zdziechowski äußerte Tolstoj seine Bewunderung für den christlichen Patriotismus der polnischen Romantik. Allein diese Sympathie galt grundsätzlich den Unterdrückten. Das bekundete sich, als Sienkiewicz den russischen Apostel zur Teilnahme am Protest gegen das preußische Enteignungsgesetz aufforderte, Tolstoj riet den Polen, stolz zu sein, daß ihnen Unrecht zugefügt wurde und „dem Übel sich nicht zu widersetzen". Diesen Standpunkt hat er auch konsequent im Briefwechsel mit Polen bis ans Ende seiner Tage vertreten.

Die Tagebuch-Fragmente stammen aus einer von S. P. Melgunow dem Autor zur Verfügung gestellten Abschrift. Aus dem Zusammenhang gerissen, haben sie nur sehr begrenztes Interesse.

Otto Forst-Battaglia.

D. Šelud'ko: Ob istočnikach dramy Bloka „Roza i krest". — Slavia. 9 (1930), 1. S. 102—138.

Ungeachtet der ablehnenden Stellung der offiziellen Sovetpresse Blok gegenüber ist das Interesse der russischen Literaturkritik für ihn nicht zurückgegangen, man hat aber unter der Beobachtung formalistischer Eigenheiten seiner Dichtung bisher zu wenig auf den Zusammenhang zwischen Schaffen und Leben bei ihm geachtet und besonders seinen Dramen noch wenig Aufmerksamkeit zugewandt. Verf. verfolgt den in einem der Jugenddramen „Balagančik" dargestellten Zusammenfall von Maskerade und Leben in Gedichten B.s, die für seine Liebeslyrik so charakteristische Parallele eines vom Himmel fallenden Sternes und des Mädchens, die Beeinflussung B.s durch Andreevs „Car' Golod", die unverkennbar zu spüren in seinem „Korol' na ploščadi" u. a. m. Alle seine Jugenddramen, einschließlich „Roza i krest", zeigen die Beeinflußbarkeit seines theatralischen Schaffens durch vorhandene Muster. An diesem Drama versucht Verf. in eben dieses Schaffen näher einzudringen. Er fragt nach den Gründen für Bloks Vorliebe für das Mittelalter im allgemeinen und für die Provence im besonderen, vergleicht genauestens die inhaltliche Übereinstimmung von „Roza i krest" mit dem provençalischen Roman Flamence aus dem 13. Jh., zieht auch französische Volkslieder und bretonische Volksepik heran. Blok muß Bédiers „Légendes épiques" gelesen haben. Auch Anklänge an Shakespeare beweisen seine Empfänglichkeit.

Emmy Haertel.

Giorgio Conforto: Positivismo e sistema penale sovietico. — L'Europa Orientale. Anno 10 (1930), 1—2, S. 34—46; 3—4, S. 90—103; 5—6, S. 182—193; 7—10, S. 252—271.

C. hat ursprünglich diese Abhandlung „Positivismo e codice penale russo" benennen wollen, hat aber die jetzige Titelfassung gewählt, da nach kurzem Überblick über das neuere russ. Strafrecht überhaupt die Entwicklung des Strafrechts vom Ausbruch der Revolution an gezeigt werden soll, und zwar der Hauptsache nach die den verschiedenen Sovetstaaten gemeinsamen Gesetzesbestimmungen. Abgesehen von geringfügigen Änderungen ist das Strafrecht vom 1. Juni 1927 in Kraft geblieben, in dem nicht der Gedanke der Strafe, sondern der des Schutzes der Gesellschaft im Vordergrund steht. Das russ. Strafrecht ist dabei unverkennbar vom ital. Positivismus beeinflußt worden, besonders durch Enrico Ferri in der Gesamtheit seines Wirkens. Krilenko, der Kommissar des Rechtswesens, hat die ital. positive Schule die am meisten fortschrittliche der bürgerl. Staaten genannt, da sie sich dem Marxismus nähert. Im Sovetstaat hat man sich davon überzeugt, daß die These von der Kriminalität, bloß aus Anlaß der ungerechten sozialen Verhältnisse, nicht haltbar ist und daß auch das Biologisch-Pathologische des Verbrechers beachtet werden muß. — Im

Gegensatz zu Amadeo Giannini, der das Aufgeben der alten jurist. Terminologie im Sovetrecht bemängelt hatte, sieht C. gerade in der unverschnörkelten und jedermann verständlichen Sprache der neuen Gesetzgebung einen großen Vorzug.

Aus den vielfachen Abänderungen der gesetzlichen Einrichtungen und Bestimmungen während der ersten Jahre nach Ausbruch der Revolution wird ersichtlich, daß in dieser Übergangszeit die Justiz ganz im Sinne des Klassenkampfes geübt wurde. Das Strafrecht war ein Kampfmittel des Proletariats gegen die bürgerl. Bevölkerung. Auch im Strafgesetz v. J. 1922, z. T. unter dem Einfluß der NEP, ist dieser Grundsatz ausgeprägt, aber auch in diesem Gesetzbuch wird auf seinen transitorischen Charakter hingewiesen. Die Strafbeschränkung bei leichten Fällen auf Entschädigungspflicht seitens des Angeklagten entspricht den Grundsätzen des ital. Positivismus; ebenso entspricht ihm die von den Sovets vertretene Ansicht, daß der Versuch zum Verbrechen ebenso strafbar ist wie das Verbrechen selbst. Abweichend von der ital. Gesetzgebung (Art. 19) ist, zugunsten des Bestraften, die Bestimmung, daß er im Nichtvermögensfalle eine Geldstrafe aufzubringen, zu Zwangsarbeit, aber nicht zu Freiheitsentziehung verurteilt werden kann.

Viele Mängel der Sovetgesetzgebung der ersten Jahre erklären sich aus der fieberhaften Eile, mit der sie ausgeführt wurde, wobei zu beachten ist, daß es sich hier nicht um neue Redaktionen eines bestehenden Codex handelte, sondern um eine Neuschöpfung. Im Strafrecht hat die außerordentl. Machtbefugnis der Richter in der Rechtsprechung viel zur Ausgestaltung dieses Rechtes selbst beigetragen, was auch im Sinne der Gesetzgeber lag. Das Strafrecht von 1927 weicht in der Hauptsache nur in zwei Punkten von dem aus d. J. 1922 ab. Während das letztgenannte noch das Kriterium der moral. Verantwortung anwendet und folglich Strafe und Sicherheitsmaßnahmen auseinanderhält, ist das Recht v. J. 1927 nach dem Muster der ital. positiv. Schule ganz auf die rechtliche Verantwortung eingestellt und vereinigt daher alle Sanktionen unter dem Begriff: Maßnahmen zum sozialen Schutz. Das ist nicht geschehen, um die positiv. Schule nachzuahmen, sondern um die marxist. Lehre anzuwenden, wonach das Hauptgewicht auf das Studium des sozialen Milieus des Verbrechers gelegt und den biopsychischen Anomalien geringere Bedeutung zuerkannt wird. Diese Tendenz hat sich sogar späterhin noch zugespitzt. Der erste pansovestist. Kongreß der Beamten aus den Besserungsanstalten zum Zweck, Verbrechertum und Verbrecher zu erforschen (Oktober 1928), hat aber bewiesen, daß es hier ohne Widersprüche nicht abgegangen ist. Während man auf der einen Seite die individuellen Anlagen als unwichtig erklärte, gemäß der marxist. Doktrin, hat man doch zugeben müssen, daß das Studium des Verbrechers von dem seines gesellschaftl. und wirtschaftl. Milieus nicht getrennt werden kann. C. geht hier näher auf diese Materie ein unter Berufung auf die ital. Positivisten. Die sovetist. Juristen haben zugegeben, daß sie bei Abfassung ihrer Codices sich durch die ital. positivistische Schule haben inspirieren lassen. Die Revolutionäre und die Positivisten sind sich darüber einig, daß die gegenwärtige Strafgesetzgebung (zu verstehen: anderer Länder) absurd ist. Emmy Haertel.

Čechoslowakei

Josef Pekař: O periodisaci českých dejin. Přednáška pronesená při rektorské instalaci dne 5. prosince 1931. — Über die Periodisierung der čechischen Geschichte, Rektoratsrede vom 5. Dezember 1931. — „Český Časopis Historický“, Jahrg. XXXVIII, 1932, H. 1, S. 1—11, (in deutscher Übersetzung v. A. St. Mágr erschienen in „Prager Rundschau“, Jahrgang I, 1931, Heft 6, S. 481—495).

Anzuknüpfen ist an Jaroslav Golls doppelte Frontnahme gegen eine slavophile Deutung der čechischen Geschichte (Herder-Palacký) und gegen ein einseitiges Fachhistorikertum. Die čechische Geschichte und Kultur erklärt sich nicht aus urslavischen Charaktereigentümlichkeiten, sondern hauptsächlich aus den allgemeinen Strömungen der westeuropäischen Kultur. Hierbei ist festzuhalten, daß jede Kulturepoche ein einheitliches Gesicht hat, zu dessen Erkenntnis man sich noch nicht einmal nach dem Vorbild führender deutscher Gelehrter in einen überwissenschaftlichen Intuitionismus zu flüchten braucht, sondern auf dem Boden der rationalen Forschung verharren kann. Entscheidend für das Aufkommen des Hussitismus ist die Gotik, jene himmelanstrebende europäische Epoche, die den Menschen über sich selbst hinaushob, nicht nur zur Ewigkeit, sondern auch zu irdischen Freiheits- und Wachstumsbestrebungen. Mit ihr beginnt das „čechische Mittelalter", das bis zum Beginne der Aufklärung, also tief ins 18. Jahrh. hinein, reicht. Erst dann fängt die čechische Neuzeit an, deren zweite große — neben der Gotik für die Čechen bedeutsamste — Periode die Romantik bildet, mit ihrer Verherrlichung vergangener Größe. Diese europäische Epoche wurde von den Čechen weit intensiver erlebt als von den großen Nationen, die für ihre Ideale keine Rechtfertigung in der Vergangenheit zu suchen brauchten. Den Antrieben der Romantik verdanken die Čechen ihre schließliche Befreiung in erster Linie. Als das Ende dieser Epoche könnte man etwa den Tod Palackýs oder den Handschriftenstreit oder den Beginn des wirtschaftlichen Aufschwunges bezeichnen. (A n m e r k u n g : Obwohl der Name Masaryk nicht ausdrücklich genannt wird, bildet der ganze Aufsatz eine einzige Polemik gegen dessen Konzeption der čechischen Geschichte. Bei der sonstigen Bedeutung des Verf. ist anzunehmen, daß seine Ausführungen die gebührende Beachtung — und den gebührenden energischen Widerspruch finden werden. L. S.) Leopold S i l b e r s t e i n.

J ó z e f M a c ů r e k : Rozwój czeskich badań w zakresie stosunków polsko-czeskosłowackich. (Die Entwicklung der čechischen Forschungen auf dem Gebiet der polnisch-čechoslovakischen Beziehungen.) — Kwartalnik Historyczny, Bd. 42 (1928), S. 246—275.

Erst seit den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts haben sich čechische Historiker näher mit polnischer Geschichte beschäftigt. Macůrek nennt unter den führenden Namen Tomek (der in seiner österreichischen Reichsgeschichte sich eingehend mit Galizien befaßte), Hermann und Josef Jireček, Perwolf, Ed. Jelinek, Goll (in seiner Arbeit über čechisch-preußische Beziehungen), Bidlo (der Długosz einer eindringlichen Kritik unterzog und die polnischen Abzweigungen der čechischen Protestanten studierte), Kváčala (dessen Aufmerksamkeit der polnischen Epoche Komenskýs galt), Tobolka, J. Novák, J. Šusta (Spezialist für die Zeit der letzten Přemysliden, unter denen polnische und čechische Entwicklung ineinanderfließen), Chaloupecký (dessen Polemik mit Zakrzewski und anderen Polen über die Grenzen Polens und des böhmischen Reichs zu Beginn des 11. Jahrh. bekannt ist). Etwas kursorisch wird von Macůrek die neueste Zeit behandelt. Man erführe gerne mehr über die Tätigkeit von Aposteln der literarischen Wechselwirkung, die auch als Forscher verdient sind, oder etwa über die viel Polnisches berührenden Arbeiten zur Geschichte des österreichischen Parlamentarismus und dann noch des Prager Slavenkongresses. Die Literatur über čechische Geschlechter polnisch-schlesischen Ursprungs wäre zu erwähnen gewesen und die polnischen Einflüsse in der čechischen Kunst hätte Macůrek streifen sollen. Genug kunsthistorische Arbeiten handeln davon. Schließlich schiene mir auch ein Hinweis auf čechisch-polnische Beziehungen der Judenschaft geboten. Otto F o r s t - B a t t a g l i a.

Das älteste Pfarrinventar der St. Niklaskirche in Eger. — Jahrbuch d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, 2. Jahrg., 1927, S. 65—97.

Karl Siegl veröffentlicht hier die v. J. 1464—1474 reichenden Eintragungen des Inventars der obengenannten Kirche (S. 70 ff.), die er noch reichlich mit Anmerkungen versehen hat. Die Aufzeichnungen sind natürlich in deutscher Sprache geschrieben. An dieses Inventar schließen sich in dem Msc. die von 1518—1533 reichenden Sakristei-Inventare, welche S. später behandeln will. Eger ist in einer Urkunde Heinrichs VI. vom 13. Januar 1061 (nur elf Jahre später als Nürnberg) zum ersten Male als Ort erwähnt. Man nimmt an, daß um diese Zeit bereits die Johanniskirche am Johannisplatze bestanden hat. Diese ist 1809 abgebrannt und drei Jahre später vollständig abgebrochen worden. Auf diesen Platz und die in ihn einmündenden, an die Burg sich anlehnenden Gassen war das älteste Eger beschränkt. Eine Mauer umschloß diese älteste Siedlung. Der im 11. und 12. Jahrh. erfolgende mächtige Zustrom von Siedlern brachte eine Ausdehnung nach Osten und Süden: im 12. Jahrh. entstanden so der heutige Marktplatz und die umliegenden Gassen. Da die alte Johanniskirche nunmehr zu klein wurde, begann man noch im 12. Jahrh. den Bau der heutigen St. Niklaskirche, doch ist das Jahr der Gründung unbekannt. Einige Chronisten weisen auf das Jahr 1150 hin. Ein Dokument Heinrichs VII. vom 29. Juni 1232 erwähnt einen Konrad als Kaplan und Propst an der Kirche zu Eger (Boehmer: Reg. imp. V, No. 4235; Gradl: Monumenta egrana No. 182): der höhere Titel setzt wohl auch den Bestand der größeren Kirche, also der heutigen St. Niklaskirche voraus. Die erste gesicherte Erwähnung dieser Kirche bringt aber erst das Jahr 1258, in welchem der Staufer Konradin (im April) das ihm zustehende Patronat über diese Kirche dem Deutschen Orden in Eger übertrug, der sich nördlich neben der Kirche (dort, wo heute die alte Infanteriekaserne steht) eine Ordenskomturei erbaut hatte. Bei dem großen Brande vom 16. April 1270 ging die Kirche in Flammen auf, wurde aber 1300 wieder aufgebaut, eine Erweiterung erfolgte 1461. „Auf diesen Neu- und Umbau bezieht sich gleich die erste Eintragung in dem unten (S. 70 ff.) folgenden Kircheninventar. Er erforderte bedeutende Geldopfer und diese erhielt die Stadt von ihrem reichen, uneigennützigen Bürger Siegmund Wann (wechselnd auch Wan, Wahn und Wohn genannt).“ Aus dem Leben dieses Mannes bringt S. noch die erreichbaren Nachrichten.

E. Hanisch.

Urkunden zur Reformationsgeschichte Böhmens und Mährens. — Jahrbuch des Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, 2. Jahrg., 1929.

Theodor Wotschke hat bereits in seiner Studie „Prager Briefe an Balthasar Meisner in Wittenberg“ (vgl. die „Mitteilungen“ obengen. Gesellsch., 63. Jahrg.), wie ebenso vor ihm schon Loesche in seinem Buch „Luther, Melanchthon und Calvin in Österreich-Ungarn“ (1909) auf die enge Verbindung Böhmens und Mährens mit der Reformationsstadt Wittenberg hingewiesen. Die Beziehungen waren schon dadurch gegeben, daß die Jugend hier sowohl die hlg. Schrift studieren, dann aber auch in Wittenberg die Ordination für das geistliche Amt sich holen wollte. Seit 1560, nach Melanchthons Tode, war der angesehenste Professor in Wittenberg Paul Eber, der zugleich Superintendent des Kurkreises und Ordinator war. Daher strömten, aus den genannten Gründen, gerade bei ihm von überall her die Studenten zusammen, er genoß im 7. Jahrzehnt des 16. Jahrh. ein Ansehen, wie niemand sonst in Wittenberg. Das bezeugt auch ein Briefwechsel, der noch teilweise in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha erhalten ist. Im folgenden werden dann aus dieser Sammlung (S. 123 ff.) mehrere Briefe mitgeteilt, die sich

auf Studium und Ordination des Sohnes eines Untertanen des Grafen Friedrich von Hardegg beziehen, der den jungen Mann zum Geistlichen eines seiner Dörfer in Aussicht genommen hatte. Die mitgeteilten 35 Schreiben sind übrigens großenteils auch anderer Herkunft (von Beza z. B., u. a.). E. Hanisch.

Jaroslav Vozka: Karel Sabina o vývoji společnosti k socialismu. Karel Sabina über die Entwicklung der Gesellschaft zum Sozialismus. — „Česká Mysl", Jahrgang XXVII, 1931, Heft 6, S. 492—504.

Eine konkrete, über bloße arbeiterfreundliche Schwärmerei hinausgehende Stellungnahme Sabinas zum Sozialismus liegt erst verhältnismäßig spät, aus dem Jahre 1861, vor, und zwar im Buche „Duchovný komunizm". Am notwendigsten sei nicht der politische und soziale Ausgleich, sondern der geistige: zwischen bewußten und unbewußten Menschen. Als Vorläufer Masarykscher Gedanken sieht Sabina in der Schaffung spezifischer geistiger Werte das beste Kampfmittel und die wirksamste Legitimierung einer kleinen Nation. Nationale und sozialistische Ideale sind ihm keine Gegensätze, zumal Arbeiterschaft und Proletariat ja doch den eigentlichen Kern einer Nation bilden. Trotz dieser idealistischen Grundeinstellung verlangt er konkrete wirtschaftliche Taten statt bloßen philanthropischen Geredes. Aber wer nicht hat denken lernen können, der vermag auch das ihm zugefügte soziale Unrecht nicht zu erkennen und wird sich ihm fügen müssen oder aber das Opfer falscher Propheten werden. Der „geistige Kommunismus" verbürgt den Fortschritt und das kommende goldene Zeitalter der Gleichheit, die von der Natur selbst gefordert wird.

Mit fortschreitender begrifflicher und organisatorischer Konkretisierung des internationalen wie auch des speziell čechischen Sozialismus (Gründung des „Oul" in Prag, Chleborads genossenschaftliche Bestrebungen) klären sich auch Sabinas Ideen weiter. Er emanzipiert sich vom Glauben an die Möglichkeit tatkräftiger Hilfe seitens der čechischen Bourgeoisie und überzeugt sich von der Notwendigkeit einer besonderen Arbeiterpartei, welche auf dem Wege über das allgemeine Stimmrecht und die Freiheit von Presse, Versammlung und Forschung hochkommen werde, ohne daß man bei dieser Etappe der formalen Demokratie das Endziel vergessen dürfe. Der wahre Wert der Arbeit werde andauernd unterschätzt und systematisch im Preise gedrückt; einstweilen verdienten an der industriellen Rationalisierung nur die Fabrikanten und die Zwischenhändler. Seine Auffassung vom Lohn stützt Sabina vorwiegend auf die Theorien von Carey und J. St. Mill. Mit dem ersteren zieht er auch gegen den Malthusianismus zu Felde, der nur ein Ausdruck der Angst vor der wachsenden ziffernmäßigen Stärke des Proletariats sei. Unter dem Einfluß Chleborads kommt Sabina zu praktischen Konsequenzen, die ungefähr in der Linie des genossenschaftlichen Sozialismus liegen.

Am umfassendsten hat Sabina seine sozialen Anschauungen in der Schrift „Sociální studie" (erschienen im „Slovan", 1872) dargestellt. Hier klingt schon die Gründung der Internationalen Arbeiter-Assoziation und die Pariser Kommune an. Gegenüber den utopistischen Vorgängern wird der wissenschaftliche Charakter des modernen Sozialismus betont. Auch hiermit ist nicht so sehr Marx gemeint (den Sabina recht wenig gekannt hat) als vielmehr wiederum J. St. Mill. Sabina akzeptiert dessen Unterscheidung von Sozialismus und Kommunismus: gemeinsame Arbeit, nicht gemeinsamer Verbrauch müsse das Ziel sein. Zu dieser Marx-Fremdheit stimmt auch Sabinas persönliche Freundschaft mit Bakunin. Sabina, der hinsichtlich seiner nationalen Einstellung eine so erbärmliche Renegaten- und Denunziantenrolle spielte, hat sich zu seinen sozialistischen Überzeugungen stets offen bekannt. Leopold Silberstein.

Dr. Edvard Beneš: Principy a předpoklady naší zahraniční politiky. Úvahy z praktické i teoretické sociologie. — Die Prinzipien und Voraussetzungen der čechoslovakischen Außenpolitik, Betrachtungen von der praktischen und theoretischen Soziologie her. — „Sociologická Revue", Jahrgang II, 1931, Heft 1, S. 7—19.

Jede Außenpolitik muß in ihren Berechnungen von einer Reihe konstanter Faktoren ausgehen. Folgendes sind die Konstanten, welche die čsl. Außenpolitik bestimmen:

1. geographische: Herzlage in Europa, Prag ein auf alle europäischen Vorgänge reagierendes Nervenzentrum. Fast auf allen Seiten Nachbarschaft mit den Deutschen, mit denen gute Beziehungen erwünscht sind, gegen deren mächtigen Einfluß aber Frankreich als Gegengewicht aufzubieten ist (wobei die Čechoslovakei ein vitales Interesse an einem guten Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich hat), ebenso ein künftiges, zu normalen Verhältnissen zurückgekehrtes Rußland. Aus der Nachbarschaft mit Österreich und Ungarn folgt zwangsläufig die Freundschaft mit Jugoslavien und Rumänien. Die Bedeutung Polens wird in ČSR. noch nicht immer gebührend gewürdigt.

2. historische und traditionelle: Die Erinnerung an die vergangenen Kämpfe mit dem Deutschtum bildet eine reale seelische Macht, die man nicht hinwegdisputieren kann, sondern in Rechnung stellen muß. Traditionell ist weiter insbesondere die Freundschaft mit den Jugoslaven, überhaupt die slavische Brüderlichkeit. Zum komplizierten Problem einer „slavischen Politik" muß man sich positiv stellen, im Rahmen eines festen und konsequent durchgeführten Planes.

3. wirtschaftliche: Die Čechoslovakei ist ein typisch moderner Staat, dessen Außenpolitik sich weitgehend nach wirtschaftlichen Notwendigkeiten zu richten hat. Sie hat Interessen in der ganzen Welt und ist in empfindlicher Weise mit dem weltwirtschaftlichen Gesamtgeschehen verflochten. Der Primat solcher wirtschaftlichen Erwägungen wird immer mehr als Korrektiv gegen eine rein politische, womöglich durch Gefühle und Reminiszenzen bedingte, Einstellung (namentlich den Nachbarn gegenüber) ins Gewicht fallen.

4. die (schon von Palacký festgestellte) Konzentrationstendenz der modernen Welt. Durch die moderne Technik ist die Welt kleiner, jeder Staat abhängiger geworden von dem, was in anderen Ländern vorgeht. Die nach dem Kriege so mannigfach notwendig gewordene internationale Zusammenarbeit wird in der Folgezeit, namentlich auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, noch viel inniger werden. Deshalb bildet der Völkerbund einen hochwichtigen Faktor der čsl. Außenpolitik, die (ohne seine gegenwärtigen Schwächen und Unzulänglichkeiten zu verkennen) von ihm nicht nur die Verhütung kriegerischer Konflikte, sondern die Schaffung einer einheitlichen sozialen und politischen Ordnung, einer internationalen Demokratie, erwartet. Diese Entwicklung ist unaufhaltsam, gegenwärtige Abweichungen vom demokratischen Ideal sind bloße Übergangserscheinungen. Diese Vereinheitlichung der Welt verlangt eine systematisch konzipierte Außenpolitik und sucht Experimente und Improvisationen möglichst zu vermeiden, es sei denn, daß ein verantwortlicher Politiker durch die unvorhergesehene Notwendigkeit eines plötzlichen Entschlusses zum Improvisieren geradezu gezwungen wird.

Diese Richtlinien stehen im Einklang mit einer jahrhundertealten Tradition čechischer Politik. Schon Přemysl Otokar II., Karl IV. und insbesondere Georg von Poděbrady folgten ähnlichen Grundsätzen (vgl. des Letztgenannten Politik gegenüber Frankreich, Österreich, dem Vatikan, den Ungarn sowie sein Völkerbundsprojekt). Auch Karl von Žerotín, Komenský, aus neuerer Zeit Palacký, Havlíček, Masaryk sind hier als Zeugen anzuführen.

In vorzüglichem Maße aber wird die allerjüngste Vergangenheit (mit dem Weltkrieg beginnend) die Orientierung der čsl. Außenpolitik noch auf lange Zeit hinaus bestimmen. Die Čechoslovaken werden nicht undankbar sein. Das schließt weder Verteidigung eigener Interessen noch Herstellung freundschaftlicher Beziehungen mit früheren Gegnern aus. In jedem Falle steht die Čechoslovakei zu den Friedensverträgen und treibt in diesem Sinne konservative Außenpolitik. Diesem Gedanken dient nicht nur die Bündnispolitik mit Frankreich und der Kleinen Entente, sondern auch die Freundschaft mit Polen und die friedliebende Politik gegenüber Deutschland und Österreich. Was Ungarn angeht, so richtet sich die Kleine Entente nicht speziell gegen dieses: weit über eine solche, in ihrer Beschränktheit ihrer unwürdige, Aufgabe hinausgehend, will sie als Garantin der allgemeinen Stabilität und des Friedens überhaupt gelten.

Gleichzeitig čechoslovakische und europäische, ja Weltpolitik, national, aber nicht chauvinistisch, Synthese materieller und geistiger Macht will die hier skizzierte Außenpolitik sein. Leopold Silberstein.

K. Bittner: J. A. Comenius und G. W. Leibniz. — Zeitschrift für slavische Philologie. 6 (1929), 1/2, S. 115—145.

Verf. gibt eine eingehende Darstellung des gesamten Schaffens von Comenius, nach voraufgegangenen Bemerkungen über die Geistesrichtungen, aus denen die Persönlichkeit des C. erwachsen ist. Er hält es für ganz unzutreffend, daß man immer wieder aus der umfassenden Tätigkeit C.s sein erzieherisches Wirken in den Vordergrund stellen will, denn C. selbst wollte keineswegs bloß Erzieher sein. Seine Vorschläge zur besseren Bildung und Erziehung der Jugend sollten dem höheren Zweck dienen, durch die Vermittlung von Kenntnissen dem Emporstieg zur Allweisheit und zur Anbahnung des letzten vollendeten Zeitalters zu verhelfen. B. teilt deshalb Denken und Tätigkeit von C. in zwei ungleiche Zweige: den pädagogischen und den pansophischen und stellt Unterabteilungen für den letzteren auf. Ziel aller Jugenderziehung ist für ihn aeterna beatitudo cum deo. Demselben Ziel dient die von ihm angestrebte Pansophie. Verf. weist auf den Einfluß hin, den deutsches Geistesleben im allgemeinen auf C. ausgeübt, und auf für ihn wertvolle individuelle Einflüsse durch Persönlichkeiten wie Andreae und Ratke. C. baut seine wissenschaftlichen Anschauungen auf noch vollkommen mittelalterlicher Grundlage auf. Die vorbereitenden pansophischen Arbeiten C.s sollten ihren Abschluß finden in dem auf sieben Teile berechneten „De rerum humanarum emendatione consultatio catholica", dessen Unterabteilungen Verf. kurz charakterisiert. Emmy Haertel.

K. Paul: J. Bowring, Talvj-Robinsonova a P. J. Šafařík. — Slavia. 9 (1930), 2. S. 328—329.

Verf. hatte bereits in Bd. 5 der vorliegenden Zs. auf Kopitars Verdienste um das Bekanntwerden der slavischen Welt und ihrer Volksdichtung in der nichtslavischen Welt aufmerksam gemacht. Hier handelt es sich für ihn darum, die recht komplizierten Beziehungen zu entwirren, die zwischen Kopitar, als die Bekanntschaft mit Šafaříks Schriften Vermittelnden, und J. Bowring, sowie dem Ehepaar Talvij-Robinson bestanden haben. Vermutlich hat Kopitar, der die Übersetzerin der serbischen Volkslieder persönlich kannte, ein Exemplar von Šafaříks Gesch. der slav. Literatur und Sprache an sie geschickt. Šafařík scheint weder vor dem Erscheinen, noch bald nach dem Erscheinen, seines Buches in Beziehungen zu dem Ehepaar T.-R. gestanden zu haben, auch ist von ihm kaum je die Bitte ausgesprochen worden, daß jemand seine Werke in eine andere Sprache übersetzen solle. In Beziehungen zu Bowring, dessen Aufsatz im Foreign Quaterly Review v. J. 1828 „History of Bohemian Literature" für seine

čechischen Freunde sehr unangenehme Folgen haben sollte, war Šafařík zwei Jahre vorher getreten. Seine Meinung über die Veröffentlichungen dieser englischen Slavenenthusiasten wird aus dem von Paul zusammengestellten Material klar. Emmy Haertel.

Janina Viskovataja: Razbor proizvedenija Ju. Zeiera „Alexej, člověk boží“. — Slavia. 9 (1930) 3. S. 537—557.

Z. hat in Rußl. von herumziehenden Kaliken geistliche Lieder singen hören und seither besaß dieser Zweig des russ. Folklore für ihn besondere Anziehungskraft. Für den „Alexej“ bediente er sich verschiedener Varianten aus Bezsonovs Sammlung. Der Gesang von Alexej bildet innerhalb Z-s. Dichtung nur den Mittelpunkt, um den sich der Inhalt anderweitiger Lieder gruppiert. Warum hatte Z. das russ. geistliche Volkslied so besonders angezogen? Wohl weil in ihm Einfalt und Tiefe naiver Gläubigkeit liegen, die der Dichter grade damals suchte. Z. hatte den Glauben nie ganz verloren, war aber doch rationalistisch wie seine Zeitgenossen. Hier zitierte Briefstellen bezeugen seine Todesgedanken in den 90er Jhn., daher die tiefe Wirkung durch das Bekanntwerden mit russ. Kaliken. Z. hat drei Dichtungen nach russ. Volksmotiven geschrieben, alle erfüllt von Gedanken über den Unwert des irdischen Lebens. Verf. hat in Gegenüberstellung der russ. Originaltexte mit ihrer Umgestaltung im Čechischen die Verwendung der Motive nachgewiesen.

Emmy Haertel.

Zum Namen der Burg Karlstein. — Jahrbuch des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, 2. Jahrg., 1929, S. 34—64.

Friedrich Repp befaßt sich hier in dem Aufsatz: „Düne, Zaun, tsch. týn, ihre ursprüngliche Verwandtschaft sowie ihr Verhältnis zum Namen der Burg Karlstein“ in sehr ausführlicher Weise mit der Feststellung der Herkunft der Namensform „Karlstein“. Es handelt sich um die Frage, ob der Name dieser berühmten Burg Karls IV. als „Karl-schtajn“ oder als „Karls-tain“ zu erklären ist; beide Auffassungen haben ihre Vertreter. Die erstgenannte Auffassung ist in ihrer deutschen Kompositionsform klar, die zweite dagegen würde in dem Namen Karls-tain eine Zusammensetzung mit čech. týn. erblicken, wobei noch zu erwägen wäre, ob eine derartige hybride Bildung sich zu „Karlstein“ dann auch entwickeln konnte. Die scharfsinnige und sehr eingehende Untersuchung über die ursprachlichen Verhältnisse kann ich hier übergehen, möchte aber wenigstens an dieser Stelle auf die klare graphische Darstellung der sprachlichen Entwicklung hinweisen, die der Verf. S. 54 von idg. *dūno — und *dhūno — entworfen hat. Was hier von Bedeutung für die Leser der „Jahrbücher“ ist, ist nur dieses, daß das slav. tyn, welches im Čech. zu týn wurde, nach Ausweis der anlautenden Tenuis ein Lehnwort aus dem Westgermanischen ist, aufgenommen ins Slavische also nach der germanischen Lautverschiebung, die d > t wandelte, aber vor der Zeit, in welcher ursprüngliches ū > slav. y geworden ist (über diese Entlehnungen ist auch die Abhandlung von Uhlenbeck: „Die germanischen Wörter im Slavischen“, Arch. f. slav. Philologie, Bd. 15, 1893, S. 481 ff. zu vergleichen).

Wenn die deutsche Bezeichnung „Karlstein“ mit čech. týn in Verbindung gebracht wird, so kann diese Namensform also entweder eine hybride Bildung sein: Karls (týn >) tein oder „Karlstein“ ist übersetzt aus der čech. Benennung „Karlův týn“. Schon Palacký hat in seiner Abhandlung „Rozbor etymologickich místních jmen“ (Spisy drobré vydal D. V. J. Nováček, Prag 1900, II., S. 248 ff.) hervorgehoben, daß der Name „Týn“ aus dem Appellativum „týn“ hervorgegangen ist, also in eine Zeit fällt, da „týn“ noch lebendig war — heute ist es ungebräuchlich und durch „plot“ ersetzt — und somit zur Bildung von Ortsnamen auch verwendet werden

konnte. Es muß nun festgestellt werden, ob um d. J. 1347, also der Gründungszeit der Burg Karlstein, eine Neubildung mit „týn“ überhaupt noch möglich war. Verf. zieht das in Zweifel auf Grund der (S. 53 u. 55) angeführten Belege für die Ortsnamen wie Týn, Týnec, Týniště (nach: Sedláček: Místopisný slovník historický království českého II, 1908).

Aber auch lautlich bestehen Bedenken, insofern nämlich, als das „týn“ vor der Diphthongierung des mittelhd. i > ei ins Deutsche übernommen sein müßte, was im Ausgange des 13. Jahrh. erfolgte, im 14. Jahrh. in Südböhmen sicher vollendet war. Die Ortsnamen Týn, Týnec finden sich daher im Deutschen als Tein, Teinitz; schon 1296 in den Reg. Boh. M. IV, 1822, treffen wir im Leitmeritzer Bezirk ein Teins (< Týnec), ein *Karls-týn hätte also über *Karlstin sich zu *Karlsten entwickeln müssen. Aus den weiteren lautlichen Erörterungen, die der Verf. S. 56 ff. mit reichem urkundlichen Material erhärtet, ergibt sich auch die (wie nach Diphthong, so auch nach der Konsonanz feststehende) Unmöglichkeit der Ansetzung eines „týn“.

So muß also die deutsche Form „Karlstein“ dem Namen der Burg Karls IV. zugrunde gelegt werden. „Durch die frühzeitige schriftliche Festlegung des Namens dieser wichtigen Burg wurde die Weiterentwicklung unterbunden; wenn heute die Tschechen der Burg die Form des Namens, die ihr nach ihren Lautgesetzen zukommt, geben wollten, so müßten sie den Ort und die Burg Kaštejn umlauten — denn nur so könnte sich das deutsche Karlstein im Tsch. weiterbilden“ (S. 61).

Es bleibt noch festzustellen, wann die čech. Bezeichnung „Karlův Týn“ auftritt. In den ältesten Belegen des Burgnamens ist nun nirgends ein Anhalt gegeben. „Von den Schriften über Karlstein, die Zíbrt, Bibl. II, S. 1062—65 anführt, finden wir Karlův Týn zum ersten Male 1841 belegt in dem Titel Zlaté zápisy, Památka vděčnosti na obnovení a okrašlení Karlova Týna. In wissenschaftlichen Werken taucht er zum ersten Male in Jungmanns Wörterbuch IV, 1836, S. 583, auf: Karlův Teyn neb zhola Na Teyně Karlstein vulgo auditur saepissime Karšteyn verum etiam Teyn. ... Der Name Karlův Týn ist durch Jungmann volksläufig geworden. Daß Jungmann der Schöpfer war, kann ich nicht nachweisen. Doch sind mir vor Jungmann auch keine Belege für Karlův Týn bekannt. Karlův Týn ist demnach offensichtlich eine Schöpfung des angehenden 19. Jahrhunderts“ (S. 62). Erdmann Hanisch.

Polen

Die Grabung auf dem Hofe der Burg in Nimptsch. — Altschlesien, Bd 3, Heft 2/3, 1931, S. 245—252.

E. Petersen berichtet in dieser Abhandlung über die Ergebnisse, welche eine, in der Zeit vom 24. bis 30. Oktober 1929 vorgenommene Ausgrabung im Hofe der ehemaligen Burg der heutigen schlesischen Kreisstadt Nimptsch gezeitigt hat. Seit Thietmar von Merseburg hat der Ort ja eine historische Berühmtheit erhalten. In den 25 unterschiedenen Schichten (die 25. Schicht liegt in einer Tiefe von 6,50 bis 6,70 Meter) sind Funde deutschen und slavischen Ursprungs. Die Probegrabung hat überraschend ergeben, daß der Nimptscher Burgberg im Laufe seiner vielhundertjährigen Besiedlung doch beträchtlich höher, als man früher vermutet hatte, aufgeschüttet worden ist. Da die Grabung auf einen nur kleinen Raum beschränkt bleiben mußte, hat die „für den Aufbau der frühgeschichtlich-slavischen Schichten, deren Mächtigkeit von fast 4 Meter auch Beachtung verdient“ (S. 251), allerdings kaum besonders Anhaltspunkte liefern können. Die frühgeschichtlichen Schichten weisen ganz deutliche Spuren recht tiefgreifender Umlagerungen auf. „Die starken Veränderungen, die der untersuchte Fleck des Burghofes in slavischer Zeit erfahren hat, erklären schließlich auch das Fehlen einer spätgermanischen Schicht. Ihr einstiges Vorhandensein läßt sich lediglich aus den beiden sicher germanischen Scherben aus Schicht 13 und 24 erweisen.“ **Erdmann Hanisch.**

Die Entdeckung des frühgeschichtlichen Oppeln. — Altschlesien, Bd. 3, Heft 2/3, 1931, S. 261—266.

Georg Raschke berichtet unter dieser Überschrift über die in der Zeit vom 2. Oktober bis 21. Dezember 1930 erfolgten wichtigen Grabungsergebnisse am Westrande der Altstadt Oppeln, wo auf einer von Oder und Alter Oder (Mühlgraben) umschlossenen Insel sich der Burgturm des ehemaligen Piastenschlosses erhebt. Bei den Ausschachtungen für den Neubau der dort geplanten Regierungsbaulichkeiten ist man auf die starken Wälle einer Festung vom Ausgang des 16. Jahrh., ferner auf die noch darunter befindlichen Schuttmassen der im 13. Jahrh. hier errichteten Burg, des Stammsitzes der oberschlesischen Piastenherzöge, gestoßen. Der Grund der Baugrube endigte in schwarzem, moorigen Boden, eine Schicht, die noch älter als die Piastenburg sein mußte. Aus ihr ragten Pfosten und Balken von verhältnismäßig vorzüglicher Erhaltung hervor, dazwischen lagen überall Scherben und andere Fundstücke. Es ist hier eine sehr gut erhaltene Siedlung mit Holzhäusern, befestigten Straßen, mit Kulturgut aus dem 11. und 12. Jahrh., also aus der Zeit vor der deutschen Kolonisation, aufgedeckt worden. Grundrisse sind dem Berichte beigegeben. E. Hanisch.

Wanda Nagórska-Rudzka: **Opinja publiczna w księstwie warszawskiem w 1815 roku.** (Die öffentliche Meinung im Herzogtum Warschau im Jahre 1815.) — Przegląd Historyczny, Bd. 27 (1928), S. 76—110.

Aus einer größeren Arbeit, in der die Verfasserin die politische Entwicklung des Herzogtums Warschau bis zu seiner Umwandlung in das unter Alexanders Herrschaft gelangte Königreich Polen darstellt, wird ein Abschnitt veröffentlicht, der die Stimmung in dem eben erst von den französisch-polnischen Truppen geräumten, nun unter russische Okkupation geratenem Land schildert. Der Widerstand einiger tapfer verteidigter Festungen, die als Inseln ins russische Meer hineinragten, und der ruhmvolle Fall dieser verlassenen Vorposten einer verlorenen Sache, die Beziehungen der Zivilbevölkerung zu den im allgemeinen schonend vorgehenden fremden Soldaten, die Schaffung des Provisorischen Obersten Rates, den Alexander zur Leitung des besetzten Gebietes berief — Lanskoj, Novosil'cov, Wawrzecki, Drucki-Lubecki und Colomb bildeten ihn — werden zunächst erörtert und auf Grund der Quellen (Warschauer und Krakauer Archivalien) mit viel sachlichem Ernst, wenn auch nicht ohne die stets fühlbare Anteilnahme, besprochen. Es folgt eine Chronik des „Komitet Centralny", das seit dem 11. Mai als gewählte Interessenvertretung des Landes, das heißt für jene Zeit: der herrschenden Schichten, in Warschau tagte, und etwa der Rada Stanu während des Weltkriegs entsprach, bei deren Berufung entschieden Erinnerungen an 1813 mitgewirkt hatten. Die Öffentlichkeit verhielt sich traurig und abwartend. Es war ja noch keine endgültige Entscheidung gefallen. Napoleons Stern erblaßte, aber man erwartete, ihn neu erstrahlen zu sehen. Im Laufe des Jahres 1814 änderte sich langsam die Stimmung und als das Komitee am 12. August 1815 seine Sitzungen schloß, da war durch Alexanders kluges Verhalten und im Hinblick auf die Ereignisse die Atmosphäre eine günstige geworden, in der sich die Anfänge des Königreichs Polen bewegten. Otto Forst-Battaglia.

Juljusz St. Harbut: **Sprawa grobu generała Józefa Bema.** (Die Frage nach General Józef Bems Grab.) — Przegląd Współczesny, Bd. 29 (1929), S. 141—145.

Stanisław Wasylewski: **Generał Bem w Basiówce w r. 1821.** General Bem in Basiówka im Jahre 1821.) — Tęcza 1929, Nr. 28.

Stanisław Wędkiewicz: Generał Bem i ruchy wolnościowe Rumunów. (General Bem und die rumänische Freiheitsbewegung.) — Przegląd Współczesny, Bd. 27 (1928), S. 143—147.

Vor vier Jahren sind die sterblichen Überreste General Bems aus Aleppo nach Polen überführt worden. Es war nicht leicht und es ist keineswegs einwandfrei gelungen, sie zu identifizieren. Harbut war vom Komitee, das die Feierlichkeiten der Überführung leitete, nach Aleppo vorausgesandt worden. Auf dem dortigen Friedhof ist der Freiheitsheld dreier Reiche 1850 bestattet worden. Bekanntlich war Bem nach dem Zusammenbruch des Aufstands der Ungarn in die Türkei geflüchtet. Dort zum Islâm übergetreten, erhielt der nunmehrige Magyar Murad Paša den Wohnsitz Aleppo angewiesen. Bald nachher starb er. Wie die einen sagen, an einer Epidemie, wie die andern meinen, vergiftet. Schon diese Frage bedarf der, noch nicht sicheren. Lösung, denn von ihrer Beantwortung hängt es ab, ob die Leiche des Generals mit ungelöschtem Kalk übergossen wurde, wie das in jenen Gegenden bei an Epidemien Verschiedenen üblich war. Wie dem auch sei, fest steht, daß Bem in Aleppo auf dem türkischen Friedhof bestattet wurde. Doch in welchem Grab? Der Grabstein ist verschwunden. Ein Friedhofswärter und mit ihm mehrere Türken nannten diese, der holländische Konsul Poche und sein Bruder, zwei ehrwürdige Greise, die noch selbst Bem gekannt hatten, jene Stelle. Harbut schenkte den Türken Glauben, deren Argumente auch von den beiden Poche akzeptiert wurden. Wissenschaftliche Klarheit mangelt trotzdem und wir können keineswegs mit Entschiedenheit behaupten, daß die schließlich nach Polen gebrachten Überreste die Bems waren.

An Ehren hat es ihnen nicht gemangelt. Die Ungarn benutzten die Durchfahrt, um für die traditionelle polnisch-ungarische Freundschaft zu manifestieren — sehr zum Mißvergnügen anderer benachbarter Staaten —. Wędkiewicz Artikel verfolgt nun offenbar den Zweck, zu zeigen, daß Bems Sympathien für Ungarn, und überhaupt die ungarisch-polnische Brderlichkeit, durchaus nicht gegen Rumänien gerichtet sein müßten. Bem hat 1849 für die siebenbürgische nationale Bewegung und für deren Echo in den damaligen Donaufürstentümern volles Verständnis gehabt... Laß, o Leser, die politische Nutzanwendung für die Gegenwart weiterklingen in deinem Herzen und betrachte die Vision eines zwischen Ungarn und Rumänien vermittelnden Polen!

Wasylewskis Artikel windet sich zum Kranz um einen unpublizierten Brief Bems, und dieses Beiwerk erinnert wieder an einen vielgedruckten und vielbelachten Brief in Fredros „Wielki człowiek o małych interesach". („Euer Hochwohlgeboren habe ich die Ehre mitzuteilen, daß ich Euer Hochwohlgeboren nichts mitzuteilen habe"). Otto Forst-Battaglia.

Józef Feldman: Mocarstwa wobec powstania styczniowego. (Die Großmächte und der Jänneraufstand.) — Przegląd Współczesny, Bd. 28 (1929), S. 60—76, 270—294.

Marjan Zdziechowski: Ze studjów nad epoką Napoliona III. (Studien zur Epoche Napoleons III.) — ibid. Bd. 29 (1929), S. 50—73, 244—261.

Derselbe: Napoleon III a sprawa polska. (Napoleon III. und die polnische Frage.) — ibid. Bd. 30 (1929), S. 202—218.

Der Krakauer Historiker Feldman, heute nicht nur neben Konopczyński der beste Kenner der „sächsischen" Zeit, sondern auch der eifrigste und produktivste Forscher auf dem Gebiete polnischer Geschichte des 19. Jahrhunderts, unternimmt in seinem erstaunlich inhaltsreichen Aufsatz die Revision der seit Klaczko in der Historiographie herrschenden Ansicht über die außenpolitischen Begleitumstände des Jänneraufstands von 1863. Die

bisherige Meinung läßt sich etwa so zusammenfassen: Rußlands Druck hatte in Kongreßpolen eine verzweifelte Stimmung erzeugt, die am Ende der Regierung Nikolaus I. während des Krimkriegs dem revolutionären Ausbruch nahe war. Der vorzeitige Abbruch des Kampfes zwischen Rußland und den Westmächten, die Thronbesteigung des neuen, mit einigen Hoffnungen begrüßten Caren Alexander II. verhinderte die sonst unvermeidliche Insurrektion. Das nach dem Pariser Kongreß zwischen Frankreich und Rußland bestehende Einvernehmen beraubte die revolutionäre Partei zudem des Rückhalts am bewährtesten Freund der polnischen Sache. Anderseits versuchte man in Petersburg, bei aller Ablehnung weitgehender Zugeständnisse — „point de rêveries, messieurs" — durch kulturpolitische Konzessionen die Polen mit der Ordnung der Dinge zu versöhnen. Wielopolski verkörpert diese Politik des Möglichen, die beiden Teilen, den Russen und den Polen, einen modus vivendi schaffen wollte, ohne endgültig der Zukunft vorzugreifen. Etwa seit 1862 erfährt jedoch die Situation eine Änderung. Das Verhältnis zwischen Rußland und Frankreich erkaltet, die französisch-österreichischen Beziehungen haben die frischen Erinnerungen an den Krieg von 1859 abgestreift. Der österreichisch-preußische Gegensatz verschärft sich. Im Jahre 1863 steht einer Gruppierung Frankreich-England-Österreich die russisch-preußische Allianz gegenüber, die alsbald in einem neuen Vertrag den formellen Ausdruck finden sollte. Die drei dem Carenreich feindlichen Großmächte müssen nach dem Prinzip: les ennemis des ennemis sont mes amis eine polnische Insurrektion unterstützen. Sie finden dabei leicht die Hilfe der polnischen Öffentlichkeit, der Wielopolskis Art unsympathisch ist und die im russischen Verhalten teils Heuchelei teils das Bekenntnis der Unsicherheit und Schwäche erblickt. Strittig ist in der Beurteilung nur, ob der Ausbruch des Jänneraufstands auf Veranlassung französischer Agenten geschah oder ob erst später die französische Politik sich den spontanen Ausbruch zunutze machte. Den weiteren Verlauf der Ereignisse schildert die communis opinio so, daß Frankreich mit aufrichtigem Eifer, Österreich nicht ohne Nebenabsichten, England nur halb und halb die Insurrektion gefördert habe, bis, im Zusammenhang mit der schleswigischen Frage und der allgemeinen Entwicklung, England die polnische Sache im Stich ließ. Österreich habe sich, im Zusammenhang mit seiner vorübergehenden Annäherung an Preußen 1864 ebenfalls zu einer Wendung gegen die polnischen Aufrührer entschlossen, und zuletzt habe Napoleon III., sehr gegen seine Überzeugung, die Revolution der Polen verleugnet. Zdziechowski gibt in seiner recht oberflächlichen, nur auf Ollivier, de la Gorce, den Oeuvres Napoleons III. und drei anderen Schriften aufgebauten Studie, sowie in gelegentlichen Exkursen seines allgemeinen Aufsatzes über die Napoleonische Außenpolitik der bisherigen Meinung erneuten Ausdruck, die sich mit des Autors unverkennbarer Sympathie für den Mann des 2. Dezember gut verträgt, in dem Zdziechowski doch nur den gekrönten Demokraten und Idealisten erblickt.

Feldman zeichnet ein völlig verändertes Bild: Der Ausbruch des Jänneraufstandes beschäftigt die europäische Diplomatie anfänglich nur wenig. Erst die Alvenslebensche Konvention lenkt die Aufmerksamkeit der westlichen Kabinette auf Warschau. An Äußerungen der maßgebenden Faktoren sind die von Russell und Billault typisch. Der Engländer beklagt die Erhebung als von vornherein zum Scheitern verdammt. Billault lehnt sie als Manifestation des internationalen Aufruhrgeistes ab. Nur in Berlin war man sogleich tätig. Bismarck erblickte einmal in jedem polnischen Erfolg eine Gefährdung Preußens, dann aber suchte er die polnischen Verlegenheiten Rußlands zur Besserung der Beziehungen zwischen dem Carenhof und den Hohenzollern zu benützen. Er begab sich damit — was Feldman anzudeuten unterließ, auf die Spuren Friedrichs des Großen und der klassischen preußischen Rußlandpolitik. Napoleon III. hätte an und für sich, so behauptet Feldman gegenüber den La Gorce und Klaczko — die russisch-preußische Freundschaft ohne Mißgunst betrachtet, wäre ihm nicht die Alvenslebensche Konvention als Vorwand gelegen gekommen, seine eigenen

auf die Erlangung der Rheingrenze gerichteten Pläne zu verwirklichen. Mit Pingaud und ganz richtig erklärt Feldman, daß um dieses Zentralproblem — das beharrlich betrieben zu haben, den politischen Scharfsinn Napoleons bloß ehrt, mehr als dies die von anderen verteidigte Echtheit der humanitären Träume des Kaisers zu tun vermöchte — die Außenpolitik des Kaiserreichs kreiste. Wer die Rheinpläne förderte, war als Bundesgenosse willkommen. Ein kurzer Hinweis auf die Geschichte der Jahre von 1859 bis 1867 genügt, das zu beweisen. Keine Episode ging vorüber, und kein Partner existierte, mit denen nicht Napoleon den Versuch verknüpft hätte, die Rheingrenze zu gewinnen.

Anfang 1863 unternahm es Napoleon III., England und Österreich als Sturmbock gegen Preußen und die polnische Erhebung als Vorwand für einen Angriff zu benutzen, der sich formell gegen Rußland, wesentlich aber gegen Preußen richten sollte. Feldman sieht das alles sehr klar. Er verläßt indes die Wege des objektiven Geschichtsforschers, wenn er die österreichische Politik schildert. Rechberg war keineswegs dem Polentum feindlich gesinnt. Ich kenne die Wiener Archivalien, die Feldman zur Verfügung standen, und noch einiges dazu, vor allem die Akten des Ministeriums des Inneren. Aus ihnen geht klar hervor, daß Rechberg und die „reaktionäre" Partei über den Aufstand nur dasselbe meinten, ... wie die polnischen „Weißen", die auch bloß gezwungen oder garnicht mit bei der sehr „roten" Sache waren. Man kann es weiters dem Österreicher nicht verdenken, daß er die Absichten Napoleons durchschaute und geringe Neigung verspürte, ihnen zu dienen; daß er anderseits das Hauptaugenmerk auf den preußischen Erbfeind gerichtet hatte und zu verhüten suchte, daß sich ein russisch-preußisches Bündnis über Polen gegen Österreich kehre. Rechbergs Freundschaftsbeteuerungen gegen Preußen waren leere Floskeln. Die „Heilige Allianz" hat er nie, oder nur als einen Rahmen für das russisch-österreichische Einvernehmen angestrebt, das wiederzubegründen, nach der unglückseligen Politik des niemand befriedigenden, jeden entfremdenden Schwankens, zur Zeit des Krimkrieges, das oberste Ziel eines kaiserlichen Ministers bilden mußte. Sagen wir es also klar heraus: Rechberg hatte einen positiven Zweck: Rußland und Österreich einander zu nähern; einen negativen Zweck: Preußen im Schach zu halten; einen zweiten negativen Zweck, die Westmächte nicht vor den Kopf zu stoßen und so deren allzu aktive Hilfe an die schlummernden und an die sehr aufgeweckten Irredenten im Habsburgerreich einzudämmen. Feldman erkennt auch hier die Tatsachen, stellt sie nicht eindeutig fest und er sündigt wider die historische Gerechtigkeit, wenn er von Rechberg ein anderes Verhalten fordert, als das von jenem Minister bewiesene.

Während er den Wiener Diplomaten ein strenger Richter ist, sieht Feldman in London eitel Freundschaft für Polen, ohne sich freilich zu verhehlen, daß die englische Politik ebenso egoistischen (und als solche ganz natürlichen) höheren Zielen entsprach wie die des Ballhausplatzes. Die Intervention zugunsten der polnischen Insurgenten hatte den unmittelbaren Zweck, den Aufstand zu verlängern — dessen eventueller Teilerfolg England sicher willkommen sein konnte, das ja der universelle Protektor der außerenglischen unterdrückten Nationen war —. Ob damit der polnischen Sache ein Dienst erwiesen wurde, läßt sich weder beweisen noch widerlegen. Keinesfalls handelte Englands Regierung aus idealistischeren Motiven als die Frankreichs oder Österreichs. Daß Frankreich und England sich zur aggressiven Note gegen Rußland aufschwangen und so als die Schirmherren der erliegenden Revolution auftraten, wohingegen Österreich sich beiseite hielt: eine Gebärde war es, die der ethischen Wertung spottet und das historische Urteil nicht trüben darf.

Der Aufstand ist letzten Endes zusammengebrochen, weil er von denen, die ihn angestiftet, geschürt und benutzt hatten, preisgegeben wurde. Und er wurde preisgegeben, weil „le jeu ne valait pas la chandelle"; weil die Nachteile eines Krieges weit größer waren als die für die Westmächte zu erwartenden Vorteile; weil ein Krieg gegen Rußland für Österreich überhaupt

nie in Frage kam. Und weil Rußland, auf Preußen gestützt, sich um Noten nicht scherte und nur vor überlegenen Waffen zurückgewichen wäre. Das bleibt auch nach Feldman bestehen. Wertvoll aber ist in seiner Arbeit vor allem, daß er im einzelnen aufzeigt, wie der einen Augenblick die Nachteile selbst des Kampfes scheinbar aufwiegende Gewinn als Illusion zerflatterte: wie die einzige Plattform, auf die geeinigt, Frankreich, England und Österreich den Angriff auf Rußland und Preußen wagen konnten, an Österreichs Zaudern oder Abneigung scheiterte. Dieser Plan, Pariser Ursprungs, schon öfter in der Literatur berührt, noch nie erschöpfend dargestellt, war die große Chance, die sich der Habsburger Dynastie darbot. Einmal in jenen Tagen, ein zweites Mal im Weltkrieg. Er hieß Verzicht auf den Charakter als deutscher und Gottesgnaden-Staat, Föderalismus, westliche Demokratie und Bündnis mit England, Frankreich. Die Habsburger liebäugelten mit dem Plan. Sie vermochten ihn nicht durchzuführen, weil jeder Staat das Gesetz seines Ursprungs in sich trägt und das Gesetz der Habsburger doch lautete, wie es Franz Joseph formulierte: „Ich bin ein deutscher Fürst“ und noch „Dei gratia“, aber nicht „par la volonté de la nation“.

Weit weg führt uns diese Betrachtung von Feldmans eigentlichem Thema. Wir rechnen es ihm zum Verdienst an, daß er diese Perspektive uns erschloß. Für die polnische Geschichte aber sei die Konsequenz gezogen, daß der Aufstand von 1863 in seiner wahren Bedeutung als eine Funktion ihm übergeordneter politischer Größen erkannt werde. Es kreuzten sich die Wege der europäischen Mächte. Mitten zwischen ihnen lag eine Weile die polnische Nation. Feldman brachte das gut zum Bewußtsein. Wir vermissen bloß, abgesehen von mehr Einfühlung ins österreichische Denken und weniger Moralkategorien, einen Hinweis auf die unterirdischen Kräfte, die neben den offiziellen am Werke waren. Die Archivalien in Paris sind ebenso wie die in Wien sorgfältig benutzt. Die preußischen sind dem polnischen Historiker leider vorenthalten worden.

Otto Forst-Battaglia.

Janina Enderówna: Sprawa oświaty ludowej w królestwie polskiem w dobie reform Wielopolskiego. (Die Frage der Volksbildung in Kongreßpolen zur Zeit der Reformen Wielopolskis.) — Przegląd Historyczny, Bd. 27 (1928), S. 111—138.

Józef Feldman: Do charakterystyki Wielopolskiego. (Zur Charakteristik Wielopolskis.) — Kwartalnik Historyczny, Bd. 42 (1928), S. 305—308.

Feldmanns Notiz leitet den Abdruck einer Relation des französischen Geschäftsträgers in Petersburg Fournier vom 23. Dezember 1861 (Paris, AE. Russie. vol. 225) ein, in der dieser über Unterredungen mit dem damals in der Carenstadt weilenden Wielopolski berichtet. Darin stehen sehr interessante Bemerkungen über die Rolle des polnischen Magnaten und vor allem ein paar tiefe Worte Wielopolskis über Rußland, z. B. dies: (der Franzose rühmt die wachsende Zuneigung der Russen für die modernen Grundsätze der Zivilisation). „Oui, les Russes aiment les principes généreux dont vous me parlez (bei Feldman Druckfehler: mes parler), comme ils aiment leurs images saintes, ils les placent très haut et les éclairent du mieux qu'ils peuvent, pour leur faire des signes de croix; mais ils ne les descendent point et ne veulent pas les mener par les sentiers, par crainte de les crotter“. Oder dieses Bekenntnis Wielopolskis, des klügsten, besten Staatsmanns, den Polen seit einem Jahrhundert besessen hatte (und des verhaßtesten dazu): „L'Europe ne connait de la Pologne qu'une Pologne nobiliaire qui a commis toutes les fautes qui ont fait de nous ce que nous sommes. Il faut une Pologne où toutes les classes ne soient plus divisées, où les droits de chacun soient égaux. Dans les villes les Juifs sont la

population prédominante, ils sont pour ainsi dire notre tiers état, aussi-faut-il leur rendre tous les droits qui en fassent des citoyens. Les paysans, devenus propriétaires en plus grand (Feldman falsch: grande) nombre, moins grevés de charges vis à vis des propriétaires, se rapprocheront de ceux-ci. Toutes les classes alors ne feront qu'une... Ce sera la vraie Pologne... Voilà pourquoi la noblesse polonaise me considère comme un traître; je suis aussi noble que le plus noble d'entre elle, mais je crois être plus qu'elle de mon siècle, et mieux aimer la Pologne". Wichtig ist ferner, daß aus dem französischen Bericht das Fehlen jedes engeren Kontakts Wielopolskis mit den Pariser Machthabern hervorgeht. Man hatte bisher das Gegenteil angenommen.

Der Aufsatz von Enderówna zeigt an der Hand der Statistik die Entwicklung des Volksschulwesens und auf diesem ziemlich düsteren Hintergrund die in zwei Jahren auch auf diesem Gebiete vollbrachte außerordentliche Leistung Wielopolskis. Otto Forst-Battaglia.

Adam Lewak: General Ludwik Mierosławski. — Przegląd Współczesny, Bd. 28 (1929), S. 295—305.

Diese kurze Biographie schöpft aus den Materialien des Rapperswiler Archivs, bringt aber nicht viel Neues. Mierosławski ist der Sohn eines in Napoleons Diensten stehenden Majors und einer Französin. Davoust war dem am 17. Januar 1814 geborenen Knaben Taufpate. Das lebhafte, sehr gescheite Kind genoß den Unterricht bei den Piaristen zu Łomża und kam dann in die Kadettenschule in Kalisz. Am Feldzug von 1830/31 nahm Mierosławski als Leutnant teil. In der Emigration hatte der verabschiedete Offizier mit Not zu kämpfen. Er erwarb sich sein Brot durch Unterricht und Arbeit in Buchdruckereien. Dabei gewann er früh große Popularität bei seinen Landsleuten und einen Ruf als Schriftsteller auch bei den Franzosen. Im „Jungen Europa", in den radikalen Organisationen der polnischen Verbannten spielte er eine führende Rolle. Die „Centralizacja" sandte Mierosławski 1846 nach Posen, um dort den Aufstand gegen Preußen zu leiten, der zugleich mit der Krakauer und galizischen Insurrektion losbrechen sollte. Von da an sind die Schicksale des Revolutionshelden allbekannt. Ich erinnere nur an die einzelnen Phasen: Gefangennahme des verratenen und gar nicht zur Ausübung seines Kommandos gelangten Mierosławski; der Polenprozeß in Moabit von 1847; die Befreiung des zum Tode Verurteilten durch die März-Revolution; seine neuerliche Oberbefehlshaberschaft über die Truppen der Posener Aufständischen von 1848, die Kapitulation von Miłosław, die neuerliche Gefangenschaft und die Freilassung über Intervention des französischen Gesandten. Mierosławski als Kommandant der sizilischen Erhebung (Dezember 1848 bis Mai 1849), seine Tätigkeit in der Pfalz (Juni 1849) und die Rückkehr nach Paris. Von da an umdunkelt sich der Horizont des dreifachen Revolutionsgenerals wieder. Das Elend meldet sich, die Verschwörerarbeit beginnt aufs neue. Der Abgang Mierosławskis von der politischen Bühne war wenig rühmlich. Im Jahre 1863 nochmals zum Diktator in Aussicht genommen und einige Tage lang mit dieser Würde bekleidet, schlug er sich statt mit den Russen mit der geheimen Nationalregierung um Nichtigkeiten herum und vertauschte gerne den gefährlichen Posten gegen den einträglichen eines „Generalorganisators der bewaffneten Macht" in Lüttich. Ein Skandalprozeß beschließt diese Funktion. Seither ist Mierosławskis Zeit nur von Fehden und Händeln mit den Führern der polnischen Emigration ausgefüllt, es sei denn, daß man die Erfindungen des phantastischen Wirrkopfs ernst nimmt, mit denen er die französische Regierung behelligte. Lewak beurteilt Mierosławski zu nachsichtig. Der General war einer jener „Sturmvögel der Revolution", die, aus ihren ursprünglichen Nestern gescheucht, nur vermochten, die Luft mit ihrem Geschrei zu erfüllen; ein Ladislas Bolski, aus der Erzählung in die Geschichte verschlagen.

Otto Forst-Battaglia.

S t a n i s ł a w M a ł a c h o w s k i - Ł e m p i c k i : Z dziejów wolnomularstwa polskiego. (Aus der Geschichte der polnischen Freimaurerei.) — Przegląd Współczesny, Bd. 30 (1929), S. 219—237.

D e r s e l b e : Wolnomularstwo u Reymonta i Żeromskiego. (Die Freimaurerei bei Reymont und Żeromski.) — Ruch Literacki, Bd. 3 (1928), S. 204—206.

J ó z e f a W a g n e r ó w n a : Nieznany masoński wiersz Ignacego Chodźki. (Ein unbekanntes mauerisches Gedicht Ignacy Chodźkos.) — Pamiętnik Literacki, Bd. 26 (1929) S. 91—93.

Małachowski-Łempicki teilt Berichte eines Polizeispitzels namens Mackrott mit, die aus den Jahren 1819—1822 stammen und an die Kanzlei des Großfürsten Konstantin gerichtet, über die inneren Vorgänge in der polnischen Freimaurerei sich verbreiten. Der dunkle Ehrenmann war der Sohn eines schon von Igelström zur Zeit des Kościuszko-Aufstandes verwendeten Spions. Als Freimaurer hatte er Zutritt zu den Logen. Schon als Gymnasiast debütierte er in seinem Beruf. Die Russen gaben das so oft wiederholte Beispiel, daß man den Verräter gebraucht und den Verrat verachtet. Mackrott ist nicht zum ersehnten offiziellen Rang gelangt. Und er wußte so schön die Parteiungen unter den Brüdern zu schildern: die loyalen unter Stanisław Potocki, die Preußenfreunde unter Plater. Die letzten Rapporte des Spitzels beziehen sich auf die Unterdrückung der Freimaurer, die von Alexander I. im Jahre 1821 verfügt worden war.

In dem Artikel über die Freimaurerei bei Reymont und Żeromski untersucht der Autor den Wahrheitsgehalt der „mauerischen" Szenen in Reymonts „Ostatni sejm" und Żeromskis „Popioły". Des ersteren Erzählung umgibt sich nicht mit dem Anschein historischer Treue, der sie auch, wenigstens in bezug auf die den Logen zugeschriebene Initiative der Kościuszkoschen Insurrektion, entbehrt. Żeromskis Sünden gegen die geschichtliche Wahrheit sind schlimmer. Er will Zeremonien der Loge authentisch schildern und begeht von Małachowski genau aufgezeigte Verstöße. Typisch für die Pseudowissenschaftlichkeit Żeromskis ist auch der Lesefehler in einem Manuskript der Bibljoteka Zamoyskich, dem Helena de With ihren Namen, vielleicht gar ihre Existenz schuldet.

Das Gedicht Chodźkos gilt jenem mauerischen Dignitär Ludwig Plater, den wir aus den Mackrottschen Berichten als Führer der preußischen Partei in der Loge kennen. Otto F o r s t - B a t t a g l i a.

H e n r y k G a e r t n e r : O językowe sprawdziany autorstwa. (Über sprachliche Kriterien der Autorschaft.) — Pamiętnik Literacki, Bd. 25 (1928), S. 347—380. Dazu **A l e k s a n d e r B r ü c k n e r**, ibid. S. 673—677, **H e n r y k G a e r t n e r**, ibid. S. 677—686.

Die Abhandlung Gaertners hat große methodologische Bedeutung. Es handelt sich um folgendes: Dem „Zwierciadło" Rejs folgen in den älteren Ausgaben Verse, die von Podwysocki und Trzycieski gezeichnet sind, sowie ein „Lebensabriß", als dessen Autor sich der letztere nennt. Gaertner behauptet nun, die Sprache des „Życiorys" und der Verse sei mit der Rejs identisch, zeige keine Verwandtschaft mit sichergestellten Werken Trzycieskis, gegen dessen Autorschaft auch sachliche innere Gründe vorhanden seien. Brückner entgegnet, das 16. Jahrhundert kenne keine Autobiographie und es läge kein Motiv vor, bei den von Trzycieski gezeichneten Versen Rej als Verfasser zu suchen. Übereinstimmung ließe sich auch so erklären, daß Trzycieski bewußt den Freund nachgeahmt habe. Ein weiteres Objekt des Streites zwischen Brückner und Gaertner bilden die „Historje w Landzie", welche der Erstgenannte als das Werk eines unbekannten Krakauer Bürgers, dagegen der Zweite als das Rejs ansieht.

Gaertner bleibt zunächst dabei, die „Historje“ dem Rej zuzuschieben und er erklärt Brückners Hinweis auf bürgerliche Gewohnheiten des Autors dieser Verse für unstichhaltig. Auch den sprachlichen Kriterien Brückners mangle es an Beweiskraft. Den Kern der Abhandlung aber finden wir in der Fehde um den „Życiorys“. Hier stehen einander zwei Auffassungen gegenüber. Brückner beansprucht für sachliche, aus dem Inhalt geschöpfte Argumente größeren Wert als für sprachliche Kriterien, die erst in zweiter Linie kommen. In der Tat wird man ihm kaum leugnen können, daß, posito, sed non concesso, die Selbstbiographie sei dem 16. Jahrhundert in Polen fremd, die „Rejismen“ im „Życiorys“ anders als durch Rejs Autorschaft zu erklären wären. Indessen der unvoreingenommene Beobachter der zuletzt im Ton etwas ausgearteten Fehde zwischen Brückner und Gaertner wird am Ende der Diskussion nur soviel über das ursprüngliche Problem herausbekommen, daß keiner den anderen überzeugte. Und er wird am besten tun, sich an die juristische Formel zu halten, Pater est quem nuptiae demonstrant, hier also mit einiger Variation: eine literarische Schöpfung gelte solange als die des im Druck als Autor genannten Verfassers (in diesem Falle von Trzycieski, bzw. Podwysocki), bis das Gegenteil stringent bewiesen ist. Ein gerichtskundiger Beweis läßt sich wohl durch sprachliche Kriterien erbringen. Allein die von Gaertner vorgetragenen genügen nicht, und sie müssen vor jeder positiven ihnen feindlichen Tatsache sofort weichen. Übrigens ist Brückner den Thesen Gaertners noch einmal, in dem uns nicht zur Besprechung vorliegenden „Pamiętnik Warszawski“ (1929, Heft 1) energisch zu Leib gerückt. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Bodniak: Zaginione fraszki Jana Danieckiego. (Verschollene Sinngedichtchen Jan Danieckis.) — Pamiętnik Literacki, Bd. 25 (1928), S. 562—567.

Derselbe: Z dziejów plagjatu w literaturze polskiej XVII wieku. (Aus der Geschichte des Plagiats in der polnischen Literatur des 17. Jahrhunderts.) — Ruch Literacki, Bd. 3 (1929), S. 268—271.

Stanisław Dobrzycki: Kilka uwag o „Pieśniach katolickich“ Jagodyńskiego. (Einige Bemerkungen zu Jagodyńskis „Katholischen Gesängen“.) — Pamiętnik Literacki, Bd. 26 (1929), S. 223—227.

Tadeusz Koryłowski: Pieśń Sarbiewskiego o Mądrości Bozej. (Das Poem Sarbiewskis von der Göttlichen Weisheit.) — Przegląd Powszechny, Bd. 183 (1929), S. 61—68.

Tadeusz Mikulski: Dzieje jednego sonetu. Chróścinski, Lubomirski czy Hadziewicz? (Geschichte eines Sonetts. Chróścinski, Lubomirski oder Hadziewicz?) — Ruch Literacki, Bd. 4 (1929), S. 127—128.

Bodniak hat in der Bibljoteka Kórnicka den verloren geglaubten Druck aufgefunden, in dem Jan Daniecki, ein mittelmäßiger Reimeschmied des 17. Jahrhunderts, seine „Zabawy“ berichtet, und über der Welten Lauf, die Liebe, Leben und Tod sich in „Sinngedichten“ — so glaube ich am besten das polnische „Fraszki“ verdeutschen zu können — philosophiert. Das Büchlein trägt den Stempel seiner brutalen Zeit (1606 erschien es!). Wie sehr ist es vom kultivierten Cinquecento verschieden. Freilich die Plagiate, denen Bodniak in einem zweiten Artikel auf die Spur kommt, haben auch in der Renaissance-Epoche geblüht. Barock ist nur die unbekümmerte Naivität. mit der die „Poeten“ einander ab- und ausschrieben: ein sonst nicht weiter hervortretender Czachciński den Jan Achacy Kmita, Jan Diminik Wośnicki den Kasper Miaskowski, vier einander folgende Autoren den

Wawrzyniec Chlebowski und dessen „Wizerunki wiecznej sławy Sarmatów starych". Und so fort, mit Grazie in infinitum, dessen die von Bodniak genannten fünf Beispiele nur ein kleiner Teil sind.

Dobrzycki beschäftigt sich mit dem geistlichen Liederschatz Jagodyńskis, dessen Todesdatum er nicht näher zu bestimmen weiß, als es die Forschung bisher vermochte (um 1633!), und von dem er folgende Werke sicherzustellen meint: „Epitimia" (1613), „Syzygia" (1613), „Nymphika" (1617), „Grosz" (1620), „Dworzanki" (1621), „Wybawienie Ruggiera" (1628), endlich die „Pieśni katolickie" in ihrer um 1639 erschienenen editio prinzeps. Dieses Buch steht zwischen der religiösen Dichtung der Kochanowski-Zeit und der Wiedergeburt religiöser Lyrik unter Stanisław August in der Mitte. Es ist der vollkommene Ausdruck des polnischen Barock. Dieses Geistes einen kühlen Hauch verspüren wir in Sarbiewskis Ode, die, zum Jubeljahr 1625 verfaßt, aus den Fresken Andrea Sacchis im Palazzo Barberini sich ihre Inspiration geholt hatte und von Koryłowski in guter Übertragung mit einigen Erläuterungen abgedruckt wurde. Religiöse Barock-Dichtung ferner das „Sonet auf die Leiden des Herrn", dessen Autorschaft Mikulski mit viel Wahrscheinlichkeit dem Fürsten Stanisław Herakljiusz Lubomirski zuspricht. Otto Forst-Battaglia.

A. Brückner: „Kulina." — Slavia. 9 (1930), 2. S. 318—328.

Es gibt in der slavischen Literatur vor Mickiewicz und Puškin kein Gedicht, welches in dem Maße wie die polnisch-russische „Kulina" (Akulina) im Lauf dreier Jahrhunderte sich ungewöhnlicher Popularität erfreut und in seiner Entwicklung und Anpassung an den jeweiligen Geschmack deutlich erkennbare Spuren zurückgelassen hätte. Zum ersten- und letztenmal ist diese Ballade vollständig unter dem irrtümlichen Titel „Pieśń Kozaka Płachty" 1625 in der Sammlung satyrischer Dichtungen gedruckt worden, deren Hrsg. sich hinter dem nicht erschlossenen Pseudonym „Jan Dzwonowski" verbarg, „Seymu walnego domowego artykułów sześć". Sie ist ukrainischen Ursprungs, durch die Umdichtung ins Polnische — an und für sich keine Seltenheit, sondern verschiedentlich zu beobachten — und als polnische, ausschließlich in Dialogform gehaltene Ballade außerordentlich beliebt geworden. Verf. untersucht im weiteren, wieweit ukrainische Bearbeitungen des Stoffes als Nachgestaltungen, z. T. nicht glücklicher Art der polnischen Version zu gelten haben. Emmy Haertel.

Stanisław Bednarski: Geneza Naruszewiczowego wiersza „Na ruinę Jezuitów". (Die Genesis von Naruszewiczs Gedicht „Auf den Untergang der Jesuiten".) — Przegląd Powszechny, Bd. 183 (1929), S. 105—117.

Aus einer Notiz in Kajetan Koźmians Erinnerungen wissen wir, daß Stanisław August den Bischof Naruszewicz zu seinem berühmten Poem inspiriert hatte, das die Verdienste der Jesuiten damals ins hellste Licht rückte, als die von Clemens XIV. verfügte Aufhebung des Ordens in Polen alle Begehrlichkeiten nach den Gütern dieser bisherigen Erzieher der polnischen Jugend lüstern machte. Bednarski, dem es gelungen ist, in das sonst ängstlich verschlossene Archiv der Popiel Einlaß zu finden, hat nun dort die sensationelle Entdeckung getan, daß der König geradezu der Mitverfasser des Gedichtes war, das nur, auf Grund eines hier abgedruckten Prosa-Entwurfes, von Naruszewicz in Verse gebracht worden ist. — Das mysteriöse „Fin" im Brouillon Stanisław Augusts, das Bednarski nicht zu deuten vermochte, ist ein eingeschobenes französisches Wort („listig"). Otto Forst-Battaglia.

Otokar Fischer: Zur Ideengeschichte der „Konrad Wallenrod". — Germanoslovica I. Bd., 1931/32, H. 1, S. 55—76.

Der Streit um die Persönlichkeit des Konrad Wallenrod, wie ihn Mickiewicz (1828) poetisch dargestellt hat, ist bisher noch nicht zu einem endgültigen Abschluß gekommen, vielmehr weichen die Auffassungen, je nach dem Standpunkt des Beurteilers und nach dem Sinn und der Tendenz, die er aus dem Werke herauslesen zu können glaubt, voneinander stark ab. Selbst als weiteste Voraussicht der Gegenwart suchte man das Werk zu interpretieren: „Man hat den „Wallenrod" als geniale Vorwegnahme dessen ausgelegt, was erst im Weltkriege kommen sollte; man hat des öfteren versucht, ihn auf den einzigen, erst posthum in den Text eingefügten Vers festzulegen, der besagt, der Sklaven einzige Waffe sei Verrat; man hat diese vermeintlich slavische oder polnische Auffassung zu entkräften, zu widerlegen getrachtet" (S. 55/56).

Verf. gibt dann den, nach dem Hauptgedanken der Dichtung scharf herausgearbeiteten Inhalt. „Auf Rachegedanken, auf Ränkespiel ist das Ganze aufgebaut und mit staunenswerter Folgerichtigkeit abgestimmt." „Selbst die eigentliche epische Rahmenhandlung ist ... von der gleichen haßerfüllten Sehnsucht getragen: Vergeltung zu üben an den Peinigern des Vaterlandes" (S. 58). Es wird darauf hingewiesen, wie dem in Wilna in Haft genommenen Dichter diese altlitauische Fehde mehr bedeuten mußte als eine nur historische Angelegenheit. In der dem Dichter bekannten Literatur hatte er analoge Situationen gefunden, z. B. besonders in den politischen Dramen des von ihm so hoch geschätzten Schiller, vom „Fiesco" bis zum „Tell", dann bei Byron, Cooper („The Spy" 1821). Die Atmosphäre der großen Weltkriegszeit, besonders zwischen Napoleons Kaiserkrönung und seinem russ. Feldzuge hatten eine Stimmung hervorgerufen, die dem „wallenrodyzm" entspricht, wie auch die verschiedenen Aufstandsbewegungen u. dergl. zeigen. Man verfocht den Standpunkt, daß Gewalt mit Gewalt, Tücke mit Tücke zu bekämpfen sei, eine Ideologie, wie sie am stärksten bei Ernst Moritz Arndt ihren Ausdruck findet. Die bedeutsamste Stelle findet sich im ersten Teil von dessen „Geist der Zeit" v. J. 1806, im vorletzten „Der jetzige Krieg" überschriebenen Abschnitt (3. Aufl. von 1815, S. 441; neu herausgegeg. von Wilh. Steffens: 6, 198, beginnend mit den Worten: „Bonaparte wird besiegt werden, wenn man ihn mit seinen Instrumenten angreift", vgl. die Stelle bei Fischer, S. 60 f.).

Diesen Worten Arndts läßt sich eine ähnliche Auffassung auch bei dem Freiherrn vom Stein zur Seite stellen (vgl. S. 61 f.). Das sind Ratschläge, die man als Machiavellismus bezeichnet, und wir erinnern uns, daß Mickiewicz seiner Dichtung ein ganz entsprechendes Motto aus dem „Principe" entlehnt hat. Die durch die Napoleonische Herrschaft in Deutschland hervorgerufene Stimmung zu Beginn des 19. Jahrh. ist die Parallele zu der polnischen der 20er Jahre. Fichte schrieb, daß „Machiavells Politik auch auf unsere Zeiten Anwendung habe" (eine Fichtesche Kapitelüberschrift). In diesem ganzen Gedankengange bewegt sich auch Kleist's „Hermannsschlacht" (1808). Obwohl es fraglich ist, daß Mickiewicz das Werk kannte, weist doch der Ideengehalt mit dem des „Konrad Wallenrod" ganz überraschende Parallelen auf. Bereits Kleiner hat auf die Verwandtschaft von Kleist's „Hermannsschlacht" mit dem „Konrad Wallenrod" hingewiesen, wie Fischer nun hier S. 65 ff. auch alle parallelen Einzelheiten anführt, aber ebenso die Verschiedenheiten (z. B. die Verschiedenheit des Ausgangs beider Dichtungen) nicht übergeht, die „durch den Abstand einer lyrisch-epischen Meditation von dramatischem Draufgängertum" eine gewisse Erklärung finden können. Jedenfalls stehen beide Dichtungen sich ideal recht nahe, z. B. gerade auch in der doppelten Auslegung des „Verrates", dem in beiden Dichtungen „eine hohe sittliche Berechtigung zuerkannt wird, sofern es sich um Verrat im Dienste des Vaterlandes handelt".

Wenn der „Wallenrodismus" also als kein polnisches Spezifikum zu gelten hat, sondern bereits in der antinapoleonischen deutschen Dichtung

anzutreffen ist, so bleibt doch die Frage, ob „eine direkte Verbindungslinie zwischen polnischer und deutscher Dichtungsphilosophie denkbar, ob sie wahrscheinlich, ob sie beweisbar ist". Mickiewicz war mit den deutschen Klassikern, mit Goethe und Schiller, gut vertraut. Auch Beeinflussung ist nachweisbar, z. B in der gewissen „Ähnlichkeit zwischen den beiden verräterisch gesinnten Kunktatoren Wallenrod und Wallenstein". Die Frage ist nur, ob die antinapoleonische deutsche Dichtung auf den vom Napoleonskult befangenen Polen wirken konnte. Dazu ist zu bemerken, daß damals Mickiewicz noch nicht den Höhepunkt des Napoleonskultes der Pariser Jahre erreicht hatte, daß „Konrad Wallenrod" auf russischem Boden und unter russischen Verhältnissen gedichtet wurde, daß die Hauptquelle der „Grażyna" wie des „Konrad Wallenrod", Kotzebues „Preußens ältere Geschichte" (Riga 1808, nachgedruckt 1811), im Erscheinungsjahr anderes zu bedeuten hatte als zur Zeit, da sie Mickiewicz benützte. Das Verratsmotiv selbst rührt aber von Mickiewicz, nicht von Kotzebue her, so daß sich also der Pole hier gerade mit Kleist berührt.

Parallelen zwischen Konrad und Hermann-Arminius sind schon gezogen worden. R. M. Werner hat auch auf das Pestmotiv in der Alpukara-Ballade und in Kleists Novelle „Verlobung auf St. Domingo" hingewiesen. Es muß aber auch beachtet werden, daß erst 1821 und dann 1826 die „Hermannsschlacht" im Druck erschien, also in den Jahren 1825/26, während Mickiewicz am „Wallenrod" arbeitete, eine literarische Novität war, über die man überall lesen konnte. Damals war die antinapoleonische Tendenz des Dramas nicht mehr so aktuell und nicht jedem Leser verständlich. Es wird im folgenden der weiteren Auswirkung dieses Rachemotivs (z. B. bei Heine u. a.) nachgegangen und gezeigt, daß es also nicht einem einzigen Dichter oder Volke eigentümlich ist, sondern unter den gleichen Verhältnissen entstehen kann. E. Hanisch.

Aureli Drogoszewski: Ludwik Börne w stroju sentymentalizmu polskiego. (Ludwig Börne im Gewand des polnischen Sentimentalismus.) — Pamiętnik Literacki, Bd. 25 (1928), S. 442—447.

Stefan Kawyn: Słowacki a Heine. (Słowacki und Heine.) — Ruch Literacki, Bd. 4 (1929), S. 164—166.

Borowy hat (im „Pamiętnik Literacki", 22/23, 394 ff.) unter anderem auf einen heute vergessenen „Romans w romansie" hingewiesen, dessen vermutlicher Autor Królikowski mit dieser 1830 in Posen erschienenen Erzählung für die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden eintrat und damit die Tendenz Niemcewiczs und dessen jedem Kenner der polnischen Literatur wohlvertrauten Romans „Lejbe i Sióra" wieder aufnahm. Borowy nennt das Buch eine Leistung, der „ein hervorragender Platz in der Geschichte unserer Novellistik zukommt". Drogoszewski bemerkt nun dazu, daß sich die Erzählung Królikowskis als Umbearbeitung einer ähnlichen Ludwig Börnes darstellt. Er ergeht sich in langen Ausführungen über die Änderungen, die Królikowski an der aufrührerischen Tendenz des Börnischen Originals vornahm, die er in eine versöhnliche mit happy end umwandelte. Die ganze Angelegenheit wäre nicht der Rede wert, zeigte sie nicht als Schulbeispiel, wie sehr bei ähnlichen Problemen die vergleichende Literaturwissenschaft auf gründlicher Kenntnis der europäischen Literatur aufgebaut sein muß. Weder Borowy noch Drogoszewski haben nämlich entdeckt, was offen zutage liegt, daß Królikowskis Elaborat ein das Plagiat streifende Lokalisierung der bekannten Zschokkeschen Geschichte von Jonathan Frock ist, die ihrerseits in Motiv und Durchführung auf Lessings „Juden" zurückgreift.

Auch an Kawyns Aufsatz vermag man nur wenig Freude zu haben. Das sehr anregende Thema „Słowacki und Heine" ist ganz oberflächlich gestreift. Die Urgründe der gemeinsamen ironischen Veranlagung möge sich Kawyn von einem Rassenpsychologen erklären lassen, und sie wird erst völlig

klar, wenn man einmal die Genealogie Słowackis und seiner Mutter näher erforscht hat. Dagegen ist in der Konzeption Luthers als des Lichtbringers in Römische Finsternis bei Heine und Słowacki ein erheblicher Unterschied. Słowacki glaubte an seine eigene Begeisterung; Heines Preislied auf den biederen deutschen Mönch und den Abscheu wider die listigen Römlinge ernst zu nehmen, muß man auf dem Standpunkt verharren, zu dem sich Kawyn vermutlich bekennt, der seinen Zorn gegen den „Klerikalismus, der nach der weltlichen Macht greift" in dieser kleinen Abhandlung manifestiert. Es wäre nicht übel getan, wenn der Autor und die anderen polnischen Germanisten einmal „Heine und die Folgen" von Karl Kraus einer gründlichen Lektüre würdigten. Otto Forst-Battaglia.

Zygmunt Falkowski: Humor Fredry. (Fredros Humor.) — — Przegląd Powszechny, Bd. 182 (1929), S. 137—152.

Jerzy Pański: Prawdziwe oblicze „Pana Jowialskiego". (Das wahre Antlitz von „Pan Jowialski".) — Wiadomości Literackie, 1929, Nr. 10.

Gustaw Przychocki: Papkin i Pyrgopolinices. (Papkin und Pyrgopolinices.) — Pamiętnik Literacki, Bd. 25 (1928), S. 276 bis 280.

Falkowski sieht in Fredro den Meister des realistischen, den Dingen gerade ins Auge blickenden Humors. Dieser Feststellung geht eine gut orientierende kritische Auseinandersetzung über die Definitionen und Arten des Humors in der Literatur voraus. In der schönen Abhandlung Falkowskis vermissen wir nur eines: den Hinweis, wie eben als Vertreter eines von romantischer Verkrampfung weit entfernten lustigen, resignierten Realismus, als der polnische Molière, Fredro zugleich Repräsentant des Polentums, der in ihrem Verhältnis zur Welt als Tatsache höchst unromantischen Szlachta, und des in Molière gipfelnden französischen Wirklichkeitssinnes wurde. Pański versucht am Beispiel des „Pan Jowialski", den man in Warschau nach einem wiederaufgefundenen Theaterexemplar vor kurzem dem Repertoire einverleibte, Fredro als einen um soziale politische Absicht unbekümmerten Literaten zu erweisen: der für sein und unser bon plaisir komische Gestalten und Szenen auf die Bühne bringt. Die Frage nach der Richtigkeit dieser von Kucharski und Chrzanowski bestrittenen These fällt mit der umfangreicheren Debatte über Molière zusammen, die in Deutschland durch die Werke von Küchler und Heiß wieder aktuell wurde. Ich glaube entschieden, daß Fredro, wie sein französisches Vorbild, zwar aus unbefangener Heiterkeit heraus, also dem heiligen oder unheiligen Muß gehorchend und darum als echter Dichter, seine Komödien schrieb, indessen dabei die Gesellschaftssatire nicht aus dem Auge verlor: war ja die Auseinandersetzung mit den Erscheinungsformen des sozialen Seins dem polnischen Magnaten wesentlicher Inhalt seines in den Komödien reflektierten, durchaus nicht asozial-vereinsamten, Innenlebens. Przychockis sehr zurückhaltende Untersuchung deutet nur auf einige auffallende Züge hin, die dem Fredroschen Papkin (aus der „Zemsta") und dem Pyrgopolinices aus dem „Miles gloriosus" gemeinsam sind. Unmittelbare Abhängigkeit wird nicht behauptet.

Otto Forst-Battaglia.

Jozef Birkenmajer: Sienkiewicziana. Ruch Literacki, Bd. 4 (1929), S. 20—21.

Derselbe: Lygia-Polka. (Lygia, eine Polin.) — ibid. S. 61—62.

Derselbe: Sienkiewicz i Puszkin. (Sienkiewicz und Puśkin.) — ibid. S. 108—110.

Derselbe: Powieść Sienkiewicza o Juljanie Apostacie. (Ein Roman Sienkiewiczs über Julianus Apostata.) — ibid. S. 142—144.

Wiktor Hahn: Józef Ignacy Kraszewski o „Ogniem i mieczem“ Sienkiewicza. (Józef Ignacy Kraszewski über Sienkiewiczs „Mit Feuer und Schwert“.) — ibid. S. 113—115.

Tadeusz Mikulski: O rodowód Sienkiewiczowskiej Ligji. (Über den Stammbaum der Lygia Sienkiewiczs.) — ibid. Bd. 3 (1928), S. 287—288.

Birkenmajer, der offenbar eine Monographie des Autors von „Quo vadis“ vorbereitet, publiziert Bausteine zu diesem künftigen und so sehr wünschenswerten Buch. Er weist auf die Analogien zwischen Puškins „Kapitanskaja dočka“ und „Ogniem i mieczem“ hin. In beiden Fällen als Hintergrund die Jacquerie, hier Pugačevs, dort Chmielnickis, dann gemeinsame Motive, wie die Dankbarkeit des Rebellenführers gegenüber dem ihn bekämpfenden Offizier; der Abfall eines enttäuschten Bewerbers um das Herz der Heldin und der von diesem vollbrachte Mord an der Familie der vergeblich Umworbenen. Im Zusammenhang mit Birkenmajers Feststellung gewinnt Kraszewskis Rezension an Interesse, die Hahn aus dem Jahrgang 1884 der „Kłosy“ nochmals abdruckt. Kraszewski wirft Sienkiewicz nicht etwa Mangel an Originalität vor, wohl aber die Blutrünstigkeit seines Stoffes und schlechte Komposition. Doch leugnet er nicht die geniale Erfassung der Epoche und den hohen künstlerischen Wert der Gesamtleistung. Merkwürdig ist die ablehnende Beurteilung des Zagłoba, der glänzendsten Gestalt, die Sienkiewicz geschaffen hat, mag sie auch aus Falstaff und Pasek, aus hundert anderen Vorbildern zusammengesetzt sein. Kraszewskis, trotz und infolge der Versicherung nicht auf Neid oder Mißgunst zu beruhen, gewiß aus der Eifersucht des Älteren auf den heranreifenden jungen Rivalen entstandene Beurteilung gleicht sehr der Ansicht von Jeż, Kaczkowski und Bolesław Prus, die alle den sie überflügelnden Wettbewerber bekämpften und vielleicht, ja bei Prus sicher ehrlich, künstlerische Unzulänglichkeit zu bemängeln glaubten.

Kraszewski darf sich nicht beklagen, daß ihm Sienkiewicz mit gleicher Münze zahlte. Indirekt wenigstens bewies er ihm die schönste Anerkennung, indem der Verfasser von „Quo vadis“ bei Kraszewskis „Rzym za Nerona“ Anleihen machte. Lygia etwa wird von Mikulski als einer Gestalt Kraszewskis nachgebildet angesehen, die auch schon als Slavin, Ur-Polin gezeichnet ist — sie stammt aus dem frierenden Nord, von der Bernsteinküste —. Was Mikulski an diese Tatsache an weiteren Folgerungen anknüpft; daß nämlich Sienkiewicz die Hypothese Kętrzyńskis über die slavischen Lygier nicht gekannt und nur aus Kraszewski geschöpft habe, trifft wie Birkenmajer zeigt, nicht zu. Fragmente einer Korrespondenz mit Kazimierz Morawski, dem ausgezeichneten klassischen Philologen, die Birkenmajer teils erwähnt, teils abdruckt, enthüllen uns den Umfang der Studien und Anregungen, denen Sienkiewicz seine „documentation“ verdankt. Gestalten und Handlung setzen sich aus einer Fülle harmonisch verarbeiteter Quellen zusammen. Auch der Briefwechsel mit Erzbischof Teodorowicz wirft darauf ein Licht. Wir erfahren übrigens dabei Näheres über den Plan einer Erzählung über Julianus Apostata. Daß Sienkiewicz den Anstoß zu diesem Projekt einer französischen Erzählung schuldet, ist nunmehr gewiß.

Otto Forst-Battaglia.

Tadeusz Boy-Żeleński: Romans Gabryelli. (Der Roman Gabryellas.) — Wiadomości Literackie, 1928, Nr. 49.

Derselbe: Narcyza i Wanda. (Narcyza und Wanda.) — ibid. 1929, Nr. 15.

Die Erzählerin Gabryella galt bis zu dem Augenblick, da Boy ihr Bild aus einer verstaubten Schublade der Vergessenen hervorholte, als eine Art zweiter Tańska. Junge Mädchenlektüre, geschrieben von einer braven

Gouvernante, Tante, das war die Etikette, die man an die nicht mehr gelesenen Romane der Zmichowska heftete. Boy, dessen Mutter, Wanda Grabowska, die Gattin des berühmten Komponisten Władisław Żeleński, mit der Żmichowska befreundet gewesen war, entwarf im ersten der hier genannten Artikel ein völlig verändertes Bild. Wieder fand der kühne Umwerter der überkommenen Werte den Mut, Dinge zu sagen, die man nicht sagt. Er analysiert die wichtigsten Schöpfungen der Żmichowska, vor allem den Roman „Poganka". Das Ergebnis ist überraschend. Unter dem Deckmantel der Erlebnisse des Paares Aspasia-Benjamin erscheint die Herzensgeschichte der Autorin, die an einer hochbegabten vornehmen jungen Polin mit heißer Leidenschaft hing. Dasselbe Motiv von der Liebesbeziehung zweier Frauen (von denen sich freilich nur die eine, der Verfasserin Spiegelbild, als femme damnée vorkam) in „Czy to powieść", in „Księga pamiątek". Ob Boy, in seinem aus der Reaktion gegen völlige Ignorierung hervorgegangenem Pan-Sexualismus nicht mitunter übertreibt, sei dahingestellt. Sicher wird uns seine Argumentation heute, wo wir z. B. Proust ähnliche Transponierung der gleichgeschlechtlichen Leidenschaft, zumal wenn es sich um Autobiographisches handelt, längst gewohnt sind (die Episode Albertine in der „Recherche du Temps perdu") und nur der eine Gide die Tapferkeit und die Amoral zum eindeutigen Bekenntnis aufbringt, nicht mehr von der Hand zu weisen scheinen... In einem zweiten Aufsatz druckt Boy Auszüge aus den ungedruckten Briefen der Żmichowska an seine Mutter. Sie sind ein wertvoller Kommentar zu der literarischen Produktion und zur Lebensgeschichte der Dichterin seit 1860, und enden mit 1869, also sieben Jahre vor dem Tod der bereits damals von der Höhe ihrer anfänglichen Erfolge Herabgeglittenen. Otto Forst-Battaglia.

Zygmunt Falkowski: Rzecz o tragizmie Kleopatry C. K. Norwida. (Vom tragischen Gehalt der „Kleopatra" C. K. Norwids.) — Przegląd Powszechny, Bd. 180 (1928), S. 46—67, 191—210, 307—318.

Juljan Krzyżanowski: Wyjazd Norwida do Ameriki. (Norwids Abreise nach Amerika.) — Ruch Literacki, Bd. 4 (1929), S. 115—116.

Tadeusz Makowiecki: T. T. Jeż a Norwid. (T. T. Jez und Norwid.) — ibid. S. 254—255.

Stanisław Pigoń: Nieznany list Cyprjana Norwida. (Ein unbekannter Brief Cyprjan Norwids.) — Tęcza 1929, Nr. 25.

Falkowski vertieft in der Fortsetzung seiner Jb. NF. 5, 715 angezeigten Studie die ästhetische Würdigung des Norwidschen Theaters. Er zeigt dessen klassische Elemente weiters in dem tiefen, gleichsam hieratisch erstarrten „marmornen" Schweigen der tragisch leidenden Gestalten, die so sehr von den deklamierenden, über sich selbst beständig gerührten Figuren der Romantik abstechen. Etwas gekünstelt scheint mir die entscheidende Auseinandersetzung mit dem Problem der tragischen Schuld, die Falkowski darin erblickt, daß bei Norwid sich sub specie des eigenen Gewissens schuldlose Menschen der geschichtlichen Notwendigkeit eines göttlichen Heilsplanes entgegenstellen. Diese Auffassung widerspricht einmal der katholischen Lehre, mit der sie Falkowski in Einklang bringen will und sie vermengt zweierlei: Verdienst und Wert der ethischen Handlung. Niemals vermögen wir vom christlich-katholischen Standpunkt aus dort, wo keine bewußte Verfehlung gegen das Sittengebot geschah, also juristisch kein dolus vorliegt, eine Strafe als Sühne anzuerkennen. Das Verhängnis, das über die Norwidschen Helden hereinbricht, läßt sich nur entweder als eine Heimsuchung deuten, die — wie im Leben — ethisch unverschuldet hereinbricht und darum, da wir sie nicht als verdient erkennen, Furcht und Mitleid er-

weckt (das Wesen des Tragischen!), unbeschadet der metaphysischen Auflösung der Dissonanz in einem Jenseits des dramatischen Geschehens und dieser Welt, oder aber als ein blindes Fatum der neidischen Götter im antiken Sinne. Norwids Religiosität, die ohne Zweifel eine katholische war, vereinigt sich meines Erachtens mit der scheinbaren Schicksalshaftigkeit seiner Tragödie so, daß er einerseits schweigende, demütige Ehrfurcht vor den Fügungen der Vorsehung empfindet, die auch über Schuldlose aus höheren Gründen Unheil verhängt, andererseits dieses Unheil nicht als eine Strafe, Sühne im antiken Sinne hinnimmt.

Die kleinen urkundlichen Beiträge von Krzyzanowski, Makowiecki und Pigoń unterrichten uns, der erste auf Grund des Korrespondenzbuchs der „Literary Association of Friends of Poland" in London über die am 12. Dezember 1852 erfolgte Abreise Norwids von London nach New York, der zweite über die Meinungen der Emigration, daß Norwid als Dichter absolut „unverständlich" sei — so versichert Jeż in einer Notiz aus dem Jahre 1861 —, der dritte über eine, aller Wahrscheinlichkeit an Adam Mickiewicz gerichtete Bitte des damals, im Jahre 1853, in Amerika weilenden Norwid, es möge ihm durch materielle Hilfe reicher Landsleute die Rückkehr nach Europa und die Teilnahme an freiwilligen Formationen gegen die Russen — eben war der Krimkrieg ausgebrochen — ermöglicht werden.

Otto Forst-Battaglia.

Wanda Brzeska: Autograf z lat młodzieńczych Kasprowicza. (Eine eigenhändige Aufzeichnung aus Kasprowiczs Jugendjahren.) — Tęcza 1929, Nr. 27.

Stefan Demba: Autobiografja Kasprowicza i Przybyszewskiego. (Eine Selbstbiographie Kasprowiczs und Przybyszewskis.) — — Ruch Literacki, Bd. 4 (1929), S. 73—77.

Wiktor Doda: Żywot poety. (Ein Dichterleben.) — Tęcza 1929, Nr. 34.

Aureli Drogoszewski: Kilka nieporozumień i pomyłek p. Z. Wasilewskiego. (Einige Mißverständnisse und Irrtümer Herrn Z. Wasilewskis.) — Wiadomości Literackie, 1928, Nr. 39.

Jozef Korpała: List Jana Kasprowicza do J. I. Kraszewskiego. (Ein Brief Jan Kasprowiczs an J. I. Kraszewski.) — Ruch Literackie Bd. 3 (1928), S. 271.

Wanda Brzeska gibt Näheres über die Sammlung von Jugendversen Kasprowiczs bekannt, die sie aus dem Besitz Dr. Ulatowskis erhalten hat. Der Neunzehnjährige versuchte sich, wie wir erfahren, auch in der deutschen Poesie. Es wäre interessant, die Sonette aus dem Jahre 1879 kennenzulernen. Ob sie wohl ebenso unbeholfen waren wie die Wyspiańskis, dessen poetische Jugendsünden auch in deutscher Sprache geschahen? Dodas Aufsatz bringt an Bemerkenswertem nur die zeitgenössische Beschreibung der Physis des Dichters, eine Art „physiognomischer Visite-Karte". Der Brief Kasprowiczs an Kraszewski stammt aus dem Jahre 1882 und zeigt uns den letzteren als eifrigen Protektor des jungen Poeten, der durch Vermittlung des einflußreichen Gönners die ersten lyrischen Versuche in der Zeitschrift „Kłosy" zu Warschau drucken durfte.

Die Selbstbiographie von Kasprowicz berichtet in sachlicher Kürze eine Menge von wertvollen Details, darunter auch die Namen der deutschen Universitätsprofessoren, deren Vorlesungen der Dichter besuchte (u. a. Wundt, Caro, Nehring, Koerber — über Schopenhauer —, Baeumker, Weinhold). Demba druckt als Annex den Taufschein. Danach ist Joannes, Sohn des Petrus Kasprowicz und der Josepha Klofta, — „ojciec mój posiadał maleńką posiadłość chłopską" schreibt Kasprowicz in der Autobiographie — am 12. Dezember 1860 geboren und am folgenden Tage getauft worden.

Paten waren Franciscus Kasprowicz, colonus und Salomea Antczak, uterque de Szymborze, dem Geburtsort des Kindes.

Drogoszewskis Artikel ist weitschweifige, redselige und unglückselige Polemik gegen Wasilewskis tiefeindringende Analyse von Kasprowiczs Wesenheit. Jedes Streben, die Bodenständigkeit des Dichters mit international-humanitären Phrasen zu verwischen, ist zum Scheitern verdammt. Auch der Drogoszewskis. Otto Forst-Battaglia.

Kazimierz Czachowski: Antoni Lange. — Wiadomości Literackie, 1929, Nr. 20.

Am 17. März 1929 ist der Dichter Lange gestorben, der im letzten Jahrzehnt des 19. und im ersten des 20. zu den Vorkämpfern der polnischen Literatur gezählt hatte. Wie Przybyszewski, Tetmajer, Miriam hat er seine Rolle als Führer überlebt. Wie der erste dieser Drei hat er, dem Drange der Verhältnisse gehorchend, weiterproduziert, als sein Talent längst erschöpft war. Wie Staff, tat er das als Übersetzer und, anders als der wenigstens in seinen polnischen Schöpfungen glücklichere Rivale, auch als Novellist in seiner Muttersprache. Die Literaturgeschichte nimmt zunächst von den lyrischen Schöpfungen der Jahre 1889 bis 1901 Kenntnis. Lange, 1861 geboren, ward durch seine Dichtung „Pogrebowcom" (1889) bekannt, durch die Zyklen „Mare tenebrarum" (1906) und „Pierwszy dzień stworzenia" (1907) beinahe berühmt. Er stand mit den Protagonisten des „Jungen Polen" in einer Reihe. Innerhalb des polnischen Symbolismus vertrat er jene Richtung, die vom französischen Parnaß her ihre Inspiration bezog. Lange hat Baudelaire, Banville, Leconte de Lisle übersetzt. Später noch, von dem letztgenannten angeregt, Epik der verschiedensten Epochen und Völker, zumal des nahen Orients und Indiens. Die Dramen Langes sind mit Recht vergessen. Als Novellist arbeitete er nach mannigfachen und nicht durchaus bewährten Mustern. Dauerndes Gedächtnis gilt aber dem Theoretiker und dem virtuosen Meister des Verses, dem Formtalent und der ruhelos nach Befriedigung suchenden Intelligenz des Mannes, der nach zwei Jahrzehnten des Glanzes noch zwei andere des im Schatten Verdämmerns erdulden mußte.

Otto Forst-Battaglia.

Maciej Loret: Życie polskie w Rzymie w 18 wieku. (Polnisches Leben in Rom im 18. Jahrhundert.) — Przegląd Powszechny, Bd. 180 (1928), S. 146—160, 319—338.

Aus seinem inzwischen erschienenen ausgezeichneten Buch über das kirchliche und geistige Leben Polens im 18. Jahrh., welchem Werk die römischen Quellen als hauptsächliches Material dienten, veröffentlicht Loret hier den Abschnitt über die Polnische Kolonie in Rom, deren Mittelpunkt die polnische Nationalkirche St. Stanisław bildete. Diese Kolonie zerfiel in zwei Teile: die ständigen Mitglieder: diplomatische Vertreter des Königs, Studierende, Geistliche und Künstler, dann die Reisenden und Pilger. Unter den polnischen „Römern" nimmt der bedeutende Maler Czechowicz, der von 1710—1740 in der Ewigen Stadt weilte, den ersten Rang ein. Von Hochgeborenen weckt die Tochter des polnischen Kronprinzen und Enkelin Jan Sobieskis, Klementyna Stuart, die Gattin des „Prätendenten", unser Interesse, unter der Geistlichkeit Kajetan Sołtyk, der spätere Bischof von Krakau. Andere polnische Priester und künftige Politiker, die in Rom ihre Erziehung beendeten: Adam Krasiński, Bischof von Kamieniec, und der berüchtigte Kanzler Młodziejowski. Loret berichtet uns auch von den außerordentlichen Gesandtschaften, die im Laufe des Jahrhunderts an den Päpstlichen Hof kamen, zumeist um Polnische Königswahlen zu notifizieren, (leider nur flüchtig) vom Aufenthalt einzelner Barer Konföderierter und schließt mit dem neuen Statut für das Polnische Hospiz im Jahre 1789.

Otto Forst-Battaglia.

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS HERAUSGEGEBEN VON

OTTO AUHAGEN-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-BERLIN, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMIDT-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND VIII HEFT II
1932

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58

I
ABHANDLUNGEN

HUS UND SEIN WERK.

Von

J. Kvačala (Preßburg.)

III. Teil.

Die Kreuzbulle sollte helfen, die Mittel zum Kriege zu erbringen. Des Papstes Gegner war Ladislaus von Neapel, verbündet mit dem uns bekannten Gegenpapst Gregor XII.: das Ziel war Rom, der historisch gewordene Sitz des Statthalters Christi. Weder der Zweck, noch das Mittel (Ablässe) hätte dem Hus nach seinem zuletzt erwähnten Briefe fremd sein müssen, später stellte er freilich fest, er wäre auch früher nur für Ablässe ohne Geld gewesen.

Schon bevor die Bulle in Prag anlangte, stellte sich ihr Hus mehrfach entgegen und suchte auch den König, diesmal vergebens, zu derselben Stellungnahme zu bewegen. Die Bulle wurde im Lande offen verkündet. Das nützte der Bulle offenbar, hat aber Hus in seinem Eifer nicht aufgehalten. Ihm schwebte das arme Volk vor, das nun ausgesaugt werden sollte, also ein altes Motiv, welches, wie es schien, ewig neu bleiben sollte. Hat auch durch Wiklefs Werke der in Böhmen schon früher verkündete Gedanke häufig durchgeschimmert, der Papst könnte der Antichrist sein, so hatte man es neuerlich in Janows Regulae wiederum gelesen, und wir wissen es, Hus, war ihm schon seit Jahren auch nicht fremd gewesen. Jetzt hat Jacobell auf Grund Janows den Gedanken wiederholt, ihn zunächst bei einem Quodlibet in einer gelehrten Abhandlung vorgetragen, nachher aber die Abhandlung der theologischen Fakultät überreicht, welche sie einer regelmäßigen, wissenschaftlichen Erledigung wert gefunden hatte[43]). Bei solcher Sachlage werden wir uns nicht wundern, wenn Hus auch mit seiner, bereits früher zu neuem Leben erwachten, alten Anschauung über den Antichrist nicht zurückhielt. Es flossen durch Husens Inneres in dieser Schicksalstunde die heimische Tradition, Wiklefs Lehre und Husens eigene Wahrnehmung, ihn überwältigend, ineinander. Er nahm daraufhin den schweren

[43]) Es ist strittig, ob die wissenschaftliche Erledigung der Jacobellschen Schrift vor oder nach der Ablaßdisputation stattgefunden hat; ersteres behauptet Sedlák, letzteres Novotný. Für unsere Darstellung ist das Datum des Gutachtens über jene Arbeit, das eben Stanislaus anvertraut wurde, nicht von Belang.

Kampf gegen die Bulle, als heilige Pflicht ohne namhafte Stütze und doch ohne Bedenken auf.

Es geschah dies in der Form einer gegen die Bulle gerichteten Disputation. Die theologische Fakultät weigerte sich, eine solche anzuordnen oder zu gestatten, an ihrer Spitze standen jetzt Husens einstige Lehrer und Freunde Stanislav und Páleč. Trotzdem hat Hus die Disputation verkündet und ohne Hindernis, und zwar vor einer großen Versammlung und mit großem Erfolge, öffentlich durchgeführt. Disputationen gegen den Ablaß sind in der Kirchengeschichte des Mittelalters Ereignisse. Einige Worte von dieser, die gehörig eingeleitet worden ist, dürften es auch in diesem Falle bestätigen. In einer längeren Rede sprach Hus zunächst über die Vergebung der Sünden und wies nach, daß dazu die Buße allein, ohne den Ablaß ausreicht. Dann (2) sprach er über die Hilfe durch den Krieg; er zieht die Grenzen fest, in denen der Krieg zulässig ist, und empfiehlt den Geistlichen, die Bergpredigt buchstäblich zu beobachten. Am ausführlichsten (3) bespricht er die Art der vom Papst verlangten Hilfeleistung; wie widersinnig und abscheulich König Ladislaus in der Bulle bis zur dritten Generation verfolgt wird; wie die Instruktion für die Kommissäre der Bulle die Einkassierung des Geldes streng anordnet und dafür die volle Verzeihung der Schuld und der Strafe gewährt. Hus empfiehlt ein tugendhaftes Leben in Nachfolge Christi als ausreichend. — Zum Schluß bringt der Redner eine Widerlegung der 10 Argumente für den Ablaß. Hier wird schon das Wort Antichrist öfters verwendet, und der letzte Beweis, man dürfe die Bulle nicht kritisieren, wird als ein Beweis vom Antichrist energisch zurückgewiesen.

Diese Rede, wie auch eine folgende des Hieronymus, erntete großen Beifall. Die Aufregung wurde nachher durch Spottlieder und Aufzüge genährt. Nun griff der König ein und verbot die Demonstrationen gegen die Bulle. Das hatte die Todesstrafe dreier zuwiderhandelnder Jünglinge zur Folge. Sie wurden als Märtyrer in die Bethlehemskapelle getragen und daselbst bestattet. Der König nahm die Zeichen der Zeit ernst, ordnete Beratungen zum Zwecke des Friedens zwischen den Freunden und Gegnern der Bulle wiederholt an. Bei dieser Gelegenheit erklärte Hus (nicht zum ersten Male) sich bereit, die Feuerprobe zu bestehen. Nicht so groß war der Mut der Gegner. Sie wollten die Probe nur für einen ihrerseits annehmen, während Hus die Haftung aller forderte [44]). Die zerfallenen, einstigen Freunde waren die Wortführer der beiden gegnerischen Parteien, und es ist ein nicht vereinzelt dastehendes Spiel der Geschichte, daß die Männer, die vor 9 Jahren in der Versammlung der Universität gegen die Verurteilung der 45 Sätze Wiklefs mit Hus vereint kämpften, nunmehr als Heilmittel gegen die allgemeine Aufregung die erneute Einschärfung des Verbotes der 45 Artikel

[44]) Diese Darstellung folgt meiner Rede über die Ablaßbulle. Husens auch bei anderen Gelegenheiten verwendete Argumente gegen den Ablaß hat zuletzt Kybal zusammengestellt. Učení III, p. 266 ff.

verlangten. Als hätten die Reformfreunde mit Hus die Ablaßscheu sich von Wiklef holen müssen! Die Unbequemlichkeit ihrer Position empfanden die Bullenverteidiger selbst, deshalb forderten sie als Zugabe zur Verurteilung der 45 Artikel noch die Verwerfung weiterer 6 allzuverbreiteter Irrtümer, darunter, wohl zu merken als ein Dokument für die allgemeine Stimmung in Prag, den zweiten Irrtum die Meinung, der Papst sei der Antichrist und den letzten, der das Recht des Papstes bestreitet, Ablässe im Kampfe gegen die Feinde der Kirche anzuordnen. Zu der Ablaßfrage rückte nun folgerichtig die mit ihr zusammenhängende Papstfrage.

Auf solche pauschale Verurteilung Wiklefs und weil es den Freunden der Reform öfters vorgehalten wurde, sie mögen doch von den 45 Artikeln jene nennen, die sie für unschuldig halten, antwortete Hus mit einer öffentlichen Verteidigung einiger von den verurteilten 45 Sätzen: man nannte es das zweite Prager Wiklefturnier. Es zeugt von Mut, daß Hus dazu die aktuellsten, für die Praxis maßgebenden Wiklefschen Sätze gewählt hat, zugleich zeigt es, daß er nunmehr zu seinem ursprünglichen Standpunkt in bezug auf die Lehr[illegible] sogar auf die bereits verurteilten, öffentlich zurückkehre. — Zunächst verteidigte Hus die Freiheit der Predigt, was wohl als eine Apologie der Bethlehemskapelle, das nationale Interesse wahren sollte. Dann kommen Sätze gegen den kirchlichen Besitz. Der erste: der Zehnte sei Almosen, tritt für die völkisch-ökonomischen Interessen ein. Schließlich folgen Sätze, die den mit der Todsünde Behafteten die Berechtigung zu jeder Herrschaft, zu jedem Besitze bestreiten. Ueber den Verlauf des Turniers wissen wir nichts, es ist aber nicht zu leugnen, daß die Begründung der Sätze von Hus wenig originell ist und durchaus nicht auf der Höhe seiner anderen Arbeiten, z. B. auch der Ablaßdisputation steht. Wohl hatte ihn der Eifer zum Fliegen beseelt, aber die Flügel versagten, — es war zu viel, was er zu bewältigen hatte. Ihm gesellten sich im Kampfe Jacobell und Epinge, ein Engländer, zu; gegen sie wandten sich Predigten von den Gegnern als eine Erwiderung und als Angriff zugleich.

Bei den trotzdem fortgesetzten Verhandlungen schieden sich die Gegner immer mehr voneinander, auch nachdem der König zuerst durch die Behörden der Stadt Prag, dann i. J. 1413 durch eine Synode ihre Versöhnung herbeizuführen suchte. Inzwischen erfolgte die so verspätete Beendigung des Prozesses gegen Hus in Rom, ein Beweis, wie Rom die Ablaßfrage als heikle und zur Zeit ausschlaggebende beurteilte. Über Hus wurde das Anathema ausgesprochen. Unter den gewöhnlichen Verhältnissen hätte man dies vielleicht als ein bedeutendes Ereignis, vielleicht gar als eine endgültige Niederlage des Hus betrachten können (so Sedlák), — diesmal war es anders. Der König dachte nicht daran, es durchführen zu lassen. Im Kampfe gegen den Antichrist fühlten sich dessen Gegner als Sieger. Des Antichrists Fall ist nur mehr eine Frage der Zeit, deshalb empfinden sie die Zeichen seines Wütens nur als leichte Schläge des endgültig Verurteilten. — Dafür zeugte auch die tatsächliche Lösung in der

durch das Anathema neugeschaffenen persönlichen Lage. Hus schwankte, ob er von der Wirkungsstätte fliehen oder bleiben sollte. Wir besitzen seine Aufzeichnungen, die das Pro und Contra mit Berufung auf heilige Autoritäten erwägen. Entscheidend war des Königs Wink, der ihn auf eine Zeitlang fliehen hieß, ein neuer Aufschub. Hus zog ins Exil, — aufs Land: Schutzherren fand er auch da, nicht allein das gemeine Volk war für ihn.

II.

In der Verbannung beendete Hus zwei schon seit längerem begonnene Arbeiten für's Volk in dessen Sprache, die in seiner Abwesenheit statt seiner und für ihn sprechen sollten, beide literarisch vielfach abhängig von Wiklef, und doch selbständig gestaltet und mit wahrem, aktuellem Inhalt in bezug auf Lehre, Volkstum und Kirche ausgestattet. Die erste Schrift, Výklad (Auslegung) genannt, enthält in dem alten Augustinischen Rahmen: Glaube, Liebe, Hoffnung, die christliche Lehre in Anlehnung an den Dekalog, Credo und Herrengebet; sie gibt in verschiedenem Maße, je nachdem es dem Verfasser als zweckmäßig erschien, Fremdes oder aus Eigenem Geschöpftes. Als Antwort auf den Versuch, bzw. das Streben der Feinde, Wiklef aufs neue zu verurteilen, sagt Hus, zugleich die Einwände gegen Wiklef vom Standpunkte der Praxis zurückweisend: als Wilkefiten werden diejenigen gescholten, die Gottes Gebot in Wort und Schrift, in Kirchen und Häusern verkünden. Und er belegt diese Behauptung auch mit seinen nur allzureichen, für die mannigfaltigsten Bedürfnisse seines Volkes sorgenden Ratschlägen in den alltäglichen Nöten und in denen der Ewigkeit. — Nicht genug an dem, er will die nationale Eigenart rein erhalten wissen, auch im Verkehr mit den Fremden, gemeint sind natürlich die Deutschen; rein bewahren auch im Sprechen der bereits vielfach nicht rein gehandhabten Sprache. Die halb so, halb so sprechen, verdienen Schläge, meint er. Er findet auch die Mischehen bedenklich; er will den Religionsunterricht in der heimatlichen Sprache. Hier haben wir einen peinlich-kleinlich scheinenden Nationalismus, der das Volkstum als Gottesgabe ehren und bewahren lehrt. Daß es nunmehr nicht eine auf Kosten des Gegners sich überhebende, sondern das reine Christentum freimütig achtende Liebe zum Volke ist, das beweisen die oft zitierten Sprüche: Ein redlicher Deutscher sei ihm lieber als ein unbiederer Čeche; und dann das Wahrheitsbestreben, zusammengefaßt in den Worten: Suche die Wahrheit usw.[45]). An das Werk angegliedert ist seine čechische

[45]) Der Spruch über die Wahrheit lautet in dem Kapitel über die Begründung des Glaubens:

„Suche die Wahrheit, höre die Wahrheit,
lerne die Wahrheit, liebe die Wahrheit,
sage die Wahrheit, halte die Wahrheit,
verteidige die Wahrheit bis zum Tode,
denn die Wahrheit befreit dich von den Sünden, vom Teufel, vom Tode der Seele und endlich vom ewigen Tode.“

Výklad Kap. V. D.

Dagegen sprechen Hauck und Sedlák Hus Achtung vor Wahrheit ab.

Grammatik, seine vielgenannte Orthographie mit ihren diakritischen Zeichen, die für die sprachwissenschaftliche Transskription maßgebend geworden ist. Als roter Faden durch all sein Sprechen und Handeln geht das Streben, die Würde des Göttlichen zu wahren. Dies wird mit Füßen getreten, vor allem von den Leitern der Kirche, aber nicht nur von diesen. —

Ein anderer, ebenfalls in čechischer Sprache, von Hus abgefaßter Traktat gegen das Sakrileg (Simonie) zeigt, wie alle Stände der Christenheit der Gefahr ausgesetzt sind, diese Sünde zu begehen, diese Ketzerei zu fördern. In lichter Darstellung weist er dies, auch jetzt mit Benützung eines gleichnamigen Traktats Wiklefs nach, um mit zwei Reformvorschlägen zu schließen. Sie trachten, die Rechte und Pflichten der Weltlichen gegenüber dem verdorbenen Klerus festzusetzen, ein ausdrückliches Kennzeichen der nationalen Opposition schon seit langem gegen den zur äußersten Krise gelangten Kurialismus.

III.

Dem um den Frieden besorgten König haben zuletzt alle Mittel versagt. Da erinnerte er sich jetzt noch jenes, das ihm vor zwei Jahren die Lage gerettet hatte, er setzte unter dem Vorsitze des Erzbischofs eine Kommission aus hohen Würdenträgern ein, die die Gegner versöhnen sollte. Beide Teile sollten sich im vornherein verpflichten, den Schiedsspruch der Kommission anzunehmen; das geschah auch. Aber bei der Formulierung der Grundsätze trennte man sich gleich im Ausgangspunkt der ganzen Frage: was ist die Kirche, der man Gehorsam schuldig ist, und wieweit schuldet man solchen? Die Anhänger der Kurie plädierten für die geltende Rechtsordnung, Husens Anhänger für die Kirche, deren Haupt Christus sei und der man Gehorsam schulde in dem, worin alle Christen übereinstimmen. Den Anhängern des Alten erschien bald die Leitung der Verhandlungen parteiisch, sie lehnten ihre Teilnahme an der Fortsetzung ab und blieben aus. Der König erachtete dies als ein Brechen der gegebenen Versprechungen, und die Widerspenstigen, an ihrer Spitze die einstigen Freunde Husens, Stanislaus und Páleč, wurden des Landes verwiesen, ihre Stellen mit Anhängern der gegnerischen Partei besetzt. — Es war für die Reformer wie ein Sonnenstrahl in der düsteren Atmosphäre. — Nun entstand eine reichhaltige Polemik über den Begriff der Kirche, die mit einer Schrift Husens „Über die Kirche" ihren Höhepunkt erreichte[46]). Es ist nach der Ablaßabhandlung die berühmteste Schrift ihres Autors, nicht viel Neues bringend, aber historisch wichtig, weil sie später als corpus delicti gegen ihren Autor dienen konnte und auch sollte. Das Werk ist zweiteilig, im ersten mit Anlehnung an Wiklefs gleichnamiges Buch die Hauptgedanken der Augustinischen Doktrin von der Kirche darlegend und beweisend, im zweiten Husens Verhalten gegenüber der Anklage auf Ungehorsam seit dem Beginn der Ablaßkämpfe recht-

[46]) Eine englische Übersetzung der Schrift mit Einleitung und Anmerkungen gab David S. Schaff heraus. New-York 1915.

fertigend. Über Augustin hinausgehend, wird hier in Nachfolge Wiklefs der Prädestinationsgedanke, auch als die Reinheit der Kirche schützend und klärend, verwendet. — Aber in der folgerichtigen Anwendung dieses Gedankens hören wir: nur die Prädestinierten bilden die Kirche, nur sie gebieten in ihr. Und hier erhoben sich allzu leicht gegen den Verfasser zahlreiche verhängnisvolle Einwendungen. Denn nach diesen Grundsätzen wird jede Kirchenordnung illusorisch, Auflehnung und Trotz gegen ihre Anordnung hängen von dem Ermessen ihrer einzelnen Mitglieder ab, für deren Verhalten ein objektiv erkennbarer, allseitig anerkannter Maßstab nicht zu erkennen, ja auch nicht vorhanden ist. In ihrer abstrakten Form verbürgt sie die Reinheit der Kirche, aber es fehlt die Anweisung, wie sie sich im Rahmen einer entsprechenden Ordnung ins Leben führen und verwirklichen läßt, und aus solchem Anlaß ist ja die Frage brennend geworden. Die Lehre von der Prädestination ist zu einer solchen nota differentialis nicht geeignet.

Nicht mehr überzeugend war die Anwendung der durchaus nicht neuen Kirchendefinition auf des Autors eigenen Fall, die Verteidigung seines Ungehorsams in der zweiten Hälfte der Schrift. Schon vor Jahren hatte ein Gegner, der Husens persönliche Eigenschaften würdigte und die Motive seiner Handlungen anerkannte, ihm zugerufen, der Gehorsam sei eine Tugend über andere, und Zwiespalt zu säen sei eine größere Sünde als Geldgier. Hier kommen nun im vorigen Teil enthaltene, bedenkliche Grundsätze zum fortgesetzten Gebrauch: der einzelne kann, ja er soll, wenn man von ihm Böses verlangt, den Gehorsam verweigern, und zwar kann es nur der Antichrist sein, der Gehorsam im Bösen verlangt. Ganz besonders in Anwendung an die Kirche: der schlechte Klerus ist ein Zeichen, daß die Kirche, der er angehört, die des Antichrist sei. Es ist einleuchtend, daß diese Sätze zu dem Briefe vom 1. Sept. 1411 in direktem Gegensatz stehen und eine entscheidende Revolte bilden, deren Richtung und Ausgang nur dem unbedenklich erscheinen könnte, der an die baldige Überwindung des Antichrists glaubte.

Zu solchen gehörten die französischen Konziliaristen, die zur Zeit in der Kirche das große Wort führten, nicht. Obwohl Gegner eines päpstlichen Absolutismus, fühlten sie sich doch bewogen, in den Streit sich einzumischen: Gerson, der mystisch angehauchte berühmte Gelehrte der Universität Paris, forderte den Erzbischof von Prag auf, gegen solche Doktrinen, aus von ihm näher entwickelten Gründen, einzuschreiten. Abweichend von Gerson widersprachen von ihrem kurialistischen Standpunkt aus den wiklefitischen Theorien Husens aus alten Freunden zu Gegnern gewordene Männer, Stanislaus und Páleč mit Gegenschriften. Hus mußte allen in umfangreichen Schriften antworten. Husens Schriften atmen seine tiefe, ethisch gerichtete Frömmigkeit, aber enthüllen jetzt seinen Gegensatz zu den bestehenden Normen, ohne daß ihm dieser Widerspruch zu der nicht weiten Vergangenheit genügend zum Bewußtsein ge-

kommen wäre. Er bietet den Gegnern so eine breite Angriffsbasis, die ihnen dann bei der rechtlichen Austragung des Streites zur unverrückbaren Grundlage werden sollte[47]).

Aber auch das Landvolk, in dessen Mitte er ja seit dem Anathema lebte, sollte von den Ereignissen aus erster Quelle erfahren. Entfernt von der Bethlehemskapelle, die, von Rom zum Zerstören verurteilt, einen Sturmangriff der Gegner glücklich abwehrte, benutzte Hus seinen Landaufenthalt, sein Exil, um in Predigten, auf der Straße, am See, an den Wegen usw. das Evangelium zu verkünden und die Hörer über seine Angelegenheit aufzuklären. So entstand seine Evangelienpostille in čechischer Sprache, nicht ohne Benützung wiklefitischer Predigten, auch ein Zeuge der aufgeregten Stimmung, die in der Verbannung im Wachsen begriffen war. Neben schlichten Ermahnungen fürs Alltagsleben hört man hier Töne prophetischer Erhabenheit, kundgegeben zum Teil in eschatologisch gefärbten, dem Papst feindlichen Äußerungen und Drohungen. Mit Ergebenheit in Gottes Willen blickt der Prediger in die Zukunft; die äußeren Gefahren schrecken ihn nicht, er ist jederzeit bereit, angesichts des Wütens des im Volke bereits machtlosen Antichrists für die göttliche Wahrheit alles, auch sein Leben zu opfern. Der Samen fiel auf fruchtbaren Boden[48]).

Unterdessen war in Rom ein Konzil abgehalten worden (1413), das zu solchen Erörterungen Anlaß genug bot: es verurteilte Wiklef. Damit war denen, die sich auf einen (angeblichen) Spruch der Oxforder Universität über Wiklefs Rechtgläubigkeit stützten, jede Aussicht auf Sieg vor dem richterlichen Tribunal der Kirche unbarmherzig entzogen. — Und die böhmischen Irrungen waren nunmehr, wie Gersons Brief zeigte, in der ganzen westlichen Christenheit Gegenstand der öffentlichen Be- und, wenn nicht immer, so doch meistens auch Verurteilung. Sie vermehrten nur die allgemeine Wirrnis in der Kirche des Abendlandes.

Seit 1410 gab es, wir sahen bereits weshalb, drei Päpste; der dritte, der sich nur allmählich eine halbwegs genügende Obedienz verschaffte, hatte einen Ruf, der, wenn auch nur teilweise verdient, das ohnehin dezimierte Ansehen des Papsttums nur noch verringerte. Es schien, das Papsttum habe als höchster Leiter der Kirche abgewirtschaftet, und die Konziliaristen in Paris und anderwärts verkündeten auch, das Konzil stehe über dem Papste. Ein solches müsse in die päpstliche Frage Ordnung bringen. Aber man blieb bei dieser Forderung stehen. Fern von apokalyptischem Wahne, wollte man das Papsttum durchaus nicht abschaffen. — Auf dem Kaiserthrone

[47]) Die prinzipiellen Gegensätze ausführlich wiedergegeben und erörtert bei Kybal I. 201 ff. — Es ist von Interesse, wie schon in diesem Fall der Widerspruch gegen den Ablaß zur Leugnung des ganzen bestehenden Kirchtums führt.

[48]) Wie sehr diese Predigten Wiklifs Autorität durchleuchtet, haben in neuerer Zeit Flajšhans und Sedlák nachgewiesen. Im Ganzen waren Husens cechische Schriften für die Literatur seines Volkes epochemachend. Vgl. darüber die neue Ausgabe der cech. Literaturgeschichten von J. Jakubec. 1931.

saß seit 1410 der Luxemburger Sigismund, König von Ungarn, Bruder des Böhmenkönigs Wenzel, des Kinderlosen, den er einst beerben sollte. Schon deshalb waren dem Kaiser die Verhältnisse in Böhmen, deretwegen der jetzige König so viel zu leiden hatte, nicht gleichgültig. Diese Verhältnisse hatten bereits auch anderwärts, besonders wo man schon gegen Wiklef Stellung genommen hatte, Erbitterung verursacht. Sigmund, als Weltlicher an sich zu einem Urteil inkompetent, erinnerte bei einer Begegnung den Papst Johann an die Notwendigkeit eines Konzils, worauf man sich schließlich prinzipiell einigte. Es galt nun, für das Konzil auch Hus zu gewinnen, der sich gegen die Aburteilung durch das Anathema auf Christum berufen hatte, ohne damit aber etwas gegen das Konzil einzuwenden. Mittels befreundeter Adliger, die im Dienst des Kaisers standen, ließ sich Hus nach längeren Verhandlungen zur Teilnahme am Konzil durch Versprechungen Sigmunds gewinnen; man sagte ihm ein Verhör vor dem Konzil, ferner einen entsprechenden Schutzbrief mit Bezug auf persönliche Sicherheit zu. Jedenfalls dachte Hus, er werde als Freier am Konzil teilnehmen und daselbst den Nachweis seiner Unschuld führen.

IV.

Hus traf angesichts der bevorstehenden Lage alle Vorbereitungen, erschien in Prag, wurde aber zu einer öffentlichen kirchlichen Versammlung nicht zugelassen. Dagegen gelang es ihm, von der kirchlichen Behörde ein Zeugnis zu erhalten, daß er keiner Ketzerei schuldig erklärt worden sei. Damit meinte er, einen neuen positiven Stützpunkt gewonnen zu haben zur Abwehr der von den Gegnern bereits vorgebrachten und eventuell noch zu erwartenden Anklagen auf Ketzerei. Er bereitete ferner Schriften vor, mit denen er vor das Konzil treten und seine Unschuld beweisen wollte, etwa als eines seiner Mitglieder.

So ausgerüstet, jedoch ohne den kaiserlichen Geleitbrief, hat er die Reise nach Konstanz angetreten und sich dort zunächst frei bewegen können. Man holte ihm nachträglich den Geleitbrief, der ihm während der Hin- und Rückreise freien Aufenthalt sicherte, es aber nicht hinderte, daß er nach einigen Wochen, angeblich als der Flucht verdächtig, gefangen genommen wurde. Vergebens protestierten die ihn begleitenden Edelmänner mit Berufung auf den kaiserlichen Geleitbrief. Den Protest wiederholte der etwas später anlangende Kaiser, — die Antwort der Gegner lautete: eine kirchliche Angelegenheit gehöre vor das Tribunal der Kirche. Das Konzil hat ungeachtet des gegen Hus bereits erlassenen Anathemas die Angelegenheit noch einmal vorgenommen. So war es in der vom Papst selbst eingesetzten Kommission auf Antrag der Prokuratoren bestimmt worden, und jedenfalls war es so im Sinne der Konziliaristen, deren bedeutendster Vertreter, Kardinal d'Ailly, den Vorsitz in der hohen Versammlung führte. In einer der ersten Sitzungen wurde denn auch die oberste Hoheit des Konzils als des Repräsentanten der Gesamtkirche feierlich verkündet. Wir wissen bereits,

weshalb Hus auf den Reformeifer der Konziliaristen keine übermäßigen Hoffnungen setzen konnte. Ihr Haupt, Gerson, hat denn auch neulich seine Einwendungen gegen die Prager Ruhestörer in 20 Sätzen zusammengefaßt, sie sind den Akten des Prozesses beigefügt worden.

Die Konziliaristen verurteilten die Wiklef-Husitischen Sätze, daß der praescitus nicht Prälat oder Priester sei, daß nur ein Prädestinierter Papst sein dürfe, daß die Segenspendung unrein lebender Geistlicher nutzlos sei, daß man gegen die Exkommunikation an den Papst appellieren könne. Ferner beanstandete Gerson einige Übertreibungen der neuen Lehre Husens, die gegen den Papst, die römische Kirche und die simonistischen Geistlichen gerichtet waren, so auch die Ansichten der Prager vom Zehnten. Er verurteilt die Hus'sche Begründung der kirchlichen Autorität mit der imitatio Christi, ferner die Behauptung, daß jeder, der nach den Geboten Christi lebt, ein Recht zur Mission hätte. — Auch die Sittenlehre Husens findet vor ihm keine Gnade: als irrtümlich wird verurteilt der Satz, daß jede Tat, die außerhalb der Liebe erfolgt, eine Sünde sei. — Die Pariser, also nicht etwa die Kurialisten, haben entschieden erklärt, die Bekenner der eben aufgezählten, von Gerson beanstandeten Grundsätze seien Ketzer, sie mögen verdammt und bestraft werden, auch das in ihrem Streben enthaltene Gute sei schädlich, da Hus nicht Maß halte.

Waren selbst die reformerischen Leiter des Konzils — Gerson war ein Schüler d'Aillys — gegen die Prager Reformversuche so gestimmt, so war der Erfolg des Hus mit seinem erhofften Verhör durch das Konzil leicht vorauszusehen. Die mit der Führung des Prozesses gegen Hus betraute Kommission nahm zunächst die Untersuchung vor. Offenbar zur Vereinfachung des Vorgehens hat sie von Hus zunächst eine Äußerung über die 45 Thesen Wiklefs verlangt. — Bekennt sich Hus zu dem bereits verurteilten Wiklef, so ist weiteres Fragen und Untersuchen fast überflüssig. Husens äußere Lage war schwieriger als die innere. Er ist ja der Einladung des Herrschers gefolgt, um hier die Unschuld seiner selbst und des hauptsächlich von ihm erregten Landes und Volkes zu erweisen, er erbat und erhielt, wie bereits erwähnt, von der entsprechenden Landesbehörde ein amtliches freisprechendes Zeugnis. Vor einem Jahre hat er sich, wie die Postille zeugt, bereit erklärt, für seine Lehre, die sich seit dem Ablaßstreit vorzüglich aus Wiklefs letzten rückhaltlosesten Schriften nährte, freudig zu sterben. War es, was er damals damit meinte, die Lehre seiner Schriften von der Kirche und der Streitschriften gegen seine Landsleute oder die des zweiten Wiklefschen Turniers: jetzt galt es, dieser Lehre, die unterdessen in Wiklefs Fassung amtlich verurteilt worden ist, zum Siege zu verhelfen oder sie zu verleugnen. — Keines war gut möglich, auch für seine Person nicht, noch weniger angesichts seiner Freunde in Prag und am Lande, die seitdem in dem von ihm begonnenen Werke gar über ihn hinaus weiter fortgeschritten waren. Der Reformator war

an dem toten Punkt angelangt und hatte keinen rettenden Gedanken. Aus seinen Konstanzer Briefen ist ersichtlich, daß ihn auch die eschatologische Stimmung nicht ganz verlassen hatte, aber als wäre sie blaß geworden! So haben wir denn, wie es mir scheint, nur einen Faden, der uns hilft, in diesem Labyrinth seiner Gedanken und Aussprüche einen Ausweg zum Verständnis und zur Erklärung der Haltung des Gefangenen zu finden. Es ist eine Äußerung in seiner Postille. Er sagt darin einmal, er wisse es nicht, wann die Stunde kommt, in der er seine Zeugenschaft des Blutes werde leisten müssen. Während der Untersuchung war er bestrebt, im einheitlichen Interesse aller ihm naheliegenden Instanzen, jene Stunde möglichst hinauszuschieben. Der natürliche Hang zum Leben hat wohl das Seine zu solchem Verhalten beigetragen. Trotzdem überrascht uns einigermaßen seine Stellung zu den 45 Artikeln, die, wie erwähnt, im Vorjahr in Rom verurteilt worden waren. Er hat sie jetzt, den einen nach dem anderen einfach oder mit kleiner Reserve verleugnet, nur bei wenigen hat er auch einen guten Sinn erkennen wollen. Am meisten überrascht die indirekte Zurücknahme der Sätze, die er im zweiten Wiklefschen Turnier verteidigt hatte. Es sind Sätze wie der Artikel 16: „daß die weltlichen Herren das Recht haben, dem unwürdigen Klerus den Besitz zu nehmen"; diesen Satz läßt er jetzt eine offene Frage bleiben, vielleicht — so meint er jetzt — könnte der Satz einen guten Sinn haben. Den Artikel über den Zehnten, auch in dessen erster Hälfte, daß er ein Almosen sei, verwirft er. Die zweite Hälfte, daß die Eingepfarrten dem sündhaften Prälaten den Zehnten nehmen können, hält er nicht aufrecht. Die Predigt ohne Erlaubnis der Obrigkeit ist nur im Falle der Not erlaubt. Die rechtlichen Folgen der Todsünde für das kirchliche Amt erscheinen wie beseitigt, der in ihr befindliche Würdenträger ist es wohl nicht digne, aber bleibt secundum officium doch im Amte. Wir werden uns demnach über den Schluß nicht wundern: einem zusammenfassenden Urteile über die 45 Artikel, wie man solches von ihm und seinen Freunden auch früher des öfteren verlangt hatte, weicht er auch jetzt aus. Er verweist die Untersuchung auf die sich aus den Einzelbemerkungen von sich ergebende Summe[49]). Die Anfrage über die 45 Sätze wurde seitens der Prozeßführung wiederholt, über jeden Satz sprach er sich aus, fügte dann aber hinzu: er unterwerfe sich der Bestimmung der Kirche. Die zweite Antwort ist uns leider nicht erhalten. Beide Antworten erscheinen wie eine stille Rücknahme der prinzipiellen Gründe des Kampfes der letzten Jahre, vornehmlich gegen den Ablaß und der daran anknüpfenden Kämpfe über die Kirche und den Papst. Husens Briefe bestätigen diese Erklärung. Er will im schwebenden Prozeß nicht unterliegen.

Nun folgte die Untersuchung nach den eingereichten Klagen, und zwar zunächst das Verhör der Zeugen aus Prag und aus Kon-

[49]) Die Antwort über die Wiklifschen Sätze hat Sedlák aufgefunden und veröffentlicht; sie wirkt nach all dem, was wir eben ausgeführt haben, fast verwirrend.

stanz. Eine der Hauptanklagen, er hätte die Remanenz gelehrt, lehnte er wiederholt mit voller Entschiedenheit ab. Über andere Einzelheiten des Zeugenverhörs gab er Erklärungen im Sinne eines falsch Beschuldigten ab. — Dann gelangte man aber zu den Auszügen aus seinen Schriften der letzten Zeit, besonders aus der Schrift De ecclesia, wo solche Verteidigung unmöglich war. Bei seinem Verhör suchte Hus auch hier einen Ausweg, er berief sich auf den richtigen Zusammenhang in den betreffenden Schriften, der den Sinn der angeklagten Punkte ändere, oder er sagte über den Excerptor: Transposuit, nämlich die Worte; oder er fügte einige Worte zur Erklärung hinzu, ein andermal leugnet er die Richtigkeit der Anklage; betreffs der Heilslehre und der Sittenlehre beruft er sich auf Augustin. Die für Hus entscheidende Frage war jedoch die vom Papsttume. Hier hält Hus seine historische Ableitung der päpstlichen Macht vom kaiserlichen Geschenk aufrecht, will aber damit den Glauben, daß die päpstliche Würde von Christo stamme, nicht verurteilen. Er kämpft nicht gegen die Institutio, sondern gegen die Persona. Er selbst habe sich wohl dem Papste widersetzt, aber dasselbe taten doch auch die Kardinäle gegenüber Gregor XII., ferner habe er ja appelliert. Inwiefern er dem Papste die dignitas ministralis nicht gänzlich ableugne, so sei jedesmal der Grund hierfür die Beurteilung des Papstes, dessen bona vita. Die Norm für die Pflicht des Gehorsams gegen den Papst sei das Evangelium, einem Befehl von ihm, der gegen Gottes Willen sich richtet, darf man nicht folgen. — Schwierig war auch die Frage vom Antichrist. Er will hier unter Antichrist, wie in der Schrift De ecclesia, den schlechten Klerus verstanden haben, aber seine dabei gefällten Äußerungen über das päpstliche Schisma, über der Päpste Stolz und Geiz, über die Verteidigung des Bösen seitens des Klerus schwächen seine Ansicht in der Frage bedeutend ab. Desgleichen ist auch seine Stellung zum Ablaß. Er sagt jetzt, es sei Simonie, die Gnade zu verkaufen, er ist also nur für Ablaß ohne Geldforderung. Er sei jedoch gegen die Bulle Johanns auch deshalb aufgetreten, weil der Ablaßkommissär Tiem inkorrekt vorgegangen sei, und zwar nach einer falschen Instruktion; einst habe ja der Kläger Páleč selbst „contra illas desordinationes“ gepredigt. Er schließt mit der Erklärung, es sei nicht wahr, daß er den Pragern vor seiner Abreise geraten hätte, bei Wiklefs De ecclesia zu bleiben, er habe ihnen geraten, sie mögen bei Christo bleiben, den er ihnen wahrhaftig und nicht so, wie Zeugen behaupten, verkündet habe.

Man kann nicht bestreiten, daß diese Behauptung ernst und aufrichtig gemeint war, und so hätte Hus auch diesmal, das drittemal, Wiklef, als in irgendeinem Sinne seine Autorität, öffentlich und amtlich von sich gewiesen. Seine Autorität, an der er gemessen werden will, ist und bleibt Christus. Wollen wir es ihm in dem Sinne glauben, daß er diese Lehren auch ohne Wiklefs Beistand behauptete, das Benützen der Worte Wiklefs bedeutet nicht das Gegenteil, nämlich, daß er sie ohne Wiklef auch nicht gehalten hätte. Aber den

bereits verurteilten Wiklef will er in gewichtigen Punkten nicht verurteilen, und dem Urteil der Kirche hielt er das Evangelium entgegen und dies war bei allen Konzessionen, zu denen er bereit war, eine Auflehnung gegen das Konzil, zu dem er gekommen war in Anerkennung seiner Oberhoheit. Dies sprach im gegebenen Moment entscheidend gegen ihn. Alles hing jetzt von den öffentlichen Verhören ab, um die er so lange und so eindringlich verhandelt und gebeten hatte, und die nunmehr den Prozeß abschließen sollten.

IV. Teil.

I.

Während der Prozeß gegen Hus ganz Böhmen in Atem hielt, war der von Hus angegriffene Papst vors Gericht gezogen worden. Die Konziliaristen machten es mit ihrem Supremat ernst. Johannes XXIII., der einst durch seine Ablaßbulle die große Bewegung in Böhmen verursacht hatte, war in Konstanz gegen Hus nicht allzustreng, und die päpstliche Angelegenheit war im ganzen von der Husischen unabhängig. Auch die unerhört schimpfliche Anklage gegen den Papst war mit der böhmischen Angelegenheit prozessuell nicht verbunden. Und doch, welchen zeitgeschichtlichen Hintergrund erhält Husens Kampf gegen das Papsttum durch das unmittelbar vor seiner Verurteilung vom Konzil selbst am Papst und dadurch auch am Papsttum vollzogene Verdikt! Wie leicht konnte dadurch auch der durch das Schisma selbst unberührte Christkatholik am Papsttum wankend werden! Bekanntlich versuchte der Papst durch Flucht sich zu retten. Dadurch erhielt Siegmund die Möglichkeit, Hus zu befreien; er bekam die Schlüssel vom Gefängnis Husens, aber er beeilte sich nicht, dem Verhafteten die ihm einst versprochene Freiheit zurückzugeben. Es möge nicht unerwähnt bleiben, daß die Schlüssel jetzt in die Hände des Erzbischofs von Riga, Wallenrod, gelangten. Es erscheint fast wie eine Rache des Schicksals: Hus hatte vor 5 Jahren dem König Vladislav zu seinem Sieg über den Deutschen Orden (bei Tannenberg) seine Glückwünsche dargebracht, nun wurde der Gefangene unter die Wache des Erzbischofs des Ordensstaates gestellt!

Der Kaiser setzte sich dafür ein, daß dem Angeklagten das von ihm so sehnsüchtig erwartete öffentliche Verhör bewilligt werde. Es sollte sich zu einer großen Enttäuschung für Hus gestalten. Hatte sich doch Hus zum Auftreten vor dem Angesicht der Väter sorgfältigst vorbereitet; angesichts der durch die Verfassung der Kirche trostlos gewordenen Lage der Christenheit hat er darlegen wollen, daß zur Regierung der Kirche das Gesetz Christi an sich ausreiche. Gewohnt an rednerische Erfolge, hoffte er von diesen Audienzen auch für die Gesamtheit, darunter für sein Volk, das Beste. Statt dessen wurden an ihn an der Hand der Anklagepunkte nur vorschriftsgemäße Fragen gestellt, wobei nach dem uns einzig zugekommenen Bericht seines jungen Anhängers, des Baccalaureus Peter von Mladenovic, von seiten der Konzilväter nur allzuhäufig

erregte Zwischenrufe, ja gar Beschimpfungen des Angeklagten vernehmbar waren. Beim zweiten Verhör ließ sich der nominalistisch orientierte Vorsitzende des Konzils die Gelegenheit nicht nehmen, die ihm gegnerische, die realistische Philosophie, also die Husische, in der Transsubstantionslehre in Unrecht zu setzen, aber in Hus fand er einen schlagfertigen Kampfgenossen. Hin und her gezerrt in dieser allerwichtigsten eucharistischen Frage, wurde ihm doch von einzelnen Vätern zugestanden, nachdem er das rechtgläubige Bekenntnis darüber abgelegt hatte, daß er frei der ihm zugeschriebenen Schuld sei. Einige von den 45 Sätzen Wiklefs verteidigte er auch jetzt, aber seine Bitte, man solle den Ketzer nicht einfach verurteilen, sondern ihn „pulchre, pie, humiliter“ belehren, wie es Augustin getan, wurde nicht erhört, obwohl er Gelegenheit hatte, es einigemal vorzubringen. Es war auch seine Schlußbitte, sie war ebenso vergeblich. Das Beweismaterial wurde für genügend erklärt, auf daß er schuldig gesprochen werde. Zum Schluß stellte an ihn der Vorsitzende des Konzils die Aufforderung, die beanstandeten Sätze und Lehren zurückzunehmen, — und wie ihn der Kardinal des ferneren belehrte: er solle, ihre Irrtümlichkeit anerkennend, fortan das Gegenteil lehren. Hus blieb angesichts des so weitläufigen und so bunten Materials zunächst auf dem richtigen Standpunkt der quaestio facti und gab nicht zu, daß er die ihm zugemutete falsche Lehre verkündet hätte. Eine der leitenden Persönlichkeiten vertröstete ihn auf neue Formeln, die ihn der Notwendigkeit entheben dürften, wegen Lehren, die er nicht verkündet hätte, leiden zu müssen. Dies geschah nicht sogleich. — Sowohl nach dem zweiten, als auch nach dem letzten Verhör ermahnte der Kaiser Hus, dem Konzil zu gehorchen, da er nicht wünsche, einen Ketzer zu verteidigen, zum letzten Male äußerte er gar, daß man Hus nicht nach Böhmen zurücklassen sollte, wo er nur Unruhe stiften würde. Hus berichtete darüber nach Hause, daß ihn Siegmund früher verurteilt habe als das Konzil. Dieses war ernst bemüht, Hus die Möglichkeit zu geben, daß er, unbekümmert um die Vergangenheit, sein gegenwärtiges Empfinden einer kirchenrechtlichen Beurteilung vorlege, bzw. die vom Konzil als richtig erkannten Einwendungen gegen sein Verhalten an sich, d. h. ihrem Inhalt nach, anerkenne oder verwerte.

Das Gefängnis und die Verhöre erschöpften nicht das Maß der Leiden Husens in der Versammlung, während der es doch in der Stadt vielfach recht lustig zuging. Waren schon früher Wiklefs Lehren verurteilt worden, außer den 45 Artikeln noch 260, die die Universität Oxford eingesandt hatte, so folgte eine Woche nach Husens letztem öffentlichen Verhör die Verurteilung des in Prag inzwischen eingeführten Abendmahlkelchs [50]). Der Adel intervenierte zugunsten Husens bereits das drittemal mit dem gegen das Konzil

[50]) Daß Hus nicht der Urheber des Kelchgebrauchs sei, ist bekannt; die neuere Forschung (bes. seit Sedlák) geht den Ursprüngen dieser husitischen Neuerung mit großem Eifer nach. Zuletzt will Bartoš (a. a. O. S. 61) die Kelchbewegung mit den orientalischen Reisen des Hieronymus von Prag in Verbindung bringen.

gerichteten Vorwurf, man überhäufe Hus mit falschen Anklagen; er hatte aber nur geringen Erfolg. — Es folgte die letzte Revision der Klagepunkte, von 39 blieben nur 30. Verurteilt werden sollten nunmehr endgültig: Husens Lehre über die Kirche als Versammlung der Prädestinierten, über das Papsttum, über die Strafen der Kirche und ihre Wirksamkeit, dabei auch die Sätze, daß man die im Glauben Irrenden nicht der weltlichen Gewalt überliefern soll, daß man die 45 Artikel Wiklefs nicht zusammen, sondern einzeln der Prüfung unterwerfen sollte; berührt wurde auch eine christologische und eine ethische Frage, als letzte die dem Kaiser einleuchtendste: Niemand sei weltlicher oder geistlicher Herr, solange er sich in Todsünde befinde. — Am 18. Juni wurden diese Klagepunkte von der Kongregation bestätigt und Hus einige Tage später nochmals zur Äußerung vorgelegt: mit demselben Erfolg wie bisher. Nun wurden seine Schriften zur Verbrennung verurteilt. Seine eigenhändige Antwort auf die Aufforderung, sie zu verwerfen, sagt: Falsche Anschuldigungen könne er nicht mit Meineid des Widerrufes beseitigen; die Auszüge aus seinen Schriften würde er, soweit sie irrig seien, zurücknehmen; — alle widerrufen könne er nicht, um die Wahrheit und die Heiligen nicht zu verletzen, obwohl er jeden Irrtum gerne zurücknehme. — Man wollte ihm noch den Ausweg einer möglichen, irrtümlichen Abschwörung verrammeln, und am 5. Juli erschienen die Leiter des Konzils, d'Ailly selbst, Zabarella, weitere 6 Bischöfe, natürlich auch der von Riga, und auch der päpstliche Auditor in der Franziskanerzelle und stellten jetzt an Hus die Aufforderung, er möge die seinen Schriften entnommenen irrigen Artikel widerrufen, über die von ihm angezweifelten Zeugenaussagen aber erklären, er habe sie nie gehalten und nie verkündet; hätte er es getan, hätte er schlecht gehandelt, — denn er erkläre sie hiermit für irrtümlich und schwöre, daß er sie nicht halten und verkünden wolle[51]). — Der Erfolg war der nämliche wie früher. Hus hat nicht vermocht, seine Vergangenheit so einfach, wie es das Konzil gewollt, zu verurteilen, und zu Verhandlungen über die Klagepunkte war das Konzil nach den 3 Tage währenden Verhören nicht mehr geneigt. Von den alten Reminiszenzen taucht in den Briefen, die er in der Gefangenschaft geschrieben, auch der Gedanke auf, daß er mit Antichrist zu kämpfen habe (Br. 6. 19. 42), mit seinen geldgierigen Knechten (Br. 44), Verleumdern (Br. 11), mit Pracht und Heuchelei ausgestattet (Br. 97). Deutlicher ist Hinweis auf den Papst, der von seinen Schülern verurteilt worden ist (Br. 45); im vorletzten Brief wird der apokalyptische Name und Begriff mit Abscheu gegen das dem Antichrist huldigende Konzil im Sinne der Prager Freunde den Lesern vor die Augen

[51]) Kaspar behauptet (S. 54), dies sei „dieselbe Formel, die Hus selbst am 22. Juni angeboten hatte, so daß er sie ruhig hätte unterschreiben können.“ Indes lautet Husens Erklärung vom 22. Juni ... „ego ius iur abo, quod numquam illos errores attestatos predicavi, tenui et asserui, nec predicabo, nec tenebo, nec asseram“. Vgl. Novotný: M. Jana Husi Korespondence a Dokumenty Praze 1920, S. 293 Dies ist wohl nicht dasselbe, und Hus sagte es einzelnen Personen gegenüber, von denen er bemerkt: „Et statim resiliuns.“

geführt. Es fehlten in seinem schmerzlich bewegten Innern die eschatologischen Motive nicht, aber es fehlt uns das Mass, ihr Gewicht in jener Zeit abzuwägen.

Aber gewiss, sie waren nicht überwältigend, für seine Beharrlichkeit nicht ausschlaggebend. Manche Belehrung darüber finden wir auch in den erwähnten Briefen. Am häufigsten wird, und zwar einseitig betont, daß ihm sein Gewissen den Widerruf verbot; so in den Briefen an die Universität (Br. 50), ähnlich im letzten Brief, — vieles von dem, dessen man ihn anklagt, erkenne er gar nicht als sein. Aber, was schon darin mitenthalten war, das wiederholte er oft, er war mit Freude bereit, für die von ihm verkündeten Wahrheiten sein Leben hinzugeben.

In der letzten mündlichen Protestation hat er es im Konzil selbst wiederholt, daß er nicht seinen Freunden und der großen Menge seiner Zuhörer ein Ärgernis werden möchte. Es war nicht schwer, zu sehen, daß ein Widerruf der ganzen seit der Ablaßbulle in Fluß geratenen Reformbewegung unendlichen Schaden, wenn nicht gar ein schmachvolles Ende bereiten mußte. Überblickt man Husens gesamte Laufbahn, so ist man geneigt, seiner Sorge um das Gemeinwohl, bzw. das Reformwerk eher noch das größere Gewicht beizulegen. Waren diese beiden Gründe schon an sich ausreichend, die Vergangenheit nicht einfach zu verleugnen, so mußte im selben Sinne die höchst traurige Aussicht mitwirken, die Sigmunds Worte eröffneten: fern von seiner Heimat in einem Klostergefängnis dahinzuwelken und zu siechen, ihm, der doch jetzt im reifen Mannesalter mit all seinem Tun und Reden gerade das Wohl seines Volkes erstrebte. Dies mag es wohl gewesen sein, daß es ihm wie eine schon lange erwartete Offenbarung dessen erschien, daß er nunmehr sein Leben nicht zu schonen brauche. — Es dürfte nicht nur ein selbstverständliches Opfer, es könnte auch ein fruchtbares sein für das in der Heimat begonnene und auch in seiner Abwesenheit fortgesetzte und fortschreitende Unternehmen, dessen Umfang und Grenzen noch gar nicht klar dastanden. — Man versicherte ihn dessen, und er konnte nicht daran zweifeln.

War er sich dessen sicher, so konnten ihn nach der grausamen Gefangenschaft die Flammen, die ihn am kommenden Tage verzehren sollten, nicht wahrhaft schmerzen. Wohl versuchte er noch bei der feierlichen Verurteilung einigemal und durchaus nicht verzagt, sein Wort vernehmen zu lassen. Er lächelte, als er auf dem Wege zum Scheiterhaufen seine Werke verbrennen sah, — und er ging in den Tod mit Gebet für seine Feinde. Dieser Gang, wie der seines Freundes und Arbeitsgenossen bei dem ein Jahr später aus denselben Gründen ihm verkündeten und auch vollzogenen Todesurteil, sie beide wurden bereits von einigen Augenzeugen als hehre Beispiele christlicher Heilsbewährung und Tugend gepriesen. — Begreiflicherweise nicht so einmütig ist das Urteil bei der Wertung der Sache, für die Hus so freudig und hochherzig in den Tod ging. Die Gegen-

sätze darin waren schon im Konzil durch längere Erörterungen und Erwägungen klar und fest hervorgetreten; das Althergebrachte vom Konzil, der Versammlung der gesamten Christenheit, wie es sich stolz nannte, gestützt auf jahrhundertelange Arbeit der Kirche und dadurch geschaffene Rechtskontinuität, wie auch lebendige Gesinnungsgemeinschaft, sie wurden einmütig behauptet gegen den gelehrten, mutigen, aber in seinem Vorhaben nicht ganz gewissen und in seinem Innern selbst nicht genügend klaren Reformer. Deshalb vor allem bestätigte das Konzil das Verhalten der Päpste, die die durch Hus geleitete Armuts- und Reformbewegung bereits vor dem Konzil verurteilten. War schon der Kelch abgelehnt worden, so war die Beseitigung der Hierarchie und die damit verbundene Säkularisation, die aus den Wiklef-Hus'schen Thesen zu folgen schien, für die Versammlung einfach undiskutierbar.

Fragt man ferner: War es zu erwarten, daß mit diesem Werturteil von seiten des Konzils im Konkreten das Ziel, welches Siegmund mit dem Vorladen des Hus erreichen wollte, erreicht wurde? Schon die Petitionen oder Briefe des böhmischen Adels ließen einen Mißerfolg der ganzen Aktion ahnen. Man nehme nun dazu, daß die Nachahmung Christi, die Husens Schritte in den letzten Zeiten vielfach in ihm bewußter Weise leistete, nunmehr durch seinen Tod und die Art des Todes eine herrliche Krönung gefunden, und man begreift es leicht, daß die Entscheidung des Konzils keine erfolgreiche war. Die Unruhen in Böhmen wurden nicht gestillt, sie nahmen zu. — Herrschte auch in Prag bereits darin, was Hus und seine Freunde anstrebten, keine Einmütigkeit, so gab es nun darüber keinen Zwiespalt, daß man den Toten nicht verleugnen dürfe. Dann kam das Zweite, den Hauptschuldigen an der Ermordung, den wortbrüchigen Kaiser, dürfe man nicht als König des Landes anerkennen. So setzt seinem Tode ein. Ein flüchtiger Blick auf diese gehört danach mit zu unserer Aufgabe.

II.

Zunächst meldete sich zur Verteidigung des in Husens Tode verletzten Gesetzes Gottes der Adel und schloß sich zum Bund zusammen: der entgegengesetzte römische Bund kam gegen ihn höchstens mit Hilfe des unschlüssigen Königs einigermaßen auf. Dann folgte die Stadt Prag, in deren Kirchen der Kelch ein Wahrzeichen des Widerstandes gegen das Konzil bedeutete. Dazu gesellte sich die Autorität der Universität als der durch die Tradition legitimierten geistigen Leiterin einer im ganzen und in den Teilen noch nicht ganz klaren Reformbewegung, die, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, in eine rechts und eine links gerichtete Unterströmung wohl schon seit langem gespalten war[52]). Die Klärung der noch

[52]) Neuestens sucht auch Pekár in seinem „Žižka" die radikale Strömung von Hus unabhängig zu erklären; ob mit Recht, ist mir zweifelhaft. Soviel mag wahr sein, daß die Unzufriedenheit im Volke auch von auswärts, d. h. außerhalb der čechischen Öffentlichkeit verbreitet und seit Husens Tode in wirksamer Weise genährt wurde.

offen gelassenen Fragen nährte die allgemeine Aufregung, die dann, durch die Kriegsbotschaft des Papstes und des Kaisers und die unreifen Maßnahmen des Königs noch gesteigert, mannigfaltige Stürme weckte. Der Fenstersturz der neuernannten Stadträte, des Königs Tod und der Kriegsmarsch Siegmunds als des Erben des Königstums, — sie entflammten die Gemüter aufs höchste, die sich über die nächsten Ziele und Aufgaben bekämpfenden Anhänger des Verbrannten, die Husiten wurden zur Einigung eindringlich gemahnt. Als eine Frucht der in der höchsten Aufregung zu ruhigen und nüchternen Erwägungen nicht unfähigen Geister ergab sich die Abfassung der bekannten, viel genannten 4 Artikel der Husiten. — Haucks abfälliges Urteil über sie, über diese Frucht der böhmischen Reform, fordert zu einer flüchtigen historischen Betrachtung auf. Schon die rein einheimische Bewegung, wie wir sie aus der Novionschen Disputation kennen, hat viel mehr gefordert (wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß sich Novion in seiner Widerlegung nicht auf die Prager Anschauungen und Bestrebungen beschränkt). Wie weit die Bewegung in den Jahren 1412—1414 gelangt war, haben wir ausführlich gezeigt. Zur gerechten Würdigung der vier Artikel soll uns ein Vergleich mit der Reformation des 16. Jahrh. führen.

Wollen wir zugeben, daß sowohl Hus, als auch Wiklef nicht über die Geistesmacht verfügten wie Luther oder Zwingli! Aber beim Erwägen aller Umstände ist doch auch das Ergebnis der Husschen nicht gering einzuschätzen. Luther hatte mehr Glück, für seine Sicherheit sorgten vor wie nach Worms' unsichtbare Hände. Freilich ließ er die äußere Sicherheit beiseite, sobald er sein Werk in Gefahr sah; aber bis zum Ende war eine äußere Macht da, auf die er sich stützen konnte. Zwingli konnte die Errungenschaften Luthers aufnehmen, und nach seinen vielsagenden Schlußreden hatte er noch sechs Jahre, um an dem Begonnenen zu bauen. Wie weit noch Hus gekommen wäre, ist nicht zu ersehen, aber der letzte seiner vom Konzil verurteilten 30 Artikel ist radikal-umwälzend und erst recht in der Form des nachherigen letzten Artikels der 4 husitischen Punkte. Die Säkularisation (Art. 3), die Redefreiheit (Art. 1), sie sind wohl mehr kirchenrechtlicher Natur, aber sie waren nur Grundsätze, an die sich eine Verfassungsreform in entschiedener Weise hätte anschließen können. Der Kelch konnte eine Liturgieform nach sich ziehen, die dem Recht der Muttersprache zugute kommen konnte. Daraus, das Hus in Konstanz in Defensive kam, folgt nicht, daß er selbst in Böhmen nicht die Flügel seiner Reform ausgebreitet hätte: es wäre freilich darauf angekommen, was Aussicht hatte, befolgt zu werden. Jedenfalls hat er und haben seine Schüler nicht vergebens, ohne Erfolg, gekämpft. In dem literarischen Schaffen, besonders in den Kämpfen, fehlte Hus die Muße, alles, was nötig und möglich war, vorauszudenken, deshalb nahm er den Engländer zur Hilfe, aber es sollte, wie er sagte, nicht dessen Wort, sondern das Wort Jesu, bzw. sein Gesetz die Norm bleiben. Es bleibt ein Rätsel,

warum er sich bis ins Stilisieren wörtlich an Wiklef hält[53]). Benutzte Hus vielleicht die Wiklefschen Werke als Unterlage bei seinen literarischen Arbeiten? Für seine Fortsetzer ist Hus nicht verantwortlich, aber es ist außer Zweifel, daß er ruhiger und besonnener gewirkt hätte als die Linken und entschiedener als die Rechten. All das, was ferner gebildet werden mußte, reichte aus, auf daß man Rom trotzen könne. Daß sich die 4 Artikel (den Kelch abgerechnet) von Hus ableiten lassen[54]), ist nie bezweifelt worden, — der äußere Vorgang bei der Abfassung ist nicht genügend klar. Schon bei ihrer Abfassung wurden sie in den zwei herrschenden Parteien verschieden aufgefaßt und gewertet, nachdem ist es nicht anders geworden. Je mehr der Krieg die Leidenschaften entfesselte, um so mehr entfernten sich die beiden husitischen Parteien voneinander, aber stets verband sie der einigende Gedanke, der auch für Hus so sehr maßgebend gewesen: der nationale, der politische, der Gedanke, daß sie mit dem begonnenen, gottgewollten Werke trotz vieler von auswärts ihnen bezeigten Sympathie einsam dastehen in der christlichen Welt, soweit sie erreichbar schien, und daß das christliche Volk, für dessen zeitliches und ewiges Wohl sie kämpfen, ihr eigenes sei. Als ein Siegel dieser Gedanken und Bemühungen galt noch das Losungswort, das gleichfalls als Husens Tod rächend, auf den Schauplätzen des Krieges schallte: gegen den Eidbrecher Siegmund. — Schon seit langem verursachte dem Historiker Schwierigkeiten der Umstand, daß die als echte Jünger Husens auftretenden Taboriten seine Abendmahlslehre verließen, auch sonst in zahlreichen Einzelheiten zu der römischen Kirche in brennenden Gegensatz traten, wodurch sie die Gemäßigten von sich stießen und sie zu Versuchen einer Aussöhnung mit Rom nötigten. Man nimmt hier schon seit langem und auch in neuester Zeit neben der Wiklefschen Autorität waldensische Einflüsse zur Erklärung: zu beachten ist dabei, daß die sog. Taboriten sich einer Abweichung von Hus nicht bewußt geworden sind oder wenigstens eine solche nicht anerkannten. — Der Gewalt der vereinigten Gegner trotzten die Gotteskämpfer mit schlagendem Erfolg (Taus-Domažlice 1431). Sie wurden dann zu dem neuen, 1431 nach Basel einberufenen Konzil geladen. Vestigia terrebant! Sie gingen hin, wie zum Besuch. Das dem Hus verweigerte Disputieren wurde ihnen bewilligt. Einmütig verfochten in Basel die Vertreter der beiden husitischen Parteien die 4 Artikel, einer der Redner meinte sogar, ihr Bekennen sei zum Heil notwendig. Aber man ließ sie nicht so leicht los. Die Basler Reparatur an dem Reformationsprogramm, die sog. Kompaktaten, befriedigten nur die Kriegsmüden. Sie besiegten zwei Jahre später die Taboriten in einer vernichtenden Schlacht, und noch zwei Jahre später konnte endlich Siegmund zu kurzer Herrschaft in Prag ein-

[53]) Bartoš will die Beispiele anderer mittelalterlicher Schriftsteller zur Erklärung herbeiziehen, doch sind die von ihm angeführten Beispiele zu diesem Zwecke nicht ausreichend.

[54]) Sedlák verweist darauf, wie sie in dem zweiten Wiklefturnier enthalten sind.

ziehen. Er versöhnte sich mit den beiden Parteien und gestattete mehr, als Rom, für dessen Interessen er eintrat, gewähren konnte und wollte. Der Tod arbeitete gegen den endlich Gekrönten und gegen sein Werk, und bald danach fanden sich die einst von Siegmund ebenfalls bedrohten und gemäßigten Husiten als die Herren der Situation und nicht viel später auch als die des Landes. In den 24 Kuttenberger Artikeln v. J. 1441, als in den Prinzipien der Organisation der Kalixtinerkirche, war das Antirömisch-reformatorische der husitischen Bewegung fast völlig beseitigt, nur die Erinnerung an Hus und der Kelch wachten auf der Grenze gegen Rom, daß sie nicht verschwinde. Die zusammengeschrumpften Taboriten wollten nicht darauf eingehen, erlitten aber bei wiederholter Besprechung der herrschenden Differenzen eine volle Niederlage, nach der am Schlachtfelde nun auch eine geistige, und die so siegreich alleingebliebene in Böhmen herrschende Kirche der Gemäßigten, hoffend auf ein Versprechen des Konzils, steuerte einer Versöhnung mit Rom erwartungsvoll entgegen. Einer aus ihrer Mitte wurde sogar — bald darauf — der Herrscher, König des Landes[55]).

Aber das Konzil hatte abgewirtschaftet und dem, der es besiegte, dem Papst, war eine Landeskirche mit dem Schutzpatron Hus ein Greuel, einer dem Konzil abgerungenen Konzession des Kelches war er Feind und so begann der Kampf, nunmehr nicht als Volkskampf, sondern als ein regelrechter, durch Diplomatie geförderter Krieg von neuem. Der neue husitische König einte das Land Husens in seinem Namen, — und doch fast völlig im Geiste Roms, auf dessen Zustimmung vergebens harrend, aber auch seinerseits nicht nachgebend. War das wahrlich der Geist Husens, der nun das Land beherrschte? War das so eingeführte Gesetz das Gesetz Gottes, für welches des Meisters Blut geflossen? Der geistige Urheber der neuen Ordnung, nunmehr ihr Hüter und Leiter, der husitische Erzbischof des Landes Böhmen, Ján Rokycana, gab selbst eine verneinende Antwort darauf, gab sie in beredter und überzeugender Weise, feierlich und öffentlich in seinen Predigten zu Prag, nicht nur im allgemeinen, sondern in reicher Darlegung, nicht nur einmal, sondern allzuoft. — Das Negative, der Gegensatz zu Rom, und das Äußerliche, der Kelch, es war ja in jener Zeit eine gewaltige Trophäe, aber es war nicht das, weshalb Hus hauptsächlich seine Stimme erhoben und weshalb seine Verehrer das Leben einsetzten. Des Erzbischofs Klagen über den Niedergang des Glaubens im Lande der Reform Husens auch nach so vielen Kriegen fanden Widerhall, wie einst Hus klagte auch er über den Geist der Geistlichkeit; seine folgsamen Hörer suchten nach neueren, besseren Führern, neuen Geistlichen, neuen Priestern, und der, den sie als den weisesten fanden, Chelčický, der meldete ihnen: der Kampf war nötig, aber die Waffen waren verfehlt, nicht Gewalt, sondern Ergebung, auch dem Bösen gegenüber, sei des Christen

[55]) Das neueste Werk über die Poděbradsche Zeit ist von M. Urbánek: České dějiny III. Věk poděbradský.

einzige Waffe. — Nicht um zu kämpfen, sondern um sich einem Christentum hingeben zu können, sammelten sich meist aus den Niedergerungenen, den Taboriten, die Reste, die in der siegreichen Landeskirche nicht untergehen wollten; der König und seine Ratgeber gewährten ihnen selbst Zuflucht und Schutz, in der Meinung, daß sie nur sich sammeln wollen und sollen.

Dieser reformatorische Nebentrieb, der sich auf Hus berief, ergänzte seit der Mitte des Jahrhunderts allmählich, in unvollkommener Weise, die nur mühselig lebende, offizielle, utraquistische Landeskirche. Anfangs wegen Störung der Einheit der offiziellen, husitisch-antirömischen Gemeinschaft vergebens verfolgt, findet er allmählich Anhang, wachsenden Anklang, Verteidigung und Baumeister. Obwohl in dem berühmten Landesfrieden zwischen Rom und der Husitenkirche von 1485 als Unität der Brüder nicht aufgenommen, behauptete diese Gemeinschaft sich in wiederholten Verfolgungen mit Berufung auf Wiklef und Hus und bot den beiden unter sich rechtlich versöhnten Gegnern, Rom und den herrschenden Husiten, mutig die Spitze bis ins 16. Jhdt. hinein[56]).

III.

Beim Auftreten Luthers stand diese husitische Nachreformation, die Unität, die sich die wahre husitische nannte, als eine selbstbewußte, ihrem Ursprunge und Zielen nach selbständige religiöse Schöpfung da, sie nahm Anteil an seiner Begrüßung, ohne im Luthertum aufgehen zu wollen. Trotz der in derselben Zeit gegenüber der römischgesinnten Herrscherfamilie erzielten Einheit in der Böhmischen Konfession (1575), kristallisierten sich allmählich auch in Böhmen zwei reformatorische Kirchen aus, die am Anfange des 17. Jhdts. den Majestätsbrief (volle Religionsfreiheit) erlangen und sich zu einer rechtlichen Gemeinschaft gegen äußere Gefahren verbanden, ohne gänzlich zu verschmelzen[57]). In beiden Lagern galt Hus als Stifter, sein Name und sein Werk gleich geehrt, wenn auch nach zwei reformatorischen, damals eben feindlich sich begegnenden auswärtigen Hauptzentren, Wittenberg und Genf, orientiert. Dies war mit schuld an der Katastrophe der böhmischen Reformation am Weißen Berge 1620. Die Reaktion verschlang den größeren Teil

---

[56]) Das bedeutende Werk des Historiographen der Unität Josef Müller, Geschichte der böhmischen Brüder, Herrnhut 1923—1931, liegt nunmehr in drei Bänden vollendet vor. Es ist eine reife Frucht der ernsten Lebensarbeit eines tüchtigen Kirchenhistorikers.

[57]) Den Utraquisten späterer Zeit, besonders seit Luthers Auftreten, widmet eine ausführliche Arbeit Ferd. Hrejsa: Česká Konfese, její vznik, podstata a dějiny, Praha 1912. Nach Skalskýs Vorgang nimmt er sich der, von der čechisch-nationalen Geschichtsschreibung stiefmütterlich behandelten Anhänger der deutschen Reformation an. Vgl. dazu auch meine Abhandlung: Comenius über den Unterschied in der Lehre der beiden führenden evangelischen Kirchen, Archiv pro badání o životě a spisech J. A. Komenského Nr. 6, Brünn 1925.

der zu Hause gebliebenen Anhänger des Hus, und als am Ende des 18. Jhdts. eine neue Aera, die sog. josefinische, eintrat, war der Name Hus im Lande noch nicht rechtlich rehabilitiert, um den noch immer vorhandenen Überresten seiner Anhänger seinen Namen von neuem leihen zu können. Mehr als ein Jahrhundert waren die Evangelischen Böhmens nach den westeuropäischen Bekenntnissen, evangelisch oder reformiert, lutherisch oder kalvinisch, kirchlich gruppiert. Der letzte große Krieg stürzte die Dynastie der Gegenreformation, — aber ihr Werk war nicht mehr ganz zu überwinden. Nach dem Friedensschlusse haben sich die Reste der Husiten im Lande unter dem Namen einer dem Äußeren nach čechischen kirchlichen Schöpfung, genannt die Böhmische Unität vereinigt, in welcher, ob sie nun rein husitisch war oder nicht, Husens Tat und Wort jedenfalls eine wahrere Verkörperung fand, als in jener anderen, čechoslovakische Kirche genannten, gleichzeitig ins Leben gerufenen, utraquistischen, halbrömischen, im Glauben aber radikalen, von Rom sich trennenden Gemeinschaft. Es ist deshalb historisch berechtigt, daß die Bildungsanstalt der Unität den Namen Husfakultät trägt, Undank seitens des Landes, daß sie nicht der durch Hus weltberühmt gewordenen Universität angegliedert ist. — Wenn man die Zahl der kirchlichen Gemeinden rechnet, so ist die Wirkung Husens heute wesentlich verringert, in Böhmen lebendig[58]): — die Zahl der freilich allzuverschiedenen Verehrer Husens ist jedoch nicht auf diese Gemeinschaften beschränkt.

Seit seinem Tode ist nun mehr als ein halbes Jahrtausend dahingeflossen, seine Fragen haben andere geweckt, und er ist zu Hause nicht, wie es lange Zeit schien, gescheitert, und sein Name wird geehrt auch jenseits des Ozeans bei allen, die die Befreiung von den Fesseln einer unbeschränkten, geistigen Gewalt als eine erlösende Tat betrachten, — denn diese Befreiung ist mit auch sein Werk.

Ist sie es auch für sein Volk? Wäre es nicht glücklicher, wenn die Bewegung des 15. Jhdts. nicht eine so arge Verwüstung des Landes und dann nach 200 Jahren die Katastrophe am Weißen Berge zur Folge gehabt hätte? Auf die Argumentation der das behauptenden Historiker kann ich hier nicht eingehen. Schon in den harten Kriegszeiten hat die fast ganz katholische Landeshauptstadt mit Aufrichtung eines Denkmals des Reformators geantwortet — und seit dieser Zeit hat in seinem Volke die Ehrfurcht gegen den großen Gestalter seiner Geschichte nur zugenommen. Man mag annehmen, daß ohne sein Dazwischentreten Böhmen nicht so viel Krieg und Verwüstung erlebt hätte — aber sicher behaupten kann es niemand. Wer sieht die Fäden oder gar das Bild einer Geschichte, die nicht geschehen ist?

Daß Böhmen das Andenken seines Lehrers über das Gesetz Christi und dies Gesetz selbst Jahrzehnte hindurch mit den Waffen

---

[58]) Eine Darstellung der neuesten Kirchengeschichte Böhmens in deutscher Sprache, freilich von deutsch-nationalem Standpunkt aus, in Loesches Geschichte des Protestantismus in Österreich, 3. Aufl.

in der Hand verteidigte und dann, als erstes Land, die Freiheit von einer immer hohler werdenden religiösen Macht mit zahllosen Opfern, aber mit gottergebener Beharrlichkeit der ganzen Welt gegenüber erkämpfte, zeigt, wieviel wahrer Glaube und wahre Hingebung und Begeisterung auch eines kleineren Volkes gegenüber den Größen der Welt vermag: die innere Kraft schöpfte er aus des Meisters Leben und Lehre, und nicht minder aus seinem sie befriedigendem Tod.

DIE ENTSTEHUNG UND ENTWICKLUNG DER STÄNDIGEN DIPLOMATISCHEN VERTRETUNG BRANDENBURG-PREUSSENS AM CARENHOFE BIS ZUM EINTRITT RUSSLANDS IN DIE REIHE DER EUROPÄISCHEN GROSSMÄCHTE.

Von

Josef Krusche.

Einleitung.

Die Geschichte der Diplomatie ist in ihrer formalen Seite von der Geschichtsschreibung entschieden vernachlässigt worden. Als erster und bisher einziger hat Otto Krauske in seinem Werke: Die Entstehung der ständigen Diplomatie vom 15. Jahrh. bis zu den Beschlüssen von 1815 und 1818 (Lpz. 1885) den Versuch gemacht, eine Gesamtdarstellung der geschichtlichen Entwicklung der Diplomatie und ihrer Einrichtungen zu geben. Infolge des umfangreichen Stoffes konnte er sich fast nur auf gedruckte Quellen stützen. Der spärlichen und nicht immer zuverlässigen Vorarbeiten wegen blieb seine Darstellung bisweilen lückenhaft, z. T. nicht von Fehlern frei. Das gilt namentlich von den auf Rußland bezüglichen Abschnitten, für die als einzige Vorarbeit die Schrift des Freiherrn Bernh. v. Köhne: Berlin, Moskau, St. Petersburg 1649—1763 (Bln. 1882) vorhanden ist. Ihr Verfasser, der Konservator d. Numismat. Abt. der Petersburger Eremitage, war kein historischer Fachmann im strengen Sinne, und seine Arbeit entspricht daher weder in der Forschungsweise noch in der Genauigkeit der Angaben den Anforderungen. Die Frage nach der Entstehung, Verbreitung und Entwicklung der ständigen Diplomatie ist daher vom geschichtlichen Standpunkt im einzelnen noch wenig geklärt, während es für die völkerrechtliche Stellung der Gesandtschaften zahlreiche Veröffentlichungen gibt. Diesem Mangel sucht jetzt der „Internationale Ausschuß für Geschichtswissenschaften“ abzuhelfen. Er hat auf seiner Genfer Tagung im Mai 1926 einen „Ausschuß zur Ausgabe von Listen der Gesandten aller Länder seit 1648“ eingesetzt und will damit eine schon vor nahezu fünfzig Jahren von Krauske (S. 5) gegebene Anregung verwirklichen. Diese Listen beschränken sich indessen nur auf den Namen und den Rang des Gesandten sowie die Zeitdauer seiner Tätigkeit an den einzelnen Höfen. Als ein darüber hinausgehender

Beitrag zur geschichtlichen Darstellung der Diplomatie unter formalgeschichtlichen Gesichtspunkten möchte die vorliegende Arbeit dienen.

I. Die politischen Grundlagen.

Die ersten gelegentlichen Gesandtschaften des Großen Kurfürsten an den Caren.

Geregelte diplomatische Beziehungen der westeuropäischen Mächte mit dem Großfürstentum Moskau beginnen ebenso wie diejenigen mit der Türkei erst spät. Der verhältnismäßig rege Verkehr Rußlands mit dem Westen gerät seit der Tatarenherrschaft ins Stocken. Rußland wendet sich politisch und kulturell immer mehr vom Westen ab. Von der Ostsee wurde es trotz wiederholter Versuche, sich dort festzusetzen, abgedrängt, und der katholische polnisch-litauische Block schob sich zwischen das orthodoxe Rußland und Westeuropa und hemmte die Berührung beider. Die räumliche Entfernung, die nur schwach entwickelten politischen und wirtschaftlichen Beziehungen, der religiöse Gegensatz und nicht zuletzt die Vorstellung, höher als die westeuropäischen Herrscher gestellt zu sein, in der sich die Großfürsten nach ihrer orientalischen Auffassung gefielen, ließen einen lebhafteren Verkehr mit dem Auslande nicht aufkommen. Die Verständnislosigkeit, der die zeremoniellen Forderungen einzelner russischer Gesandter im Westen begegneten, erhöhte diese Abneigung[1]). So stand Rußland außerhalb des europäischen Verkehrs und der europäischen Politik.

In Westeuropa waren es Handelsinteressen, die zuerst einzelne Mächte, namentlich nach der Entdeckung des Weißen Meeres durch Chancellor (1553) und nach der Gründung von Archangelsk (1584), aus der bisherigen Zurückhaltung gegenüber Rußland heraustreten ließen. Engländer, Holländer, Dänen und Hamburger knüpften über diesen einzigen russischen Hafen Handelsbeziehungen an. Ihnen folgten mit den nordischen und orientalischen Verwicklungen die ersten politischen Anknüpfungen. Schweden sah seine baltischen Besitzungen seit den Spätjahren Ivans IV. beständig von russischen Angriffsgelüsten bedroht, und Österreich war in seiner Entwicklung zur Donaumonarchie auf eine Verständigung mit Polen und dessen russischen Gegner bedacht[2]). Auf der anderen Seite kam Rußland, das seit der Zeit der Wirren auf Hilfe gegen seine polnischen oder schwedischen Gegner angewiesen war, solchen Bestrebungen entgegen. Um so mehr, als unter der Regierung von Aleksěj

---

[1]) Alex. Brückner, Russ. Diplomaten i. 17. Jahrh. In: Russ. Revue. 28. Bd. (1888) S. 38 f. u. Beitr. z. Kulturgesch. Rußlds. i. 17. Jahrh. Bln. Lpz. 1887 S. 113 ff. u. 169 ff.

[2]) Über d. erst. dipl. Vertretungen dieser Mächte s.: Krauske S. 129 u. 142. — H. Übersberger, Österr. u. Rußld. seit d. Ende d. 15. Jhrh. 1. Bd. 1488—1605. Wien Lpz. 1906. — A. Hasselblatt, Otto Ant. Pleyer, d. erste accredirte österr. Dipl. am russ. Hofe. 1692—1718. In: Russ. Revue. 7. Bd. (1875) S. 281 ff. u. 415 ff. — Mor. Posselt, D. General u. Admiral Frz. Lefort. Frkf. a. M. 1866. 1. Bd. S. 188 ff.

Michajlovič das Reich der Caren sich immer bereitwilliger europäischen Einflüssen eröffnete.

Während aber Rußland bei der Absendung von gelegentlichen Gesandtschaften blieb, versuchten die westlichen Staaten, ständige Vertreter am Carenhofe zu beglaubigen. Allein solche Versuche stießen in dem abseitigen, argwöhnischen Rußland auf hartnäckigen Widerstand. Sah man doch damals auch in Westeuropa in den ausländischen Gesandten nur „privilegierte Spione", „d'honnêtes espions", wie Friedr. d. Gr. sagte[3]). Erst unter Peter werden ständige diplomatische Vertreter eine selbstverständliche Erscheinung am Carenhofe, und von da an erscheinen ständige russische Gesandte an den europäischen Höfen wie auch an der Hohen Pforte[4]).

In die Zeit der Europäisierung Rußlands fällt auch der Aufstieg des brandenburgisch-preußischen Staates. Bis zum Beginne des 17. Jahrh. ein „halbsouveräner Kleinstaat" (Hintze), nahm Brandenburg, obwohl es durch die Erwerbung von Kleve, Mark und Ravensberg und durch die Belehnung mit Preußen fast über Nacht schon zu einem großen Lande geworden war, im Dreißigjährigen Kriege nur gezwungen und widerstrebend an der großen Politik teil. Erst unter dem Kurf. Friedr. Wilh. versuchte es, gestützt auf sein stehendes Heer, nach Möglichkeit eine europäische Rolle zu spielen. Damals unterhielt es in Warschau, Wien, im Haag, in London, Stockholm und Paris bereits ständige Vertreter. Das Bedürfnis zu einer solchen Vertretung in Rußland, oder auch nur zu einer gelegentlichen Gesandtschaft dorthin, hatte sich bisher nicht geltend gemacht, weil es trotz seiner Belehnung mit Preußen und seiner somit erworbenen Stellung am Baltischen Meere noch an Berührungspunkten fehlte[5]). Nur einmal, am 9./19. 3. 1605, hatte sich Hans Angeler als „Bote" des Großfürsten zu Kölln a. d. Spree eingefunden, um sich wegen der Vormundschaft für den blöden Preußenherzog zu erkundigen, welche der König von Polen dem Kurfürsten übertragen hatte[6]).

Wenn Rußland aber mit seiner ersten Sendung schon ein politisches Interesse an Brandenburg bekundete, so hatte der Richter

---

[3]) Polit. Testament v. 1768. In: Polit. Korresp. Fr.'s d. Gr. Ergänzungsbd. Hrsg. v. G. B. Volz. Bln. 1920 S. 216.

[4]) H. Übersberger, Rußlds. Orientpolit. i. d. letzt. zwei Jahrh. 1. Bd. Stuttg. 1913 S. 76 ff.

[5]) Fr. v. Martens (Recueil des Traités et Conventions conclus par la Russie avec les Puissances étrangères. 5. Bd. Ptsbg. 1880. Introduction S. XVIII f.) sucht d. Tatsache, daß seit d. Vertrage d. Hochmeisters d. Dtsch. Ritterord. mit d. Großf. v. Moskau (1517) bis z. Sendung Reyffs dipl. Beziehungen zw. Brdbg. u. Rußld. nicht nachzuweisen sind, mit Aktenverlusten z. Z. d. Wirren zu erklären. Aber auch i. d. preuß. Archiven fehlt jede Spur von solchen Beziehungen.

[6]) Conv. 2 C. Akten, bei denen das Arch. nicht angegeben ist, entstammen d. Geh. Staatsarch. Bln.-Dahlem. Ist nur das Conv. ohne d. Rep. angeführt, so gehören sie d. Rep. XI Rußland u. ist nur d. Fasc. angegeben, d. Rep. 247 II dieses Archivs an.

von Kranenburg, Henrich Reyff (Ryff), der 1649 als erster brandenburgischer Beauftragter nach Moskau ging[7]), lediglich eine einmalige wirtschaftliche Aufgabe zu erfüllen. Er sollte vom Caren für mehrere Jahre die Ausfuhrerlaubnis von Getreide aus dem Hafen Archangelsk erbitten, da in den kurfürstlichen Gebieten Getreideknappheit herrschte und die übrigen Länder ein Getreideausfuhrverbot erlassen hatten[8]). Vielleicht wollte der Kurfürst dabei die Holländer ausschalten, die den Getreidehandel mit Rußland in der Hand hatten. Während seines Aufenthaltes vom 7./17. 4.—22. 5./1. 6. 1650 konnte Reyff jedoch nur die Ausfuhrerlaubnis für 5000 Četvert zu je einem Rubel aus den staatlichen Magazinen erlangen. Man versicherte ihm, daß auch Rußland eine Mißernte gehabt hätte und der Car bereits von Dänemark, Schweden und Holland um das Gleiche ersucht worden wäre. Bei dem hohen Preise dürfte der Kurfürst von diesem Angebot kaum Gebrauch gemacht haben[9]).

Daß diese „Schickung“ — eine Gesandtschaft dürfen wir sie noch nicht nennen — keine vorübergehende Erscheinung in den Beziehungen zwischen Brandenburg und Rußland blieb, bewirkte der 4 Jahre später ausbrechende russisch-polnische Krieg. Dadurch wurde Rußland gezwungen, Rückhalt im Westen zu suchen und schickte an die westeuropäischen Mächte Boten mit Briefen, um einen westeuropäischen Schritt zugunsten Polens zu hintertreiben. Zu Kölln a. d. Spree erschien am 9./19. 7. 1654 Fedor Fedorovič Porošin und erwiderte gleichzeitig die Sendung Reyffs[10]).

Der russisch-polnische Krieg entwickelte sich zum ersten Nordischen Kriege, in den auch Schweden eingriff und in dem der Kurfürst als Herzog von Preußen gezwungen wurde, Stellung zu nehmen. Mit Schweden, das in vollem Vordringen in Polen war und Preußen als Operationsbasis benutzen wollte, zerschlugen sich die Verhandlungen. Der Kurfürst verblieb in einer schwankenden Neutralität, verhandelte nach allen Seiten und knüpfte auch mit Rußland politische Beziehungen an. Der Kampf um das „dominium maris baltici“ gab den Anlaß zur ersten brandenburgischen Gesandtschaft an den Caren. Die ursprüngliche Absicht, eine feierliche Gesandtschaft unter der Führung des preußischen Edelmannes Achaz v. Borck abzuschicken, um mit dem Caren ein Verteidigungsbündnis gegen Schweden abzuschließen oder wenigstens eine Friedensvermittlung zwischen Rußland und Schweden einzu-

[7]) Urk. u. Aktenstücke z. Gesch. d. Kurf. Fr. Wilh. v. Brdbg. VI. (B. Erdmannsdörffer, 1872) S. 700. (Künftig angeführt: U. A.) — Ferd. Hirsch, D. erst. Anknüpfungen zw. Brdbg. u. Rußld. unter d. Gr. Kurf. Wiss. Beil. z. Progr. d. Königsstädt. Realgymn. z. Bln. 1. Teil. Bln. 1885, S. 4 ff.

[8]) Acta Borussica. Getreidehandelspolitik. II. (1901) S. 534 u. I. (1896) S. 33 Anm. 3. — Rep. 9 Inn. Verw. G. 4 Fasc. 4 und 5.

[9]) 1 Četvert = 3,8 alte preuß. Scheffel = 209,902 Liter. (Hirsch I S. 6 Anm. 2 u. 4.) — 1 Scheffel Berlinisch Maß kostete 1648 i. Minden 32 Mgr. u. 1649 1 Tl. 6 Mgr. 5½ Pf. (Acta Bor., Getreidehdlspol. II S. 534).

[10]) U. A. VI S. 701 f. — D. Abschiedsaud. war am 15./25. 7.

leiten, gab der Kurfürst auf[11]), da er die Kosten einer feierlichen Gesandtschaft nicht umsonst aufs Spiel setzen wollte. Der Sekretär Lazarus Kittelmann erhielt daher den Auftrag, als „nicht formeller Abgesandter" die Absichten des Caren zu „sondieren". Doch die Nachrichten, die Kittelmann mitbrachte, zeigten, daß eine gemeinsame Grundlage für weitere diplomatische Verhandlungen nicht gegeben war. Rußland, das überhaupt einer Einmischung fremder Mächte widerstrebte, zeigte keine Neigung, mit Polen Frieden zu schließen und wollte den Kurfürsten nicht einmal als souveränen und gleichberechtigten Herrscher gelten lassen. Kittelmann mußte sich daher im Lager vor Wilna (20.—21. 9. 1655) eine verletzende Behandlungsweise gefallen lassen und konnte statt eines Schutzbündnisses gegen Schweden nur einen Schutzbrief für das Herzogtum Preußen erlangen[12]).

Die in diesem Kriege so häufig wechselnden Konstellationen der Mächte, denen sich der Kurfürst immer wieder anzupassen suchte, gaben bald neue Anknüpfungsmöglichkeiten. Zwischen Rußland und Schweden, den bisherigen Bundesgenossen gegen Polen, drohte es zum Bruche zu kommen, so daß der Car auf einen Waffenstillstand mit Polen bedacht war[13]). Nun war es Rußland, das Bundesgenossen suchte und Brandenburg durch den Abgesandten Danila Efimovič Myšeckij (8.—30. 5. 1656 in Königsberg) das vorher verschmähte Bündnis neu antragen ließ[14]), allerdings in dem Augenblick, als der Kurfürst unter dem Drucke Schwedens im Königsberger Vertrage (17. 1.) die schwedische Lehnshoheit über das Herzogtum Preußen und das bisher polnische Ermland anerkannt und 1500 Mann Hilfstruppen versprochen hatte. Außerdem wollte er sich vorläufig in keine weiteren Verpflichtungen einlassen[15]). Der Kurfürst konnte daher den russischen Bündnisantrag nicht annehmen, auch die Verhandlungen über einen Neutralitätsvertrag führten zu keinem Ergebnis. Andererseits wollte sich der Kurfürst unter diesen Umständen nicht Rußland zum Feinde machen und hatte schon vor der Ankunft Myšeckijs sich entschlossen, eine Gesandtschaft an den

---

11) Hirsch I S. 10.

12) Instrukt. u. Nebeninstrukt. f. K.: 9./19. 8. u. Schlußber.: Kgsbg., 25. 9./5. 10. U. A. VI S. 704 ff. — Für d. dipl. Beziehg. während d. erst. Nord. Krieges vgl. auch S. v. Pufendorf, De Reb. Gest. Frid. Wilh. Magni. Lpz. Bln. 1733. Alfr. v. Hedenström, D. Beziehg. zw. Rußld. u. Brdbg. während d. erst. nord. Krieges 1655—1660. Phil. Diss. Marbg. 1896. Emile Haumant, La Guerre du Nord 1655—1660. Paris 1893. Alb. Waddington, Le Grand Electeur Frédéric Guillaume d. Brandenbourg. 2 Bde. Paris 1905/08. G. V. Forsten, Brandenburg i Moskva 1688—1700. In: Žurnal Ministerstva Narodnago Prosvěščenija. 362. Bd. (1905) Nov. S. 61 ff.

13) Hedenström S. 18.

14) U. A. VIII (B. Erdmannsdörffer, 1884) S. 8 ff. — Hirsch I 16 ff. gibt fälschlich d. 2. 5. als Antrittsaud. an. — Vgl. Gust. Sommerfeld, D. Konflikt d. Frh. Jonas Kasimir z. Eulenburg mit d. preuß. Ständen vom Mai 1656, u. Eulenburgs Berichte über d. Gesandtschaftsreise z. Zaren Alexei nach Riga. In: Mitt. d. Lit. Ges. Masovia. 14. Heft. (1909) S. 10 ff.

15) J. G. Droysen, Gesch. d. Preuß. Politik. III 2 (² 1871) S. 246 ff.

Caren abzusenden, um Rußland von Polen zu trennen[16]). Jetzt versprach er Myšeckij, zur Fortsetzung der Verhandlungen einen Großgesandten, der zum Abschluß eines Vertrages berechtigt war, an den Caren zu schicken. Bedeutete der Bündnisantrag doch zugleich eine Anerkennung des Kurfürsten als gleichberechtigten Herrscher. Allerdings schien es fraglich, ob die Großgesandtschaft vom Caren angenommen werden würde. Denn wenn auch der Kurfürst in dem Marienburger Bündnis mit Schweden (25. 6. 1656) sich seine Stellung Rußland gegenüber vorbehalten hatte[17]), so kämpfte er doch bei Warschau (28.—30. 7.) auf Seiten Schwedens, der Feinde Rußlands, gegen Polen. Der Car aber hatte bereits am 27. 5. 1656 Schweden den Krieg erklärt und die Festungen Dünaburg und Kokenhusen überrannt, so daß ihm nur Riga noch den Weg nach Preußen verlegte. Doch versprach der Car dem Kriegskommissar Adam Schubert, der als Vorbote des Großgesandten Jonas Kasimir Frh. zu Eulenburg zum Caren geschickt worden war, den Freiherrn nach Gesandtenart anzunehmen[18]). Als nun aber Eulenburg am 8. 9. im Lager vor Riga seine Antrittsaudienz erhalten hatte, suchte ihn Aleksěj bis zum Falle Rigas hinzuziehen, um ihm dann seine Bedingungen ähnlich wie dem kurländischen Gesandten Jürgen Firks zu diktieren. Was Brandenburg dann erwartete, zeigt die Instruktion für den russischen Boten Grigorij Karpovič Bogdanov vom August 1656, der vom Kurfürsten die Anerkennung der russischen Lehnsoberhoheit über Preußen anstelle der schwedischen fordern sollte[19]). Erst am 23. 9. nahmen die Russen die seit zehn Tagen unterbrochenen Verhandlungen wieder auf und zeigten sich, wahrscheinlich weil sie die Aussichtslosigkeit der Belagerung eingesehen hatten, zu einem Vertrage bereit, während sie vorher nur einen Schutzbrief hatten ausstellen wollen. Allerdings weigerten sie sich, in dem von Eulenburg geforderten und unterschriebenen Neutralitätsvertrage sich fest zu binden, wie denn auch der Car den Vertrag nicht eigenhändig unterzeichnete[20]). So wurde am 2. 10. der Rigaer Vertrag als erster Staatsvertrag zwischen Brandenburg und Rußland abgeschlossen. Freilich in einem Augenblicke, als er praktisch schon keine Bedeutung mehr hatte, denn mit der Aufhebung der Belagerung Rigas (15. 10.) war die drohende russische Gefahr beseitigt. Als sich Eulenburg am 5. 10., dem Tage nach der Abschiedsaudienz, zur Abreise rüstete, nahmen die Russen auch eine brandenburgische Friedensvermittlung an, die aber ebenfalls praktisch zu keinem Ergebnis führte.

---

[16]) Hirsch I S. 16.
[17]) Droysen III 2 S. 269.
[18]) Schubert an E.: Dünabg., 14. 8. U. A. VIII S. 19.
[19]) Hedenström S. 27 f. u. 85 ff.
[20]) D. Unterschrift d. Vertrages stammt, wie Theod. v. Mörner (Kurbrdbgs. Staatsverträge v. 1601—1700. Bln. 1867 S. 210) u. Hedenström S. 46 Anm. 1 nachgewiesen haben, von einem Schreiber d. russ. Kanzlei her. — Vertragstext: Recueil V S. 7 ff. und bei G. Sommerfeldt, D. Rigaer Staatsvertrag v. 4. Oktober 1656. F. B. P. G. XXII (1909) S. 581 ff.

Nach der Rückkehr Eulenburgs verzichtete der Kurfürst zunächst auf die Entsendung einer weiteren Gesandtschaft, und der diplomatische Verkehr beschränkte sich brandenburgischerseits auf die Abgabe eines Briefes durch den Boten Joh. Gützlaff (Mitte 1657), in dem um die Bekräftigung des Rigaer Vertrages gebeten wurde[21]), da die russischen Gesandten zu einer Beschwörung nicht zu bewegen waren. Aber schon ein Jahr nach der Rückkehr Eulenburgs war die Konstellation völlig anders. Brandenburg hatte am 19. 9. 1657 in Wehlau mit Polen Frieden geschlossen, der am 6. 11. zu Bromberg erweitert wurde. Damit wäre der Kurfürst wieder im Einklang mit Rußland gewesen, doch auch jetzt wieder erst in dem Augenblick, als dieses einen Frontwechsel vorgenommen hatte und ein neuer Bruch des Caren mit Polen drohte. Um zu verhindern, daß sich dadurch die russische Gefahr vom Oktober 1656 wiederholte, wurde Friedr. Joachim v. Borntin als Abgesandter nach Moskau geschickt[22]). Jedoch fand Borntin bei seiner Antrittsaudienz (4. 2. 1658) den Caren bereits entschlossen, Polen anzugreifen. Die politische Lage schien aber noch nicht genügend geklärt, um dem Gesandten bei seiner Abschiedsaudienz (2. 3.) eine genaue Antwort geben zu können. Der Russe Afanasij Ivanovič Nesterov, der die Gesandtschaft Borntins erwiderte (12. 8.—8. 9.), bat nur, die russischen Forderungen in Polen zu unterstützen[23]); und da sich die neuen polnisch-russischen Kriegsereignisse fern von den ostpreußischen Grenzen abspielten, verminderte sich das Bedürfnis nach diplomatischem Verkehr. Bis zum Frieden von Oliva 1660 wurde nur der Bote Paul Hoffmann nach Rußland geschickt, um für die Amsterdamer Kaufleute ein Paket Briefe an ihren Moskauer Faktor zu befördern, den sie infolge des Krieges auf privatem Wege nicht glaubten erreichen zu können. Allerdings benutzte Friedr. Wilh. diese Gelegenheit, um dem Boten einen Brief (2. 1. 1659) an den Caren mitzugeben, indem er diesem von einem russisch-schwedischen Sonderfrieden abriet[24]). Indessen verfehlte das Schreiben seinen Zweck, da der Friede bereits wenige Tage vorher bei Walliesar a. d. Narva geschlossen worden war[25]). Hoffmann erhielt am 4. 4. 1659 seine Antritts- und schon am nächsten Tage seine Abschiedsaudienz.

Nach dem Frieden von Oliva wünschte der Kurfürst an den Friedensverhandlungen zwischen Rußland und Polen teilzunehmen, wozu ihm nach dem Wehlauer Vertrage ein Recht zustand. Ihm lag

---

[21]) U. A. VIII S. 36.

[22]) U. A. VIII S. 42 ff. — Er wird auch Borrntin, Borentin, Borrentin geschrieben.

[23]) U. A. VIII S. 60 ff.

[24]) U. A. VIII S. 70 ff. — Conv. 4 E. — Hoffmann ist ein Bote, kein eigentl. Dipl., wie Köhne S. 13 angibt, auch kein Envoyé, als der er in d. U. A. VIII S. 70 Anm. 1 bezeichnet wird. — Am 19. 1./3. 2. 1660 langte er mit 2 Briefen beim Voevoden Ordin-Naščokin in Kokenhusen an (U. A. VIII S. 76 ff.).

[25]) Hedenström S. 78 Anm. 2.

daran, durch seinen Einfluß den Frieden zu beschleunigen, da er dem Könige von Polen Hilfstruppen versprochen hatte, während der mit den Russen geschlossene Vertrag die Neutralität Brandenburgs verlangte. Doch kamen die geplanten Gesandtschaften, die den Caren zum Frieden geneigt machen sollten, nicht zur Ausführung.

Erst fünf Jahre später erhielt der ins Stocken geratene diplomatische Verkehr durch den Caren einen neuen Anstoß. Infolge drohender Verwicklungen mit den Türken suchte Rußland mit Westeuropa wieder in Verbindung zu treten und ließ durch seine Gesandten bei den westlichen Höfen um Hilfe gegen die Türken nachsuchen. Der für Brandenburg, den Kaiser und Dänemark bestimmte Abgesandte Petrus Marsilius bat während seines Berliner Aufenthaltes (27. 4.—9. 5. 1665) gleichzeitig um eine Friedensvermittlung mit Polen und die Förderung der russisch-brandenburgischen Freundschaft durch häufigeren Briefwechsel sowie durch Entsendung einer Gesandtschaft. Der Kurfürst sagte zwar beides zu und beauftragte auch den Fürsten Radziwill, ihm dafür eine geeignete Persönlichkeit vorzuschlagen[26]). Zur Ausführung kam diese Gesandtschaft jedoch nicht, weil die allgemeinen europäischen Angelegenheiten Brandenburgs Blick nach Westen lenkten[27]) und seine finanzielle Lage es nicht gestattete, Gesandtschaften ohne ein bestimmtes politisches Ziel abzuschicken.

Dieses Ziel war mit dem Klever Vertrag zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg (10. 6. 1666) gegeben, in dem sich der Kurfürst zur Unterstützung der Thronkandidatur des Pfalzgrafen Joh. Wilh. im Falle der Abdankung oder des Todes Kasimirs von Polen verpflichtet hatte[28]). Da sich jedoch in Polen ein starker Widerstand gegen den Pfalzgrafen bemerkbar machte und dessen einflußreichster Anhänger Fürst Lubomirski Ende Januar 1667 gestorben war, unterblieb die Gesandtschaft. Als dann Frankreich im Berliner Vertrage (15. 12. 1667) der polnischen Thronkandidatur des Pfalzgrafen zugestimmt hatte[29]), beschloß der Kurfürst, auch den Caren dafür zu gewinnen und gleichzeitig den von der Türkei gewünschten Bruch des russisch-polnischen Waffenstillstandes zu verhindern[30]). Zwar hatte der russische Abgesandte Vasilij Bohuš, der sich vom 28. 8.—1. 9. 1667 beim Kurfürsten aufhielt und den Waffenstillstand von Andrussov anzeigte, ein brandenburgisch-russisches Einvernehmen bei der polnischen Königswahl begrüßt, doch bat er ausdrücklich, von einer Gesandtschaft abzusehen, angeblich der großen Kosten und des zu großen Aufsehens wegen[31]). Dennoch beschloß der Kurfürst,

---

[26]) Vgl. U. A. XIX (F. Hirsch. 1906) S. 249 ff.

[27]) Droysen III 3 (² 1872) S. 73 ff. — Bernh. Erdmannsdörffer, Dtsch. Gesch. v. Westf. Frieden bis z. Regierungsantritt Fr. d. Gr. 1648—1740. Bln. 1892. S. 385 ff.

[28]) U. A. XII (F. Hirsch. 1892) S. 220. — Droysen III 3. S. 115 ff.

[29]) Droysen III 3 S. 145.

[30]) Instrukt. f. Dönhoff: Kölln a. Sp., 18. 2. 1668, Conv. 5 G u. Staatsarch. Kgsbg. Herzogl. Briefarch.

[31]) U. A. XIX S. 259.

eine Gesandtschaft auszurüsten. Sie sollte besonders feierlich sein, kam aber gerade deswegen nicht zustande. Denn die preußische Regierung brachte trotz langer Verhandlungen und trotz der Inanspruchnahme sämtlicher Kassen die notwendigen Gelder nicht auf[32]). Der Kämmerer Friedr. Graf v. Dönhoff, der zur Führung der Gesandtschaft bestimmt war, erhielt deshalb am 22. 5. 1688 den Befehl, die Verhandlungen einzustellen. Da aber die brandenburgische Gesandtschaft beim Caren schon angemeldet war, gab sie der Kurfürst nicht ganz auf. Auf Vorschlag der preußischen Regierung wurde der Hofjunker Radziwills, Samuel Arciszewski v. Arciszewo, mit den Geschenken und einem Schreiben an den Caren abgesandt, in welchem Dönhoff auf Befehl des Kurfürsten sein Ausbleiben mit einer Erkrankung entschuldigte. Doch Rußland hatte sich nicht umsonst eine Gesandtschaft verbeten. Der Großkanzler Afanasij Lavrentovič Ordin-Naščokin fertigte alle Gesandten an der Grenze ab; er war mit Vollmachten versehen und hatte das Großsiegel und die Gesandtschaftskanzlei bei sich. Unter dem Vorwande, der Car sei weit hinter Moskau verreist, gestattete er auch Arciszewski in Kurländisch-Neustadt nicht, weiter zu reisen, versprach jedoch schließlich, deswegen nach Moskau zu berichten. Da aber der brandenburgische Abgesandte trotz aller Vorstellungen vier Wochen hindurch keine Nachricht erhielt, rief ihn der Kurfürst am 4. 9. 1668 zurück, in dem gleichen Monat, in dem Joh. Kasimir die Krone Polens niederlegte. Der Car billigte in einem Briefe vom 31. 8./10. 9. die Maßnahmen seines Kanzlers, bat aber den Kurfürsten, weiter mit diesem zu verhandeln. Er selbst lehnte es ab, vorläufig Gesandte zu empfangen[33]), wahrscheinlich weil in Rußland seit dem Frühjahr der Aufstand des Stenka Razin wütete. Das Bekanntwerden seiner inneren Schwierigkeiten hätte Rußlands Einfluß bei der polnischen Königswahl beeinträchtigen können.

Die Königswahl in Polen veranlaßte den Kurfürsten, sich wieder mit Rußland über gemeinsame Maßnahmen in Verbindung zu setzen. Er bat am 23. 8. 1669 um Pässe für eine brandenburgische Gesandtschaft, fertigte sie jedoch nicht ab, da er ohne Nachricht blieb. Erst am 17./27. 5. 1670 erfuhr er durch Marsilius, der mit dem kürfürstl. Geh. Sekretär Melchior Hippel in Briefwechsel stand, daß der Gesandte in Moskau erwartet würde. Da man aber brandenburgischerseits keinerlei Anstalten traf, den diplomatischen Verkehr fortzusetzen, schickte Marsilius am 24. 3./3. 4. 1671 an Hippel einen Paß nebst einem carischen Schreiben an den Kurfürsten, daß die Gesandtschaft in Moskau empfangen werden würde[34]). Doch machte der Kurfürst keinen Gebrauch davon, trotzdem der Car über das Ausbleiben der Gesandtschaft sehr ungehalten war.

Der siegreiche Einfall der Türken in Polen während des Frühjahrs 1672 und die befürchtete Gefährdung von Kiev, das erst durch

[32]) Conv. 5 G — Staatsarch. Kgsbg., Herzogl. Briefarch.
[33]) U. A. XIX S. 261 ff.
[34]) U. A. XIX S. 265.

den Waffenstillstand von Andrussov an Rußland gefallen war, bestimmten den Caren Aleksěj, sich von neuem durch Gesandtschaften an Westeuropa um Unterstützung zu wenden. Andreas Vinius ging nach England, Frankreich und Spanien, Ukraincev nach Schweden, Dänemark und Holland, Paul Minesius nach Brandenburg, Sachsen, zum Kaiser, nach Venedig und zum Papst. Am 6./16. 2. 1673 traf Minesius beim Kurfürsten im Feldlager bei Bielefeld ein, fand ihn aber nicht geneigt, in einen für ihn zwecklosen Krieg im Osten einzugreifen, zumal die polnische Ukraine schon eine Beute der Türken geworden war[35]). Lediglich um sich die Zuneigung des Caren nicht zu verscherzen, wurde eine Gesandtschaft nach Moskau abgeschickt, zu deren Führer der Amts- und Legationsrat Joachim Scultetus als Envoyé extraordinaire ausersehen wurde[36]). Am 15. 12. 1673 erhielt er die Antritts- und schon am 19. die Abschiedsaudienz. Wenn diese Gesandtschaft auch keine eigentliche politische Aufgabe hatte, so wurde sie doch für die Geschichte des diplomatischen Verkehrs der beiden Mächte insofern bedeutungsvoll, als durch sie eine Reihe von strittigen Zeremoniellfragen geregelt wurden[37]) und an sie der erste Versuch einer ständigen brandenburgischen Vertretung in Moskau knüpfte.

Die ersten Versuche, einen ständigen brandenburgischen Vertreter in Moskau zu beglaubigen.

Da der Kurfürst für die Zukunft mit einer regeren Entwicklung des diplomatischen Verkehrs beider Mächte rechnete und es ihm an Beamten fehlte, welche die russische Sprache beherrschten, gab er Scultetus den Rechtsstudenten Herm. Diederich Heße als Sekretär mit, der in Moskau bleiben und dort die russische Sprache erlernen sollte[38]). Doch bald erhielt die Anwesenheit Heßes eine andere Bedeutung. Als die Schweden von Frankreich bewogen in die

[35]) Brückner, Russ. Dipl. S. 57 f. u. Gesch. Rußlds. bis z. Ende d. 18. Jahrh. 1. Bd. Gotha 1896 S. 87 f. — Conv. 6 A. — D. Rekreditiv wurde am 11./21. ausgestellt (Rep. XI 210 B 20 Fasc. 2).

[36]) Instrukt.: Kölln a. Sp., 12. 8. Conv. 6 A.

[37]) Schlußber.: Bln., 16./26. 2. 1674 U. A. XIX S. 276 ff. — Scultetus traf am 4./14. 12. in Moskau ein und nicht im Nov., wie d. Recueil V S. 17 angibt.

[38]) U. A. XIX S. 292 Anm. 1 u. S. 293 Anm. 1. — Joh. Arn. v. Brand, Reysen durch d. Mark Brdbg., Preußen, Churld., Liefld., Plescovien, Groß-Naugardien, Tweerien u. Moscovien. ... Hrsg. v. Henr.-Christ. v. Hennin. Wesel 1702 S. 47. — Beschreibg. d. zwoten Gesandtsch., welche Joach. Scultetus ... 1675 nach Rußld. angetreten. In: Büsching's Magazin. 9. Bd. (1775) S. 18. — Köhne gibt S. 16 ohne Quellen an, daß Scultetus 1674 d. Studenten Rohn zurückließ, d. 1675 durch Heße ersetzt wurde. Desgl. Krauske S. 138. Aus d. Akten u. Reiseberichten geht aber einwandfrei hervor, daß Scultetus 1673 Heße zurückließ. D. Namen Rohn habe ich nirgends gefunden. Auch d. Bemerkung im Recueil V. S. 22, wonach Heße erst 1675 nach Moskau gekommen wäre, ist irrig.

Mark einfielen, während der Kurfürst am Rhein kämpfte, suchte Brandenburg, Rußland zu einem Angriff gegen Schweden zu veranlassen. Der Kanzleiverwandte Christoph Georgi wurde als Eilbote mit einem entsprechenden Briefe abgeschickt[39]), den er am 21. 4. 1675 am Carenhofe abgab. Am 1. 5. erhielt er seine Abschiedsaudienz. Eine Gesandtschaft, die wieder Scultetus führte, folgte ihm und verhandelte vom 28. 8.—14. 10. über ein Waffenbündnis. Trotz der Unterstützung durch den kaiserl. Gesandten Frh. v. Battoni, den dänischen Residenten und den eigens zu diesem Zweck abgeschickten holländischen Gesandten Klenk erreichte Scultetus nichts[40]). Der Schwerpunkt der russischen Politik lag jetzt im Orient. Infolgedessen suchte der Car mit Schweden und Polen Frieden zu halten und verzichtete sogar auf einige strittige Grenzgebiete zugunsten Schwedens. Dennoch gab der Kurfürst die Hoffnung, Rußland zu gewinnen, nicht auf. Er beauftragte Heße, der nun die russische Sprache beherrschte, ihn durch regelmäßige Berichterstattung auf dem Laufenden zu halten und bei günstiger Gelegenheit das Bündnisangebot von neuem vorzubringen[41]). Heße erhielt am 31. 12. 1675/10. 1. 1676 die Bestallung als „brandenburgischer Agent in der Moskau"[42]). Diese Stellung war zwar noch keine eigentliche diplomatische Vertretung, sondern diente nur der amtlichen Berichterstattung. Zu politischen Verhandlungen war Heße nicht ermächtigt[43]). Als der neue Agent am 25. 2./6. 3. 1676 dem Großkanzler seine Bestallung anzeigte und ihn um die Vorrechte eines diplomatischen Vertreters bat, verlangte dieser ein Beglaubigungsschreiben, das Heße wegen des Feldzuges erst am 23. 9. 1676 ausgestellt werden konnte[44]). Doch noch ehe es Heße erhielt, starb Car Aleksěj. Für den neuen Caren Fedor, zu dessen Thronbesteigung wieder der Kanzleiverwandte Georgi mit einem Glückwunschschreiben abgesandt wurde[45]), erhielt er am 9./19. 10. ein neues, das er am 13./23. 11. in öffentlicher Audienz abgab. Es wurde ihm dabei zwar erklärt, daß er vom Moskauer Hof als Agent betrachtet werden würde, doch hatte seine Tätigkeit keine lange Dauer. Unter Fedor gelangte die europafeindliche Partei wieder zur Herrschaft, und auf ihr Betreiben wurde Heße bereits am 28. 11. 1676 verabschiedet, und zwar mit der Begründung, daß die neu eingerichtete Post Agenten am Carenhofe überflüssig mache. Man erlaubte Heße

---

39) Hptquart. Schweinfurt, 3./13. 2. 1675. U. A. XIX S. 294.

40) Scultetus S. 26 ff.

41) Instrukt. f. Scultetus: Kleve, 10./20. 5. 1675. U. A. XIX S. 297.

42) U. A. XIX S. 302 Anm. 2.

43) Kf. an H.: Kölln a. Sp., 5./15. 5. 1676. U. A. XIX S. 306 Anm. 1.

44) Conv. 7 E.

45) D. Antrittsaud. war am 28. 7., d. Abschiedsaud. am 5. 8, Reisetageb.: Kgsbg., 8./18. 9. 1676. Staatsarch. Kgsbg., Herzogl. Briefarch. Hier liegen auch d. anderen Akten seiner Sendung. D. Behauptung i. d. U. A. XIX S. 307 Anm. 1, daß keine vorhanden wären, entspricht nicht d. Tatsachen.

nicht einmal, nähere Befehle vom Kurfürsten abzuwarten. Am 24. 12. mußte er Moskau verlassen[46]).

Gleichwohl führte die Hoffnung, Rußland doch noch zum Angriff auf Schweden zu bewegen, schon im nächsten Jahre zu einem neuen Versuche, einen ständigen Vertreter in Moskau zu beglaubigen. Der dänische Envoyé extraordinaire Friedr. v. Gabel, der den Caren zur „Ruptur" mit Schweden bereden sollte, hatte keinen Erfolg gehabt. Er glaubte aber mit brandenburgischer Unterstützung mehr zu erreichen und bat deshalb den Kurfürsten, Heße nochmals, und zwar als Residenten, nach Moskau zu senden. Der Kurfürst ging darauf ein, doch konnte Heße aus Geldmangel erst Mitte Juli 1677 seine Reise antreten[47]). Als Heße am 2./12. 8. 1677 in Antrittsaudienz empfangen wurde, machte der Car kein Hehl daraus, daß er von der Anwesenheit des Residenten wenig erbaut sei[48]). Er befürchtete, den Argwohn der Schweden zu erregen, und Heße teilte das Schicksal der vielen Fremden, die damals Moskau verlassen mußten. Zwar wurde ihm am 26. 1. 1678 der Abschied in höflicher Form erteilt, ihm aber von neuem bedeutet, daß zur Aufrechterhaltung der diplomatischen Beziehungen Briefe genügten[49]).

Aber auch der neue Mißerfolg vermochte den Kurfürsten von seiner Absicht, einen ständigen diplomatischen Vertreter am russischen Hofe zu unterhalten, nicht abzubringen. Er befürchtete einen Vormarsch der Schweden gegen Preußen und hoffte, sie durch einen Aufenthalt Heßes in Moskau zu beunruhigen. Diese Politik unterstützte er durch Ausstreuen von Gerüchten über einen russischen Angriff auf Schweden. Unter dem Vorwande, die Einnahme von Stralsund und Rügen anzuzeigen, wurde Heße zum dritten Male nach Rußland geschickt, diesmal als Geh. Sekretär und mit der Anweisung, so lange wie möglich in Moskau zu bleiben[50]). Am 29. 12. 1678 erhielt Heße die Antrittsaudienz, aber schon am 25. 1./4. 2. 1679 schrieb der Car nach Berlin, daß er den kurfürstlichen Vertreter verabschiedet habe[51]).

So war es dem Gr. Kurf. nicht gelungen, eine ständige Vertretung Brandenburgs am Carenhofe zu errichten. Auch außerordentliche Gesandtschaften wurden nicht mehr abgeschickt. Es bestanden zwar 1681 und 1683 Pläne, Heße nochmals nach Rußland zu senden, zur Ausführung sind sie aber nicht gekommen[52]). Um Nachrichten aus Rußland zu erhalten, begnügte man sich weiter mit „vertraulicher Korrespondenz", die an Stelle Hippels nun Heße von Königsberg aus führte[53]).

---

[46]) Berichte H.'s: Moskau, 18./28. 11. u. 6. 12. Conv. 7 E.
[47]) U. A. XIX S. 309 Anm. 2 u. S. 310 Anm. 1.
[48]) Bericht H.'s: Moskau, 8./18. 8. U. A. XIX S. 311 f.
[49]) Bericht H.'s u. Car an Kf.: Moskau, 16./26. 1. U. A. XIX S. 316.
[50]) U. A. XIX S. 319 Anm. 1.
[51]) Conv. 8 D.
[52]) Conv. 9 B u. C.
[53]) Conv. 5 K, 8 D, 9 C.

Die Fortsetzung des diplomatischen Verkehrs durch nichtständige Gesandtschaften unter Friedrich III. und die Begründung einer Residentur.

Erst unter dem Nachfolger des Gr. Kurf. wurden die diplomatischen Beziehungen und der Gedanke einer ständigen diplomatischen Vertretung Brandenburgs in Rußland wieder aufgenommen. Bald nach seiner Thronbesteigung schickte Friedr. III. zur Anzeige des Regierungswechsels Gesandtschaften an alle europäischen Fürstenhöfe. Nach Moskau ging der Geh. Sekretär und Rat Joh. Reyer als Extraordinairer Abgesandter und wurde dort am 2. 12. 1688 feierlich empfangen[54]). In den strittigen Zeremoniellfragen, die Reyer klären sollte, wollten die Russen keine Zugeständnisse machen. Ebenso lehnten sie Unterhandlungen über die Errichtung einer kurf. Residentur ab[55]). Dagegen versprachen sie, dem brandenburgischen Seehandel nach Archangelsk und dem Landhandel nach Smolensk und Pleskau keine Hindernisse in den Weg zu legen[56]). Auch erreichte Reyer die Aufnahme der aus Frankreich vertriebenen Hugenotten in Rußland, die allerdings von dieser Erlaubnis wenig Gebrauch gemacht haben[57]).

Auch sonst trat Reyer in Moskau als überzeugter Calvinist auf. So hintertrieb er mit dem holländischen Residenten Keller bei dem Caren die Durchreise des französischen Jesuiten d'Avril durch Rußland, als dieser auf dem Landwege zu den ostasiatischen Jesuitenniederlassungen zu gelangen suchte. Freilich kam ihm dabei die schlechte Behandlung, die der russische Gesandte Fürst Dolgorukij von Ludwig XIV. erfahren hatte[58]), zugute. Die Russen ergriffen jetzt gern Gegenmaßnahmen. Aber diese Tatsache zeigt doch, wie sehr sich der Einfluß der fremden Gesandten in Moskau gesteigert

---

[54]) Er wird auch Reyher, Reiher, Reycher geschrieben. D. Jesuit d'Avril (Voyage en divers États d'Europe et d'Asie. Paris 1693) nennt ihn Richer. Im russ. Paß heißt er Reyer-Czaplicz, i. d. russ. Akten Joan Reer od. Czaplicz (Köhne S. 19), i. Recueil Tschaplitzky od. Chaplitz.

[55]) Recueil V S. 29 f.

[56]) Bericht: Moskau, 21. 1. 1689. Conv. 10 A. — D. carisch. „Begnadigungsbriefe" v. 21./31. 1. u. 28. 1./7. 2. i. Recueil V S. 31 ff. u. 36 ff.

[57]) Carisch. „Begnadigungsbrief" v. 21./31. 1. 1689 i. Recueil V. S. 34 ff. — Nach Posselt I S. 469 hätte d. Erlaß bei d. Hugenotten keine Berücksichtigung gefunden u. sich keine Person gemeldet. Herm. Dalton (Urkundenbuch d. ev.-ref. Kirche i. Rußld. Gotha 1889 S. 17 f.) u. F. Tastevain (Francuzy-Kal'vinisty v Rossii. In: Russkij Archiv, 1910 I S. 629 ff.) weisen jedoch nach, daß sich zwar keine Hugenottengemeinden, wohl aber vereinzelte Refugiés angesiedelt haben. — Reyer sollte sich nicht, wie Köhne S. 20 angibt, f. d. Schutz d. Hugenotten bedanken, sondern erst darum nachsuchen. Vgl. seine Instrukt.: Kölln a. Sp., 16./26. 5. 1688. Conv. 10 A u. Staatsarch. Kgsbg. Et. Min. 131 k.

[58]) A. Brückner. Peter d. Gr. Bln. 1879 S. 63. — Nach d'Avril S. 251 ff. hätten auch Reyer u. Keller durchgesetzt, daß d. zum Tode verurteilte kath. Edelmann du Rouillé, d. d. dtsch. Oberstlt. Schultz angeblich in Notwehr erschossen hatte, nicht begnadigt wurde. D. Todesurteil sei du Rouillé unmittelbar nach einer Unterredung Reyers mit d. Fürsten Golicyn ausgestellt worden. Reyers Berichte erwähnen davon nichts.

hatte. Mit der nach Fedors Tode wieder fortschreitenden Europäisierung mußte auch der Wunsch Brandenburgs, durch einen ständigen Diplomaten vertreten zu sein, seinem Ziele näher rücken, wenn man auch nach der Abschiedsaudienz Reyers (20. 2. 1689)[59]) zunächst noch auf die Nachrichtenvermittlung durch Briefwechsel angewiesen blieb, der von nun an Reyer anvertraut wurde[60]).

Die große Gesandtschaft, die Car Peter 1697 an die europäischen Höfe schickte, und an der er selbst incognito teilnahm[61]), gab Friedr. III. einen neuen Anlaß, die Beziehungen durch eine Gegengesandtschaft wieder aufzunehmen. Da Reyer erkrankt war, wurde mit ihrer Führung der Schloßhauptmann Marquard Ludwig Frh. v. Printzen als Envoyé extraordinaire beauftragt, den der Car am 30. 1. 1699 empfing. Printzen sollte die Unterstützung Rußlands zu erlangen suchen, falls es bei der Besetzung Elbings, auf das Brandenburg ein Pfandrecht besaß, und die es jetzt auf Grund einer geheimen Verständigung mit August d. Starken vornehmen wollte, zu kriegerischen Auseinandersetzungen käme[62]). Printzen erhielt aber nur die unbestimmte Antwort, daß der Car einen Angriff Polens verhindern werde. Der Eindruck, den der Gesandte außerdem von den russischen Zuständen empfing, bestimmte ihn zu der Meinung, daß Rußland kein zuverlässiger Bundesgenosse sein werde. Vor allem sei die russische Staatsmaschinerie sehr umständlich und in Unordnung, der Car seines Lebens nicht sicher[63]). Dennoch wünschte der Berliner Hof, daß Printzen bis zur Erledigung der Elbinger Angelegenheit in Moskau bliebe. Aber diese Weisung gelangte erst in seine Hände, als er sich bereits auf der Rückreise befand[64]).

Die Angriffspläne Augusts d. Starken gegen den jungen Schwedenkönig Karl XII. und die Elbinger Angelegenheit erforderten ein stetes brandenburgisch-russisches Einvernehmen und haben die lange Reihe der Versuche zur Begründung einer ständigen Vertretung Brandenburgs in Rußland zum Abschluß gebracht. Printzen ließ mit Erlaubnis des Caren den Hofjunker Timotheus Ciesielski v. Zadora als Residenten zurück und stellte ihn in dieser Eigenschaft bei seiner Abschiedsaudienz (1. 3.) dem Caren vor. Allerdings war auch diese ständige Vertretung Brandenburgs streng genommen noch

---

[59]) Bericht v. 15./25. 2. (Conv. 10 A u. Staatsarch. Kgsbg. Et. Min. 131 k). Danach ist Köhne S. 28 zu berichtigen.

[60]) Conv. 10 C. u. Staatsarch. Kgsbg. Et. Min. 131 k.

[61]) Am 31. 5. fand i. Bln. d. Antritts- u. am 12. 6. d. Abschiedsaud. statt. Conv. 11 A.

[62]) Verständigung: Johannesburg, 28. 5./7. 6. 1698 (Mörner S. 638 u. 809). Elbing wurde i. Nov. 1698 von brdbg. Truppen besetzt, doch 1700 wieder geräumt. Vgl. Sergej Jacobsohn, D. Streit um Elbing i. d. Jahren 1698 u. 1699. In: Elbinger Jahrb., Heft 7 (1928) S. 59 ff. — Instrukt.: Kölln a. Sp.. 16./26. 9. 1698. Conv. 11 B.

[63]) Moskau. 15./25. 2. 1699. Conv. 11 C.

[64]) Kölln a. Sp., 26. 2./7. 3. u. Bericht v. 24. 4./4. 5. 1699. Conv. 11 C.

keine diplomatische, denn Ciesielski sollte ebenso wie vorher Heße nur berichten. Auch war dem neuen Residenten keine lange Wirksamkeit beschieden, da Ciesielski am 26. 10. 1699 bei einem Gelage von dem Marschall der schwedischen Gesandtschaft niedergestochen wurde. Von dieser Verwundung ist er nicht mehr genesen, am 28. 1. 1700 unterschrieb er seinen letzten Bericht, Mitte Februar starb er. Während seiner Krankheit übernahm der polnische Resident A. v. Königsegg die Berichterstattung.

Ein Jahr lang blieb die Residentur unbesetzt. Das Drängen Rußlands auf ein russisch-brandenburgisches Bündnis gegen Schweden, dem Friedr. III. um so weniger entsprechen konnte, als er mit dem Kaiser über die Anerkennung seiner Königswürde gegen Stellung von Hilfstruppen im Spanischen Erbfolgekriege verhandelte, machte eine neue Gesandtschaft nötig, um dem Caren die Gründe für die Neutralität Brandenburgs im Osten darzulegen[65]). Die Führung wurde wiederum Printzen übertragen, der schon am Tage nach seiner Ankunft von Peter herzlich und zwanglos in einer Privataudienz (26. 1. 1701) empfangen wurde. Der Car ließ sich auch von dem Verhalten Brandenburgs überzeugen und nahm unter dem Eindrucke der Niederlage von Narva sogar eine preußische Friedensvermittlung an, die aber erfolglos verlief, da Karl XII. Printzen nicht empfing[66]). Der Anerkennung des Königstitels bereitete Peter keine Schwierigkeiten. Die offizielle Anzeige der Königskrönung zögerte sich nur durch äußere Umstände, Peters Erkrankung und seine Reise nach Voronež, bis zum 5. 7. hinaus.

Die baldige Wiederbesetzung der durch Ciesielskis Tod verwaisten Residentur, die wegen der Pläne Augusts d. St., in Polen erblicher Herrscher zu werden, wünschenswert erschien[67]), stieß jedoch auf große Schwierigkeiten, weil man in Berlin niemanden finden konnte, der auf diesen Posten gehen wollte. Deshalb sollte Printzen in Moskau eine geeignete Persönlichkeit ausfindig machen, was jedoch ebenfalls nicht gelang. Schließlich wurde auf Empfehlung Hoverbecks, des preußischen Vertreters am polnischen Hofe, ein junger Kurländer, Georg Joh. Frh. v. Keyserlingk, dafür gewonnen. Indessen konnte Printzen, der am 13. 9. 1701 sein Rekreditiv erhalten hatte, den neuen Residenten nicht mehr persönlich vorstellen, sondern mußte ihn auf der Rückreise in Königsberg instruieren. Wie sein Vorgänger sollte auch Keyserlingk, der am 22. 2. 1702 vom Caren das erstemal empfangen wurde, als Resident zunächst nur beobachten und berichten. Doch während des zweiten Nordischen Krieges wuchs sich die Residentur Keyserlingks zu einer förmlichen diplomatischen Vertretung aus.

---

65) Instrukt.: Schönh. 19. 10. 1700. Conv. 12 D.

66) Berichte: Birsen, 3. 3. Pleskau, 11. 10. Kgsbg., 9. 12. Conv. 12 D u. E.

67) Instrukt. Printzens u. die von Keyserlingk: Oranienb., 27. 6. 1701. Conv. 13 C u. Staatsarch. Kgsbg. Herzogl. Briefarch.

Der Ausbau der Residentur zur Gesandtschaft unter Georg Johann Freiherrn von Keyserlingk.

Keyserlingks Stellung war von Anfang an schwierig. Wenige Wochen nach seiner Ankunft forderte der Car, allerdings ohne Berechtigung, die Hilfe Preußens gegen Schweden auf Grund des Königsberger Verteidigungsbündnisses vom 22. 6./2. 7. 1697[68]). Keyserlingk besaß jedoch strenge Weisung, sich in keinerlei Verpflichtungen einzulassen und hatte deshalb wiederholt den Zorn des leicht aufbrausenden Caren auszuhalten, der ihn förmlich zu einem Angriffsbündnis zwingen wollte. Zu vollem Ausbruch kam der Groll, als Preußen am 29. 7. 1703 ein Schutzbündnis mit Schweden schloß[69]) und auch weiterhin bei ihm Anlehnung suchte, während es die russischen Bündnisangebote ablehnte.

Zu den politischen Schwierigkeiten kamen noch Auseinandersetzungen wegen der Defrayierung. Da der Car nur Minister „mit Charakter" defrayierte, d. h. Mittel zu ihrem Unterhalt gewährte, erhielt Keyserlingk aus den carischen Kassen keinerlei Zuschuß. Deshalb ernannte König Friedr. seinen Residenten am 7. 7. 1703 zum Envoyé extraordinaire[70]). Die Erhebung der Residentur zur Gesandtschaft ist also zunächst nicht aus politischen, sondern aus finanziellen Gründen erfolgt. Dabei mag freilich der Wunsch des Residenten nach einem höheren Range und die Neigung Friedrichs zu repräsentativem Prunk mitgesprochen haben. Nach Einreichung seines Beglaubigungsschreibens wurde Keyserlingk zwar am 16./27. 8. von den Russen als Envoyé extraordinaire anerkannt, ihm aber die Verpflegungsgelder erst dann bezahlt, als er sich dem Caren am 4. 12. in seiner neuen Würde vorgestellt hatte[71]). Auch kam es wegen der Auszahlung der Verpflegungsgelder zu dauernden Reibungen. Ferner wußte sich Keyserlingk mit dem maßgebenden Günstling Měnšikov nicht zu stellen und ließ sich überdies mit Anna Mons, der Geliebten des Caren, in ein Verhältnis ein[72]). Aus all diesen Gründen wurde der Gesandte, der schon öfters selbst um Abberufung gebeten hatte, am 28. 8. 1704 abberufen und ihm die sofortiger Rückreise anbefohlen. Keyserlingk hat indessen erst am 30. 11. 1704 dem Caren in Narva sein Abberufungsschreiben überreicht[73]).

---

[68]) Berichte. Conv. 13 C u. 14 A. — Carl Schirren, Z. Gesch. d. Nord. Krieges. Kiel 1913. S. 192 ff. u. 137 ff. (Abdr. aus d. Götting. Gel. Anz. Nr. 2 u. 3 v. 10. u. 20. 1. 1889).

[69]) Preuß. Staatsvertr. aus d. Regierungszeit Kg. Fr. I. Hrsg. v. V. Loewe. (Publ. aus d. Pr. Staatsarch. 92. Bd.) Lpz. 1923. S. 38 ff.

[70]) Bestallung v. 7. 7., Beglschr. v. 8. 7. Conv. 14 A. u. Staatsarch. Kgsbg. Et. Min. 97 c.

[71]) Großkzl. an K. — Berichte: Moskau, 17. 10. u. 5. 12. Conv. 14 A.

[72]) Fr. Dukmeyer, Korbs Diarium itineris in Moscoviam. 2. Bd. Bln. 1910. S. 164 ff.

[73]) Bericht: Narva, 10. 12. Conv. 14 D. — D. Rekreditiv ist v. 30. 11. a. St., am 12. 12. erhielt er es vom Caren. Daraufhin reiste K. nach Moskau, das er i. d. letzt. Januartagen verließ. Conv. 14 D u. 15 A.

Nach Keyserlingks Weggang sollte die Berichterstattung wieder ein ausländischer Diplomat übernehmen, diesmal der dänische Minister, der auch von seinem Hofe dazu angewiesen wurde[74]). Außerdem aber erhielt Joh. Aug. Marschall v. Bieberstein, der sich Ende 1704 auf einer Gesandschaftsreise durch Polen befand, den Auftrag, falls er Peter unterwegs begegnen würde, ihn der Freundschaft des Königs zu versichern. Doch traf Marschall den Caren, obwohl er ihm bis nach Moskau nachreiste, nicht an[75]).

In seinem Berliner Schlußbericht vom 11. 4. 1705 hatte Keyserlingk vorgeschlagen, trotz der Spannung, die zu seiner Abberufung geführt hatte, nicht auf die ständige Vertretung am Carenhofe zu verzichten. Der König, der damals eine Besetzung Polens durch die Russen oder gar ihren Einfall in Preußen fürchtete, ging auf diese Anregung ein. Da aber ein geeigneter Nachfolger nicht vorhanden war und ein Einspruch des Caren gegen die Person Keyserlingks nicht mehr zu befürchten schien, so wurde dieser am 8. 6. 1705 wiederum auf den Moskauer Posten entsandt. Allerdings sollte er keinen bestimmten Charakter erhalten, um die Auseinandersetzung über die Verpflegungsgelder zu vermeiden. Auf seine Einwendungen aber, daß er dann auf alle Vorrechte verzichten müsse, wurde ihm abermals der Rang eines Envoyé extraordinaire und außerdem der Titel eines Hof- u. Legationsrates verliehen[76]).

Um die mögliche Gefahr eines russischen Einfalles in Preußen abzuwenden, war Keyserlingk beauftragt worden, den Caren zu Friedensverhandlungen oder wenigstens zu einem Waffenstillstand mit Schweden zu bewegen[77]). Nach seiner Antrittsaudienz am 9. 8. 1705 in Wilna gelang es zwar, den Argwohn Peters gegen Preußen zu beschwichtigen, dagegen blieben die Versuche, ihn für Friedensverhandlungen zu gewinnen, erfolglos, denn der Car verlangte nicht nur wie früher die Abtretung eines Ostseehafens, sondern auch Narva und Ingermanland[78]). Keyserlingk fühlte sich diesen Verhandlungen und denen über eine preußische Verwaltung Kurlands für die Kriegsdauer nicht gewachsen und bat deshalb am 7. 10. aus Grodno, den Freiherrn v. Printzen zu seiner Unterstützung zu senden. Friedr. beglaubigte indessen nur für die Grodnoer Zusammenkunft Peters mit August d. St. im November sowohl seinen polnischen Vertreter Hoverbeck beim Caren wie auch Keyserlingk beim Könige von Polen[79]). Dort veranlaßte der Car den Frh. v. Keyserlingk nach Berlin zu reisen und den preußischen König zu einer Friedensvermittlung zu bestimmen. August sollte die erbliche polnische Königskrone er-

[74]) Bericht K.'s: Ptsbg., 22. 10. 1704. Conv. 14 D.

[75]) Beglschr. nebst Aktenverm., daß es nicht benutzt wurde. Conv. 14 D. — Vgl. Dukmeyer II S. 230 f.

[76]) Eingabe K.'s: Potsd., 25. 4. Seine Ernennung, 9. 6. 1705. Conv. 15 A u. Rep. 9 Inn. Verw. J 16 Fasc. 8.

[77]) 8. u. 15. 8. 1705. Conv. 15 A.

[78]) Berichte: Wilna, 15. 8. u. Grodno, seit 24. 10. Conv. 15 A.

[79]) Beglschr.: 24. 11. Kg. an K.: 7. u. 24. 11. Conv. 15 A.

halten, wofür der Car sich bereit erklärte, Friedr. I. Westpreußen zu verschaffen[80]). Am 27. 12. langte der Gesandte wieder in Grodno an und überreichte dort zwei Tage später König August sein Beglaubigungsschreiben. Infolge der hohen Forderungen des Caren und der geringen Friedensgeneigtheit Karls XII. zerschlugen sich die Verhandlungen. In Moskau, wo Keyserlingk am 22. 1. 1706 zusammen mit dem Caren eintraf, wurde über die Vermittlung eines russisch-schwedischen Sonderfriedens verhandelt, für die Friedr. I. Westpreußen und die Nachfolge in Kurland in Aussicht gestellt wurden. Doch auch hier kam man zu keinem Ergebnis. „Es gibt in der Mediation nur zwei Möglichkeiten, entweder daß der Car Schlüsselburg und Petersburg behält oder total geschlagen wird", schrieb Keyserlingk. Nach dem Altranstädter Frieden hörte der preußische Gesandte auf, weiter zu verhandeln[81]).

Wenn sich auch das Verhältnis Keyserlingks zum Carenhofe im Gegensatz zu seinem ersten Aufenthalte günstiger gestaltet hatte, so dauerten doch die Feindseligkeiten Měnšikovs gegen ihn nach wie vor fort. Obwohl der Gesandte dem Günstling den Schwarzen Adlerorden und die Reichsgrafenwürde verschafft hatte, war es ihm nicht gelungen, sich ihn zum Freunde zu machen. Měnšikov war der Parteigänger Katharinas I., deren Liebesverhältnis mit Peter damals noch nicht legitimiert war. Er hatte infolgedessen alles Interesse daran, daß Katharinas Nebenbuhlerin Anna Mons im Arrest verblieb, zu dem sie der Car ihrer Untreue halber verurteilt hatte. Als nun Keyserlingk den Namenstag Peters dazu benutzte, um für Anna Mons um Gnade zu bitten, kam es im Rausch zu heftigen Auseinandersetzungen, bei denen Keyserlingk von der Wache aus dem Saale gewiesen wurde. Noch in derselben Nacht bat er den König um seine Abberufung, und auch der Car schickte am nächsten Tage den Major von Brückenthal nach Berlin, um die Abberufung Keyserlingks zu fordern. Doch noch ehe ein entsprechender Befehl ausgefertigt wurde, hatten sich inzwischen Car und Gesandter bereits wieder versöhnt und Keyserlingk blieb, nachdem er sich bei Peter und Měnšikov schriftlich entschuldigt hatte.

Keyserlingk folgte dem Caren von Warschau aus weiter auf seinen Reisen. Zu bedeutenderen Verhandlungen aber kam es erst Mitte 1709, als der Gesandte gerade im Begriff stand, den seit langem erstrebten Erholungsurlaub anzutreten. Doch sah sich Keyserlingk auf Peters Wunsch genötigt, ihn zu einer Zusammenkunft mit dem preußischen Könige zu begleiten. Mitte August trafen gleichzeitig die ersten Nachrichten von der Niederlage Karls XII. bei Poltava und ein Brief Peters in Berlin ein[82]), der Friedrich I. um eine Zusammenkunft bat. Da man am Berliner Hofe Keyserlingk

---

[80]) Car an Kg.: Grodno, 10. 11. Antwort: 5. 12. Bericht K.'s ohne Datum. Conv. 15 A.

[81]) Berichte: Moskau, 24. 7./4. 8. u. 23. 10./3. 11. 1706. Conv. 16 B.

[82]) 30. 7. a. St. 1709. — Schirren S. 149 — Droysen IV 1 ([2] 1872) S. 213.

bereits auf Urlaub wähnte, wurde der Kammerherr Ernst Boguslaw v. Kameke zu Peter geschickt, um die Zusammenkunft zu besprechen und gleichzeitig die preußischen Ansprüche auf Elbing und Westpreußen vorzubringen[83]). Am 25. 9. traf Kameke den Caren bei Solnitz an der Weichsel, konnte aber nur unbestimmte Zusicherungen erlangen. Er erhielt am 30. 9. bereits sein Rekreditiv[84]).

Nach der Zusammenkunft Peters mit Friedr. I. zu Marienwerder (26. 10.) folgte Keyserlingk dem Caren nach Moskau, traf aber krankheitshalber erst am 24. 2. 1710 dort ein und verhandelte von neuem wegen der Übergabe Elbings, das die Russen am 8. 2. erstürmt hatten. Denn im Vertrage von Marienwerder (22. 10./2. 11. 1709) hatte Rußland die Übergabe versprochen, falls Preußen einen Marsch schwedischer Truppen von Pommern nach Polen verhindere oder die Schweden den Durchbruch nicht versuchen sollten[85]). Dieser Versuch ist von Schweden nicht unternommen worden. Dennoch erlangte Keyserlingk wiederum nicht mehr als das Versprechen, der Car werde bei den Friedensverhandlungen auf die Abtretung Elbings dringen[86]). Neben der Erwerbung dieser Stadt suchte Friedr. auch sein „großes dessein" zu verwirklichen. Danach sollte Polen zwischen Preußen, Rußland und August d. St., der dafür die Krone Polens erblich erhalten würde, geteilt werden. Der preußische König hatte deswegen schon durch Joh. Aug. Marschall v. Bieberstein mit König August verhandeln lassen, der ihn aber an den Caren verwiesen hatte[87]). Die Hochzeit des Herzogs Friedr. Wilh. von Kurland mit Anna Ivanovna (31. 10./11. 11. 1710) gab den äußeren Anlaß, Marschall nach Petersburg zu senden[88]). Er traf am 24. 8. in der russischen Hauptstadt ein und überreichte zwei Tage später sein Beglaubigungsschreiben als Envoyé extraordinaire.

Die Russen hatten aber bereits Keyserlingk diesen Plån als unmöglich bezeichnet, es sei denn, daß Preußen Schweden den Krieg erkläre[89]). Inzwischen war jedoch im Haager Konzert (31. 3. 1710) durch die gegen Frankreich verbundenen Mächte die Neutralität der schwedischen Besitzungen in Deutschland festgelegt und am 4. 8. die Aufstellung eines Neutralitätskorps, das allerdings nie zustande kam, beschlossen worden[90]). Der Car, der jetzt vor einem schwedischen Angriff von Pommern her sicher war und an der Ostseeküste

---

83) Instrukt.: 24. 8. Conv. 19 E. — Loewe, Staatsvertr. Fr. I. S. 108. — Köhne gibt S. 87 fälschlich Paul Ant. v. K. an. Auch die dort angef. Daten stimmen nicht.

84) Berichte: Solnitz, 26. u. 30. 9. Conv. 19 E.

85) Loewe, Staatsvertr. Fr. I. S. 110. — Recueil V. S. 63 ff. — Schirren S. 147 ff.

86) Berichte: Moskau, 6. u. 13. 3. 1710. Conv. 20 A. — Vgl. L. Neubaur, D. Russen i. Elbing 1710—1713. In: Altpr. Monatsschrift 53. Bd. (1917) S. 288 ff.

87) Berichte: Warschau, 29. 3. u. 6. 4. 1710. Conv. 20 B. — Droysen IV 1 S. 217 ff. u. IV 4 (1870) S. 284 ff.

88) Instrukt.: 5. 4. Kg. an M. Bln., 1. 4. 1710. Conv. 20 B.

89) Berichte: Ptsbg., 22. 6. u. 14. 7. Conv. 20 A.

90) Loewe, Staatsvertr. Fr. I. S. 111 f.

siegreich vordrang, zeigte sich nun immer unnachgiebiger. Friedr. I. mäßigte deshalb seine Forderungen. Er wollte sich mit der Erwerbung Elbings und eines Landstriches zwischen Pommern und der Weichsel, zuletzt sogar mit der sofortigen Abtretung Elbings begnügen, jedoch kam es zu keiner Einigung. Erst nach Marschalls Abschiedsaudienz (29. 1. 1711) unterzeichnete Peter auf die Nachricht der türkischen Kriegserklärung, die durch Karl XII. angezettelt worden war, am 2./13. 3. 1711 in Moskau einen Vertrag[91]), in dem sich Preußen gegen die sofortige Abtretung Elbings und beim Eintreten des Bündnisfalles auch von Westpreußen verpflichtete, einen schwedischen Einbruch in die neutralisierten Lande mit Waffengewalt zu verhindern. Da aber Preußen den Krieg gegen Schweden hätte allein führen müssen, ratifizierte Friedr. I. den Vertrag nicht, obgleich der Car Elbing unverzüglich abtreten wollte. Unter dem Drucke des Türkenkrieges dauerte das russische Werben um Preußen fort, und Keyserlingk hatte alle Hände voll zu tun, sich der russischen Anmutungen zu erwehren. Unterdessen reiste Peter, ohne etwas erreicht zu haben, nach dem südlichen Kriegsschauplatze, und erst am 28. 6. befahl der König seinem Gesandten, dem Caren auf seinen weiteren Reisen zu folgen.

Nach der Entscheidung in Südrußland zogen die nordischen Verbündeten Truppen in Pommern zusammen, um es von den Schweden zu säubern. Diese Truppenansammlung an seiner Grenze bestimmte Preußen von neuem, sich dem Caren, der auf preußisches Kriegsmaterial hoffte, zu nähern. Zu Peter, der sich inzwischen nach Karlsbad begeben hatte, schickte Friedr. wieder den Kammerherrn v. Kameke, der auf Grund des Marienwerderschen Vertrages die Übergabe Elbings forderte[92]). Kameke erhielt bei seinem Empfang (3. 10.) vom Caren den Bescheid, daß er Elbing nicht ohne Zustimmung seines polnischen Bundesgenossen abtreten könne, er hätte aber nichts dagegen, wenn Preußen Stettin erhalte. Allerdings mußte diese Stadt erst den Schweden abgenommen werden. Am 4./15. 10. wurde Kamekes Rekreditiv ausgestellt[93]).

Keyserlingk traf Mitte November mit dem Caren in Elbing zusammen und verhandelte in Danzig ohne Erfolg mit Ferdinand von Kurland über die Nachfolge in diesem Herzogtum. Er sollte aber seine Tätigkeit als Gesandter nicht mehr lange ausüben. Schon am 11. 12. 1711 starb er auf der Reise nach Berlin in Stolp[94]).

Der diplomatische Verkehr zur Zeit von Preußens Eintritt in den Nordischen Krieg.

Nach Keyserlingks Tode übernahm mit Erlaubnis seines Königs zunächst der englische Gesandte Charles Whitworth die Bericht-

---

[91]) Recueil V S. 379 ff. u. 88 ff. — Schirren S. 152 ff. —
[92]) Instrukt.: 23. 9. 1711. Conv. 21 D.
[93]) Berichte: Karlsbad, 3. u. 8. 10. Conv. 21 D u. Rep. XI 249 a³ Fasc. 13.
[94]) Dukmeyer II S. 266.

erstattung. Von ihm sind Berichte vom 6./17. 2.—3./14. 7. 1712 aus Petersburg vorhanden[95]). Als dann der Car am 24. 7./4. 8. im Lager vor Stettin eingetroffen war und bei Friedr. I. von neuem um militärische Hilfe nachsuchte, schickte der König Mitte August den Generalmajor Wolf Christof v. Hackeborn ins russische Hauptquartier nach Greifswald. Peter wiederholte seinen Vorschlag, gegen ein Verteidigungsbündnis und gegen Lieferung von Belagerungsmaterial Stettin nach der Eroberung an Preußen abzutreten. Mit diesem Vorschlag reiste Hackeborn, dessen Rekreditiv am 11./22. 8. ausgestellt wurde, ab, kehrte dann aber nochmals zum Caren zurück, um die näheren Bedingungen für die Abtretung Stettins, aber auch Elbings festzulegen. Gleichzeitig sollte er erklären, daß Preußen militärische Hilfe erst nach dem Friedensschlusse mit Frankreich gewähren könne. Am 9. 9. beglaubigte sich Hackeborn von neuem bei Peter und mit dessen Zustimmung am nächsten Tage auch bei August d. St. Nach längeren Verhandlungen unterzeichnete schließlich der Car am 24. 9./5. 10. eine Erklärung, in der er Preußen Stettin sofort nach der Übergabe zusagte, falls dieses einen schwedischen Marsch durch Pommern verhindere. Diese Deklaration wurde aber preußischerseits nicht angenommen, weil sich die Lage der Russen auf dem pommerschen Kriegsschauplatze nicht günstig gestaltete. Hackeborn folgte dem Caren noch nach Berlin und traf dort am 11. 10. ein[96]).

Nach Friedr. I. Tode wurde der diplomatische Verkehr mit Rußland zunächst nicht fortgesetzt. Der Versuch Peters, Friedr. Wilh. I. in Schönhausen (8.—12. 3. 1713) für ein Bündnis zu gewinnen, hatte keinen Erfolg, und erst mit dem Schwedter Vertrage zwischen Preußen und den nordischen Verbündeten (25. 9./6. 10.)[97]) wurde die Grundlage für die Wiederaufnahme von Verhandlungen gewonnen. Nach diesem Vertrage sollte Preußen das am 29. 9. eroberte Stettin gegen Erstattung der Belagerungskosten in Höhe von 400 000 Rtl. per modum sequestri erhalten, bis Schweden nach dem Friedensschlusse diese Summe zurückerstattet haben würde. Doch war von Peter trotz aller Bemühungen eine Ratifikation nicht zu erlangen. Als nun die Russen nach dem Scheitern ihrer Hoffnungen, den Frieden auf deutschem Boden zu erzwingen, sich anschickten, von Finnland aus gegen Schweden vorzugehen, beschloß der König, „einen an den Caren zu schicken". Gesandt wurde der Oberschenk Karl Chrph. Graf v. Schlippenbach, der die Ratifikation des Schwedter Vertrages erreichen und solange am Carenhofe bleiben sollte, bis er durch einen Nachfolger abgelöst würde[98]).

---

[95]) Conv. 23 B.

[96]) Schirren S. 155 f. — Recueil V S. 386 ff. — Seine Berichte: Fasc. 41. — H. wurde niemals nach Ptsbg. geschickt, wie Köhne S. 30 Anm. 4 behauptet.

[97]) Droysen IV 2 (1869) S. 41 ff. — Preußens Staatsverträge aus d. Regierungszeit König Fr. Wilh. I. Hrsg. v. V. Loewe. (Publ. aus d. Pr. Staatsarch. Bd. 87.) Lpz. 1913. S. 15 ff. — Recueil V S. 93 ff.

[98]) Instrukt.: 16. 12. 1713. Fasc. 69.

Schlippenbach traf den Caren am 17. 2. 1714 in Riga, wagte aber wegen der ablehnenden Haltung Peters nicht, auf sofortige Bestätigung des Schwedter Vertrages zu drängen. Dieser wurde vielmehr überhaupt nicht ratifiziert. Dagegen erklärten sich die Russen zu einem Vertrage bereit, bei den Friedensverhandlungen für die Abtretung Stettins nebst einem Gebiet bis zur Peene einzutreten, wenn Preußen Rußland die Erwerbung von Ingermanland, Estland und Karelien garantieren würde. Diesen Entwurf hatte Schlippenbach, der weitergehende russische Forderungen befürchtete, ohne Einwilligung seines Königs unterzeichnet, der ihn gleichwohl an demselben Tage, an dem der Vertrag in Berlin eintraf, (1. 7.) bestätigte[99]). Die russische Ratifikation datiert erst vom 16./27. 9. Nachdem der Feldzug gegen Schweden infolge des Versagens der Dänen gescheitert war, sah sich Rußland auf preußische Hilfe angewiesen, um die Schweden in Pommern in Schach zu halten[100]). Schlippenbach blieb noch bis zum Austausch der Ratifikationsurkunden (27. 9.), verabschiedete sich am 30. 9. vom Caren und stellte gleichzeitig seinen Nachfolger, den Legationssekretär Philipp Henrich Achenbach, als subsistierenden Minister vor, der bereits am 31. 7. 1714 dem Großkanzler sein Beglaubigungsschreiben abgegeben hatte.

Achenbachs Aufgabe, die wieder hergestellten guten Beziehungen weiter zu pflegen[101]), stieß zunächst auf keine Schwierigkeiten. Preußen hatte die Feindseligkeiten gegen Schweden eröffnet und damit die russischen Wünsche erfüllt. Größere Anforderung wurde an die diplomatische Geschicklichkeit des neuen Residenten erst bei den Verhandlungen über die Verpflegung und Einquartierung der russischen Hilfstruppen gestellt. Doch kamen diese Verhandlungen in Petersburg zu keinem Ergebnis. Im Gegensatz zu Keyserlingk hielt sich Achenbach möglichst zu Měnšikov und seiner Partei, war aber deswegen bei dem Großkanzler Golovin und den übrigen russischen Ministern unbeliebt. Als Měnšikovs Gunst bei Peter wieder einmal sank, verlangte der russische Hof die Abberufung Achenbachs[102]). Am 1. 12. 1715 verabschiedete sich dieser daher vom Caren.

Die diplomatische Vertretung während der Reise des Caren nach Westeuropa.

Am 10. 12. erhielt Achenbachs Nachfolger, der Major und Generaladjutant Kurt Heinr. v. d. Gröben, die Weisung, einen neuen Vertrag mit dem Caren wegen Überlassung von Truppen für die

[99]) Die gültige Bestätigung ist v. 6. 8., da in d. erst. ein Schreibfehler war. — Droysen IV 2 S. 80 ff. — Loewe, Staatsvertr. Fr. W. I. S. 73 ff. — Schirren S. 159 ff. — Recueil V S. 112 ff.

[100]) Schirren S. 165.

[101]) Instrukt.: Bln., 29. 5. 1714. Fasc. 72.

[102]) Bericht: Kronschloß, 24. 6./5. 7. P. S. Car an Kg.: Ptsbg., 16./27. 9. 1715. Fasc. 106 u. 111.

Belagerung Wismars abzuschließen und Peter überhaupt zu einem entscheidenden Unternehmen gegen Schweden zu drängen. Der Car, den Gröben in Riga auf der Reise zu einer Besprechung mit dem dänischen Könige traf (13. 2. 1716), war mit der Überlassung von Truppen einverstanden, den Vertrag selbst wollte er aber erst bei einer Unterredung mit dem preußischen König abschließen[103]). Gröben ging mit dem Caren zunächst nach Danzig, wo Peter mit August d. St. zusammentraf (4. 4.), reiste am 9. 5. zur Berichterstattung nach Berlin und folgte nach der Zusammenkunft des preußischen und russischen Herrschers (17.—19. 5. in Stettin) dem Caren nach Hamm u. Horn b. Hamburg zu den Besprechungen mit dem Dänenkönige (28. 5.—3. 6.). Von dort begleitete er Peter nach Pyrmont und schließlich nach Warnemünde. Wichtige politische Unterhandlungen führte er während dieser Zeit nicht, zumal der Car während seiner Kur in Pyrmont so wenig wie möglich behelligt werden wollte. Von Warnemünde segelte Peter am 10. 7. nach Kopenhagen, und Gröben begab sich nach Berlin, um dort die Rückkehr des Caren abzuwarten[104]).

Da aber eine dauernde Berichterstattung über den Verlauf des Feldzuges, den Peter von Kopenhagen aus in Gemeinschaft mit den Dänen auf Schonen eröffnen wollte, für Preußen wichtig war, wurde der seit dem 11. 3. in Dänemark beglaubigte Friedr. Ernst Frh. v. Knyphausen beauftragt, dem Feldzuge beizuwohnen. Am 1. 8. wurde ihm sein Beglaubigungsschreiben für den Caren und das Abberufungsschreiben Gröben übersandt, die er beide am 16. 8. überreichte. Somit war die preußische Gesandtschaft am Carenhofe in die Hauptstadt Dänemarks verlegt. Da man ferner mit einer Friedensgeneigtheit Schwedens rechnen konnte, wurde Knyphausen außerdem am 18. 8. zum Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen ernannt. Der Angriff auf Schonen kam jedoch nicht zustande. Wichtigere politische Verhandlungen mit dem Caren führte Knyphausen auf Weisung seines Hofes nicht. Nur im Hintergrunde förderte er den Angriff auf Schonen, spielte den Vermittler zwischen Dänemark und Rußland und gewann damit den Beifall seines Königs. Für das Vertrauen, das sich Knyphausen auch bei Peter erworben hatte, spricht es, daß dieser Friedr. Wilh. I. bat, den Gesandten zu der Zusammenkunft in Havelberg (24. 11.) hinzuzuziehen[105]). Nach Peters Abreise aus Kopenhagen (27. 10. 1716) wurde Knyphausen vom dänischen Hofe abberufen[106]) und schließlich dem Caren nach Amsterdam nachgeschickt, um die russisch-französische Annäherung zu fördern[107]). Damit kam es zu jener eigentümlichen Erscheinung in der Geschichte der preußischen Gesandtschaft am russischen Hofe, daß der Gesandte bei dem Caren gleichzeitig an mehreren

---

[103]) Bericht: Riga, 15. 2. Fasc. 117.
[104]) Kg. an G.: Bln., 4. 7. Fasc. 118.
[105]) Kg. an K.: Bln., 27. 10. P. S. u. 2. 11. Fasc. 118 u. 123.
[106]) Sein letzter Bericht aus Kopenhagen ist v. 3. 11. 1716. Fasc. 123.
[107]) Instrukt.: Bln., 14. 12. 1716. Fasc. 141.

westeuropäischen Höfen beglaubigt war, mit nicht weniger als vier verschiedenen Kreditiven abreiste und noch ein fünftes von Hause nachgeschickt erhielt.

Vom 31. 12. 1716—7. 1. 1717[108]) war Knyphausen in Hannover in außerordentlichem Auftrage beim Könige von England, vom 1. 2.—22. 4. 1717 bei den Generalstaaten[109]) und außerdem noch bei der Stadt Amsterdam beglaubigt. In Amsterdam erhielt er auch von Peter, wahrscheinlich am 10. 2., die Antrittsaudienz[110]). Als der Car wegen der Verhandlungen mit Frankreich, die Knyphausen bereits im Haag angebahnt hatte, nach Paris ging, reiste ihm der Gesandte auf königlichen Befehl am 26. 4. voraus, um den dortigen preußischen Vertreter Adam Otto v. Viereck abzulösen[111]).

Die russisch-französischen Verhandlungen führten aber zu keinem Ergebnis. Knyphausen selbst trat dabei absichtlich immer mehr in den Hintergrund, weil Preußen dem französischen Anerbieten, in den Dreibund mit den Seemächten einzutreten, nicht abgeneigt war und die russischen Forderungen nicht entschieden unterstützen wollte. Dagegen erklärte er, auch zu einer Beitrittserklärung nicht bevollmächtigt zu sein, als im Juni 1717 der Abschluß eines russisch-französischen Freundschaftsvertrages zustande kam[112]). Knyphausen blieb noch bis zum 4. 4. 1718 ständiger Gesandter am französischen Hofe[113]) und folgte dem Caren, der am 20. 6. 1717 nach Spaa reiste, nicht. Der russische Geh. Rat Šafirov übergab dem Gesandten das am 1./12. 6. 1717 in Paris ausgestellte carische Rekreditiv.

Da aber der russische Gesandte in Berlin auf den Beitritt Preußens zum Pariser Vertrage drängte und Friedr. Wilh. I. anderenfalls nachteilige Folgen befürchtete, übersandte er am 10. 7. 1717 Knyphausen nach Paris die Vollmacht zum Abschluß. Dieser beglaubigte sich wahrscheinlich am 8. 8. von neuem beim Caren in Amsterdam, unterzeichnete dort mit den russischen und französischen Bevollmächtigten den Vertrag (15. 8.) und verabschiedete sich wieder am 3. September. Um aber den Zweck seiner Reise zu verschleiern, beglaubigte er sich noch vom 8. 8.—4. 9. bei den Generalstaaten, angeblich um mit ihnen über eine preußisch-holländische Annäherung zu verhandeln[114]).

---

[108]) D. Antrittsaud. kann auch am 30. gewesen sein. Berichte: Hannover, 31. 12. 1716 u. 7. 1. 1717. Fasc. 141.

[109]) Berichte: Haag, 2. 2. u. 23. 4. Fasc. 141 u. 152.

[110]) Bericht: Haag, 13. 2. Fasc. 142.

[111]) D. Abberufung V.'s ist v. 13. 4. Am 21. 5. berichtet K. über seine Antrittsaud. Fasc. 143 u. 152 u. Rep. XI. 89 Frkr. Fasc. 82.

[112]) Vgl. Loewe, Staatsvertr. Fr. W. I. S. 169 ff. — Schirren S. 175 f. — Recueil V S. 157 ff.

[113]) Letzter vorhandener Bericht u. Datum d. Rekred. Rep. XI 89 Frkr. Fasc. 82. u. Rep. XI Frkr. 93 g Nr. 1.

[114]) Kg. an K. u. Beglschr.: Bln., 17. 7. Seine Berichte: Haag, 9. 8. u. 3. 9. Fasc. 154.

Die diplomatische Vertretung unter Gustav Freiherrn von Mardefeld.

Als der Car von seiner Reise nach Westeuropa wieder in Rußland angelangt war, schickte der König sofort Gustav Frh. v. Mardefeld als diplomatischen Vertreter nach Petersburg, da in Kürze Sonderfriedensverhandlungen zwischen Rußland und Schweden beginnen sollten und Peter die Zulassung eines preußischen Unterhändlers versprochen hatte[115]). Am 15. 9. 1717 reiste Mardefeld von Berlin ab, traf aber in Petersburg erst einige Stunden nach der Abreise des Caren nach Moskau ein und konnte sein Beglaubigungsschreiben nur Šafirov übergeben (27. 12.). Auf königlichen Befehl reiste er Peter nach, stellte sich ihm am 9. 2. 1718 in Moskau vor, folgte ihm jedoch bald wieder nach Petersburg, wo er am 26. 4. eintraf. Um im Zeremoniell weniger Schwierigkeiten zu haben, wurde ihm auf seinen Wunsch der Charakter eines Envoyé extraordinaire verliehen. Das neue Beglaubigungsschreiben übergab Mardefeld dem Caren am 29. 4. 1718[116]). So hatte sich die preußische diplomatische Vertretung wieder zur Gesandtschaft ausgestaltet.

Die Friedensverhandlungen, die inzwischen von Abo nach den Alandsinseln verlegt worden waren, nahmen einen schleppenden Verlauf. Der Car, der unter seinen Verbündeten zunehmende Entfremdung bemerkte, kam jetzt Preußen in der kurländischen Frage entgegen. Er willigte in die Heirat der Herzogin-Witwe Anna Ivanovna mit dem Markgrafen Albrecht Friedrich von Schwedt, dem Vetter des Königs, ein und bestätigte infolgdessen den Vertrag mit August d. St. vom 12. 12. 1717 nicht, nach welchem Anna dem Prinzen Joh. Adolf von Sachsen-Weißenfels die Hand reichen sollte. Als die polnische Bestätigung kurz vor der Unterzeichnung des preußischen Vertrages einlief, wurde letzterer auf den 5./16. 5. 1718 vordatiert. Rußland bestätigte den Vertrag mit Preußen am 1. 8., der König einen Tag später[117]). Mardefeld folgte nun dem Caren als einziger auswärtiger Minister auf der Flotte bis in den finnländischen Hafen Hangut. Dort wurde am 7./18. 8. der Garantievertrag unterzeichnet, den Peter durch seinen Berliner Gesandten angeregt hatte, um Preußen von England abzulenken. Preußen verpflichtete sich darin, die gesamten Besitzungen des Caren einschließlich der Eroberungen zu garantieren, während Rußland nur unter der Bedingung Frieden schließen würde, wenn Preußen Stettin erhalte. Der Forderung, einen preußischen Vertreter bei den Friedensverhandlungen zuzulassen, setzten jedoch die Russen starken Widerstand entgegen und willigten erst ein, als Mardefeld eine De-

---

[115]) Instrukt.: 24. 10. 1717. Fasc. 166. — Vgl. Droysen IV 2 S. 207 f.

[116]) Bericht: Ptsbg., 30. 4. P. S. Fasc. 181. D. Aud. kann auch am 30. gewesen sein.

[117]) Loewe, Staatsvertr. Fr. W. I. S. 194 ff. — Schirren S. 176. — Über d. kurländ. Heiratspläne vgl. Th. Schiemann, Eine Episode aus d. Gesch. d. preuß.-russ. Heiratspläne. H. Z. 68. Bd. (1892) S. 428 ff. u. Aug. Seraphim, Preußen u. d. kurländ. Frage. In: Altpr. Monatsschrift. 58. Bd. (1922) S. 280 ff.

klaration ausstellte, daß Preußen seinen Anspruch auf Stettin nur dann aufrechterhalten werde, wenn dadurch der Friede nicht gefährdet würde. War so der Wert des Vertrages für Friedr. Wilh. I. fast bedeutungslos geworden, so mußte der Gesandte außerdem noch kurz vor der Unterzeichnung die Verpflichtung auf sich nehmen, Preußen werde eine kaiserliche Exekution gegen den Herzog von Mecklenburg verhindern. Diesen Artikel bestätigte der König nicht, und der Car verweigerte daraufhin die Ratifikation des ganzen Vertrages[118]).

Mardefeld reiste von Hangut nach Abo, um sich von dort zu den Friedensverhandlungen auf den Alandsinseln zu begeben. Aber die Russen wollten ihn erst zulassen, nachdem sie selbst mit den Schweden ins Reine gekommen waren. Während die russischen Unterhändler zum Scheine auf eine Zulassung Mardefelds drangen, mußten die Schweden auf russischen Wunsch sie ablehnen[119]). Seit dem 24. 8. 1718 wartete Mardefeld vergeblich in Abo, wo er infolge der schlechten Postverbindung und der argwöhnischen Bewachung durch die Russen vollständig abgeschlossen war. Er durfte sein Haus nicht ohne Begleitung verlassen, geschweige denn, auf eigene Faust nach Aland fahren, wie es der König wünschte[120]). Deshalb reiste er auf Weisung seines Hofes am 13. 12. nach Petersburg zurück, um dort die Verhandlungen über den kurländischen Ehevertrag weiterzuführen. Erst am 29. 3. 1719 durfte sich Mardefeld von Petersburg zu den wiederaufgenommenen Friedensverhandlungen begeben. Aber auch jetzt wußten ihn die Russen zu einem vorläufigen Verzicht an der Teilnahme unter dem Vorwande zu bewegen, den Schweden dadurch den „Grund zum Trainieren“ zu nehmen[121]). Am 17. 9. wurden schließlich die Verhandlungen abgebrochen, ohne daß der preußische Gesandte teilgenommen hatte.

Während Mardefeld auf den Alandsinseln weilte, hatte er Reinhold Frh. v. Löwenwolde, der schon seit Anfang 1719 in seinen Diensten stand, in Petersburg zurückgelassen, um die Verbindung zwischen ihm und dem Caren aufrechtzuerhalten. Löwenwolde berichtete vom 31. 3.—15. 9. selbständig an den König und übergab auch dem Caren auf dessen Wunsch ein Beglaubigungsschreiben[122]). Die „Direktion der Affairen“ behielt aber Mardefeld. Löwenwoldes Tätigkeit beschränkte sich lediglich auf die Berichterstattung und auf unbedeutende Verhandlungen[123]).

---

[118]) Loewe, Staatsvertr. Fr. W. I. S. 199 ff. — Recueil V S. 180 ff. — Schirren S. 178 ff.

[119]) Schirren S. 184 f.

[120]) Bericht: Abo, 30. 11. 1718. Fasc. 168.

[121]) Bericht: Aland, 18. 9. 1719 P. S. Fasc. 204.

[122]) D. Berichte Fasc. 102, 187, Conv. 25 B., Rep. XI Rußld. A Conv. 2 C. — D. Bglschr. ist v. 15. 4. 1719. Anf. Mai übergab es L. d.Caren. Bereits am 27. 3. hatte M. diesem mitgeteilt, daß L. während seiner Abwesenheit berichten werde. Peter war damit einverstanden.

[123]) Kg. an L.: Bln., 9. 5. 1719. Fasc. 187.

Peter suchte die Fernhaltung Mardefelds von den Friedensverhandlungen damit zu begründen, daß ihn die Schweden als ehemaligen schwedischen Untertan nicht zulassen wollten. Da aber Friedr. Wilh. I. die Teilnahme eines preußischen Unterhändlers unter allen Umständen wünschte, wurde sofort Karl Chrph. Graf v. Schlippenbach beauftragt, Mardefeld abzulösen, der dann die kurländische Angelegenheit zu Ende führen sollte[124]). Indessen waren aber die Berliner Verhandlungen mit England über den Beitritt Preußens zu einem englisch-schwedischen Sonderfrieden soweit gediehen, daß man mit baldigem Abschluß rechnen konnte. Schlippenbach erhielt deshalb eine neue Instruktion[125]), sich nicht nach den Alandsinseln, sondern zum Caren selbst zu begeben und ihm zu erklären, daß der beabsichtigte preußisch-englische Vertrag in keiner Weise gegen Rußland gerichtet sei. Als aber Schlippenbach am 14. 9. vom Caren empfangen wurde, hatte Preußen bereits den sogenannten Whitworthschen Vertrag (4. 8.) geschlossen, in dem England bei seinen Sonderfriedensverhandlungen mit Schweden die Abtretung Stettins an Preußen durchzusetzen versprach[126]). Schlippenbach bekam in Petersburg „harte Dinge" zu hören, da man russischerseits den Vertrag als eine Treulosigkeit ansah. Doch gelang es dem Gesandten bald, Peter zu überzeugen, daß Preußen keine Verpflichtungen gegen ihn übernommen habe. Nachdem Schlippenbach das gute Einvernehmen mit Rußland wiederhergestellt hatte, übergab er die Geschäfte der preußischen Gesandtschaft wieder Mardefeld, der inzwischen nach Petersburg zurückgekehrt war und auf ausdrücklichen Wunsch Peters am Carenhofe verblieb. Am 24. 12. erhielt Schlippenbach die Abschiedsaudienz[127]).

Nun begannen die Verhandlungen über Kurland von neuem. Man ließ preußischerseits den Markgrafen Friedr. Wilh. fallen und setzte an seine Stelle den Markgrafen Karl aus der Sonnenburger Linie. Aber erst Mitte Mai 1722 erreichte Mardefeld eine mündliche russische Zustimmung zu dem Tausch der Prinzen. In eine Umschreibung des Vertrages willigten die Russen jedoch erst ein, als es ihnen wegen der orientalisch-persischen Verwicklungen geboten erschien, sich die Rückendeckung Preußens gegen Schweden nicht zu verscherzen (Sept. 1723). Am 12. 10. 1723 unterzeichnete Peter, am 27. 12. der König den Vertrag. Zur Ausführung ist er nicht gekommen[128]).

Mardefeld hatte schon mehrmals vergeblich um seine Abberufung aus diesem „unholden" Lande nachgesucht und war schließlich bis zum Abschluß der kurländischen Verhandlungen ver-

---

[124]) Instrukt.: 11. 7. 1719. Fasc. 204.

[125]) 23. 7. 1719. Fasc. 186.

[126]) Loewe, Staatsvertr. Fr. W. I. S. 210 ff.

[127]) Kg. an M. u. Schl.: Bln., 3., 10. u. 31. 10. 1719. Fasc. 186, 187 u. 204. Bericht Schl.s: Mitau, 11. 1. 1720. Conv. 25 C.

[128]) Loewe, Staatsvertr. Fr. W. I. S. 276 ff. — Recueil V S. 206 ff.

tröstet worden. Aber nun erschien es unzweckmäßig, in dem Augenblick, da Sachsen-Polen sich um den Beitritt Preußens zu einem Schutzbündnis gegenüber der drohenden russisch-französischen Annäherung bemühte, einen neuen Gesandten nach Petersburg zu schicken[129]. Um aber Mardefeld entgegenzukommen, schickte der König Ende 1723 dessen Neffen, Axel Frh. v. Mardefeld, zur Unterstützung nach Petersburg und zugleich als voraussichtlichen Nachfolger. Ein Beglaubigungsschreiben, daß er gemeinsam mit dem Gesandten die Geschäfte führe, wurde ihm auf Bitten seines Oheims am 25. 7. 1724 ausgestellt. Mitte November übergab er es dem Caren[130].

Als dann aber Gustav nach Berlin berichten konnte, daß sein Neffe eingearbeitet sei und wiederum um baldige Abberufung bat, lehnte sie der König von neuem wegen der politischen Lage ab. Im Frieden von Friedrichsburg 1720 hatte Dänemark Holstein erhalten, das ihm von Frankreich und England garantiert wurde. Demgegenüber hatten Rußland und Schweden am 23. 2. 1724 zu Stockholm ein Bündnis geschlossen, das die Wiedereinsetzung des entthronten Herzogs Karl Friedr., des Schwiegersohns Peters, anstrebte[131]. Preußen wurde von beiden Mächtegruppen umworben und mochte deshalb auf seinen erprobten Vertreter in Petersburg nicht verzichten, um so weniger als Peter d. Gr. am 8. 2. 1725 gestorben war. Mardefeld sah seine Unabkömmlichkeit ein und schickte sogar seinen Neffen am 20. 4. 1725 in die Heimat zurück, um die Gesandtschaftskosten zu verringern[132].

Gleich nach ihrem Regierungsantritte machte Katharina I. dem Könige den Vorschlag eines neuen Bündnisses gegen Polen. Preußen, das dadurch die Wahl des sächsischen Kurprinzen zum polnischen Könige zu verhindern und gleichzeitig die Evangelischen sicherzustellen hoffte, ging darauf ein. Aber die Verhandlungen in Petersburg zogen sich länger als erwartet hin, obgleich man sich im Mai 1725 in einem vorläufigen Vertrage über eine Truppenhilfe gegen die Polen verständigte, als diese nach dem Thorner Blutbade (1724) rüsteten. Ebensowenig kamen die Verhandlungen über einen Garantievertrag und einen Vertrag über die Nachfolge des Markgrafen Karl von der Stelle. Der König, der sich alle Mühe gab, um „das equilibre von Europa in einer egalen balance zu halten", und deshalb eine Annäherung Englands und Frankreichs betrieb, war sogar bereit, auf seine kurländischen Pläne zu verzichten, wenn Kurland dem Herzoge Karl Friedr. als Ersatz für Holstein überlassen würde[133]. Aber Mardefeld erfuhr bald, daß

---

[129]) Kg. an M.: Bln., 7. 7. u. 11. 9. 1723. Conv. 27 A. — Vgl. Droysen IV 2 S. 341 ff.

[130]) Bericht Gust. M.'s: Ptsbg., 7. 11. P. S. Conv. 27 C.

[131]) Droysen IV 2 S. 359.

[132]) Ptsbg., 3. 4. P. S. u. 21. 4. Conv. 28 B.

[133]) Kg. an M.: Bln., 6., 20. u. 29. 4. 1726. Conv. 30 B.

Měnšikovs Absichten auf den kurländischen Thron diesen Plan verhinderten[134]).

Als die Russen Anfang April 1725 Mardefeld den Gegenentwurf übergaben, entsprach er durchaus nicht den preußischen Erwartungen. Rußland verlangte den Eintritt in das Stockholmer Bündnis. Außerdem wurde darin weder die Nachfolge des Kurprinzen von Sachsen in Polen, noch die Anwartschaft des Prinzen Moritz auf den kurländischen Thron ausgeschlossen. Aber auch Preußen wollte den russischerseits zur Wiedereinsetzung des Herzogs verlangten Durchmarsch holsteinscher Truppen durch sein Gebiet nicht gestatten, sondern sich nur mit wohlwollender Neutralität begnügen. Erst als die englische und dänische Flotte vor Reval erschienen und der Beitritt Schwedens zu dem von den Westmächten geschlossenen Herrenhausener Bündnis drohte, verzichtete Rußland auf den Beitritt Preußens zum Stockholmer Bündnis. Daß Rußland keinen sächsischen Prinzen auf dem polnischen Thron dulden werde, erreichte Mardefeld nur in der Form einer Deklaration der Kaiserin. Am 10./21. 8. unterzeichnete der Gesandte den Vertrag[135]). Jedoch bestätigte der König am 3. 10. nicht die Artikel über Holstein und Kurland, sondern unterschrieb nur eine Erklärung, daß er nichts gegen den Herzog Karl Friedr. unternehmen werde.

Aber auch dann noch mußte Mardefeld weiter auf seinem Posten ausharren, da die kurländische Angelegenheit noch immer nicht zum Abschluß gekommen war und die europäische Lage weiter gespannt blieb[136]). Zu seiner Unterstützung wurde wiederum sein Neffe Axel am 17. 11. 1725 nach Petersburg gesandt und beglaubigte sich am 20. 3. 1726 bei der Kaiserin. Mit Ausnahme eines kurzen Erholungsurlaubes (Mitte April bis September 1727) ist Axel Frh. v. Mardefeld bis zum 26. 8. 1746 dauernd in Rußland geblieben.

Noch ehe Gustav Mardefeld die kurländische Angelegenheit zum Abschluß bringen konnte, wurde ihm am 29. 11. 1728 der langersehnte Abschied bewilligt. Er reiste jedoch noch zur Krönung Peters II. nach Moskau, erhielt dort Mitte Mai seine Abschiedsaudienz und übergab seinem Neffen als Envoyé extraordinaire die Geschäfte[137]).

---

134) Bericht: Ptsbg., 13. 4. 1726. Conv. 30 B. — Vgl. A. Brückner, D. Kaiserin Katharina 1725—7. III. D. kurländ. Frage. Übers. v. G. Otto. In: Sitzungsber. d. kurländ. Ges. f. Lit. u. Kunst. Mitau 1895. S. 69 ff.

135) Loewe, Staatsvertr. Fr. W. I. S. 301 ff. — Recueil V S. 232 ff. — Droysen IV 2 S. 394 ff.

136) Vgl. Droysen IV 2 S. 427 ff.

137) D. letzte Bericht Gustavs ist v. 10. 5., d. Rekred. v. 24. 4./5. 5. Conv. 33 A. — Über d. Tätigkeit Axels s. Herb. Sommerfeld, Axel v. Mardefeld als Ges. Fr. W. I. am russ. Hofe (1728—1740). Phil. Diss. Greifsw. 1924, Maschinenschrift.

II. Die Einrichtungen des diplomatischen Verkehrs. Der Reiseweg.

Die brandenburgischen Gesandtschaften gelangten auf zwei Wegen, einem nördlichen und einem südlichen, nach Moskau, der damaligen Hauptstadt des russischen Reiches. Der Ausgangspunkt war stets Königsberg i. Pr., wo die Zusammenstellung und Ausrüstung der Gesandtschaften von den Oberräten besorgt wurden. Der nördliche Weg führte über Mitau, Riga, Pleskau, Novgorod und Tver' nach Moskau. Er war der ältere und bevorzugtere. In Pleskau und Novgorod waren für die durchreisenden Gesandtschaften bereits eigene Unterkünfte eingerichtet[138]). Der südlichere Weg war kürzer und führte durch Polen von Kovno über Wilna oder von Lyck über Grodno und Smolensk nach Moskau. Der Hinweg war den Gesandten meist vorgeschrieben, weil sie fast immer bei der kurländischen Verwandtschaft ihres Herrn Aufträge auszurichten hatten. Auf der Rückreise war ihnen der Weg in der Regel freigestellt.

In den durchreisten Ländern wurden die Gesandten im allgemeinen ihrer Eigenschaft und Stellung gemäß behandelt. Auf kurländischem Gebiet verstand sich das von selbst, aber auch die Schweden und Polen ließen ihnen gewöhnlich Schutz und Förderung angedeihen. In Kriegszeiten freilich war das anders. Zwar legte man ihnen auch dann keine Hindernisse in den Weg, wenn sie zum Feinde des zu durchreisenden Landes gingen, ließ es aber an der sonst gewährten Unterstützung fehlen. Wenn Eulenburg es erleben mußte, daß die wilden Bewohner Schamaitens die Pässe besetzten, um ihn abzufangen, oder wenn er in Mitau von ähnlichen Absichten der Polen hörte[139]), so waren das Ausnahmen und nicht die Regel. Begreiflicherweise waren die Gesandten bemüht, Kriegsgebiete zu meiden.

Auf dem nördlichen Wege erfolgte der Grenzübertritt bei Neuhausen, dem letzten litauischen Orte, auf dem südlichen in der Nähe von Smolensk. Im Neuhauser Kruge mußten die Gesandten solange warten, bis sie vom Pleskauer Voevoden, auf dem südlichen Wege von dem Voevoden von Smolensk die Einreiseerlaubnis erhielten. Dabei konnten leicht Tage, ja Wochen vergehen. Denn es war, wie Olearius 1636 schreibt[140]), „in Rußland wie in Persien der Gebrauch, daß, wenn fremde Gesandte an die Grenzen gelangen, sie sich anmelden müssen, bis ihre Ankunft dem Herrn des Landes

---

[138]) Brand S. 177 u. 195 f.

[139]) E. an d. Oberräte: Memel, 31. 7. 1656 u. E. an d. Kf.: Mitau, 27. 8. 1656. Diplomatarium Ileburgense. Hrsg. v. G. A. v. Mülverstedt. 2. Bd. Magdeb. 1879 S. 311 f. u. 323.

[140]) Adam Olearius, Vermehrte Newe Beschreibung d. Muscowitischen u. Pers. Reyse. Schlesw. 1661 S. 11. — D. holst. Gesandtsch. v. 1633/34, d. Olearius beschreibt, mußte über 6 Wochen auf d. Einreiseerlaubnis warten. S. 15. — Herberstein lag 1517 bei seiner ersten Gesandtschaftsreise 7 Tage in Novgorod u. 1526 bei seiner zweiten 12 Tage in Smolensk, ehe er nach Moskau weiterreisen durfte. (Fr. Adelung, Siegm. Frh. v. Herberstein. Ptsbg. 1818. S. 59 u. 160.)

durch schleunige Post angedeutet und an die Statthalter und Befehlshaber der Provinzen Ordre geschickt wird, wie man sie empfangen und traktieren soll". Mit diesem Brauche hat erst Peter d. Gr. gebrochen. Bis dahin mußten die europäischen Regierungen die russische von der Absendung ihrer Gesandtschaften immer rechtzeitig vorher benachrichtigen, wenn sie diese „echt orientalischer Gemächlichkeit" (Brückner) entspringenden, aber für das schnellere Tempo des westlichen Lebens unerträglichen Formalitäten abkürzen wollten[141]). Auch der Kurfürst von Brandenburg pflegte seine Gesandtschaften immer anzumelden, so daß der Befehl zu ihrer Annahme bereits an der Grenze vorlag.

Durfte der Voevode den Gesandten nach Rußland einlassen, so schickte er ihm einen Offizier mit einigen Soldaten entgegen, dem dann auch weiterhin die Führung und Betreuung der Gesandtschaft oblag. Dieser Offizier trug die Amtsbezeichnung Pristav, die soviel wie Kommissar bedeutet, Olearius übersetzt sie mit Schaffner[142]). Im Zeichen der fortgeschrittenen Europäisierung bürgerte sich dafür das Fremdwort Marschall ein[143]). Der Pristav begrüßte den Gesandten beim Betreten russischen Bodens, indem er „mit großer Geschwindigkeit und aus Leibeskräften den carischen und den kurfürstlichen Titel schrie", dabei vom Pferde stieg, während der Gesandte gleichzeitig den Wagen verließ. Bereits bei dieser ersten Berührung mit dem Vertreter einer russischen Behörde bekamen die Gesandten einen Vorgeschmack von der Anmaßung der Russen und der Umständlichkeit und Peinlichkeit ihres Zeremoniells. Die Zänkereien über die Form der gegenseitigen Begrüßung, wie sie regelmäßig schon bei jedem Grenzübertritte vorkamen, gehören daher zum eisernen Bestand der Gesandtschaftsberichte. Die Ehrenbezeugungen des Empfanges waren genau nach dem Range des Herrschers und Führers der jeweiligen Gesandtschaft abgestimmt. Nur bei kaiserlichen und königlichen Gesandtschaften und bei Großgesandten pflegte der Pristav zuerst vom Pferde zu steigen, dem Vertreter des fremden Herrschers zu Fuß entgegenzugehen und ihm bei der Weiterfahrt den rechten Platz einzuräumen. Auf die Vorstellungen des Scultetus (1673) werden diese Vorrechte auch den brandenburgischen Gesandten gewährt[144]).

---

[141]) Leopold I. ersuchte 1661 d. Herzog Jakob v. Kurld., bei d. benachbarten russ. Voevoden d. nötigen Schritte z. ungehinderten Weiterreise seines Gesandten v. Meyern zu unternehmen. (Fr. Adelung, Augustin Frh. v. Meyerberg. Ptsbg. 1827 S. 19.) — D. sächs. Ges. Rinhuber nahm 1684 zum gleichen Zwecke d. Vermittelung d. ihm befreundeten holländ. Residenten in Anspruch. (Relation du voyage en Russie fait en 1684 par Laurentius Rinhuber. Bln. 1688 S. 205 ff.)

[142]) S. 11. — Am Liegnitzer Hofe führten noch im 16. Jahrh. d. Ehrenkavaliere zum Aufwarten u. Bedienen vornehmer Gäste bei Hoffestlichk. d. Bezeichnung Prschistaffen. (Merkbuch d. Hans v. Schweinichen. Hrsg. v. Konr. Wutke. Bln. 1895 S. 262.)

[143]) Bericht Printzens: Pleskau, 10. 1. 1701. Conv. 12 D.

[144]) Schlußbericht d. Scultetus: Bln., 16./26. 2. 1674. U. A. XIX S. 281.

Von einer Abteilung Strelitzen begleitet, führte der Pristav die Gesandtschaft nach Moskau. In den Voevodenstädten wurde er unter militärischen Ehrenbezeugungen begrüßt, bisweilen vom Voevoden selbst eingeholt und bewirtet. Kurz vor Moskau benachrichtigte der Pristav die Gesandtschaftskanzlei (Posol'skij Prikaz) von der Ankunft der Gesandtschaft, damit ihr zur Weitergeleitung ein neuer Pristav entgegengeschickt würde. Auch dieser Wechsel verursachte bisweilen einen längeren Aufenthalt, da es nicht selten vorkam, daß der neue Pristav Tage, sogar Wochen auf sich warten ließ[145]). Er begrüßte die Gesandtschaft in der gleichen Weise wie sein Amtsgenosse an der Grenze und führte sie in feierlichem Zuge durch die Hauptstraßen in den Gesandtschaftshof. Dem Gesandten wurden für den Einzug je nach der Jahreszeit ein prächtiger Schlitten, eine Kutsche oder ein Reitpferd zur Verfügung gestellt. Strelitzen in Paradeuniform eröffneten mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel den Zug und erwiesen beim Eintritt in den Gesandtschaftshof noch einmal die Ehrenbezeugungen. Hohe Offiziere und Beamte der Gesandtschaftskanzlei begrüßten den Gesandten, während der Pristav sofort in der Kanzlei über den Einzug Bericht erstattete. „Stücke zu lösen", war damals in Rußland ebenso wie in Wien nicht üblich[146]).

Bei der weiten Entfernung und den schlechten Wegeverhältnissen dauerten die Reisen auch in normalen Zeiten sehr lange. Oft mußte man sandiges oder sumpfiges Gelände durchqueren, und zur Zeit der Schneeschmelze konnten die breiten russischen Ströme überhaupt nicht überschritten werden. Als beste Reisezeiten galten der trockene russische Sommer und der Winter, in dem die Wege gefroren waren. Dazu kamen die vielen Aufenthalte in Kriegs- und Pestzeiten. Oft genug mußten die Gesandten erst den Aufenthalt des von seiner Residenz abwesenden Caren feststellen und dabei wegen der Weiterreise langwierige Verhandlungen führen. Von den Pristaven wurden sie nicht selten genötigt, vom kürzesten Wege abzuweichen, falls dieser durch Kriegs- oder Seuchengebiete führte, zumal wenn russische Truppen dort übel gehaust hatten. In anderen Fällen waren sie nach dem Durchreisen verpesteter Gegenden genötigt, zeitraubende Quarantäne zu halten. Borntin wurde 1658 nach Wilna überhaupt nicht hineingelassen, sondern mußte mit dem Voevoden am Stadttor über ein Feuer verhandeln, während er in Stachov bei Borissov vier Wochen lang aufgehalten wurde. Er hat in seinem Reisetagebuch[147]) ergötzlich geschildert, wie der Pristav beim Verlassen dieses Gebietes zunächst auf einem Bade bestand, sich dann aber mit einer Mundspülung und Händewaschung begnügte. Als ihm darauf der Gesandte erwiderte, daß er diese alle

[145]) Rinhuber zog es vor, nachdem er bereits 3 Tage vor Moskau gewartet hatte, auf diese „introductio solemnis" zu verzichten, weil „diese Tage über ein groß Regenwetter war". (Rinhuber S. 215.)

[146]) Rep. XI 210 B 20. Fasc. 3.

[147]) U. A. VIII. S. 45 ff.

Tage vornehme, entgegnete der Pristav: „Ei, so ist das nicht vonnöten, wir trauen Euch wohl.“ Unter diesen Umständen versteht man, daß Borntin für seine Hinreise von Königsberg aus drei und einen halben Monat brauchte. Wie langsam selbst eine dringende Gesandtschaft ihr Ziel erreichte, zeigt die des Scultetus von 1675. Der Befehl zur Ausführung erging am 3./13. 4., die Abreise von Königsberg erfolgte am 1./11. 7., und erst am 28. 8. konnte Scultetus dem Caren sein Beglaubigungsschreiben übergeben.

Die Wohnung des Gesandten.
Gesandtschaftshof, Gesandtschaftsgebäude.

Die in Moskau eintreffenden Gesandten wurden in dem Gesandtschaftshof (Posol'skij dvor) untergebracht, einem Gebäudekomplex in der Nähe des Kreml, der für die Aufnahme fremder Gesandter hergerichtet war. Dieser Gesandtschaftshof brannte gegen Ende des 17. Jahrh. ab, wurde aber sofort in vergrößertem Maßstabe wieder aufgebaut[148]). Unmittelbar nach ihrer Ankunft wurden die Gesandten dorthin geführt; von hier aus nahm der Aufzug zur Audienz den Ausgang, von hier aus wurden sie zu den Verhandlungen abgeholt, und hier erhielten sie auch die carische Gnadentafel. Ursprünglich durften die Gesandten den Gesandtschaftshof nur mit besonderer Genehmigung und unter besonderer Bewachung verlassen. Zu unseren Zeiten galt diese Beschränkung nur bis zur Antrittsaudienz, doch kam es auch hier wieder vor, daß einzelne Gesandtschaften wochenlang darauf warten mußten. Zur Erholung stand ein großer Hof mit Gelegenheiten zu Bewegungsspielen zur Verfügung[149]). Die Einrichtung dieses Gesandtschaftshofes war weniger aus Rücksicht für die Gesandten getroffen worden als aus der Anschauung der Russen, daß jeder Fremde ein Spion sei, den man möglichst sorgfältig überwachen müsse.

Die fremden Gesandten erhielten je nach ihrem Rang eine Anzahl von Räumen zugewiesen, die brandenburgischen gewöhnlich 6—8 Stuben. Wie es scheint, gab man denen, die schon einmal in Moskau waren, ihre alten Räume wieder. Wenigstens mußte 1675 bei der Ankunft des Scultetus der holländische Bote das Quartier räumen, „weil es des brandenburgischen Gesandten Hof wäre und er bereits vor zwei Jahren darin gestanden hätte“[150]). Nach der Abschiedsaudienz verließen die Gesandten den Gesandtschaftshof, durften aber auf eigene Kosten in der Nemeckaja Sloboda, dem Moskauer Fremdenviertel, wohnen bleiben[151]). Der Aufenthalt in

148) Bericht Heßes: Moskau, 15. 5. 1676. Conv. 7 E.
149) Brückner, Gesch. Rußlds. usw. I S. 121 — Posselt, I S. 238. — Vgl. die Abbildg. i. d. Sammlg. v. Ansichten, Gebräuchen, Bildnissen u. Trachten usw., welche d. Röm. Kais. Gesandte Augustin Frh. v. Meyerberg ... 1661 u. 1662 hat entwerfen lassen. Hrsg. v. Fr. Adelung. Ptsbg. 1827. Tafel 41.
150) Scultetus S. 19.
151) Posselt I S. 187 f.

den Räumen des Gesandtschaftshofes scheint, auch abgesehen von der Freiheitsberaubung, wenig angenehm gewesen zu sein. Berichtet doch Printzen 1699, daß das ihm zugewiesene Zimmer, welches vor ihm der polnische Gesandte bewohnt hatte, so übel zugerichtet war, daß er und seine Leute erkrankten[152]).

Seit der Einrichtung der ständigen Gesandtschaft wohnten die diplomatischen Vertreter Preußens in gemieteten Häusern. Bei dem Moskauer Wohnungsmangel war es jedoch schwer, ein geeignetes Unterkommen zu finden, noch schwerer in dem in der Entstehung begriffenen Petersburg, wohin die fremden Gesandtschaften nach dem Nordischen Kriege dauernd übersiedelten. Hier war ein passendes Haus nicht unter 7—800 Rubel Miete zu haben[153]). Den neuankommenden Gesandten wies gewöhnlich die Gesandtschaftskanzlei ein Quartier an, bis sie sich eine Wohnung beschafft hatten. Dem preußischen Gesandten vergütete der Car bis zur Aufhebung der Defrayierung (1709) die Miete. Die Häuser waren größtenteils noch aus Holz, und Keyserlingk hatte das Unglück, in einem derartigen Hause abzubrennen und dabei seine ganze Ausrüstung einzubüßen. Bezeichnend ist, daß sein Wohnzimmer mit Bier und Wein gelöscht werden mußte, da es an Wasser zu mangeln anfing.

Während der Verhandlungen über den neuen Defrayierungsvertrag schlug Keyserlingk vor, in Moskau ein eigenes, steinernes Haus zu 3000 Rtl. für die preußische Gesandtschaft zu kaufen mit der Begründung, daß der König dann die Miete in Höhe von jährlich 5—600 Rtl. für den russischen Gesandten in Berlin auch nicht mehr zu zahlen brauche[154]). Der König ging auf diesen Antrag ein und stellte 2000 Rtl. zur Verfügung. Doch kam der Kauf nicht zustande, weil ein anderer Käufer mehr bot[155]). Den Gedanken eines Hauskaufes verfolgte der Gesandte weiter, gab ihn aber auf, als der Car 1711 erklärte, nicht auf die Dauer in Moskau residieren zu wollen[156]). Erst 1817 hat die preußische Gesandtschaft in Petersburg ein eigenes Haus erhalten[157]).

Der Rang der Gesandten.

Sowohl bei den westeuropäischen Mächten als auch in Rußland haben sich die gesandtschaftlichen Rangverhältnisse erst langsam entwickelt. Als Brandenburg und Rußland das erstemal in diplomatische Beziehungen traten, unterschieden sie schon drei Rangklassen: 1. den Boten, Expressen, russ. gonec, 2. den Ab-

---

[152]) Dukmeyer I (1909) S. 322 f.

[153]) Berichte Keyserlingks: Ptsbg., 8. 8. 1721 u. 2. 5. 1723. Fasc. 230 u. Conv 27 A.

[154]) Bericht K.'s: Marienwerder, 3. 11. 1709. Conv. 19 A.

[155]) Desgl. Moskau, 9./20. 3. 1710. Conv. 20 A.

[156]) Desgl. Ptsbg., 20./31. 1. 1711. Conv. 21 A.

[157]) L. Alt. Handbuch d. Europ. Gesandtschaftsrechtes. Bln. 1870. S. 164.

gesandten, Kleingesandten, oder wie Kittelmann zuerst genannt wurde, den „nicht formellen Abgesandten", russ. poslannik, 3. den Großgesandten oder Legatus, manchmal auch großer Legatus genannt, russ. posol'. Der Kommissarius, einen Titel, den Reyff führte, hatte keine politischen Aufgaben.

Der Bote oder gonec war kein Gesandter, er hatte nur Briefe von einem zum andern Herrscher zu überbringen. Der Gesandte dagegen war Träger einer Mission und hatte im Unterschiede vom Boten das Recht, eine Antwort zu verlangen[158]). Im Verkehr der beiden Staaten ist der Unterschied in der Behandlung der Boten und Kleingesandten etwas verwischt, da die russischen Boten z. Z. des Gr. Kurf. auf Weisung ihrer Regierung stets die gleiche Behandlung wie die Abgesandten verlangten. Außerdem besaßen die russischen goncy Instruktionen und den Auftrag, Verhandlungen zu führen[159]). Auch russischerseits wollte man 1675 den brandenburgischen Boten Georgi durchaus als Envoyé behandeln[160]). Die Boten erhielten daher in Rußland wie am Berliner Hofe Antritts- und Abschiedsaudienz, während dies an den übrigen europäischen Höfen nicht üblich war. Sogar der Vorbote Adam Schubert, der die Gesandtschaft Eulenburgs anzeigte, wurde vom Caren in Audienz empfangen (14. 8. 1656)[161]). Außerdem scheint man brandenburgischerseits zwischen einem gonec und einem Überbringer carischer Briefe minderer Art noch einen Unterschied gemacht zu haben. Denn als der Russe Sobolevskij 1655 in Königsberg als gonec eine Audienz verlangte, obwohl in seinen Beglaubigungsschreiben nichts darüber vermerkt war, wies der Kurfürst Eulenburg an, sich deswegen beim Caren zu erkundigen, damit „sich nicht jeder Briefträger als des Großfürsten gonec ausgebe"[162]).

Der Kostenersparnis halber wurden mit Vorliebe Abgesandte oder Kleingesandte verwendet. Sie hatten aber nie Vollmachten zum Abschluß von Verträgen. Diese wurden nur durch eine feierliche Gesandtschaft, deren Führer ein Großgesandter oder Legatus war, abgeschlossen. Der Legatus vertrat wie der spätere Ambassadeur oder Botschafter gleichzeitig die Person seines Herrschers. In dem Beglaubigungsschreiben Eulenburgs befand sich deshalb der Vermerk, der Kurfürst wolle alles „wie Ew. Car. Maj. u. Lbd. sich gegen unseren Gesandten sich erweisen und bezeugen werden, nicht anders aufnehmen, als wenn es uns selbst widerfahren werde"[163]). In den Beglaubigungsschreiben der anderen diplomatischen Vertreter befand sich nur die Bitte, ihnen Audienz und Ab-

---

[158]) Vgl. d. Reisetagebuch Borntins. U. A. VIII S. 56.

[159]) S. d. Instrukt. d. gonec Bogdanov v. Aug. 1656 bei Hedenström S. 85 ff.

[160]) Reisetageb.: Kgsbg., 18. 6. 1675. Conv. 7 B.

[161]) U. A. VIII S. 19.

[162]) Oberräte an Eulenburg: Kgsbg., 12. 8. 1656. Gust. Sommerfeldt, D. Konflikt usw. S. 24.

[163]) Instrukt. u. Beglaubigungsschreiben v. 10. 7. 1656. Dipl. Ileb. II S. 305.

fertigung zu gewähren. Der Abgesandte erhielt später den Titel Envoyé und in Anbetracht seiner außerordentlichen Sendung Envoyé extraordinaire oder Extraordinairer Abgesandter. Bei Scultetus und Reyer werden noch beide Ausdrücke nebeneinander gebraucht. Der Envoyé extraordinaire erhielt aber im Gegensatz zum Abgesandten auch Vollmachten zum Abschluß von Verträgen. Gesandte höheren Ranges, die nun Ambassadeurs heißen, hat der Berliner Hof bis zur Reichsgründung in Rußland niemals beglaubigt, während Rußland sowohl für die Beglückwünschung Friedr. III. zur Königskrönung als auch für die Anzeige der Annahme des Kaisertitels durch Peter d. Gr. seinen Gesandten den Rang eines Ambassadeurs beilegte[164]).

Die beiden oberen Klassen, der Envoyé und der Ambassadeur, wurden auch in die ständige Diplomatie übernommen. Als Keyserlingk als erster ständiger Vertreter Preußens in Rußland den Rang eines Envoyés erhielt, wurde für ihn schon die Bezeichnung Envoyé extraordinaire gebraucht. Ursprünglich führte der ständige Envoyé und der ständige Ambassadeur die Bezeichnung ordinaire, der nichtständige extraordinaire. Da aber der nichtständige Gesandte, oder wie er sonst hieß, Minister, dem ständigen im Zeremoniell voranging, ernannten die Höfe auch ihre ständigen Gesandten zu Envoyés oder Ambassadeurs extraordinaires, um ihnen möglichst viele Ehrenvorrechte zu sichern[165]).

Der Titel Envoyé extraordinaire bezeichnete den Rang des Ministers, der Titel Ministre plénipotentiaire nur seine Verwendung. Sobald der Minister Vollmachten erhalten hatte, hieß er Plenipotentiarius, später Ministre plénipotentiaire. Hatte er keinen anderen Rang, so war dies seine einzige Bezeichnung, war er noch Envoyé extraordinaire, so führte er den Titel Envoyé extraordinaire et Ministre plénipotentiaire, der schon unter Friedr. Wilh. I. häufig durch die deutsche Übersetzung außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister ersetzt wurde, die noch heute als Bezeichnung für die Gesandten gebraucht wird. Preußischerseits werden noch bei Gustav und Axel Mardefeld, selbst in den Beglaubigungsschreiben, die Bezeichnungen Envoyé extraordinaire und Ministre plénipotentiaire abwechselnd gebraucht.

Die ersten ständigen Vertreter Brandenburgs in Rußland gehörten noch den niederen diplomatischen Rangklassen an. Heße war Agent, er hatte nur zu berichten, sich in politische Verhandlungen aber nicht einzulassen. Von einem Korrespondenten unter-

---

[164]) D. russ. Gesandte in Dänemark Andrej Petrovič Izmailov überbrachte am 17. 8. 1701 als Extraord. Ambassadeur d. Glückwünsche. (Conv. 13 A. u. Rep. XI 210 B. Fasc. 3.) Für d. Anzeige d. Annahme d. Kaisertitels hatte d. russ. Ges. in Bln., Aleksěj Gavrilovič Reichsgraf v. Golovkin, d. Charakter eines Ambassadeurs erhalten. Am 20. 5. 1722 entledigte er sich, allerdings ohne alle Zeremonien, dieses Auftrages. (Rep. XI 210 B 20 Fasc. 4.) — D. erste Botschafter des Reichs war Heinrich VII. Prinz Reuß.

[165]) Krauske S. 166 ff.

schied er sich jedoch dadurch, daß er keine Privat-, sondern eine Amtsperson war. Gewöhnlich hatte der Agent nur eine Bestallung, in Rußland verlangte man von Heße dagegen ein Beglaubigungsschreiben, das er dem Caren persönlich abgab. Demnach trat also hier der Unterschied zwischen einem Residenten, der stets ein Beglaubigungsschreiben erhielt, und einem Agenten, der in Westeuropa nicht unter die öffentlichen Minister gezählt wurde[166]), zurück. Wie an den westlichen Höfen wurde es aber auch in Rußland üblich, daß der Resident sein Beglaubigungsschreiben in der Gesandtschaftskanzlei und nicht mehr persönlich dem Caren übergab. Aber sowohl Ciesielski wie auch Keyserlingk setzten es durch, sich in einer Audienz zu beglaubigen. Allerdings berührte der Car bei Ciesielskis Audienz das Schreiben nicht mit eigener Hand[167]). Die Residenten hatten im Westen nur in besonderen Fällen Zutritt zum Hofe[168]). Dagegen verkehrten die Residenten mit Peter d. Gr. ebenso ungezwungen wie die Envoyés, die in Rußland schon früher als in Polen den Residenten vorangingen[169]). Dieser Car lud nicht nur die Minister aller Rangklassen stets zu seinen Festen ein, sondern erschien auch öfter, meist unangemeldet, mit oder ohne Gefolge bei einem der Diplomaten zu Gaste. Die Behandlung der einzelnen Auslandsvertreter hing in dieser Hinsicht weniger von ihrem Range als von den Beziehungen ab, in denen sich Peter zu ihren Herrschern befand.

Im 17. Jahrh. kamen an allen Höfen die „Minister ohne Charakter" auf, um Streitigkeiten über das Zeremoniell zu vermeiden[170]), und um Kosten zu ersparen. Auch Preußen beglaubigte in Rußland seit Schlippenbachs erster Sendung (1714) bis zu Gustav Mardefelds Ernennung zum Envoyé extraordinaire (1718) nur solche Minister, da Friedr. Wilh. I. bald nach seinem Regierungsantritt alle seine ständigen diplomatischen Vertreter höheren Ranges abberufen hatte[171]). Die „Minister ohne Charakter" unterschieden sich von den Envoyés nur dadurch, daß sie kein Zeremoniell zu beanspruchen hatten, dagegen konnten sie zum Abschluß von Verträgen bevollmächtigt werden. Sie standen also in dieser Hinsicht wohl über den Residenten, doch schwankt bei Achenbach die Bezeichnung, denn er wird „ohne Charakter" beglaubigt und gewöhnlich nur als „subsistierender Minister und subsistierender Hofrat", in den letzten Schreiben an ihn dagegen als Resident bezeichnet. Die „Minister ohne Charakter" sanken jedoch immer mehr im Ansehen, und schließlich verlangten die Residenten als „Minister mit Charakter"

---

[166]) Abraham d. Wicquefort, L'Ambassadeur et ses fonctions. 1. Bd. Amsterdam 1730 S. 60. — G. Fr. v. Martens, Einl. i. d. positive Europ. Völkerrecht. Göttingen 1769 S. 230 Anm. a.

[167]) C. an Kf.: Moskau, 22. 2./4. 3. 1699. Conv. 11 C.

[168]) Jak. Fr. Frh. v. Bielfeld, Lehrbegriff d. Staatskunst. Übers. v. Bernardi Becker. 2. Bd. Bresl. Lpz. [2]1768 S. 314.

[169]) Krauske S. 171.

[170]) Krauske S. 176 f.

[171]) Acta Bor.. Behördenorganisation. I (1894) S. 351 u. 447 f.

größere Zeremoniellrechte als diese. 1723 wurden sogar am russischen Hofe die Ministres plénipotentiaires mit den Residenten in die dritte diplomatische Rangklasse verwiesen[172]). Aus diesem Grunde bat Gustav v. Mardefeld, seinem Neffen Axel, der zuerst ohne Rang sein Nachfolger werden wollte, den Titel eines Envoyé extraordinaire zu verleihen[173]), wie auch Gustav v. Mardefeld diesen Rang ausdrücklich nur deshalb erhielt, damit er niemandem im Zeremoniell zu weichen brauche. 1750 erhielten in Rußland die bevollmächtigten Minister den Rang vor den „Ministern ohne Charakter", und Konr. Heinr. Warendorf, der seit dem 26. 2. 1750 als „Legationsrat und akkreditierter Minister" beglaubigt war[174]), wurde bereits am 19. 5. zum Ministre plénipotentiaire ernannt[175]), nachdem die Carin nach dem Beispiel Schwedens und Frankreichs einfache Minister zu ihren Audienzen nicht mehr zuließ. 1762 wurden die gewöhnlichen Minister endgültig zur zweiten diplomatischen Rangklasse gezählt[176]).

Die Anrede Exzellenz, die Eulenburg 1656 seiner Instruktion gemäß verlangen sollte, durften später nur die Großgesandten und die Ambassadeurs beanspruchen, wie sie ja auch bis heute — soweit dieser Titel überhaupt noch verliehen wird — nur den Botschaftern zusteht[177]). Wenn Gustav Mardefeld von den Russen mit Exzellenz angeredet wurde, so geschah dies wegen seiner Eigenschaft als Wirkl. Geh. Staatsrat.

Die Auswahl und Vorbildung der Gesandten.

Von allen Zweigen des Beamtentums haben sich die Diplomaten als besonderer Berufsstand am spätesten entwickelt. Die nichtständigen Gesandten wurden aus den verschiedensten Beamtengruppen genommen und kehrten nach Beendigung ihres Auftrages wieder in ihre alten Stellungen zurück. Auch als Preußen schon ständige diplomatische Vertreter unterhielt, gab es noch keinen eigens vorgebildeten Diplomatenstand. Erst Friedr. d. Gr. schuf durch Errichtung des „Séminaire des ambassadeurs" oder „Pepinière", das 1747 begründet und 1775 von neuem errichtet wurde[178]), einen besonderen Diplomatenstand. Die Auswahl und Vorbildung der Diplomaten soll hier nicht nach den Idealtypen der zeitgenössi-

---

172) Otto Eichelmann, Z. Gesch. d. diplomat. Verkehrs in Rußld. im 18. Jahrh. In: Russ. Revue. 11. Bd. (1877) S. 540.

173) Moskau, 22. 4. 1728 P. S. Conv. 33 A. Beglschr. Axels als „Min. ohne Charakter" v. 11. 11. 1727 Conv. 32 C, als Env. extr. v. 18. 5 1728 Conv. 33 B. Herb. Sommerfeld gibt fälschlich das erste Beglschr. als d. maßgebende an.

174) An diesem Tage gab er d. Beglaubigungsschreiben v. 10. 2. ab. Conv. 60 A.

175) D. Aud. fand am 7. 6. statt. Conv. 60 B.

176) Eichelmann S. 540.

177) Herm. Meyer, D. polit. Schriftwesen i. dtsch. Ausw. Dienst. Tübingen 1920 S. 11 Anm. 6.

178) Polit. Korresp. Ergänzungsbd. S. 54 u. 55.

schen Theorie[179]), sondern unter dem Gesichtspunkte der erheblich anspruchsloseren Praxis des brandenburgischen Staates behandelt werden, dem für seine schlecht besoldeten diplomatischen Posten keine große Anzahl von Bewerbern zur Verfügung stand.

Zur Zeit des Gr. Kurf. wurden meistens Geh. Sekretäre zu „Verschickungen“ gebraucht. In ihren Bestallungen und in denen der Geh. Räte findet sich fast stets der Vermerk, daß sie sich zu diplomatischen Missionen verwenden lassen müssen[180]). Der Geh. Sekretär, meist ein bürgerlicher Jurist, führte bis ungefähr zur Jahrhundertwende die Gesandtschaften aus. Zu feierlichen Gesandtschaften wurden in der Regel nur Adlige herangezogen. Zu Sendungen an ein und denselben Hof nahm man gern Personen wieder, die schon einmal dort gewesen waren. Hoverbeck[181]) und Scultetus wurden ausschließlich an den östlichen Höfen beschäftigt, Hoverbeck nur in Polen, Scultetus in Polen und Rußland. Aber auch Printzen hat zwei Gesandtschaften nacheinander an den Caren ausgeführt, und Reyer war nur durch Krankheit an einer zweiten Gesandtschaftsreise verhindert.

Im Verlaufe der Regierung Friedr. III. erscheint mit den französischen Kultureinflüssen auch das französische Bildungsideal der damaligen Zeit, der Hofmann. Er ist adlig und muß zu allen Geschäften fähig sein. Seine Bildung hat er durch den Hofmeister und auf Reisen erhalten[182]). Wie er in den verschiedensten Zweigen des staatlichen Lebens Verwendung findet, so erscheint er auch als der bevorzugte Führer von Gesandtschaften. Um den Zusammenhang des Gesandten mit dem Hofhalt seines Fürsten zu betonen, erhält er den Titel eines Kammerjunkers oder Kammerherrn, auch wohl den Orden de la Générosité. In Verbindung des Titels Legationsrat und Legationssekretär tritt der sonst in Brandenburg-Preußen wenig gebräuchliche eines Hofrates auf.

Das militärische Element ist selbst unter dem „Soldatenkönig“ Friedr. Wilh. I. auf dem russischen Posten nur spärlich vertreten. Preußen hat nur zwei Militärs beim Caren beglaubigt. Hackeborn 1712 zweimal in außerordentlicher Sendung und 1716 den Generaladjutanten v. d. Groeben als ständigen Gesandten. Trotzdem Friedr. Wilh. I. im Gegensatz zu seinem ständigen Nachfolger in der Verwaltung Bürgerliche bevorzugte, überwiegen unter seinen Diplomaten die Adligen.

In der ersten Zeit unterrichteten sich die Gesandten aus den Instruktionen und Akten ihrer Vorgänger. Reyff sollte in deren

---

179) Vgl. Krauske S. 231 ff.

180) Isaacsohn, Gesch. d. Preuß. Beamtentums. 2. Bd. Bln. 1878 S. 197. — Vgl. d. Bestallung Gustav Mardefelds z. Geh. Rat. Rep. 9 Inn. Verw. C 1 b 2. Fasc. 8.

181) Vgl. Max Hein, Johann v. Hoverbeck. Ein Diplomatenleben aus d. Zeit d. Groß. Kurf. Kgsbg. 1925.

182) Vgl. Fr. Andreae, D. Kavaliertour. In: Faust. Eine Monatsschrift f. Kunst, Literatur u. Musik. 3. Heft. (1923/24) S. 4 ff.

Ermangelung sich über die russischen Verhältnisse aus der Reisebeschreibung des Olearius orientieren, die übrigens auch noch Scultetus 1673 zur Durchsicht empfohlen wurde[183]). Keyserlingk wurde vor Antritt seiner Residentur von Printzen persönlich unterrichtet. Zur Zeit Friedr. Wilh. I. sah man schon darauf, daß die Gesandten bereits in die Geschäfte eingearbeitet waren. Der ehemals schwedische Untertan Gustav Frh. v. Mardefeld wurde 1717 vornehmlich als Kenner der nordischen Angelegenheiten nach Rußland gesandt[184]), und Axel Frh. v. Mardefeld erwarb sich die Vorbildung als Gehilfe seines Oheims. Die Legationssekretäre waren nicht dazu ausersehen, später Gesandte zu werden, denn deren Ausbildung erfolgte bekanntlich seit Friedr. II. auf der Pepinière.

Das Alter der Gesandten schwankt sehr. Obgleich die Theorie ein reiferes Alter verlangte[185]), wurden oft Personen in sehr jungen Jahren mit der Führung einer Gesandtschaft betraut. Borntin war bei seiner ersten diplomatischen Sendung erst 21, Printzen noch nicht ganz 23 Jahre alt. Auch Keyserlingk hatte bei der Übernahme seines russischen Postens noch kein höheres Alter erreicht.

Die nichtständigen Gesandten nach Rußland wurden entweder vom Kurfürsten bestimmt oder von den Oberräten des Herzogtums Preußen ausfindig gemacht. Schwieriger war es, einen ständigen diplomatischen Vertreter zu bekommen. So kostete es große Mühe, für Ciesielski, der von den Oberräten empfohlen worden war, einen Nachfolger zu finden. In Berlin sträubte sich der Amtskammerrat v. d. Pehne, als Resident nach Moskau zu gehen, da er „starke Getränke, besonders im Überfluß, nicht vertragen könne"[186]). Aber selbst in dem an Abenteurern so reichen Moskau hatte Printzen keinen geeigneten Kandidaten auftreiben können. Der polnische Resident Königsegg, ein geborener Preuße, war zwar dazu bereit, lehnte aber ab, als ihn der Polenkönig zum Envoyé extraordinaire ernannte. Martin Neugebauer aus Sachsen, der sich Printzen angeboten hatte, zog die Stelle eines Hofmeisters am russischen Hofe vor[187]). Erst durch Vermittelung Hoverbecks wurde der Kurländer Georg Joh. Frh. v. Keyserlingk gewonnen.

Man achtete noch nicht sehr darauf, ob die ersten ständigen Vertreter aus dem eigenen Lande stammten, wenn man auch bedacht war, sie nicht an Höfe zu schicken, deren Untertanen sie waren. Die Suche nach dem Nachfolger Ciesielskis zeigt deutlich, daß man die Gesandten noch aus aller Herren Länder zu nehmen pflegte. Später wurde man bei der zunehmenden Bedeutung des Petersburger Postens in der Auswahl der Personen vorsichtiger. Trotzdem Mardefeld den Balten Löwenwolde dem Hofe als einen sehr geeigneten Nachfolger anpries, lehnte der König diesen mit den

---

183) Conv. 2 G. — Instrukt.: Kölln a. Sp., 12. 8. 1673. Conv. 6 B.
184) Kg. an d. Caren: 15. 11. 1717. Fasc. 166.
185) Vgl. Krauske S. 238.
186) P. an d. Oberkammerherrn: Bln., 7. 4. 1701. Conv. 12 D.
187) Dukmeyer I 405 ff.

Worten ab: „muß in unseren Landen geboren und angesehen und in wichtigen Affairen schon gebraucht“ sein[188]). 1746 erschien in Preußen eine Verordnung, daß nur noch Landeskinder zu Gesandten ernannt werden dürften[189]).

Da sich am Hofe Peters d. Gr. das Französische als internationale Diplomatensprache noch nicht durchgesetzt hatte, mußten sich die Gesandten bei ihren Verhandlungen fast ausschließlich eines Dolmetschers bedienen. Denn mit Ausnahme von Heße hat keiner von ihnen die russische Sprache beherrscht. Wenn Reyer, der sich überhaupt mit den russischen Dingen lebhafter als die meisten seiner Amtsgenossen beschäftigte, ein kleines deutsch-russisches Wörterbuch gebrauchte[190]), so war das eine Ausnahme. Reyer, wie später auch Ciesielski und Keyserlingk, waren in der Lage, sich mit Polnisch zu behelfen. Andererseits liebte es auch Peter, holländische und deutsche Ausdrücke in seine Unterhaltung einzuflechten, wobei ihm Měnšikow und Šafirow helfen mußten, wenn er „einige Sachen nicht gut in deutscher Sprache geben konnte“. Überhaupt wurde den deutschen Diplomaten seit Peter d. Gr. die Verständigung mit den russischen Hof- und Regierungskreisen immer mehr erleichtert, weil zahlreiche Deutsche und Balten in die russische Verwaltung eindrangen. Gleichwohl kam Mardefeld immer in die größte Verlegenheit, wenn sein des Russischen kundiger Sekretär Vockerodt einmal abwesend war. Von den späteren preußischen Diplomaten ist wohl Bismarck der einzige gewesen, der die schwierige russische Sprache wenigstens soweit erlernte, „daß er sich mit den des Französischen unkundigen Leuten zur Not verständigte, gelegentlich wohl auch den Kaiser mit einer russischen Phrase anreden konnte“[191]).

Das Gesandtschaftspersonal.

Eine außerordentliche Gesandtschaft nach Moskau hatte gewöhnlich ein stattliches Gefolge; nicht allein, um ihr einen feierlichen Anstrich zu geben, wofür die Russen, wie für alle Schaugepränge, sehr empfänglich waren, sondern auch, weil ein zahlreicheres Gefolge eine größere Sicherheit gewährleistete[192]). Die Gesandtschaften bestanden daher aus mindestens 18 Personen, die zweite Gesandtschaft Printzens und die nicht zur Ausführung gekommene Dönhoffs waren sogar doppelt so stark[193]).

Zur Unterstützung der Gesandten dienten der Hofmeister, der Reisemarschall und der Sekretär. Dem Hofmeister lag die Er-

---

188) Bln., 25. 11. 1721 P. S. Conv. 26 A.

189) Krauske S. 231.

190) Staatsarch. Kgsbg. Et. Min. 131 k.

191) [I. v. Eckhardt], Neue Bilder aus d. Petersb. Gesellsch. Lpz. 1874. S. 90 f.

192) Eingabe Reyers a. d. Kf.: Staatsarch. Kgsbg. Et. Min. 131 k.

193) Köhne gibt S. 66 Anm. 3 nach d. Sbornik d. Moskauer Hauptarchivs d. Ausw. Amtes I S. 87 d. 2. Gesandtsch. Printzens mit 60 Personen zu reichlich an. Ebenso Hedenström S. 30 d. Eulenburgs mit 67 Personen.

füllung der zeremoniellen Pflichten ob. Er hatte den übrigen fremden Gesandten am Carenhofe die Ankunft mitzuteilen, Aufwartungen zu machen und beim Aufzuge zur Audienz das Beglaubigungsschreiben zu tragen. Die schriftlichen Arbeiten erledigte das Kanzleipersonal. Bei den reicher ausgestatteten Gesandtschaften stand an der Spitze der Kanzlei ein Sekretär in gehobener Stellung, der auch als politischer Berater und Stellvertreter des Gesandten wirkte. Falls dem Gesandten unterwegs etwas zustoßen sollte, hatte er, wie es in der Instruktion für Fabian Kalau, dem Sekretär Eulenburgs, heißt[194]), die Führung der Gesandtschaft zu übernehmen. Der Hofmeister war fast immer ein Adliger, der Sekretär in der Regel ein bürgerlicher Verwaltungsbeamter. Außerdem pflegten sich dem Gesandten noch einzelne junge Adlige als Gesandtschaftskavaliere beizugesellen, die zusammen mit dem Reisemarschall, den Hofjunkern und Pagen das eigentliche Gefolge bildeten.

Einer der wichtigsten Begleiter des Gesandten war der Dolmetscher oder Translateur, welcher des Russischen und Polnischen kundig sein mußte. Ihn hatten die Oberräte in Königsberg zu beschaffen, da man damals in Berlin schwerlich einen der russischen Sprache Kundigen auffinden konnte. Mußte doch der kurfürstliche Hof, als am 9./19. 3. 1605 der gonec Hans Angeler zu Kölln a. d. Spree eintraf, sich erst einen Dolmetscher von der Stadt Lübeck erbitten, um die carischen Briefe lesen zu können[195]). Selbst bei der Ankunft des gonec G. K. Bogdanov am 7. 9. 1656 hatte man noch keinen Dolmetscher bei der Hand[196]). Um dem abzuhelfen, ließ — wie erwähnt — Scultetus 1673 auf Befehl des Kurfürsten Heße in Moskau zurück, um an ihm einen zuverlässigen Dolmetscher zu gewinnen.

Einen Prediger finden wir als Begleiter der Gesandtschaft schon 1656 bei Eulenburg. Ein Arzt erscheint erst sehr spät im Gefolge des Gesandten. Eulenburg nahm nur einen Apotheker mit. In der Folgezeit begnügte man sich mit einem Feldscher und erst seit Reyer sind ein Chirurg und ein Apotheker ständige Begleiter der Gesandtschaft.

Die persönliche Bedienung des Gesandten besorgten der Kammerdiener, die Lakaien und Pagen. Den Mundvorrat hatte der Providitor zu beschaffen, die Speisen wurden vom Koch und seinen Kochjungen zubereitet. Die Pferde, deren Zahl bis zu 50 betrug, wurden von den Reit- und Stallknechten gepflegt; außerdem nahm die Gesandtschaft noch 10 Kutscher mit. Ferner einen Trompeter, der besonders zu Kriegszeiten in Tätigkeit treten mußte, um das Annahen der Gesandtschaft den fremden Truppen zu melden. Man verlangte von ihm, daß er die polnische Sprache beherrschte.

Dagegen hatten die ersten ständigen Gesandtschaften kein Personal. Weder Heße noch Ciesielski verfügten über einen Se-

[194]) Kgsbg., 10. 7. 1656. Dipl. Ileb. II S. 305 f.
[195]) Conv. 2 C.
[196]) Gust. Sommerfeldt, D. Konflikt usw. S. 36.

kretär oder über sonstige Bediente außer einem Kutscher, den sich Ciesielski angeschafft hatte. Erst Keyserlingk und Mardefeld besaßen eine größere Dienerschaft bis zu 20 Personen, da sie durch ihre häufigen Reisen dazu gezwungen waren und überdies als königliche Gesandte anders auftreten wollten. Die Diener mußten sie aber aus eigenen Mitteln besolden. Königliche Bediente hatten sie, wenn man von dem Legationssekretär Vockerodt absieht, nicht, und Mardefeld klagt deshalb, daß er der ärmste Minister sei. Denn den anderen stünden eine größere Dienerschaft und außerdem ein Legationssekretär und einige Offiziere zur Verfügung[197]).

Der Legationssekretär.

Die geschichtliche Entwicklung des Begriffes „Legationssekretär" ist noch nicht geklärt. Weder läßt sich aus den historischen Sprachwörterbüchern oder den einschlägigen Realenzyklopädien entnehmen, wann diese Amtsbezeichnung zum erstenmal in den Sprachen der westeuropäischen Kulturvölker auftaucht, und ebensowenig haben sich die völkerrechtlichen und verfassungsgeschichtlichen Schriften damit beschäftigt. Unter den ständigen Gesandtschaften Preußens begegnen wir, soweit wir sehen, zuerst an der Londoner einem Legationssekretär. Mitte Februar 1702 wurde dem dortigen Botschafter Ezechiel Frh. v. Spanheim der Geh. Legationssekretär Raesfeld zugeteilt, zu dessen Aufgaben es gehörte, die Anschaffungen für die Gesandtschaften zu leiten und in einem „akuraten Journal" alles zu verzeichnen, was bei der Gesandtschaft „in ceremonialibus oder sonst notables" vorgehe. Die Sendung des bekannten Diplomaten und Gelehrten Spanheim nach London diente vor allem dazu, „die Gleichberechtigung des jungen Königreiches in zeremonieller Hinsicht darzutun". Wie man Spanheim deshalb zum Ambassadeur ernannt hatte, so sollte wohl auch seine Gesandtschaft vor den anderen preußischen Gesandtschaften durch die Beigabe eines Legationssekretärs, und zwar eines Geh. Legationssekretärs, ausgezeichnet werden[198]). Die Berliner Adreßkalender[199]), die seit 1704 alljährlich eine Übersicht über die preußischen Auslandsvertretungen enthalten, ermöglichen uns, festzustellen, welche Gesandtschaften außerdem noch Legationssekretäre hatten. 1706 wird bei der Gesandtschaft in Polen ein Privatsekretär Hoverbecks angegeben, der während dessen Abwesenheit die Geschäfte führt. Als Legationssekretär wird er jedoch nicht bezeichnet. 1710 finden wir in Regensburg neben einem „Sekretär und Kanzlisten" einen „Geh. und Legationssekretär", der von nun

---

[197]) Abo, 25. 9. 1718. Conv. 24 D.

[198]) V. Loewe, Ein Dipl. u. Gelehrter Ezechiel Spanheim 1629—1710. Bln. 1924 S. 148 f.

[199]) D. jetztlebende Kgl. Preuss. u. Chur-Fürstl. Brdbg. Haus. Bln. 1704. — Almanach Astronomique etc. Bln. 1705. — Seit 1706: Adreßkal. d. Kgl. Preuß. Haupt- u. Residentz-Städte Bln.

an ständig erwähnt wird. Seit dem gleichen Jahre wird ebenfalls im Haag ein „Geh. und Legationssekretär“ aufgeführt. Immerhin bleiben aber die Legationssekretäre an den preußischen Gesandtschaften auch in Zukunft vereinzelte Erscheinungen. Erst am 29. 6. 1739 regen die Kabinettsminister in einer Eingabe an, nach dem Beispiele anderer Mächte an den „vornehmsten“ Gesandtschaften Legationssekretäre anzustellen. Die Gesandten sollten über die Tauglichkeit ihrer Privatsekretäre befragt werden. Bejahendenfalls könne man sie zu Legationssekretären ernennen. Doch wurde in Petersburg am 12. 12. 1739 Otto Chrph. Graf v. Podewils Legationssekretär, während der Privatsekretär Axel Mardefelds, Konr. Heinr. Warendorf, trotz warmer Fürsprache des Gesandten diesen Posten erst nach der Abberufung Podewils' erhielt (12. 11. 1740)[200]. Seitdem sind Legationssekretäre ununterbrochen an der Petersburger Gesandtschaft.

Vorher mußten sich die ständigen preußischen Gesandten in Rußland mit einem Privatsekretär begnügen. Zum ersten Male wird bei Keyserlingk ein namentlich nicht genannter Sekretär erwähnt und später in derselben Stellung Karl Heinr. Daniels. Dieser erledigte die schriftlichen Arbeiten und wurde, als Keyserlingk in Stolp gestorben war, vom Könige nach Moskau geschickt, um den Nachlaß des Gesandten zu ordnen und die amtlichen Schriftstücke zu übernehmen, die er verbrannte. Den Titel Legationssekretär führte er ebensowenig wie die beiden Sekretäre, die nacheinander im Dienste Mardefelds standen. Den ersten mußte Mardefeld im April 1718 aus Geldmangel entlassen, konnte aber im Juli in Joh. Gotthilf Vockerodt einen neuen Sekretär einstellen, nachdem vom König das Gehalt für ihn bewilligt worden war. Mardefeld hatte dem Könige vorgestellt, daß er einen Sekretär, der russisch könne, brauche. Ferner würde dadurch das Ansehen der preußischen Gesandtschaft gehoben werden, und in Petersburg wäre außerdem eine Vertrauensperson, die beim Tode des Gesandten die Papiere und Wertsachen in Verwahrung nehmen könne[201].

Vockerodt, der in seiner Stellung als Privatsekretär kein Genüge fand, kam wiederholt darum ein, in den preußischen Staatsdienst übernommen zu werden. Schließlich wurde er am 21. 3. 1724 zum Hofrat und Legationssekretär ernannt und für das Berliner Kabinettsministerium ausersehen[202]. Seine Ernennung zum Legationssekretär erfolgte also ohne Zusammenhang mit seiner Stellung als Sekretär bei dem Gesandten. Erst nachher wurde er auf Bitten Mardefelds wieder nach Petersburg zurückgesandt, wo er bis zum 21. 6. 1737 blieb[203]. In den Adreßkalendern wird er jedoch niemals aufgeführt, woraus man wohl schließen darf, daß er immer noch

[200]) Rep. 9 Inn. Verw. L 4. Fasc. 10. — Rep. XI Rußld. B 1 e.
[201]) Bericht M.'s: Ptsbg., 27. 4. 1718. Conv. 24 D. — Kg. an M.: Bln., 19. 7. 1718. Rep. XI Rußld. B 1 e.
[202]) Rep. 9 Inn. Verw. L 4. Fasc. 5.
[203]) Tag d. Abreise. D. Abberufung ist vom 11. 5.

als eine private oder halbprivate Hilfskraft Mardefelds betrachtet wurde, die den Titel Legationssekretär aus einer anderen Beamteneigenschaft als der eines Sekretärs bei einem Gesandten führte.

Unter Friedr. d. Gr. gingen die Gesandten fast ausschließlich aus dem Adel, und zwar dem alten Adel, hervor. Sie wurden in der Pepinière ausgebildet. Nach dem politischen Testament von 1752[204]) sollten dort 12 junge Adlige (jeunes gens de condition) von den Kabinettsministern für ihren zukünftigen Beruf vorbereitet werden. Diese Zöglinge führten den Titel Legationsrat und nicht Legationssekretär. Die Legationssekretäre waren meist Bürgerliche oder auch Briefadlige jüngeren Datums. Wie man aus einem Satze des politischen Testaments von 1752 vermuten kann, verfolgte Friedr. dabei die Absicht, daß der Sekretär, der nicht hoffähig war (fréquentant un monde tout différent que son maître), ihn mit Nachrichten aus Kreisen, in denen der Gesandte nicht verkehrte, versorgen sollte. Wie sehr der König auf die altadlige Abkunft seiner Gesandten achtete, und wie scharf er dabei zwischen den Titeln Legationsrat und Legationssekretär unterschied, möge folgender Bescheid zeigen, den er dem Geh. Rat v. Eichmann gab, als dieser gebeten hatte, seinen Sohn zum Legationsrat zu ernennen:

„Ich muß Euch darauf in Antwort ertheilen, daß, da die Stiftung gedachter Legationsräthe hauptsächlich in der Absicht geschehen ist, daß selbige hiernächst zu Schickungen an auswärtige Höfe gebrauchet werden können, Ich Euren Sohn unter solchen nicht füglich employieren kann, weil die mehrsten von solchen Höfen in dem Articul von alten Familien sehr pointilleux seind und niemalen gerne andere als Leute von bekannter Naissance annehmen wollen. Alles also, was ich darunter thun kann, ist, daß, wann Ihr Euren Sohn in dergleichen Affairen employieren wollet, Ich denselben dereinsten einmal jemanden als Legations-Secretaire mitgebe; weiter will ich es nicht thun lassen“[205]).

Die Kosten der Gesandtschaften.

Die Kosten einer nichtständigen brandenburgischen Gesandtschaft nach Rußland setzten sich aus den Ausgaben für die Ausrüstung, für die Geschenke und den Reisegeldern zusammen. Ihre Höhe war bei den einzelnen Gesandtschaften sehr verschieden. Während die Ausrüstung Kittelmanns nur 390 Rtl. kostete, verursachte die Gesandtschaft Eulenburgs einen Aufwand von 1166 Rtl., die der zweiten Gesandtschaft Printzens sogar einen von 2000 Rtl. Durchschnittlich betrugen die Kosten für die Ausrüstung etwa 500 Rtl. Bei der ungünstigen Finanzlage Brandenburgs wurde möglichst gespart. Reyer wollte man für seine Ausrüstung nur 300 Rtl. bewilligen und mutete ihm, wie vorher schon Eulenburg, zu, gebrauchte Kutschen mitzunehmen. Erst auf die Vorstellungen der Gesandten wurden die Oberräte angewiesen, neue Wagen zu beschaffen. Das mitgenommene Reisegeld — in der Regel 1500 bis

[204]) Polit. Korresp. Ergänzungsbd. S. 54 ff.

[205]) Potsd., 1. 9. 1749. Acta Bor., Behördenorganisat. VIII. (1906) S. 527. — D. Adelsdiplom d. Familie v. E. ist v. 18. 1. 1701. Kneschke, Adelslexikon. 3. Bd. Lpz. 1861. S. 60.

2000 Rtl., bei Kittelmann nur 600 Rtl. — bestand in Gold oder „gutem Silber". Gewöhnlich wurde für den Notfall noch ein Blankowechsel ausgestellt. Der größte Teil der Ausgaben entfiel auf Trinkgelder und Briefporto. Reyer hatte rund 180 Rtl. an die russische Post zu entrichten. Das Trinkgeld für die carischen Bedienten mußte bei jeder Gelegenheit, Audienzen, Empfängen, Festtagen usw. wiederholt werden. Allein der Pristav erhielt 30—50 Rtl. Kein Wunder, daß Eulenburg für Trinkgelder 437 Rtl. brauchte. Rechnet man noch die Geschenke hinzu, die auf 800—2000 Rtl. veranschlagt wurden, so begreift man, daß die Gesamtkosten einer solchen Gesandtschaft sehr hoch und für das arme Brandenburg schwer zu tragen waren. Als die Oberräte die Kosten der Gesandtschaft Eulenburgs auf 8000 Rtl. festgesetzt hatten, bewilligte der Kurfürst nur 5000 Rtl. Die Gesandtschaft Dönhoffs, die auf 9000 Rtl. veranschlagt war, scheiterte, wie schon erwähnt, an der Kostenfrage. Auf Kredit wollte den Oberräten niemand etwas geben.

Da es bei der Thronbesteigung des Gr. Kurf. einen besonderen Gesandtschaftsetat noch nicht gab, so wurden die wachsenden Kosten für das Gesandtschaftswesen zunächst durch Zuschüsse gedeckt, die von den kurmärkischen Ständen gemeinsam mit der Kontribution für den Heeresunterhalt erhoben wurden. Seit 1659 wurde auch anderen Provinzen die Abgabe eines regelmäßigen Legationsgeldes auferlegt, das an die märkische Kriegskasse, bzw. seit 1679 an die Generalkriegskasse abgeliefert und von dieser der Hofrentei zur Ausgabe überwiesen wurde[206]). Dagegen wurden die Kosten der nach Polen und nach Rußland bestimmten Gesandtschaften aus den preußischen Kontributionen bestritten. Reichten diese nicht aus, so wurden auch die Einkünfte aus den Regalien, z. B. Bernsteinarrende, Störfangsgelder, Einkünfte der Malzmühle und des Schlagschatzes der Münze, dazu herangezogen. Die Geldlage war mitunter so schlecht, daß nicht nur der Gesandte auf das Geld warten mußte, sondern auch die Handwerker ihre Bezahlung für die Ausrüstung erst nach langem Drängen erhielten. Das Gehalt als königliche Bediente bezogen die Gesandten während ihrer diplomatischen Tätigkeit weiter. Erst allmählich löste sich von dem Heeresetat ein eigener Legationsetat ab, und die den Ständen auferlegten Beiträge zu diesem Etat flossen nun unmittelbar in die 1690 von der Hofrentei abgezweigte Legationskasse zu Kölln a. d. Spree[207]). Doch scheinen nur die ständigen Gesandten aus der Legationskasse besoldet worden zu sein. Wenigstens gibt der General-Personaletat der Kammerverwaltung für 1697/98[208]) nur solche als Gehaltsempfänger aus der Legationskasse an. Von den ständigen Vertretern am russischen Hofe war Ciesielski der erste,

[206]) Fr. Wolters, Gesch. d. brdbg. Finanzen i. d. Zeit v. 1640—1697. 2. Bd. Münch. Lpz. 1915 S. 310 f.

[207]) Wolters S. 311.

[208]) K. Breysig, Gesch. d. brdbg. Finanzen i. d. Zeit v. 1640—1697. 1. Bd. Lpz. 1895 S. 550 f.

der aus der Legationskasse besoldet wurde[209]). Printzen hatte, als er die Moskauer Residentur einrichtete, unter Zugrundelegung der Einkünfte des holländischen Residenten für Ciesielski 2000 Rtl. jährlich beantragt[210]). Der König bewilligte jedoch nur 1500 Rtl., und tatsächlich kam Ciesielski mit seinen Bezügen niemals aus. Während seiner einjährigen Tätigkeit hatte er 2000 Rtl. Schulden gemacht und dabei den Lohn für seine Dienerschaft nicht einmal vollständig bezahlt. Die russische Legationskanzlei mußte 100 Rtl. zu seiner Beerdigung beisteuern, da der Erlös aus seinem Nachlasse die Beerdigungskosten nicht deckte[211]).

Keyserlingk bezog das gleiche Gehalt wie sein Vorgänger, hatte aber als Vertreter des neuen Königreiches größere Repräsentationspflichten. Außerdem vermehrte die Teuerung in Rußland seine Ausgaben. Um ihn aufzubessern, gewährte ihm seine Regierung noch das Gehalt als Kammerjunker und ernannte ihn zum Envoyé extraordinaire, um ihm zu den carischen Verpflegungsgeldern zu verhelfen. Nach Abschaffung der Defrayierung zahlte ihm die Legationskasse außer dem Monatsgehalt noch weitere 200 Rtl. als Ersatz für die Verpflegungsgelder[212]). Aber auch damit vermochte er nicht auszukommen, sondern setzte in Rußland sein ganzes Vermögen zu. 400 Rtl. erhielt auch v. d. Groeben, der aber ebenfalls damit nicht auskam. Gustav v. Mardefeld wurden anfangs 500, später 700 und von April 1725 ab monatlich 853 Rtl. gezahlt. Axel v. Mardefeld gewährte man das gleiche Anfangsgehalt. Für die Zustände im Kassenwesen vor der Gründung der Legationskasse bietet die Besoldung Heßes ein gutes Beispiel. Vor seiner Bestallung zum Agenten erhielt er eine Unterstützung von 50 Rtl., als Agent hatte er 300 Rtl. jährliches Gehalt, das schon am 23. 3. 1676 auf 400 Rtl. erhöht wurde[213]). Diese Summe erhielt er aus den preußischen Zollgefällen und den Gefällen der litauischen Ämter. Da die Kassen meist leer waren, wurde er sehr unpünktlich bezahlt. Seine zweite Gesandtschaftsreise konnte er aus Geldmangel erst zwei Monate später als ursprünglich beabsichtigt antreten.

Ein Ausblick auf die Regierung Friedr. d. Gr. möge veranschaulichen, wie die kärgliche Besoldung der preußischen Gesandten in Rußland sich noch weiter verschlechterte. Obwohl die Petersburger Gesandtschaft damals zu den wichtigsten diplomatischen Posten gehörte, war das Gehalt des Grafen Solms (1762—1779) nur mit 8000 Rtl. dotiert. Es war also im Vergleich zu dem des älteren Mardefeld von 853 auf rund 665 Rtl. monatlich gesunken. Trotzdem Solms noch 2000 Rtl. aus anderen Einkünften zusetzte, war er finanziell so bedrängt, daß 1766 von Katharina II. eine

[209]) Kg. an C.: Bln., 7. 3. 1699. Conv. 11 C.
[210]) Bericht: Moskau, 27. 1./6. 2. 1699. Conv. 11 C.
[211]) Conv. 11 B.
[212]) Bericht K.'s: Moskau, 20./31. 7. 1709. Conv. 19 A.
[213]) Kf. an H.: Schweinfurt, 12./22. 2. 1675. Bestallung: 31. 12. 1675/10. 1. 1676. Kf. an H.: Kölln a. Spree, 20. 3. 1676. Conv. 7 E.

Erhöhung seines Gehaltes angeregt wurde. Sein Nachfolger, Graf Goertz, hatte 10000 Rtl. Gehalt und aus eigenen Mitteln noch 5000 Rtl. Um damit auskommen zu können, mußte er einen Junggesellenhaushalt führen. Dessen Nachfolger, dem Frh. v. Keller, wurde 1786 von Friedr. Wilh. II. das Gehalt auf 12000 und schließlich 14000 Rtl. erhöht[214]).

Die außerordentlichen Nebenausgaben, wie das Postgeld, das bis zu 100 Rtl. betrug, wurde den Gesandten vergütet. Auch für die kostspielige Absendung von Kurieren, die wegen der häufigen Postsperren nötig wurden, erhielten sie Entschädigung. Nach Keyserlingks Tode (1711) aber mußten die Gesandten die Postgelder selbst bezahlen. Folgte Keyserlingk dem Caren ins Feld, so stieg sein Monatsgehalt auf 500 Rtl. Für die Reise zu den Krönungen nach Moskau (1725 und 1727) wurden Mardefeld je 2000 Rtl. bezahlt. Ebenso wurden die Ausgaben bei einer Hoftrauer von der Legationskasse bestritten. Späterhin suchte Friedr. d. Gr. auch diese Ausgaben zu vermindern. 1781 schreibt der Reisende Bellermann[215]) anläßlich eines Courtages Katharinas II.: „Alle auswärtigen Minister hatten schwarz, ausgenommen der preußische, der in seiner Generalsuniform zugegen war. Diese nämlich darf allein bei der Hoftrauer erscheinen, und keiner der anderen Minister hatte diese Würde. Man sagt, es sei kluge Ökonomie des Königs von Preußen, daß er seinen Gesandten an kostspieligen Höfen gern diesen Rang gebe, dadurch sie vieles Aufwands überhoben würden“.

Mit dem Gehalt bestritten die ständigen Gesandten ihre persönlichen Bedürfnisse, ihre Ausrüstung, die alle ein bis zwei Jahre erneuert werden mußte, ferner Lohn, Bekleidung und Beköstigung für ihre Dienerschaft. Große Ausgaben verursachten die „Präsente“ an die Minister und die vielen Reisen, zu denen sie oft über 30 Pferde und eine entsprechende Dienerschaft mitnehmen mußten. Während des Krieges auch alle möglichen Werkzeuge, sogar einen Amboß, da die russischen Schmiede ausschließlich für den Heeresbedarf in Anspruch genommen waren. Nicht geringere Ausgaben erforderten auch die vielen Besuche, da nach „hiesiger Mode keine trockenen Visiten geschehen“, und Wein und Gewürz in Rußland sehr teuer waren. Keyserlingk kostete die Bewirtung in einem Jahre, in dem der Car noch dazu meist abwesend war, allein 600 Rtl., während die Trinkgelder 274 Rtl. betrugen[216]).

Die Defrayierung der Gesandten.

In den Zeiten des nichtständigen diplomatischen Verkehrs erhielten die Gesandtschaften von dem Empfangsstaate ihren vollkommenen Unterhalt. Als dann die Staaten anfingen, ständige Ver-

---

214) F. C. Wittichen, Preußen u. Engld. i. d. europ. Politik 1785/88. Heidelb. 1902 S. 159 ff.
215) Bemerkungen über Rußld. Erfurt 1788 S. 331 ff.
216) Moskau 18. 8. 1702. Conv. 13 C.

treter zu beglaubigen, kam die Sitte, sie zu „defrayieren", in Wegfall, blieb aber in Rußland bis in die Regierung Peters d. Gr. bestehen. Die Defrayierung der brandenburgischen Gesandten beruhte indessen nicht auf einem Vertrage, wie ihn der Car mit anderen Staaten abgeschlossen hatte[217]), sondern auf gegenseitigem Gewohnheitsrecht. Denn der Kurfürst pflegte die zu ihm geschickten, aber auch die durchreisenden russischen Gesandten gut aufzunehmen, wie ihm das der Car 1656 ausdrücklich bezeugte[218]). Die Defrayierung bestand in freiem Vorspann von der Grenze ab, in freier Wohnung und freier Verpflegung.

Auf der Reise besorgte der Voevode die Verpflegung nach einer ihm eingehändigten Liste des Gesandtschaftspersonals. Die Verpflegung bestand entweder in Naturalien oder in Geld, manchmal in beidem. Von Scultetus ab treten die Naturalien immer mehr zurück. Nach Printzens Gesandtschaften wurde die Defrayierung nur noch in Geld ausgezahlt. Im allgemeinen waren die Gesandten mit der Verpflegung zufrieden, mindestens der Menge nach. Eulenburg erhielt für sich und sein Gefolge auf der Reise ungefähr jeden Tag 4 große und 2 weiße Brote, 1 Sack Zwieback, 4 Lämmer, 2 Gänse, 2 Rinder, 2 Flaschen mit Branntwein — die allerdings meist halb geleert waren —, 16 Kannen anderer alkoholischer Getränke und 1 Fäßchen Bier. Als Printzen das erstemal durch Novgorod kam, dauerte die Bewirtung bei dem Voevoden von mittags bis abends, und die Tafel wurde „dreißigmal" abgedeckt. Allerdings war die Verpflegung auf der Reise nicht immer so üppig, weil der Pristav, der vom Voevoden das Geld zum Einkauf der Lebensmittel erhielt, dabei zu verdienen suchte. So beschwert sich z. B. Keyserlingk, daß er in Smolensk Brot, Salz und Branntwein erhielt, das kaum das Trinkgeld wert war[219]). Bei der Reise durch verpestete Gebiete fielen die Proviantlieferungen bisweilen etwas mager aus. Borntin machte deshalb, wie er selbst berichtet, dem Pristav gegenüber seinem Unwillen in folgenden drastischen Worten Luft: „Meine Völker hätten in zwei Tagen einen Ochsen immer auf der Reise aufgefressen, uns ließe man sitzen und müssen Wasser saufen, das der geringste Diener, den ich hatte, nicht saufen wollte." Dagegen empfing Borntin in Moskau täglich für sich allein 2 Roggen-, 2 Weizenbrote, 1 Gans, 2 Hühner, 1 Ente, 1 Birkhuhn, 2 Stück Rindfleisch, 2 Stück Schweinefleisch, ein halbes Schaf und an Getränken 4 Schalen Branntwein, 1 Krug Caren- und 1 Krug Bojarenmet[220]), 1½ Maß Bier, ¾ Maß anderer alkoholischer Getränke. Jeder seiner Leute erhielt ein Roggenbrot, 1 Weißbrot, 1 Stück Rindfleisch, 1 Stück Schweinefleisch, 2 Schalen Branntwein

217) Vgl. Rep. XI 210 B 20. Fasc. 2.
218) Conv. 3 D.
219) Bericht: Smolensk, 9. 2. 1712. Conv. 13 C.
220) D. Unterschied zw. d. einzelnen Metsorten bestand i. d. Zutaten. So enthielt z. B. d. Bojarenmet sechsmal mehr Honig als Wasser. Vgl. D. Zelenin, Russ. (Ostslav.) Volkskunde. Bln. Lpz. 1927 S. 125 f.

und 2 Maß Bier. Auch Scultetus erhielt ähnliche Mengen, die aber nicht mehr wie bei Borntin für jede Person einzeln berechnet wurden.

Wurde die Verpflegung in Geld abgelöst, so verminderte sich die Reichlichkeit erheblich, weil mit Brandenburg keinerlei Abmachungen über die Höhe der Ablösung bestanden. Es gab deshalb auch stets Streitigkeiten mit den Voevoden, die möglichst viel für sich behalten wollten, zumal sie von den Gesandten keine Quittung nahmen. Scultetus erhielt 1675 für die Hin- und Rückreise 110 Rubel, was er als sehr wenig bezeichnet. In Moskau selbst empfing er Naturalien. Reyer wollte man in Smolensk nur 18 Rubel wöchentlich bewilligen. Erst als er sie nicht annahm, gab man ihm 200 Rubel monatlich. Dieselbe Summe erhielt auch Printzen[221]). Diese Verpflegungsgelder waren im Vergleich zu denen anderer Gesandtschaften sehr niedrig bemessen. So betrugen z. B. die Defrayierungskosten der russischen Gesandtschaft in Wien (1679) wöchentlich 4000 Gulden, und der russische Botschafter, der 1681 dort eintraf, erhielt sogar für sich allein täglich 500 Gulden[222]). Infolge seiner Streitigkeiten mit dem Voevoden verlangte Printzen 1699 eine schriftliche Festsetzung der Verpflegungssätze. In der Antwort vom 4. 3. 1699[223]) erklärten sich die Russen bereit, den preußischen Gesandten 50 Rubel = 100 Rtl. in barem Gelde vom Tage des Grenzübertrittes ab zu zahlen, eine Summe, welche die russischen Gesandten preußischerseits auch erhalten sollten. Ferner Holz, Wasser und Reisezehrung von Moskau bis zur Grenze, freie Wohnung in der Hauptstadt, auf der Reise innerhalb Rußlands einen Pristav mit 10 Soldaten und 50 Postführern, sowie bei den zeremoniellen Aufzügen einen Pristav mit 100 Soldaten, dazu einen zweispännigen Wagen bzw. einen Schlitten oder ein Reitpferd.

Eine Eigentümlichkeit des tatarisch beeinflußten russischen Gesandtschaftszeremoniells war die Gnadentafel, die den Gesandten am Tage der Antritts- und Abschiedsaudienz, sowie an höheren Feiertagen gewährt wurde. Sie wurde im Gesandtschaftshofe gedeckt, mit Gerichten der carischen Küche besetzt. Bei Borntin wurden die Lebensmittel noch in rohem Zustande geliefert, nämlich 10 Roggenbrote, 10 Weißbrote, 3 Hühner, 1 Gans, 1 Ente, 1 Birkhuhn, 1 lebendes Schaf — das noch zwei Junge bekam — 50 gefrorene Eier, 2 Pfund Butter, je ein Tönnchen Caren- und Bojarenmet und auch Bier. Bei den folgenden Gesandtschaften waren die Speisen bereits hergerichtet und wurden in silbernen vergoldeten Schüsseln gereicht, in jeder Schüssel ein anderes Gericht. Während die Russen aus den Schüsseln aßen, erhielten die Gesandten bei jedem Gericht neue Teller. Die Zahl der Schüsseln richtete sich nach dem Range des Gesandten. Die preußischen erhielten gewöhn-

[221]) Scultetus S. 74. — Reisetageb. R.'s. Conv. 10 B. — Bericht Pr.'s: Moskau, 20./30. 1. 1699. Conv. 11 C.
[222]) A. Miruß, D. Europ. Gesandtschaftsrecht. 1. Teil. Lpz. 1847 S. 192.
[223]) Conv. 11 C.

lich 24, Printzen bei seiner ersten Gesandtschaft 50, und als er die Annahme des königlichen Titels mitteilte, sogar 100 Schüsseln. Die Gerichte bestanden in Fleischspeisen und verschiedenen Arten von Fischen, an Fasttagen nur aus Fischen. Alles war auf russische Art zubereitet. Branntwein, Spanischer Wein, Met und Bier wurden in großen Mengen angeboten. Vor und nach der Mahlzeit erhielt jeder ein Schälchen Branntwein, das auf einen Zug geleert wurde. Niemals vergaßen die Russen zu betonen, daß kein anderer Gesandter so gut bewirtet worden wäre. An der Gnadentafel saßen der Gesandte und seine Kavaliere, während russische Würdenträger im Namen des Caren sie bewirteten[224]). Nach der Mahlzeit wurden die „unumgänglichen" Gesundheiten getrunken, wobei die Russen sowohl auf ihre richtige Reihenfolge als auf ihre Mengen den größten Wert legten. Erst abends spät schied alles „vergnügt und mit einem guten Rausche". Printzen war der letzte preußische Gesandte, der die Gnadentafel erhielt.

Die Defrayierung der brandenburgisch-preußischen Gesandten in Höhe von 200 Rubeln oder 400 Rtl. monatlich, eine Summe, die auch die meisten anderen Envoyés erhielten, blieb bei Errichtung der ständigen Gesandtschaft bestehen, allerdings nur für die Envoyés, nicht aber für die Residenten. Daher erhielten weder Ciesielski noch Keyserlingk Geldzuwendungen vom Caren. Als aber Keyserlingk sich am 16./27. 8. 1703 als Envoyé auswies, wollte man ihm die Defrayierung erst von seiner Antrittsaudienz in der neuen Würde (4. 12.) gewähren. Von da an zahlte man ihm die üblichen 200 Rubel; aber zu Printzens Zeiten hatte man 100 Rtl. für 50 Rubel erhalten, jetzt mußte man 70 dafür zahlen[225]). Weil aber der Rubel beständig fiel, die Teuerung immer mehr stieg, war Keyserlingks Lage in keiner Weise gebessert. Die Defrayierungsgelder, zu denen noch die Gelder für Holz, Licht, Wasser und Miete kamen, erhielt er nicht pünktlich, manchmal erst nach Monaten. Die Bedienten der Legationskanzlei verlangten stets einen Teil des Geldes für sich mit der Behauptung, daß sie nicht besoldet würden. Außerdem zahlten sie nicht alles aus und nahmen auch keine Quittung an[226]). Ungeachtet aller Bemühungen Keyserlingks ließen sich die Russen nicht darauf ein, den wahren Wert des Geldes zu berücksichtigen[227]). Keyserlingk schlug deshalb vor, die Defrayierung aufzuheben, womit man in Berlin einverstanden war. Infolge des weitersinkenden Rubelkurses legte Keyserlingk am 12. 11. 1704 der Gesandtschaftskanzlei einen neuen Vertragsentwurf vor, wonach in Zukunft die Defrayierung, die Gnadentafel und die

[224]) Ivan III. pflegte noch mit d. Ges. selbst a. d. Gnadentafel zu speisen, d. i. einem Zimmer d. Kreml. gedeckt war. Sigm. Frh. v. Herberstein, Rerum Moscouiticarum Commentarij. Basel [1551] S. 133.

[225]) Eingabe K.'s: 12./23. 2. 1704. Conv. 14 D.

[226]) Berichte K.'s: Moskau, 26. 3. 1704. Minsk, 6. 1. 1708. Conv. 14 D. u. 18 A.

[227]) K. an d. Oberkammerherrn: Moskau, 26. 3. 1704. Conv. 14 D.

Lieferung von Holz und Wasser wegfallen, dagegen der freie Vorspann und das freie Quartier fortbestehen sollte, denn ohne carische Anweisung war keine Wohnung zu bekommen. Dieser Vertrag, der auch die Höhe der Abschiedsgeschenke regeln sollte, kam jedoch nicht zustande. Der Car erklärte, die Defrayierung nicht zu kündigen, aber auch keinen neuen Vertrag schließen zu wollen[228]. Anfang 1708 fiel der Rubel auf die Hälfte des Wertes von 1699. Infolgedessen zahlte der König dem russischen Gesandten in Berlin auf Keyserlingks Anregung nicht 400 Rtl., sondern nur den Betrag, den der preußische Gesandte erhielt, nämlich 200 Rtl. in 250 Berliner Talern[229]. Und schließlich kündigte Keyserlingk das Übereinkommen über die Defrayierung am 7./18. 4. 1709. Fortan erhielt er seine Verpflegungsgelder aus der preußischen Legationskasse[230]. Auf Keyserlingks neuen Vertragsentwurf, nach dem nur freier Vorspann und freies Quartier weitergewährt werden sollte, ließen sich die Russen nicht ein und wollten den Vorspann nur noch denjenigen Ministern bewilligen, die dem Caren ins Feld folgten. Anfang Januar 1718 befahl Peter, keinem fremden Minister mehr Vorspann ohne Entgelt zu geben. Allerdings wurde er Mardefeld aus Rücksicht für den preußischen König noch weiter gewährt. Einen Anspruch darauf hatte er aber nicht, da auch der russische Gesandte in Berlin seine Postpferde bezahlte[231]. Mit Peters Tode hörte auch diese Vergünstigung auf, nur zu den Krönungsreisen nach Moskau erhielt Mardefeld wie die übrigen Minister freien Vorspann[232].

Das Geschenkwesen.

Eine für das neuzeitliche Empfinden ungewöhnliche Begleiterscheinung in der älteren Diplomatie ist das ausgebildete Geschenkwesen. Denn der Gesandte hatte nicht nur im Auftrage seines Herrschers dem des Empfangsstaates Geschenke zu überbringen, sondern er wie die vornehmsten Begleiter seiner Gesandtschaft mußten ihm auch persönlich ein Geschenk machen. Allerdings wurde dasselbe aus den Gesandtschaftsgeldern bestritten. Bei diesen Geschenken handelte es sich vielfach um Landeserzeugnisse. So nahmen die brandenburgischen Gesandten außer prächtig aufgezäumten ostpreußischen Pferden mit Vorliebe allerlei Kunstgegenstände aus Bernstein, sogar ganze Kabinette im Werte bis zu 2000 Rtl. mit, die in dem kaum zivilisierten Rußland rare Gegenstände waren. Diese Kabinette bildeten noch lange Zeit eine besondere Sehenswürdigkeit der carischen Kunstkammern[233]. Die

---

228) Bericht K.'s: Moskau, 28. 1. 1705. Conv. 15 A.
229) Kg. an Kraut: 14. 8. 1708. Conv. 18 D.
230) Bericht K.'s: Moskau, 20./31. 7. 1709. Conv. 19 A.
231) Bericht M.'s: Ptsbg., 28. 1. 1718. Kg. an M.: Bln., 18. 9. 1723. Fasc. 166. u. Rep. XI Rußld. B Conv. 1 d.
232) Bericht M.'s: Ptsbg., 23. 12. 1727. Conv. 32 C.
233) Köhne S. 26.

Gegengeschenke des Caren bestanden in dem naturalwirtschaftlich eingestellten Rußland ausschließlich in Zobelfellen, gewöhnlich im Werte von 200 Rtl. Reyer war der erste brandenburgische Gesandte, der an Stelle der Zobelfelle ein Geldgeschenk, und zwar 100 Dukaten erhielt[234]). Auf solche Geschenke legten die Russen den größten Wert, und den Gesandten, der ohne Geschenke gekommen wäre, hätte man überhaupt nicht empfangen. Lag es doch dem Kanzler ob, die mitgebrachten Geschenke vor den Audienzen zu besichtigen und ein Verzeichnis darüber aufzunehmen.

Es entsprach aber wohl der Verachtung, mit der die russischen Herrscher auf die fremden herabsahen, daß ihre Gesandtschaften nach Westeuropa nicht immer von gleichwertigen Geschenken begleitet waren. Eulenburg und Scultetus hatten deswegen auf Befehl ihres Hofes in Moskau Beschwerden vorzubringen. 1688 wurde Reyer von den Russen mitgeteilt, daß Geschenke fortan nicht mehr nötig wären[235]). Rußland begann sich auch in dieser Hinsicht zu europäisieren. Trotzdem brachte Printzen bei seiner ersten Gesandtschaft, allerdings zum letzten Male, wieder Geschenke mit. Bei seiner Verabschiedung am 18. 7. 1701 überreichte ihm der Car den von ihm 1697 gestifteten Andreasorden. Printzen war der erste ausländische und der dritte Ritter des Andreasordens überhaupt[236]). In anderen Fällen erhielten jetzt die Gesandten, so von Kameke und von Keyserlingk, mit Diamanten besetzte Bilder des Caren, was bisher nie üblich gewesen war. Rußland hatte mit der östlichen Form des Geschenkwesens ganz gebrochen.

Abschiedsgeschenke an die Gesandten bei ihrer Abberufung blieben auch bei Errichtung der ständigen Diplomatie bestehen. Im diplomatischen Verkehr zwischen Preußen und Rußland zur Zeit Peters d. Gr. war es üblich, dem Envoyé extraordinaire 1000, dem Ambassadeur 2000 Dukaten zu geben. Gustav v. Mardefeld wurde 1728 das Abschiedsgeschenk mit 4000 Rubel ausgezahlt, einer Summe, die ungefähr 1000 Dukaten entsprach.

Nach Abschluß eines Vertrages war es ebenfalls üblich, den Gesandten, sowie den Staatsministern und Kanzleibedienten ein Geldgeschenk zu überreichen. Als Mardefeld 1727 den Bündnisvertrag mit Katharina I. unterzeichnet hatte, erhielt er 1500, der Legationssekretär Vockerodt 100 Dukaten. Vom Könige wurden auf Mardefelds Verlangen dem Kanzler G. J. Grafen Golovkin und dem Geh. Rat Frh. v. Ostermann je 1500, dem Wirkl. Staatsrat V. St. Stepanov 1000 und den Kanzleibedienten 200 Dukaten bewilligt. Diese Geschenke blieben hinter den Spenden der anderen Gesandten erheblich zurück, wie denn überhaupt die preußische Gesandtschaft mit Mitteln für außerordentliche Zwecke sehr knapp versehen war. Obgleich solche Geschenke damals allgemein üblich

---

[234]) Reisetageb. R.'s. Conv. 10 B.
[235]) Bericht R.'s: 14./24. 12. 1688. Conv. 10 A.
[236]) Köhne S. 66 Anm. 3.

waren, mußten die preußischen Gesandten unter Friedr. Wilh. I. erst jedesmal um die Erlaubnis, sie annehmen zu dürfen, einkommen[237]).

Das Gesandtschaftszeremoniell.

Während uns heute das Gesandtschaftszeremoniell fast nur noch als ein Akt internationaler Höflichkeit erscheint, galt es in den früheren Zeiten als wichtiger Bestandteil des Völkerrechts.

„Das gesandtschaftliche Zeremoniellrecht" — so schreibt noch 1847 A. Miruß — „hat sich besonders erst seit der Einführung beständiger Gesandtschaften und seit den großen Friedenskongressen zu Osnabrück und Münster, zu Nimwegen und Ryswijk, wo die Anwesenheit der Gesandten von soviel an Macht und Würde verschiedener Höfe zu mancherlei neuen Ansprüchen, Vorzügen usw. Veranlassung gab, nach und nach so ausgebildet und eine solche Wichtigkeit erhalten, daß es als ein wesentlicher Teil des Gesandtschaftsrechtes angesehen werden muß."

Auch die italienischen und deutschen Kleinfürsten erstrebten immer größere Zeremoniellvorrechte. Vor allem aber suchten die Kurfürsten, denen die Goldene Bulle den Rang unmittelbar hinter den Königen anwies, dieselben Ehrenvorrechte wie die gekrönten Häupter zu erlangen und setzten diese Forderungen auch in den Wahlkapitulationen durch[238]). Noch erheblich höhere zeremonielle Ansprüche stellten die Russen, deren Gesandtschaftszeremoniell sich einmal im Verkehr mit den tatarischen Chanen herausgebildet hatte[239]), für das aber auch seit Ivan III. byzantinische Vorbilder von Bedeutung geworden waren. Es wird in den meisten Einzelheiten heute nicht mehr deutlich zu unterscheiden sein, wo byzantinische oder tatarische Einflüsse vorwalten, um so mehr als auch das byzantinische Zeremoniell orientalischen Einflüssen unterlag. Der Einzug des Gesandten in die Stadt — in Rußland hatten im Gegensatz zu Westeuropa auch die Envoyés einen feierlichen Einzug — und der Aufzug zur Audienz, wenn der Gesandte „begnadigt war, Se. Car. Maj. klare Augen zu sehen", ging mit allem orientalischen Gepränge vor sich. Die gesamte Gesandtschaft erschien in Gala, begleitet von carischen Reitern in Paradeuniform. Der Gesandte, dem ein Gefährt mit Decken aus Tigerfellen zur Verfügung gestellt wurde, fuhr oder ritt an letzter Stelle. Wollte er seinen eigenen Wagen benutzen, so war dazu die Erlaubnis des Caren erforderlich. Vor dem Gesandten ging der Hofmeister und trug das in farbigen Taft eingehüllte Beglaubigungsschreiben. Begleitet wurde der Gesandte von dem Pristav, der unterwegs seine Kleidung mehrfach wechselte, wozu ihm aus der Schatzkammer

---

237) Ilgen an d. Kg.: Bln., 2. 10. 1726. Conv. 31 D.
238) Krauske S. 214 f.
239) H. J. Veselovskij, Tatarskoe vlijanie na posol'skij ceremonial v moskovskij period russkoj istorii. In: Otčet o sostojanii dejatel'nosti imperatorskago peterburgskago universiteta za 1910 god. Hrsg. v. J. A. Ivanovskij. Ptsbg. 1911. Vgl. dazu d. Besprechg. v. N. I. Efimov im Istoričeskij věstnik. 127. Bd. (1912) S. 1076 ff., d. auch westeurop. Einflüsse auf d. Moskauer Zeremoniell annehmen möchte.

immer prächtigere Gewänder gebracht wurden. Auch kamen fortwährend Boten, die das Tempo angaben, damit „sich der Car zur rechten Zeit auf dero Audienzstuhl begebe“. Strelitzen erwiesen im Schloßhofe die Ehrenbezeugungen. Zuweilen bildeten Soldaten mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel Spalier. Nach tatarischer Sitte[240]) durfte der Gesandte nicht bis an die Schloßstiege heran fahren, sondern mußte den Wagen schon ein Stück vorher verlassen. Reyer war der erste brandenburgische Gesandte, dem das Fahren bis an das Schloßtor erlaubt wurde.

Bei feierlichen Gesandtschaften fand die Audienz im großen, sonst im kleinen Saale des Kreml statt. Den Hut nahm der Gesandte erst ab, wenn er des Caren ansichtig wurde. Vor dem Eintritte hatte er den Degen abzugeben, da es wie bei den Tataren[241]) nicht üblich war, bewaffnet vor dem Herrscher zu erscheinen. Erst seit 1701 war es den preußischen Gesandten erlaubt, den Degen zu behalten. Während der Audienz saß der Car mit Krone und Zepter auf dem Throne, an dessen Stelle im Felde ein dreistufiger silberner Stuhl trat; das Haupt bedeckte dann eine zobelpelzverbrämte Mütze aus Goldstoff, die wie der Mantel mit Perlen und Edelsteinen reich geschmückt war. Das Zepter wurde durch ein Paternoster ersetzt. Zur Rechten des Caren standen Diener in weißen Damaströcken und hohen weißen Mützen mit goldenen Beilen, zur Linken die Minister und vornehmsten Bojaren in goldbrokatenen Röcken. Die anderen Bojaren saßen mit entblößten Häuptern an den Seitenwänden[242]).

Beim Eintritt in den Saal machte der Gesandte drei tiefe Verbeugungen. Der Großkanzler verlas den carischen und den kurfürstlichen Titel und forderte den Gesandten auf, seinen Antrag vorzubringen, worauf dieser sein Beglaubigungsschreiben neben das Zepter legte, der Car sich verneigte, und es der Großkanzler mit tiefer Verbeugung an sich nahm. Nach der Übersetzung der Rede des Gesandten erkundigte sich der Car nach der Gesundheit des Kurfürsten, wobei er sich etwas erhob und an der Mütze rückte. Sodann fragte er auch nach des Gesandten Befinden. Nun wurde die ganze Gesandtschaft zum Handkuß zugelassen, während ein höherer Hofbedienter die Hand des Caren stützte. Ältere Gesandtschaftsberichte[243]) entrüsten sich darüber, daß sich der Car nach dem Handkuß in einem Waschbecken die Hände wusch. Dieses Händewaschen wird von den brandenburgischen Gesandten nicht mehr erwähnt, es scheint also in Wegfall gekommen zu sein. Nach dem Handkuß wurden die Geschenke verlesen oder auch vorgezeigt und dem Gesandten mitgeteilt, daß der Car weiter mit ihm verhandeln lassen werde.

---

[240]) Veselovskij S. 9f. u. 13.
[241]) Veselovskij S. 4 u. 13.
[242]) Vgl. d. Abbildungen bei Olearius zwischen S. 34 u. 35 u. i. d. Sammlung v. Ansichten, Gebräuchen, Bildnissen u. Trachten usw. Tafel 34.
[243]) Herberstein S. 132. — Olearius S. 33.

Als Brandenburg seinen ersten diplomatischen Vertreter nach Rußland sandte, wurde der Kurfürst dort noch nicht als gleichberechtigter Herrscher angesehen. Die Russen fragten sogar Kittelmann, ob der Kurfürst überhaupt souverän wäre. Sie kannten weder den Unterschied zwischen Untertänigkeit und Lehnsabhängigkeit, noch waren sie sich über die staatsrechtliche Stellung eines Kurfürsten im klaren und wußten auch nicht, daß sich die polnische Lehnsoberhoheit nur auf Ostpreußen, nicht aber auf Kurbrandenburg bezog[244]. Deshalb verlangten sie auch noch von Eulenburg eine schriftliche Versicherung, daß der Kurfürst weder in des Kaisers noch in des Königs von Schweden oder Polen Schutz stände[245]. Kittelmann erhielt nur die behandschuhte Hand zum Kuß gereicht[246], was der Car sonst keinem Gesandten zumutete. Das Antwortschreiben war auch nicht an den „Durchlauchtigsten Kurfürsten", sondern nur an „den Friedrich Wilhelm" gerichtet. Das Verlangen des Kurfürsten, daß seine Gesandten ebenso wie am Kaiserhofe königliches Traktat erhielten, wurde abgelehnt. Damit sie sich nichts vergaben, waren sie gehalten, immer genau über ihren Empfang zu berichten. In den Reisebeschreibungen und gedruckten Gesandtschaftsberichten wurde nachgesehen und bei verschiedenen Höfen angefragt, wie in Rußland königliche Gesandte aufgenommen würden. Besonders drei Forderungen treten in den Instruktionen immer wieder hervor: 1. daß der Pristav den Gesandten rechts sitzen lasse, 2. daß der Car aufstände und, falls er die Mütze trage, bei der Frage nach der Gesundheit des Kurfürsten das Haupt entblöße, 3. daß er das Beglaubigungsschreiben eigenhändig in Empfang nehme. Es sollte aber fast ein Menschenalter vergehen, ehe es gelang, diese Forderungen restlos durchzusetzen. Schon an der Grenze begann der Streit; war es doch dem Pristav bei Verlust seines Lebens verboten, ohne besondere Erlaubnis dem Gesandten den rechten Platz einzuräumen[247]. Dabei waltete noch die tatarische Vorstellung ob, daß der Pristav auf dem Ehrenplatze den Eingeborenen als die höhere und mächtigere Person erscheinen sollte[248]. Schließlich erhielt 1673 Scultetus, nachdem er sich geweigert hatte, zur Audienz zu erscheinen, die Erfüllung der drei Forderungen zugebilligt[249]. Im Zeichen der Europäisierung begann dann Rußland auch sein Zeremoniell zu europäisieren, wobei es sich den Wiener Hof zum Vorbild nahm. Von nun an erhielten auch die kurfürstlichen Gesandten vom Pristav die „Oberhand", und bei der Audienz legte der Car zwei Finger auf das Beglaubigungsschreiben.

---

244) Schlußbericht Kittelmanns: Kgsbg., 25. 9./5. 10. 1655. U. A. VI S. 706. — Hedenström S. 32 Anm. 3.

245) Reisetageb. U. A. VIII S. 31.

246) Schlußber.: Kgsbg., 25. 9./5. 10. 1655. U. A. VI S. 707.

247) Brückner, Gesch. Rußlds. usw. I S. 122.

248) Veselovskij S. 12.

249) Resolution d. Caren. Moskau, 4./14. 12. 1673. Schlußber.: Bln., 16./26. 2. 1674. U. A. XIX S. 285 u. 281.

In ähnlicher Weise wurde das Rekreditiv überreicht. Dieses Zugeständnis teilte der Gr. Kurf. sofort dem sächsischen Kurf. mit, damit auch er es dem Caren „abjage“ [250]). Zu einer vertragsmäßigen Regelung über das Zeremoniell kam es aber trotz aller Bemühungen nicht. Der Vertrag, der am 16./26. 6. 1687 in Berlin mit dem russischen Gesandten Vasilij Poznikov geschlossen wurde [251]), regelte nur den Empfang des russischen Gesandten in Berlin, den des brandenburgischen in Moskau einzuschließen, hatte Poznikov keine Vollmacht. Eine diesbezügliche Anregung Reyers lehnten die Russen ab, und Printzen erhielt auf seinen Vorschlag nur die Antwort, die brandenburgischen Gesandten würden wie königliche behandelt werden [252]).

Peter d. Gr. beachtete die strengen altrussischen Formen nicht mehr. Er war allen Zeremonien abhold und froh, wenn die Gesandten mit einer Privataudienz zufrieden waren. Die öffentlichen Audienzen erteilte er nicht mehr im Kreml, sondern in Leforts, später in Měnšikovs Hause und suchte auch bei ihnen, mit möglichst wenig Feierlichkeit auszukommen. Bei Printzens erster Gesandtschaft stand er die ganze Zeit mit entblößtem Haupt, nahm das Beglaubigungsschreiben persönlich in Empfang und küßte Printzen und das ganze Gefolge [253]). Von da an erhielten die preußischen Gesandten regelmäßig eine sechsspännige Kutsche, die allerdings auch schon Reyer ausnahmsweise gewährt worden war. Als die Gesandten es durchgesetzt hatten, wie königliche behandelt zu werden, hatte dies nicht mehr die Bedeutung wie ehedem, denn die kurfürstlich brandenburgischen Gesandten waren nun tatsächlich königlich preußische.

Die Exterritorialität.

Das wichtigste der Gesandtschaftsrechte, das bei fast allen Völkern gilt, ist die persönliche Unverletzlichkeit des Gesandten. Indessen nahm man es in Rußland mit dieser Unverletzlichkeit nicht immer sehr genau. Kurz vor der Ankunft Eulenburgs hatte Car Aleksěj eine schwedische Gesandtschaft gefangen gesetzt. Unter Peter kam es bei den „Sauftagen, an denen sich ordinairement viel Fatales ereignet“, zu häufigen Zusammenstößen. So wurde Keyserlingk am 10. 6. 1707 in Jakubowitz bei Lublin auf Befehl des Caren gewaltsam aus dem Saale entfernt. Doch wurden in diesem Falle die Soldaten wegen „gröblicher Verletzung der Immunität legatorum“ zum Tode verurteilt, auf Bitten des preußischen Königs jedoch begnadigt [254]). Wie leicht sich aber Peter d. Gr. über das Völkerrecht hinwegsetzte, zeigt die Maßregelung des holländi-

---

[250]) Kölln a. Spr., 17./27. 3. 1674. Conv. 6 B.

[251]) Recueil V S. 14 ff.

[252]) Berichte: Moskau, 20./31. 1. u. 4. 3. 1699. Conv. 11 C.

[253]) Dukmeyer I S. 323 f.

[254]) Dukmeyer II S. 237 ff.

schen Gesandten de Bie[255]). Dieser hatte über Rußland ungünstig berichtet und wurde deshalb nach Beschlagnahme seiner Papiere ausgewiesen. Den fremden Ministern begründete man diese widerrechtliche Handlungsweise damit, daß de Bie durch falsche Berichterstattung das Völkerrecht verletzt hätte. Obgleich auch Friedr. Wilh. I. das russische Vorgehen mißbilligte, verbot er dennoch Mardefeld, sich dem Einspruch der anderen Gesandten anzuschließen[256]).

Vor Peter d. Gr. diente die Ehrenwache der Gesandten mehr zur Überwachung als zu ihrer Ehrung, später dagegen in erster Linie zu ihrem Schutze, da sowohl in Moskau wie in Petersburg die Häuser der Gesandten außerhalb der Stadt lagen. Für die Wache, die bei Keyserlingk aus einem Unteroffizier und 15 Mann, bei Kameke aus einem Kapitän und 30 Mann bestand, hatte der Gesandte Quartier, Licht und Heizung zu besorgen, was nach Aufhebung der Defrayierung jährlich gegen 100 Rubel kostete. Außerdem gab Keyserlingk der Wache wöchentlich einen Rubel für Branntwein. Im März 1724 entzog der Car sämtlichen Gesandtschaften die Wachen mit der Begründung, daß auch die russischen Minister an den anderen Höfen keine erhielten. Erst auf den Hinweis der größeren Sicherheit in den westeuropäischen Residenzen erhielten die königlichen Gesandten die Wachen weiter[257]).

Von allen Abgaben und Zöllen waren die Gesandten befreit. 1699 wurde das Recht, Lebensmittel zum eigenen Bedarf zollfrei einzuführen, erneuert, seit 1690 mußte jedoch für Zucker und Getränke ein Zoll entrichtet werden. 1720 wurde die Höhe der zollfreien Warenmenge für Gesandte auf 2000, für Residenten auf 1000 Rubel beschränkt[258]). Als man in Berlin Ende 1724 allen Gesandten die Akzise-, nicht aber die Zollfreiheit nahm, verweigerte man auch Mardefeld die Zollfreiheit, da man eine Akzise in Rußland nicht kannte. Trotz aller Vorstellungen Mardefelds und Ilgens gab der König dem russischen Gesandten die Akzisefreiheit nicht zurück, um keine Ausnahmen zu machen, sondern bezahlte Mardefeld die dadurch entstandenen Kosten[259]). Im Oktober 1747 hob Rußland das Vorrecht der Zollbefreiung für alle Gesandten wegen mißbräuchlicher Benutzung auf[260]). Sie behielten nur die Erlaubnis, in ihren Häusern zu brauen, während sonst das Brauwesen verpachtet war[261]).

---

[255]) Bericht Mardefelds: Ptsbg., 15. 7. 1718. Conv. 24 D.

[256]) Kg. an M.: Bln., 2. 8. 1718. Conv. 24 D.

[257]) Berichte Mardefelds: Moskau, 31. 3. u. 22. 5. 1724. Conv. 27 C. — D. veränderte Rußld. 2. Teil. Hannover 1739 S. 136 f.

[258]) Eichelmann S. 555 Anm. 3.

[259]) Bericht M.s: Ptsbg., 6. 1. 1725 P. S. Kg. an M.: Bln., 14. 4. 1725. Conv. 28 B.

[260]) Eichelmann S. 555 Anm. 3. — Alt S. 85 Anm. 4.

[261]) Bericht Mardefelds: Ptsbg., 26. 8. 1720. Conv. 25 C.

Die Arbeitsweise der Gesandten.

Ein englischer Diplomat aus der Zeit Jakobs I., Sir Henry Wotton, hat einmal den Begriff des Gesandten folgendermaßen bestimmt: „Ein Gesandter ist ein kluger Mann, der in das Ausland geschickt wird, um für sein Land zu lügen“[262]). Er stimmte damit in die Tonart ein, welche die gesamte theoretische Literatur über das Gesandtschaftswesen vom 16. bis 18. Jahrh. beherrschte, wie das Krauske an einer Fülle von Beispielen gezeigt hat. „Die Voraussetzung, daß ein Diplomat unumwunden die Wahrheit reden könnte, fällt bei diesen Schriftstellern ganz fort.“ Bestenfalls werden sehr feine Gradunterschiede zwischen zulässiger und verwerflicher Lüge gemacht, wie das dafür sehr bezeichnende Kapitel bei Wicquefort: „De la prudence et de la finesse“ zeigt. Jedenfalls galten im diplomatischen Verkehr alle Mittel als erlaubt, um den Verhandlungsgegner zu täuschen. Daneben bildete die theoretische Literatur eine förmliche Systematik des Bestechungswesens aus. In dem erwähnten Buche Wicqueforts, der großen Diplomatenbibel des 17. und 18. Jahrh., trägt ein Abschnitt die Überschrift: „Il est permis à l'Ambassadeur de corrompre les Ministres de la Cour, où il negocie.“

Im folgenden soll an ein paar Beispielen veranschaulicht werden, inwieweit die Praxis der brandenburg.-preuß. Diplomaten mit den Anschauungen der zeitgenössischen Theorie im Einklang steht. Natürlich entsprach es der unentwickelteren Zivilisation des Ostens, daß diese Praxis in der Feinheit ihrer Kunstgriffe erheblich hinter der des zeitgenössischen Westens, besonders der des Heimatlandes Macchiavells zurückblieb. Die Mittel, mit denen man sich zu täuschen suchte, sind teilweise noch sehr primitiv. Daß tatsächlich abgeschlossene Verträge abgestritten wurden, läßt sich immer wieder nachweisen. Allerdings wurden diese unkomplizierten Methoden durch die Weite des russischen Raumes und das unzulängliche Nachrichtenwesen wirksam unterstützt. Infolgedessen hatten die Versuche, sich gegenseitig zu täuschen, meist Erfolg. Da auch die anderen Mächte falsche Nachrichten auszustreuen suchten, so verteilte man brandenburgischerseits gedruckte Flugschriften, um die Gegner zu widerlegen. Als die Schweden 1675 das Gerücht von einer vernichtenden Niederlage und dem Tode des Kurfürsten sowie der Eroberung Ostpreußens verbreitet hatten, ließ sich Scultetus, um dem wirksam entgegentreten zu können, gedruckte Flugschriften über die Schlacht bei Fehrbellin zum Verteilen in Moskau schicken[263]). Der Verbreitung irreführender Nachrichten durch ostensible Briefe hat sich Heße bedient, indem er zwei Schreiben über das damals schwedische Reval an seinen Hof gehen ließ mit der falschen Angabe, der Car werde in Livland einfallen, sobald der

[262]) Krauske S. 15.

[263]) Bericht: Moskau, 11./21. 8. 1675. U. A. XIX S. 297 f. u. 298 Anm. 1.

Kurfürst die Schweden aus Preußen vertrieben hätte[264]). Ein Mittel anderer Art wurde bei der dritten Gesandtschaft Heßes angewendet. Sobald Heße in Rußland angelangt war, sollten die Königsberger Geh. Räte in den Ostseeprovinzen das Gerücht in Umlauf setzen, die Russen hätten versprochen, in Livland einzufallen. Und ähnlich wird 1714 dem preußischen Gesandten aufgegeben, den Caren zum Ausstreuen eines Gerüchtes zu veranlassen, daß er bei einer schwedischen Truppenbewegung in Pommern seine Truppen aus Livland dorthin schicken würde[265]). Auch die Russen bedienten sich gern falscher Angaben, die um so glaubhafter wirkten, je mehr die Gesandten in Moskau abgeschlossen waren. Vor allem hatten die Russen die Möglichkeit, die Verhandlungen jederzeit abzubrechen, wenn sie einen für sie unangenehmen Lauf zu nehmen drohten. Dafür bedienten sie sich der naivsten Vorwände: z. B., daß sie den Dolmetscher mit einem Male nicht mehr verstanden. Von Peter d. Gr. berichten die Gesandten übereinstimmend, daß er „seine eigentlichen sentiments meisterlich zu cachieren wisse" und „in der Kunst, sich zu verstellen, wenig seines Gleichen habe". Auch er pflegte plötzlich „Ohrenfluß" zu bekommen, wenn es ihm nicht gelang, die Verhandlungen auf ein anderes Gleis zu schieben[266]).

Bei der unklaren Kompetenzabgrenzung der einzelnen Ämter in der russischen Verwaltung hatten die Gesandten oft große Schwierigkeiten, diejenigen Beamten ausfindig zu machen, unter deren Ressort ihre Angelegenheiten fielen. Häufig wurden sie vom Caren zu den Ministern und von den Ministern zum Caren geschickt. Der Gesandte mußte daher eine genaue Kenntnis der Organisation der Gesandtschaftskanzlei haben und wissen, welche Beamten den größten Einfluß besaßen. „Jeder Russe will das monopolium der affairen haben. Wenn man bei einem gute Meinung seines Prinzipalen für den Caren vorgibt, verdrießt es den anderen"[267]). Dazu kam, daß der Einfluß der Beamten mit der jeweiligen Gunst des Caren beständig wechselte. Von allen Günstlingen Peters vermochte sich nur Měnšikov dauernd zu halten. Infolgedessen wetteiferten die Gesandten, Měnšikov ausländische Orden und Titel zu vermitteln oder ihn mit Geldgeschenken zu überhäufen.

Auch die brandenburgisch-preußischen Gesandten haben mit Geschenken nicht gespart, blieben jedoch in dieser Hinsicht hinter den Gesandten der anderen Mächte beträchtlich zurück. Mardefeld wurden bei seiner Abreise 1000 Dukaten für laufende Geschenke zur Verfügung gestellt, für außerordentliche sollte er neue Mittel erbitten. Der Geh. Translateur Šafirov erhielt von England und von Holland eine jährliche Pension. Auch Keyserlingk versprach ihm für die Mitteilung von Nachrichten ein „jährliches honorarium"[268]).

---

[264]) Bericht: Moskau, 18. 1. 1679. U. A. XIX S. 321 f.
[265]) Bln., 18. 12. 1714. Fasc. 79 Bd. 3.
[266]) Bericht Keyserlingks: Ptsbg., 24./31. 11. 1710. Conv. 20 B
[267]) Bericht Achenbachs: Ptsbg., 20. 6./1. 7. 1715. Fasc. 106.
[268]) Moskau, 1. 3. 1702. Conv. 13 C.

Ohne Geld war auch von den Kanzleibeamten nichts zu erlangen, die an solche Nebeneinnahmen gewöhnt und auf sie angewiesen waren.

„Der von Marisalles (Marschall)“ — schreibt Keyserlingk[269]) — „kann E. K. M. die beste untertänigste Nachricht davon erteilen, wie sehr alle des Caren Domestiquen, deren etliche mehr als seine vornehmste Ministres vermögen, zu solchen Bestechungen gewohnet, und wie ein fremder Minister, der dieses versäumet, tagtäglich allerhand Verdruß von ihnen und von der Bande der Narren auszustehen hat ... und wie absonderliche die Puissancen sich genötigt finden werden, Seine (des Caren) Freundschaft sorgfältigst zu menagieren. so wird gewiß vorgedachtes Gesindel mit ihrer gewöhnlichen Unbescheidenheit anjetzo ganz insupportable sein.“

In Berlin aber wollte man bei jedem Geschenke sofort den Erfolg sehen, und da dieser nicht immer gleich eintraf, befahl man Mardefeld, die Geschenke erst nach der Leistung zu geben[270]), obgleich schon Keyserlingk darauf hingewiesen hatte, daß man einen Teil schon als Vorschuß geben müsse, allerdings nicht alles, da die Russen sonst „duppieren“. Mardefeld erklärte schließlich, daß er in Zukunft auf Geschenke möglichst ganz verzichten wolle, damit ihm im Falle eines Mißerfolges kein Vorwurf gemacht werden könne[271]).

Da die Russen aber auch sonst „difficule Leute“ waren, verhandelte es sich mit ihnen überhaupt sehr schwierig. Bei einem Vertrage, namentlich wenn die Anregung dazu von der Gegenseite ausging und die politische Lage für die Russen günstig war, pflegten sie mit immer neuen Bedingungen hervorzutreten. Die Gesandten mußten daher stets auf der Hut sein, wenn sie die Russen zur Beschleunigung drängten, „denn in Moskau ist es besser, sollizitiert zu werden, als zu sollizitieren“[272]). Infolgedessen zogen sich die Verhandlungen stets sehr lange hin und da „dieser Hof sich jetzo des Kunststückes und der Finesse mit dem Temporisieren gar meisterlich zu bedienen weiß, so wird auch gar keine Gelegenheit versäumet, die fremden Ministres auf alle Art und Weise zu amüsieren und die durch sie gesuchte resolutiones von einer Zeit zur anderen auszusetzen[273]). Ähnlich klagt Mardefeld über „die vielen Festivitäten und das Saufen“, die nicht zulassen, daß man etwas ausrichten könne. Während seiner Gelage wollte der Car „nicht von Affairen belästigt werden“, und die Tage nachher „mußten alle das Bett halten, und keiner war imstande zu lesen oder zu schreiben“. Vollends wenn der Car auf der Flotte war, verhinderte „die Furie, auf dem Wasser herum zu fahren und mit Kanonen zu schießen alle Geschäfte und frißt viel Geld“[274]). Andere

---

[269]) Moskau, 2./13. 8. 1711. Conv. 21 D.
[270]) Bln., 21. 5. 1720. Conv. 25 C.
[271]) Ptsbg., 4. 6. 1726. Conv. 30 B.
[272]) Bericht Schlippenbachs: Ptsbg., 10. 3. 1714. Fasc. 71.
[273]) Bericht Marschalls u. Keyserlingks: 18./29. 10. 1710. Conv. 20 A.
[274]) Bericht Mardefelds: Reval, 13. 8. 1718 P. S. Rep. 9 Polen 7 y Bd. 3.

Verzögerungen des Geschäftsganges verursachten die vielen Reisen Peters, die schlechten Postverhältnisse und die abseitige Lage des preußischen Gesandtschaftsquartieres auf dem anderen Nevaufer. Bei Eistreiben konnte Mardefeld mitunter tagelang nicht mit den russischen Ministern verkehren.

Die „amusements“ am Hofe Peters d. Gr. trugen also auch nicht dazu bei, die schwierige Stellung eines westeuropäischen Diplomaten bei der neuen russischen Großmacht erfreulicher zu gestalten. Die Gesandten gingen daher „den sogenannten öfteren Festeins“ gern aus dem Wege. Keyserlingk blieb über Neujahr 1709/10 noch auf Reisen, um nicht in die Moskauer Feierlichkeiten zu geraten. Denn war man erst einmal zu einem solchen Feste gegangen, so war ein Entrinnen ganz unmöglich. Durften doch die Wachtposten keinen Gast aus dem Hause lassen, und besondere Schaffer paßten auf, daß jeder bei den Gesundheiten die Gläser stets leerte. „Der Car befehligte seinen Untertanen“, berichtet Achenbach, „sich wohl zu berauschen, und den fremden Ministern sagten sie, daß sie es als ein Zeichen von Liebe würden ansehen, wenn sie dergleichen tun würden. Ein jeder hat also sein Bestes getan, und alle waren stark bezecht.“ Um möglichst schnell „voll zu werden“, pflegte der Geh. Rat Šafirov „Branntwein zu Hilfe zu nehmen“. Kein Wunder, daß es bei solchen Festlichkeiten „Tote und hart Blessierte“ gab und Mardefeld um Abberufung mit den Worten bat: „wer 58 Jahre alt ist und aus diesem russischen Leben einen Blick in die Ewigkeit tut, dem stehen billig die Haare zu Berge“. Das Trinken aus den großen Humpen wurde erst unter Peter II. abgeschafft, der für die „unumgänglichen Gesundheiten“ kleine Spitzgläser mit Deckeln einführte und es den Gästen überließ, nach Belieben zu trinken. Übrigens hat Gustav v. Mardefeld „eine Gesundheit, eines also genannten undisputierlichen Trunks“ nach Berlin mitgebracht, und ihn in den vornehmsten Häusern verteilen lassen[275]).

Alle diese Schwierigkeiten bewirkten, daß der russische Posten geradezu gefürchtet war. Keyserlingk und Mardefeld haben dort ihre Gesundheit zugrunde gerichtet, was zweifellos weniger dem ungünstigen Klima, als der „dissoluten Lebensart“ zuzuschreiben ist. Bei der Auswahl der Bewerber um diesen Posten wurde daher auch auf ihre Trinkfestigkeit gesehen, wie die Randbemerkung Friedr. Wilh. I. zeigt[276]): „Ich vermeine Schlippenbach, den kahn der Zar wohl leiden, und kahn starg sauffen und bleibt doch bey verstahnt.“ In der Zeit des Frauenregiments am russischen Hofe trat das Trinken zurück, und es waren begreiflicherweise Anforderungen anderer Art, die von jetzt an die Gesandten gestellt wurden. So empfahl die Mutter Katharinas II. dem Könige, an Stelle des

---

275) Vom Berliner Hofe z. Z. Fr. W. I. Berichte d. Braunschw. Gesandten i. Bln. 1728—1733. Hrsg. v. R. Wolff. (Schriften d. Ver. f. d. Gesch. Berlins. Heft 48 u. 49.) Bln. 1914. S. 44.

276) 8. 12. 1713. Fasc. 69. — Droysen IV 2 S. 78. — Schirren S. 74.

gealterten Axel v. Mardefeld „einen hübschen jungen Mann mit frischen Farben“ an den Hof der Kaiserin zu schicken[277]). Dieser Umschwung der Verhältnisse drückt sich auch im politischen Testament von 1752 aus, in welchem sich der König zwar für den Londoner Gesandtschaftsposten einen „agréable débauché“, der mehr Wein als die Engländer vertrage, wünscht, während ihm für den Petersburger „un homme intriguant, ... qui a le talent de séduire“ erforderlich erscheint[278]).

III. Lebensbeschreibungen.

Philipp Henrich Achenbach,

Sohn d. kurf. pfälz., späteren kurf. brdbg. Hofpredigers Karl Konr. A., wahrscheinlich in Heidelberg geboren. Wegen d. Verdienste seines Vaters wurde er am 20. 5. 1707 zum preuß. Geh. u. Legationssekretär ernannt. Von 1710 bis zu seiner Abberufung (31. 3. 1714) war er als solcher an d. preuß. Gesandtschaft im Haag u. beim Friedenskongreß in Utrecht. Vom 31. 7. 1714—1. 12. 1715 vertrat er Preußen als Resident am Petersburger Hofe. Nach seiner Rückkehr wurde er am 4. 4. 1716 zum Hof- u. Kammergerichtsrat ernannt u. d. Geh. Justiz- u. Kammergerichtsrat Hülsemann zur Unterstützung u. als späterer Nachfolger beigegeben.

Berliner geschrieb. Zeitungen aus d. Jahren 1713 bis 1717 u. 1735. Hrsg. v. E. Friedländer. (Schriften d. Ver. f. d. Gesch. d. Stadt Bln., Heft 38) Bln. 1902 S. 115 u. 486. — Akten: Fasc. 71. — Rep. 9 Inn. Verw L 4 Fasc. 4. — Rep. 9 Inn. Verw. J 7 Fasc. 17.

Joachim Friedrich von Borntin,

geb. um 1636 als Sohn d. Bürgermeisters v. Treptow a. d. Rega, Michel v. B. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien in Frankfurt a. O. trat er als Kammerjunker in brdbg. Dienste u. nahm 1656 an d. Gesandtschaft Eulenburgs in d. Feldlager vor Riga teil. Vom 4. 2.—2. 3. 1658 war er als Kleinges. in a. o. Auftrag in Moskau. Im Januar 1660 starb er in Stargard als pommerscher Regierungsrat.

Kneschke I (1859) S. 578. — Hirsch II (1886) S. 10. — U. A. VI. S. 57 Anm. 2. — Matr. d. Univ. Frkf. a. O. Hrsg. v. E. Friedländer (Publ. aus d. Pr. Staatsarch. 32. Bd.) Lpz. 1887 II S. 20 Nr. 10. — Albr. Elzow. Pommerscher Adelsspiegel. Handschrift 1661 (Stadtarch. Stralsund u. Staatsarch. Stettin).

Timotheus Ciesielski von Zadora,

geb. 1667 als Sohn d. Landrichters zu Oletzko, Daniel Zimmermann, dem d. poln. Adel seiner Vorfahren am 3./13. 7. 1695 vom Kurf. Friedr. III. bestätigt wurde. Nach dem Besuche d. Löbenichtschen Schule trat er wie seine beiden älteren Brüder in kurf. Dienste. Am 11. 10. 1698 zum Hofjunker ernannt, ging er mit der ersten Gesandtschaft Printzens nach Moskau, um dort als brdbg. Resident zu bleiben. Bei seiner Abschiedsaudienz am 1. 3. 1699 stellte ihn Printzen dem Caren vor. Doch schon am 26. 10. wurde er bei einem Gastmahl im Streit von d. Marschall d. schwed. Gesandtschaft verwundet u. starb Mitte Februar 1700.

Żernicki-Szeliga, D. poln. Adel. Hbg. 1900 1. Bd. S. 164. — Joh. Gallandi, Adelslexikon 1. Bd. Bl. 421 (Staatsarch. Kgsbg.). — Akten: Rep. 7 Nr. 13 C 8⅓ a. — Brdbg.-Preuß. Hausarch. Bln.-Charlottenb. Rep. VIII Hofjunker. — Staatsarch. Kgsbg. Adelsarch.: Zimmermann v. Ciesielski. — Matrikel d. Löbenichtschen Schule i. Kgsbg. i. Pr. (D. Mitteilung verdanke ich Herrn Oberstudiendirektor Hundertmarck.)

---

[277]) Droysen V 2 (1876) S. 612 Anm. 2.
[278]) Polit. Korresp. Ergänzungsbd. S. 55 f.

Jonas Kasimir Freiherr zu Eulenburg

wurde am 6. 1. 1614 als Sohn d. kurf. Landrates u. Amtshauptmannes zu Johannesburg, Botho Albr. Frh. z. E., geboren. Die standesüblichen Reisen führten ihn nach d. Niederlanden, Frankreich u. England; an d. Universitäten Franeker u. Leyden ließ er sich immatrikulieren. Am 1. 10. 1636 wurde er zum brdbg. Kammerjunker u. als einer d. getreuesten Anhänger d. Kurf. am 11. 7. 1744 zum Landrat u. Amtshauptmann v. Balga u. am 28. 4. 1645 von Insterburg ernannt. 1654 erhielt er d. Landvogtei Schaaken u. war zeitweilig in Berlin mit kurfürstlichen Angelegenheiten beschäftigt. Wegen seines tatkräftigen Eintretens für d. Landesherrn u. seines heftigen Wesens war er bei d. Ständen sehr unbeliebt. Vom 5. 9.—4. 10. 1656 weilte er als Großgesandter beim Caren im Feldlager vor Riga. Nach seiner Rückkehr wurde er Amtshauptmann von Brandenburg i. Pr. u. erhielt am 12. 4. 1657 d. Direktion d. gesamten preuß. Münzwesens, d. er aber am 24. 4. 1660 aufgab. Schon 1655 hatte E. ein Regiment zu Fuß aufgestellt u. als Oberst geführt, ohne vorher einen militärischen Rang bekleidet zu haben. Gleichzeitig war er auch zum Leiter d. Verteidigungswesens i. Preußen u. zum Geh. Kriegsrat ernannt worden. 1663 wurde er sogar brdbg. Generalmajor. Am 11. 5. 1667 starb er auf seinem Erbsitze Schöneberg.

Bernh. v. Sanden, Leichenpredigt. Kgsbg. 1669 (St.- u. Univ.-Bibl. Kgsbg.) Gust. Sommerfeldt, D. Konflikt usw. — G. Sommerfeldt, E.'s Verw. d. preuß. Münze zu Kgsbg. i. d. Jahren 1656—1660. F. B. P. G. 28. Bd. (1915) S. 317 ff. — Julius Triebel, D. Finanzverw. d. Herzogt. Preußen v. 1640—1646. Lpz. 1897 S. 20. — Dipl. Ileb. 2. Bd. — U. A. XV (K. Breysig. 1890) S. 346 Anm. 4, S. 376 u. 604. — Gallandi II. Bl. 39. — Akten: Br.-Pr. Hausarch. Rep. VIII Kammerjunker.

Kurt Heinrich von der Groeben,

am 4. 3. 1683 in Löwenberg i. d. Mark als Sohn d. Oberleutnants Kurt Heinr. v. d. G. geboren, war erst Page, trat 1700 in brdbg. Kriegsdienste, wurde am 8. 5. 1704 Leutnant und am 24. 12. 1715 Major, nachdem er kurz vorher Generaladjutant geworden war. Im Juni 1715 schickte ihn Fr. Wilh. I. in a. o. Auftrag an d. König v. Dänemark. Vom 13. 2.—16. 8. 1716 war er subsist. Min. beim Caren. Er brachte es noch bis zum Generalmajor, erhielt am 2. 9. 1744 d. Abschied u. starb am 15. 5. 1746 auf seinem Gute Arenstein i. Preußen.

[A. B. König], Biograph. Lexikon aller Helden u. Militärpers. 2. Bd. Bln. 1789 S. 68 f. — K. W. v. Schöning, D. Generale d. churbrdbg. u. kgl. preuß. Armee v. 1640—1840. Bln. 1840 S. 56. — Gothaisches Geneal. Taschenb. (Uradel) 1903 S. 336. — Akten: Ranglisten. — Fasc. 102.

Wolf Christof von Hackeborn,

am 21. 6. 1661 in Staßfurt als Sohn d. kurf. sächs. Rittmeisters u. Landrates d. Herzogtums Magdeburg geboren. Er besuchte d. Gymn. in Quedlinburg, ließ sich im Sommer 1672 an d. Univ. Leipzig immatrikulieren, studierte aber erst seit dem 6. 8. 1679 in Jena. Seine Bildungsreisen führten ihn nach d. Niederlanden, Frankreich, der Balkanhalbinsel u. Korfu. Zurückgekehrt trat er in brdbg. Militärdienste, in denen er 1688 zum Leutnant, am 25. 6. 1694 zum Oberstleutnant d. Kadetten u. zum Generaladjutanten des Markgrafen Karl Philipp und ein Jahr später zum Generaladjutanten d. Kurf. befördert wurde. 1696 ging er als Env. extr. zum Herzog v. Savoyen nach Turin. Am 9. 2. 1697 wurde er Oberst u. im gleichen Jahre schickte ihn d. Kurf. nach Bayreuth, Stuttgart u. zum Markgrafen v. Baden. Seit 1705 nahm er als Brigadier u. Befehlshaber des Leibregiments zu Pferde am Span. Erbfolgekrieg in d. Niederlanden teil u. wurde am 9. 9. 1709 zum Generalmajor befördert. 1712 war er zweimal, vom 13.—22. 8. u. vom 9. 9.—11. 10., in a. o. Sendung beim Caren in Greifswald. Im Kriege gegen Schweden beteiligte er sich an der Belagerung von Stralsund u. Rügen. Im Nov. 1717 erhielt er d. Rang eines Generalleutnants bei d. Kavallerie u. d.

kgl. Lusthaus Ruhleben als Wohnsitz. Am 27. 4. 1719 starb er auf seinem Gute Bahrendorf.

Joh. Fr. Stieglitz, Leichenpredigt. Magdeb. o. J. (Staatsarch. Kgsbg.) — J. F. Neigebaur, D. Heirath d. Markgrafen Carl v. Brdbg. mit d. Markgräfin Catharina v. Balbiano. Brsl. 1856 S. 70 ff. u. D. dipl. Verhältnisse d. preuß. reg. Hauses z. d. Turiner Hofe. In: Schles. Provinzialbl. N. F. 3. Bd. (1864) S. 517 f. — D. jüng. Matr. d. Univ. Lpz. Hrsg. v. G. Erler. 2. Bd. Lpz. 1909 S. 154. — Akten: Matr. d. Univ. Jena. (Nach Mitt. d. Univ.-Bibl. Jena.)

Hermann Diederich Heße

stammte wahrscheinlich aus d. Umgegend v. Koesfeld i. W.[379]). Er studierte seit d. Sommer 1664 in Königsberg i. Pr. die Rechte u. trat dort in die Dienste des Oberlizenteneinnehmers Heydekampf. Er reiste dann als Sekretär mit Scultetus nach Rußland, der ihn bei seiner Abreise am 24. 12. 1673 in Moskau zurückließ, damit er russisch lerne und alles Wissenswerte vom Carenhofe berichte. Auf seinen Wunsch wurde er am 31. 12. 1675/10. 1. 1676 zum „Agenten in der Moskau" bestallt. Sein Beglaubigungsschreiben konnte er infolge des Todes des Caren Aleksěj erst dessen Nachfolger am 23. 11. 1676 überreichen, wurde aber von dem fremdenfeindlichen Fedor III. am 28. 11. verabschiedet. Am 30. 1. 1677 ernannte ihn d. Kurf. zum Geh. Sekretär. Am 12. 8. 1677 stellte sich H. dem Caren von neuem vor, aber auch diesmal gelang es ihm nicht, in Moskau zu bleiben. Am 26. 1. 1678 wurde er wieder zur Abschiedsaudienz befohlen. Als das Gerücht von einem neuen Anmarsch der Schweden an Wahrscheinlichkeit gewann, schickte ihn d. Kurf. unter dem Vorwande, die Einnahme von Stralsund u. Rügen anzuzeigen, zum dritten Male nach Rußland. Am 29. 12. 1678 empfing ihn der Car, teilte jedoch schon am 4./14. 2. 1679 dem Kurf. mit, daß er H. verabschiedet habe. H. führte sodann in kurf. Auftrage von Königsberg aus mit russischen Persönlichkeiten einen Briefwechsel. Am 16. 4. 1684 erhielt er d. Stelle eines Spittelmeisters d. Kurf. Groß. Hospitals im Löbenicht, konnte aber die aus früherer Zeit bestehenden Mißstände nicht beseitigen. Ende April 1702 starb er in Königsberg. Vermählt war er seit dem 16. 9. 1677 in erster Ehe mit Hedwig Eleonora v. Rosenburg, der Tochter des carischen Leibarztes, in zweiter Ehe seit dem 26. 10. 1683 mit Dorothea Löselius u. in letzter seit dem 3. 1. 1701 mit Adelgunde Roth, der Witwe des Königsberger Handelsmannes Gottfried Kröhoff.

Joh. Gallandi, Königsberger Stadtgeschlechter. In: Altpr. Monatsschr. 19. Bd. (1882) S. 222. — Matr. d. Albertus-Univ. Kgsbg. i. Pr. Hrsg. v. G. Erler. 2. Bd. Lpz. 1912. — Hochzeitsgedichte u. Leichenpredigten auf Heßes Frauen (St.- u. Univ.-Bibl. Kgsbg.). — Totenbuch d. Tragheimer Kirche i. Kgsbg. i. Pr. 1648/93. — Akten: Rep. 9 Inn. Verw. L. 4 Fasc. 2. — Staatsarch. Kgsbg. Et. Min. 73 d.

Ernst Boguslaw von Kameke,

im Gegensatz zu seinem Vetter Paul Anton v. K. der „kleine Kameke" genannt, wurde am 24. 12. 1674 zu Hohenfelde in Hinterpommern als Sohn des Hauptmanns zu Bublitz Georg Fr. v. K. geboren. Frühzeitig kam er als Kammerjunker u. Vorschneider in preuß. Hofdienste u. wurde am 25. 8. 1704 Wirkl. Kammerherr, am 22. 6. 1707 Amtshauptmann von Stolp u. Schmolsin. Vom 25.—30. 9. 1709 war er in a. o. Auftrage beim Caren in Solnitz a. d. Weichsel u. erhielt dann d. Oberhofmarschallamt. Am 30. 11. wurde er Wirkl. Geh. Staatsrat mit d. Vortrage in Kammer-, Forst-, Jagd-

---

[379]) In d. Matrikel d. Univ. Kgsbg. ist er als „Coosfeldâ Westphal." bezeichnet. Trotz eingehender Nachforschungen i. d. Koesfelder Kirchenbüchern u. d. Stadtarchiv, d. ich Herrn Rektor Dr. Hüer-Gescher verdanke, ließ sich ein Beleg dafür nicht finden. Soweit ich aus d. sehr reichlichen Leichenpredigtensammlung d. St.- u. Univ.-Bibl. Kgsbg. feststellen konnte, ist Heße mit ostpreußischen Familien gleichen Namens nicht verwandt.

u. Postsachen u. am 26. 1. 1711 nach Wittgensteins Sturz Präsident über d. Kammer- und Schatullenwesen, Generalpostdirektor u. Protektor d. Kgl. Akademie d. Künste u. Wissenschaften. Schon vorher hatte er i. d. Domänenverwaltung die von Luben v. Wulffen eingeführte Erbpacht bekämpft. Jetzt führte er die einträglichere Zeitpacht wieder ein u. wurde Amtshauptmann und Burgrichter von Bublitz. Vom 3.—15. 10. 1711 war er wieder als Ges. in a. o. Auftrage beim Caren in Karlsbad. Am 3. 4. 1713 erhielt er den Vortrag über d. Herzogtümer Magdeburg u. Halberstadt u. wurde im gleichen Jahre Präsident d. Generalfinanzdirektoriums. 1718 noch zum Hauptmann u. Burgrichter in Treptow ernannt, verlor aber wie sein Vetter immer mehr die Gunst des Königs u. wurde schließlich aus Anlaß der Kléementschen Ränke noch im selben Jahre seines Amtes entsetzt. Am 4. 12. 1726 starb er in Berlin.

Von Kameke u. Cratzig, Beiträge z. Gesch. d. Familie v. Kameke. Köslin 1892 S. 51. — A. d. B. (S. Isaacsohn) XV (1882) S. 50. — Kneschke V (1864) S. 15. — Chrn. A. L. Klaproth, D. Kgl.-Pr. u. Churfstl. Brdbg. Wirkl. Geh. Staatsrat. Bln. 1805 S. 398. — Herm. Hengst, D. Ritter d. Schw. Adlerord. Bln. 1901 S. 172. — (Fr. L. J. Fischbach), Historische polit.-geograph.-statist.- u. militärische Beytr. 3. Bd. Bln. 1874 S. 541. — Isaacsohn II S. 304. — Acta Bor., Behördenorganis., I S. 134 Anm. 1 u. S. 384 f. — Akten: Rep. 9 Inn. Verw. J 3 Fasc. 90 und L 12 a Fasc. 5. — Br. Pr. Hausarch. Rep. VIII Kammerherrn.

Georg Johann Freiherr von Keyserlingk

gehörte zum kurl. Zweige des aus Westfalen stammenden Geschlechts u. wurde wahrscheinlich 1679 als Sohn des kurl. Oberhauptmanns des Piltenschen Kreises Georg Joh. Frh. v. K. geboren. Er war erst herzogl. kurländ. Kammerjunker, trat im Mai 1701 als Resident am Moskauer Hofe in preuß. Dienste und wurde am 28. 6. 1701 Kammerjunker. Der Car empfing ihn am 22. 2. 1702 in Antrittsaudienz. Am 8. 7. 1703 wurde er zum Env. extr. ernannt, konnte jedoch erst am 4. 12. dem Caren sein neues Beglaubigungsschreiben abgeben. Vom Könige abberufen, verabschiedete er sich am 12. 12. 1704, wurde aber bereits am 9. 6. 1705 Hof- u. Legationsrat und von neuem als Env. extr. an den russ. Hof geschickt, wo er am 9. 8. 1705 die Antrittsaudienz erhielt. Am 11. 10. 1709 wurde er Geh. Rat. Am 19. 12. 1711 starb er auf einer Reise in Stolp. Vermählt war er seit dem 18. 6. 1711 mit Anna Mons, einer Geliebten Peters, um deretwillen er mit dem Caren Zwistigkeiten hatte, bis dieser schließlich in die Heirat einwilligte.

Heinr. A. J. Frh. v. Keyserlingk, Stammtafeln, Nachr. u. Urkd. v. d. Geschlechte derer v. K. Bln. 1853 S. 95. — Dukmeyer II S. 203 f. u. 164 ff. — Akten: Rep. 9. Inn. Verw. J 16 Fasc. 8 und J 5 a b Fasc. 6. — Conv. 13 C. — Staatsarch. Kgsbg., Herzogl. Briefarchiv.

Lazarus Kittelmann

trat am 23. 11. 1652 aus kaiserl. als Geh. Sekretär in brdbg. Dienste u. war als solcher bei d. brdbg. Reichstagsvertretung in Regensburg tätig. Vom 20.—21. 9. 1655 war er als „nicht formeller Abgesandter" beim Caren im Lager vor Wilna. Zum Amtskammerrat ernannt, verhandelte er unter dem Vorwande eigener Geschäfte seit dem 16./26. 7. 1657 in Prag und seit Febr. 1658 in Frankfurt a. M. wegen der Tilgung der Breslauer Schuld und der Kaiserwahl. Im Juni ging er nach Wien, um die Wünsche des Kurf. bei der Kaiserwahl Leopolds vorzubringen u. die Breslauer Schuld zu regeln. Am 19. 8. reiste er in a. o. Auftrage nach Glücksburg u. wurde 1660 nochmals zum Herzoge von Gottorp nach Tönningen gesandt. Im gleichen Jahre erhielt er, nunmehr Hof- und Amtskammerrat, die Amtshauptmannschaft Egeln, und am 7. 11. 1666 vom Kaiser ein Kanonikat bei St. Sebastian in Magdeburg. 1674 wurde er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder

entlassen. Auf das Kanonikat verzichtete er im gleichen Jahre zugunsten seines Vetters Christian.

A. Engeln, Die Amtshauptleute d. Amtes Egeln. In: Geschichtsblätter f. Stadt u. Land Magdeburg. 7. Jahrg. (1872) S. 521. — M. Ebeling, Stadt Egeln u. Umgegend. Egeln 1903 S. 149 f. — Joh. Fr. Pfeffinger, Vitriarii Institutionum Juris Publici. 3. Bd. Gotha 1725 S. 91 u. 610. — Droysen III 2 S. 268 u. 366. — U. A. VI S. 71; VIII S. 33 ff., 37, 341, 347, 351 Anm. 6, 588. — Protokolle u. Relationen d. Brdbg. Geh. Rates aus d. Zeit d. Kurf. Fr. W. Hrsg. v. O. Meinardus. (Publ. aus d. Pr. Staatsarch. 89. Bd.) 6. Bd. Lpz. 1917 S. 92. — Akten: Haus-, Hof- u. Staatsarch. Wien. Brand 12 a b. — Mitt. d. Staatsarch. Magdeburg.

Friedrich Ernst Freiherr von Knyphausen,

aus altem ostfries. Adelsgeschlecht, am 11. 8. 1678 als Sohn d. brdbg. Kammerherrn Fr. Ernst Frh. v. K. geboren, wurde am 4. 4. 1696 Kammerjunker und am 15. 4. 1701 Kammerherr, später außerdem Befehlshaber über ein Marine-Miliz-Bataillon u. Amtshauptmann von Fürstenwalde, am 15. 5. 1706 noch Präsident d. Ostafrikan. Komp. in Emden. Vom 27. 4.—12. 5. 1707 war er in a. o. Auftrage beim Herzoge von Savoyen u. vom 26.7.—11. 11. beim Könige von Spanien. Seit 1709 war er Resident am Westf. Kreise u. mit Unterbrechungen vom 6. 10. 1709—13. 4. 1713 Env. extr. in Dänemark. Mitte Aug. 1714 ging er nochmals in a. o. Sendung auf einen Monat dorthin. Am 28. 12. 1714 reiste er in kgl. Auftrage an d. frz. Hof u. traf am 31. 10. 1715 wieder in Bln. ein. Vom 11. 3.—3. 11. 1716 war er nochmals subsist. Min. in Kopenhagen. Als Peter sich dort aufhielt, um d. Angriff auf Schonen vorzubereiten, wurde K. vom 16. 8.—3. 11. auch bei ihm beglaubigt. Auf Wunsch des Caren wurde er wieder zu diesem nach Amsterdam geschickt u. blieb vom 10. 2.—12. 6. 1717. Unterwegs entledigte er sich noch vom 31. 12. 1716—7. 1. 1717 eines a. o. Auftrages beim Könige von England in Hannover u. war während seines Aufenthaltes bei Peter noch vom 1. 2.—22. 4. bei den Generalstaaten beglaubigt. Als sich der Car nach Paris begab, vertrat K. vom 21. 5. 1717—4. 4. 1718 Preußen auch am franz. Hofe. Von Paris aus mußte er jedoch nochmals vom 8. 8.—3. 9. 1717 in a. o. Sendung zu Peter nach Amsterdam, um am 15. 8. den preuß.-russ.-franz. Vertrag zu unterzeichnen. Zugleich war er vom 6. 8.—4. 9. auch bei den Generalstaaten beglaubigt. Am 1. 6. 1718 wurde er Wirkl. Geh. Staats- u. Kriegsrat. Nachdem er im Aug. 1718 am Mecklenburger Hofe in Rostock gewesen war, leitete er seit dem 16. 9. 1718 neben Ilgen d. ausw. Angelegenheiten. Mitte Okt. verhandelte er in kgl. Auftrage in Wien mit Prinz Eugen u. d. Kaiser. 1719 wird er in a. o. Sendung nach Schweden, später nach Spanien u. England geschickt. 1722 ernannte ihn d. König zum Präsidenten des Conseil Français. Nach Printzens Tode wurde er am 20. 9. 1725 dessen Nachf. als Präsident des Berliner Geistl. Kurmärk. u. Franz. Konsistoriums u. Reform. Oberkirchendirektoriums, Direktor d. Bibliothek, d. Antiquitäten u. Medaillen, Direktor d. Cassa Montis Pietatis, sowie d. Kirchenrates am Dom, d. Joachimthalschen Gymnasiums u. Kurator aller Universitäten. Am 8. 12. erhielt er nach Ilgens Tode als Kabinettsminister neben v. Borck u. Thulemeyer d. Leitung d. Ausw. Geh. Affairen. Als eifriger Vertreter d. englischen Heiratsabsichten im kgl. Hause verabschiedete ihn Friedr. Wilh. I. am 30. 8. 1730 „wegen seiner schwachen Leibeskonstitution“ und verwies ihn auf seine Komturei Lietzen, wo er 1731 starb.

Klaproth S. 403. — Droysen IV 2 S. 112 Anm. 2, S. 229 Anm. 1, 236 f.; IV 3 (1869) S. 109. — Acta Borussica, Behördenorganis. I S. 80 f., IV 1 (1908) S. 789 f., IV 2 (1908) S. 229 Anm. 1, 236, 397; V 1 (1910) S. 80 Anm. 2. — Berl. geschr. Zeitg. S. 165, 167, 188, 245, 406. — Berl. Adreßkal. 1706 ff. — Akten: Rep. XI Dänemark 26 A 66—70. — Rep. XI 240 f. Spanien Fasc. 3. — Rep. 9 Inn. Verw. J 3 Fasc. 9 und 99 und J 3 a Fasc. 3, 4. — Br.-Pr. Hausarch. Rep. VIII Kammerjunker u. Rep. VIII Kammerherrn.

Reinhold Freiherr von Löwenwolde,

Sohn des carisch. Geh. Rates Frh. v. L., traf am 16./27. 2. 1719 aus russ. Diensten u. wurde von Mardefeld als Dolmetscher bei der preuß. Gesandtschaft in Petersburg beschäftigt. Auf dessen Wunsch ernannte ihn der König im Febr. 1719 zum Kammerherrn und Kammerjunker beim Markgrafen von Schwedt, in der Erwartung, daß der Markgraf Herzog von Kurland werden würde. Während sich Mardefeld bei den Friedensverhandlungen auf den Alandsinseln aufhielt, berichtete Löwenwolde vom 31. 3.—15. 9. 1719 aus Petersburg an den König. Da aber weder der Markgraf Herzog von Kurland wurde, noch Löwenwoldes Wunsch, preuß. Ges. in Rußland zu werden, in Erfüllung ging, bat er um seine Entlassung, die ihm der König am 7. 3. 1724 gewährte.

Akten: Conv. 25 D. — Fasc. 203. — Rep. XI Rußland B Conv. 1 c.

Axel Freiherr von Mardefeld,

1691 als Sohn des Axel Arwed Frh. v. M. geboren, trat als Kammerjunker in preuß. Dienste u. wurde Ende 1723 als Adlatus seines Oheims Gustav Frh. v. M. nach Petersburg geschickt. Mitte Nov. übergab er sein Beglaubigungsschreiben vom 25. 7. 1724, doch sandte ihn sein Oheim schon am 20. 4. 1725 wieder zurück. Von neuem zu dessen Gehilfen ernannt, überreichte er am 20. 4. 1726 ein neues Beglaubigungsschreiben u. erhielt am 6. 9. 1727 den Titel eines Geh. Kriegsrates. Nach Gustavs Abberufung blieb er von Mitte Mai 1728 bis zum 26. 8. 1746 als preuß. Env. extr. in Rußland. Am 17. 3. 1742 wurde er Wirkl. Geh. Staatsrat u. übernahm am 10. 3. 1747 nach dem Tode Borcks als zweiter Kabinettsminister neben Podewils die Leitung der Ausw. Angelegenheiten. Er starb am 8. 12. 1748 in Berlin.

A. d. B. (R. Koser) XX (1884) S. 309. — Herb. Sommerfeld. — Akten: Rep. 9 Inn. Verw. J 10 Fasc. 1.

Gustav Freiherr von Mardefeld

war ein Sohn des aus Geldern stammenden Konrad Maasberg, der 1628 in schwed. Kriegsdienste trat, am 20. 1. 1646 in den schwed. Adels- und am 9. 6. 1677 in den schwed. Freiherrnstand unter dem Namen „von Mardefeld" erhoben wurde. 1664 in Schwedisch-Vorpommern geboren, studierte Gustav Frh. v. M. in Greifswald und Frankfurt a. O., bereiste dann Frankreich u. war 1689/90 Gesandtschaftskavalier bei der brdbg. Wahlgesandtschaft für d. Kaiserwahl Josefs in Frankfurt a. M. Da er als Reformierter nicht in schwed. Zivildienste treten konnte, nahm er die Stelle eines hessen-kasselsch. Hofjunkers an, wurde nach d. Altranstädter Frieden mit Glückwünschen zu Karl XII. gesandt u. brachte es bis zum hess. Geh. Rat u. Oberhofmeister. Am 16. 4. 1711 trat er als Geh. Rat in preuß. Dienste, ging darauf in a. o. Sendung an d. Kurpfälz. Hof u. erscheint bei d. Kaiserwahl Karls VI, als 3. brdbg. Wahlbotschafter. Am 15. 12. 1712 erhielt er die preuß. Anerkennung seines Freiherrnstandes. 1712—13 war er subsist. Min. am kurpfälz. Hofe u. wurde dann als Ges. nach Dänemark bestimmt, auf Wunsch des Dänenkönigs aber durch eine andere Person ersetzt. Am 17. 8. 1714 wurde er als Geh. Kammerrat d. Generalfinanzdirektoriums vereidigt, erhielt d. Stelle aber erst am 19. 10. Vom 27. 12. 1717 war er als subsist. Min. u. vom 29. 4. 1718 bis Mitte Mai 1728 als Env. extr. am russ. Hofe. Am 13. 6. 1719 erhielt er die Bestätigung seiner Entlassung aus d. schwed. Untertanenverband, am 30. 10. 1723 die Kammerherrnwürde u. am 3. 2. 1720 d. Bestallung als Wirkl. Geh. Staatsrat u. Titularpräsident v. Magdeburg, wurde aber erst am 9. 8. 1728 in d. Geh. Rat eingeführt. Schon am 6. 12. 1729 starb er auf seinen Gütern in Pommern.

A. d. B. (R. Koser) XX S. 308 f. — Kneschke V S. 131. — Hengst S. 199. — Droysen IV 2 S. 54. — Acta Bor., Behördenorganis., II (1898) S. 621. — Akten: Fasc. 181 u. 204. — Rep. 9 Inn. Verw. C 1 b 2 Fasc. 8 und J 3 Fasc. 14. — Br.-Pr. Hausarch. Rep. VIII Kammerherrn.

Johann August Marschall von Bieberstein

wurde am 11. 2. 1672 als Sohn d. kgl. poln. u. kurf. sächs. Geh. Rates u. Obersteuereinnehmers Moritz Tham M. v. B. wahrscheinlich in Dresden geboren. Im Dez. 1698 schickte ihn Friedr. III. als nichtamtlichen Vertreter u. Beobachter an d. kgl. poln. Hof, von wo er unter dem Decknamen Hermsdorf berichtete. Zu seiner eigenen Sicherheit ernannte ihn August d. St. Anfang März 1699 zum kurf. sächs. Kammerherrn. Am 18. 1. 1701 wurde er preuß. Wirkl. Kammerherr u. späterhin Amtshauptmann von Moritzburg u. Giebichenstein. 1704 führte er eine a. o. Gesandtsch. nach Polen. Am 16. 1. 1706 trat er an die Spitze des neugeschaffenen Oberheroldamtes, das er bis zur Auflösung am 14. 3. 1713 verwaltete. Zwei Tage nach Antritt dieses Amtes erhielt er d. Schw. Adlerorden. Wegen der von August d. St. angeregten poln. Teilung verhandelte er 1709 als Env. extr. mit diesem u. vom 26. 8. 1710—29. 1. 1711 mit dem Caren. Am 17. 4. 1711 wurde er Wirkl. Geh. Kriegsrat. Vom 11. 8.—20.11. war er in a. o. Auftrage bei den Königen von Polen u. Dänemark in Stralsund, vom Herbst 1711 bis 1712 als Min. pl. in Engld. u. 3. preuß. Bevollmächtigter auf dem Utrechter Friedenskongreß. 1719 fiel er in Ungnade, erhielt jedoch schon am 2. 8. 1731 als Staatsminister Sitz und Stimme im Geh. Rat. Vom 15. 1. 1732 bis 1733 war er als Ges. in Dresden u. Warschau. Am 18. 7. 1736 starb er.

A. d. B. (E. Friedländer) XX S. 432. — Joh. Andr. Olearius, Leichenpredigt auf Magdalene Sibylle Marschall v. Bieberstein. Magdeb. 1677 (Pr. Staatsbibl. Bln.). — Jacobsohn S. 125. — Acta Bor., Behördenorganis., I S. 353 u. V 1 S. 315 Anm. 4. — Akten: Fasc. 35. — Rep. 9 Polen Nr. 27 und Nr. 27 ee. - Rep. 96 Nr. 3 O. — Rep. 9 Inn. Verw. J 3 Fasc. 9. — Br.-Pr. Hausarch. Rep. VIII Kammerherrn.

Marquard Ludwig Freiherr von Printzen

wurde am 14. 4. 1675 zu Berchingen im Eichstädtischen geboren, wo sein Vater, der brdbg. Generalmajor Joh. Fr. Frh. v. P., in den Winterquartieren lag. Er studierte in Frankfurt a. O. u. Utrecht. Seine Reisen führten ihn nach Holland, England, Frankreich, Österreich u. Italien. 1698 trat er als Kammerjunker in brdbg. Dienste u. wurde am 12. 7. 1698 Amtshauptmann von Sandau, Derben u. Ferchland. Vom 30. 1.—1. 3. 1699 u. vom 26. 1.—13. 9. 1701 war er als Env. extr. in a. o. Auftrage beim Caren. Außerdem führte er Gesandtschaften an die Höfe von Kassel, Bayreuth und Ansbach, sowie die Stadt Nürnberg aus. Nach d. Tode des Wirkl. Geh. Rates Paul Frh. v. Fuchs wurde er am 1. 9. 1704 Direktor des Lehnwesens, am 14. 1. 1705 Hauptmann der Grafschaft Ruppin und des Landes Ballin u. am 22. 5. 1705 „absonderlich in unseren Staatssachen erlangten Experienz“ wegen Wirkl. Geh. Staatsrat. Im Aug. 1705 war er in a. o. Sendung in Warschau, im Sept., im Nov. 1706 u. im Mai 1707 bei Karl XII. von Schweden. Am 18. 1. 1706 erhielt er den Schw. Adlerorden. Von nun an wandte er sich mehr der inneren Verwaltung zu. 1709 wurde er Präsident des Kurmärk. Konsistoriums, Direktor des Kirchenrates am Dom, Direktor des Joachimthalschen Gymnasiums u. Kurator aller preuß. Universitäten. Am 13. 5. 1709 erhielt er mit Blaspeil die Oberdirektion über die pfälz. Kolonien. 1710 wurde er Protektor der Sozietät der Wissenschaften, 1711 Direktor des Oranienburger Waisenhauses und 1713 Präsident des neuerrichteten Oberkirchendirektoriums. Am 14. 9. 1714 wurde er auch noch Präsident des Französ. Reformierten Oberkonsistoriums, 1718 Direktor der kgl. Bibliothek, der Naturalien- u. Kunstkammer u. 1724 Direktor des Collegium Medicum. Nach dem Sturz der drei Reichsgrafen bekam P. den Auftrag, die Finanzen der Hofrentei zu ordnen. 1712 erhielt er neben seinen sonstigen Würden das bisher von Wittgenstein verwaltete Amt eines Hofmarschalls u. fand außerdem in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung Verwendung. Als Friedr. Wilh. I. nach seiner Thronbesteigung im Departement der Ausw. Affairen das Kollegialsystem einführte, wurden am 26. 2. 1713 Pr. u. Chrph. Graf v. Dohna dem Wirkl. Geh. Rat Heinr. Rüdiger v. Ilgen zur Seite gestellt.

Pr. gehörte auch den Kommissionen zur Neuordnung des Kammergerichtes u. zur Neugestaltung des Generalkommissariats an. 1712 beteiligte sich P. an der Neuregelung des Steuerwesens der Stadt Magdeburg, 1714 bis 1716 reformierte er mit Joh. Andr. Kraut die Berliner Stadtverwaltung. Am 3. 4. 1713 wurden ihm Mörs, Lingen u. Tecklenburg zum Vortrage zugewiesen. 1716 wurde er Hauptmann von Jerichow u. Altenplathow. Er starb 8. 9. 1725 in Berlin.

Jacob Elßner, Leichenpredigt. Bln. 1726. (St.- u. Univ.-Bibl. Breslau.) — A. d. B. (Naudé) XVI (1882) S. 596 ff. — Gust. Schmoller, D. Städtewesen unter Fr. Wilh. I. In: Ztschr. f. Pr. Gesch. u. Landeskunde. 11. Jahrg. (1874) S. 513 ff. — Acta Bor., Behördenorganis., I S. 26 Anm. 1 — Akten: Rep. 9 Inn. Verw. J 3 Fasc. 127. und L 12 a Fasc. 5.

Johann Reyer

wurde am 18. 4. 1642 als Sohn des gleichnamigen poln. Regimentsquartiermeisters, nachmaligen Burggrafen zu Soldau, geboren. Nach Besuch der Soldauer Schule, der Kneiphöfischen Trivialschule u. der Provinzialschule zu Tilsit studierte er in Kgsbg. u. Helmstedt, trat Jan. 1668 als Schatzmeister in die Dienste des Statthalters von Preußen, Bogislaw Fürsten Radziwiłł u. nahm in dieser Eigenschaft an poln. Reichs-, Land- und Kreistagen teil. Von dem Herzoge v. Croy, Radziwiłłs Nachfolger, wurde er des öfteren zur Bearbeitung poln. Angelegenheiten herangezogen, behielt aber das Schatzmeisteramt im Hause Radziwiłł bei. 1676 ernannte ihn der Gr. Kurf. zum Geh. Sekretär u. verwendete ihn wiederholt zu Sendungen an poln. und litauische Magnaten, mit denen er auf kurf. Befehl im Briefwechsel stand. Am 27. 8. 1680 erhielt er eine Ratsstelle im Marinekollegium u. verwaltete seit 1681 als Rat der Markgräfin Luise Charlotte von Brandenburg, geb. Prinzessin Radziwiłł, deren litauische Güter. Vom 2. 12. 1688—20. 2. 1689 war er in a. o. Auftrage am Carenhofe. Nach seiner Rückkehr wurde er Hof- u. Legationsrat u. setzte an Stelle Heßes den Briefwechsel mit russ. Persönlichkeiten von Königsberg aus fort. Am 21. 5. 1692 erhielt er noch die Aufsicht über die litauischen kgl. Domänen. Am 16. 3. 1718 starb er in Königsberg i. Pr. In seinen Denkschriften, die im Königsberger Staatsarch. liegen, trat er besonders für die Pflege des Handels mit Moskau u. Persien ein und regte zur weiteren Verbreitung osteuropäischer Sprachkenntnisse die Sammlung von Büchern in diesen Sprachen durch die Königsberger u. Berliner Bibliotheken an. Er selbst besaß eine solche Bücherei, die nach seinem Tode versteigert wurde.

Chrn. Flottwell, Leichenpredigt. Kgsbg. i. Pr. o. J. (St.- u. Univ.-Bibl. Kgsbg.). —K. Forstreuter, D. ersten Gemeinden d. griech. Kirche in Ostpreußen. In: Königsberger Beiträge. Kgsbg. i. Pr. 1929. S. 94. — Matr. d. Univ. Kgsbg. II S. 24 u. 45. — U. A. XII S. 27 f., 34 f. u. 38. — Akten: Rep. 9 Polen Nr. 9 b 2 C, Nr. C 6 a Fasc. 3 und Nr. 27 s 3. — Staatsarch. Kgsbg. Et. Min. 97 b und 131 k.

Heinrich Reyff (Ryff)

trat um 1625 in kurf. Dienste, erhielt 1641 die Stelle eines Zollknechtes zu Rees im Kleveschen, wurde um 1645 Richter zu Kranenburg u. am 4. 1. 1658 auch zu Düstall. Vom 7./17. 4.—22. 5./1. 6. 1650 war er als brdbg. Kommissarius beim Caren, um eine Getreideausfuhrerlaubnis zu erbitten. Um 1675 wurde er seines Richteramtes enthoben.

Protokolle u. Relationen I (1889) S. 177. — Akten: Rep. 34 Nr. 47 Kranenburg.

Karl Christoph Graf von Schlippenbach

wurde in Mitau als Sohn d. dortigen Oberburggrafen Georg Chrph. v. Sch. geboren. Er war an d. Univ. Königsberg immatrikuliert, trat am 24. 2. 1702 als Kammerjunker in preuß. Dienste, wurde Amtshauptmann zu Schlanstedt u. Oschersleben, im Oktober 1706 Oberschenk u. 1709 Wirkl. Kammerherr, sowie Mitglied des Obermarschallamtes. Am 23. 11. 1718 wurde er Wirkl. Geh. Staatsrat. Vom 17. 2.—30. 9. 1714 war er subsist. Min. u. vom 14. 9.—

24. 12. 1719 in a. o. Auftrage als Env. extr. beim Caren. Er starb am 27. 9. 1734 in Berlin [280]).

[M. Ranft], D. Geneal. Archivarius. Lpz. 1734. S. 487 f. — Berl. Adreßkal. 1706 ff. — Matr. d. Univ. Kgsbg. II S. 192. — Akten: Fasc. 70. — Rep. 9 Inn. Verw. J 3 Fasc. 142. — Br.-Pr. Hausarch. Rep. VIII Kammerjunker u. Oberschenken.

Joachim Scultetus von Unfried

wurde 1638 zu Altruppin als Sohn des dortigen Pastors Joachim Sc. geboren. Nach dem Besuche des Joachimthalschen Gymnasiums u. der Univ. Königsberg trat er als Hofmeister in die Dienste des brdbg. Wirkl. Geh. Rates Joh. v. Hoverbeck, der ihn um 1661 als seinen Sekretär anstellte. Auf dessen Empfehlung ernannte der Kurf. Sc. am 22. 8. 1667 zum Geh. Sekretär. Von nun an war Sc. häufig in Polen, entweder als Sekretär des preuß. Gesandten oder selbständig in a. o. Sendungen an den Hof oder einzelne Magnaten. Inzwischen wurde er am 4. 10. 1669 Kammermeister und am 3. 7. 1673 Amtskammerrat bei der Neumärkischen Amtskammer. Außerdem führte er als Env. extr. vom 15.—19. 12. 1673 u. vom 28. 8.—14. 10. 1675 zwei a. o. Gesandtschaften an den Carenhof. Wahrscheinlich 1687 erhielt er den Hofratstitel u. am 12./22. 12. 1689 den eines Geh. Kammerrates. Am 17. 10. 1698 bestätigte der Kurf. den vom Kaiser am 24. 11. 1678 unter dem Beinamen v. Unfried erneuerten Adel. Am 15. 12. 1698 erhielt er den Rang u. die Vorrechte der Geh. Justizräte, dazu wurde er noch Kirchenrat am Dom u. Schulrat am Joachimthalschen Gymnasium. Er starb am 10. 8. 1705 in Berlin.

Kneschke IX (1870) S. 337. — Karl Konr. Achenbach, Leichenpredigt. Bln. 1706. (Pr. Staatsbl. Bln.) — Joh. Warendorf, Leichenpredigt. Bln. o. J. (Bücherei d. Gymn. z. Grauen Kloster Bln.) — U. A. XII. — Akten: Rep. 9 Inn. Verw. K 5 Fasc. 2., J 16., Fasc. 6., C 1 b 2 Fasc. 2.

Johann Gotthilf Vockerodt,

geb. am 4. 3. 1693 zu Halle a. S. als ältester Sohn des Konrektors am dortigen Gymnasium, Gottfried V., der aus dem alten Mühlhäuser Patriziergeschlecht stammte. Nach Beendigung seiner Studien in Halle u. Leipzig nahm er Ende 1712 eine Stelle als Hofmeister der Söhne des schottischen, in russ. Diensten stehenden Generalleutnants Bruce an, um Rußland kennenzulernen. Anfang April 1715 wurde er Sekretär des ehemaligen, nach Rußland ausgewanderten Hospodaren der Moldau, Dmitri Fürsten Kantemir. Am 24. 1. 1718 gab er diese Stellung wieder auf, um in die Heimat zurückzukehren, trat aber schon am 19. 7. in Petersburg als Sekretär in die Dienste des preuß. Gesandten Gustav Frh. v. Mardefeld. Am 21. 3. 1724 ernannte ihn der König, als sich V. in Bln. auf Urlaub aufhielt, zum Hofrat u. Legationssekretär mit der Absicht, ihn im Kabinettsministerium zu verwenden. Auf Bitten Mardefelds kehrte er jedoch nochmals nach Petersburg zurück u. blieb dort bis zum 21. 6. 1737. In Berlin wurde er zunächst Erzieher der beiden jüngsten Söhne Fr. Wilh. I., am 9. 11. erhielt er den Titel Legationsrat u. am 31. 3. 1739 die Stelle eines Geh. Rates im Kabinettsministerium. Am 22. 10. 1741 wurde ihm außerdem die neuerrichtete u. dem Staatsministerium unterstellte Expedition für die Schles. Angelegenheiten übertragen. Durch Kabinettsordre vom 5. 8. 1750 erhielt er die Zensur der Berliner Zeitungen, da er „wegen seiner Routine von Affairen am besten beurteilen kann, was sich in publique Zeitungen schickt oder nicht“. Von 1750 ab führte er den Titel Geh. Kabinettsrat. Seit seiner Beschäftigung im Kabinettsministerium sind sämtliche Ministerialreskripte von Podewils oder V. entworfen. Als Axel Frh. v. Mardefeld 1746 den Petersburger Hof verließ, wurde Vockerodt als dessen Nachfolger in Aussicht genommen, doch unterblieb seine Sendung,

---

[280]) Daß Schl. Domherr i. Magdeburg gewesen ist, wie d. Berl. Adreßkal. 1713 angeben, scheint sich nach einer Mitt. d. dortig. Staatsarch. nicht zu bestätigen.

weil er der Kaiserin Elisabeth wegen seiner nahen Beziehungen zu dem gestürzten Günstling Lestocq nicht genehm war. In der Nacht vom 28. zum 29. 2. 1756 starb V. in Berlin.

P. Vockerodt, Vom Mühlhäuser Geschlecht Vockerodt u. Th. Wotschke, Gottfried V. in seinen Briefen an A. H. Franke. In: Mühlhäuser Geschichtsbl. 27. Jahrg. (1926/27) S. 190 ff. u. 28. Jahrg. (1927/28) S. 62 Anm. 25. — Peter d. Gr. u. d. Zarewitsch Alexei. Hrsg. v. Ernst Herrmann. (Zeitgenössische Berichte z. Gesch. Rußlds. 2. Bd.) Lpz. 1880 S. 216 f. — Pr. Staatsschriften aus d. Regierungszeit Fr. II. 1. Bd. Hrsg. v. R. Koser. Bln 1877 S. XXV f. — [M. Ranft], D. Geneal. Archivarius. Lpz. 1734 S. 685. — Akten: Rep. XI Rußld. B Conv. 1 e. — Rep. 9 Inn. Verw. L 4 Fasc. 5 und L 4 a Fasc. 5.

Die diplomatischen Vertreter Brandenburg-Preußens in Rußland bis 1746.

Nichtständige Gesandte.	**Ständige Gesandte.**	**Legations-sekretäre.**
Henrich Reyff (Ryff) Kommissarius 1650 April 17.[1] — 1650 Juni 1.[2]		
Lazarus Kittelmann „nicht formeller Abgesandter" 1655 Sept. 20. — 1655 Sept. 21.		
Jonas Kasimir Freiherr zu Eulenburg Großgesandter (Legatus) 1656 Sept. 8. — 1656 Okt. 4.		
Friedrich Joachim von Borntin Abgesandter 1658 Febr. 4. — 1658 März 2.	**Hermann Diederich Heße** Berichterstatter ohne Bestallung 1673 Dez. 19.[9] — 1676 Jan. 10.[10] Agent mit Bestallung 1676 Jan. 10.[10] — 1676 Nov. 23. Agent mit Beglaubigungsschreiben 1676 Nov. 23. — 1676 Nov. 28.	
Joachim Scultetus (von Unfried) Envoyé extraordinaire 1673 Dez. 15. — 1673 Dez. 19.		
Joachim Scultetus (von Unfried) Envoyé extraordinaire 1675 Aug. 28. — 1675 Okt. 14.	**Hermann Diederich Heße** „ohne Chrakter" 1677 Aug. 12. — 1678 Jan. 26.	
	Hermann Diederich Heße Geheimer Sekretär 1678 Dez. 29. — 1679 Febr. 4.[11]	
Johann Reyer Envoyé extraordinaire 1688 Dez. 2. — 1689 Febr. 20.		
Marquard Ludwig Freiherr von Printzen Envoyé extraordinaire 1699 Jan. 30. — 1699 März 1.		
	Timotheus Ciesielski von Zadora Resident 1699 März 1. — 1700 Jan. 28.[5]	
Marquard Ludwig Freiherr von Printzen Envoyé extraordinaire[3] 1701 Jan. 26. — 1701 Sept. 13.[4]		
	Georg Johann Freiherr von Keyserlingk Resident 1702 Febr. 22. — 1703 Dez. 4.[12] Envoyé extraordinaire 1703 Dez. 4. — 1704 Dez. 12.	
Ernst Boguslaw von Kameke „ohne Charakter" 1709 Sept 25. — 1709 Sept. 30.[4]	**Georg Johann Freiherr von Keyserlingk** Envoyé extraordinaire 1705 Aug. 9. — 1711 Dez. 11.[13]	
Johann August Marschall von Bieberstein Envoyé etraordinaire 1710 Aug. 26. — 1711 Jan. 29.		
Ernst Boguslaw von Kameke „ohne Charakter" 1711 Okt. 3. — 1711 Okt. 15.[5]		
Wolf Christof von Hackeborn „ohne Charakter" 1712 Aug. 13.[6] — 1712 Aug. 22.[2]		
Wolf Christof von Hackeborn „ohne Charakter" 1712 Sept. 9. — 1712 Okt. 11.[7]		

Nichtständige Gesandte.	Ständige Gesandte.	Legationssekretäre.
	Karl Christoph Graf von Schlippenbach subsistierender Minister 1714 Febr. 17. — 1714 Sept. 30.	
	Philipp Henrich Achenbach „ohne Charakter", Resident 1714 Juli 31.[14]) — 1715 Dez. 1.	
	Kurt Heinrich von der Gröben „ohne Charakter" 1716 Febr. 13. — 1716 Aug. 16.[15])	
	Friedrich Ernst Freiherr von Knyphausen subsistierender Minister 1716 Aug. 16. — 1716 Okt. 27.[16])	
	Friedrich Ernst Freiherr von Knyphausen subsistierender Minister 1717 Febr. 10.[8]) — 1717 Juni 12.[9])	
Friedrich Ernst Freiherr von Knyphausen „ohne Charakter" 1717 Aug. 8.[8]) — 1717 Sept. 3.		
Karl Christoph Graf von Schlippenbach Envoyé extraordinaire 1719 Sept. 14. — 1719 Dez. 24.	**Gustav Freiherr von Mardefeld** subsistierender Minister 1717 Dez. 27.[14]) — 1718 April 29.[17]) Envoyé extraord., Min., plenipotentiaire 1718 April 29.[17]) — 1728 Mai 5 [18])	**Johann Gotthilf Vockerodt** 1724 März 21.[23]) — 1737 Juni 21.[20])
	Reinhold Freiherr von Löwenwolde Berichterstatter mit Beglaubigungsschreiben 1719 März 31. — 1719 Sept. 15.[19])	
	Axel Freiherr von Mardefeld führt mit dem Gesandten die Geschäfte 1724 Nov. Mitte — 1725 April 20.[20])	
	Axel Freiherr von Mardefeld subsistierender Minister 1726 März 20. — 1728 Mai 5.[18]) Envoyé extraord., Min , plenipotentiaire 1728 Mai Mitte — 1746 Aug. 26.	**Otto Christoph Graf von Podewils** 1739 Dez. 12.[24]) — 1740.
	Konrad Heinrich Warendorf Legationssekretär, Geschäftsträger 1746 Aug. 12 [21]) — 1747 Mai 28.[22])	**Konrad Heinrich Warendorf** 1740 Nov. 12.[24]) — 1750 Febr. 26.[25])

Anmerkungen zur Tabelle.

¹) Wenn nicht anders angegeben, Antritts- u. Abschiedsaudienz. Die Daten sind stets im neuen Stil angeführt. — ²) Datum des Rekreditivs. — ³) Am 5. 7. 1701 fand die Audienz statt, in der Printzen die Krönung Friedrichs III. anzeigte. — ⁴) Übergabe des Rekreditivs. — ⁵) Letzter Bericht. — ⁶) Datum des Beglaubigungsschreibens. — ⁷) Tag, an dem er mit dem Caren in Berlin eintraf. — ⁸) Wahrscheinlicher Tag der Audienz. — ⁹) Abschiedsaudienz des Envoyés Scultetus. — ¹⁰) Datum der Bestallung. — ¹¹) Mitteilung des Caren von der Verabschiedung Heßes. — ¹²) Audienz als Envoyé. — ¹³) Todestag. — ¹⁴) Übergabe des Beglaubigungsschreibens an die Gesandtschaftskanzlei. — ¹⁵) Übergabe der Abberufung durch Knyphausen. — ¹⁶) Abreise des Caren von Kopenhagen. — ¹⁷) Audienz als Envoyé. Sie kann auch am folgenden Tage gewesen sein. — ¹⁸) Datum des Rekreditivs. Der letzte Bericht Gustavs ist vom 10. 5. — ¹⁹) Erster u. letzter Bericht. Das Beglaubigungsschreiben gab er Anfang Mai ab. — ²⁰) Abreise von Petersburg. — ²¹) Übergabe des Beglaubigungsschreibens als Geschäftsträger. — ²²) Antrittsaudienz des Gesandten Karl Wilh. Graf Finck v. Finckenstein. — ²³) Ernennung zum Hofrat und Legationssekretär im Berliner Kabinettsministerium. Erst auf Bitten Mardefelds wurde er wieder an die Petersburger Gesandtschaft geschickt. — ²⁴) Bestallung als Legationssekretär. — ²⁵) Übergabe seines Beglaubigungsschreibens als „akkreditierter Minister".

II
MISCELLEN

BORIS JOCOV.
Blgarska romantika u Prokopa Chocholoušek.
(Blgarski pregled 1930, S. 354—414).

Von K. Treimer, Brünn.

Die neu erstandene Zeitschrift „Blgarski pregled“, die von St. Romansky zu Sofia, gediegen ausgestattet, herausgegeben wird, bietet in ihren Aufsätzen, kleineren Notizen, Berichten und Mitteilungen eine besonders schätzenswerte Komplettierung der slavistischen Periodica. Vorderhand sei bloß über eine der wohlgerundeten Veröffentlichungen referiert, die auf das Thema der slav. Wechselseitigkeit Bedacht nimmt.

Die Studie von Boris Jocov erstreckt sich auf einen Ausschnitt von Prokop Chocholoušeks „Jih“ und bietet über den engeren Rahmen des abgesteckten Gebietes hinausweisende Ergebnisse, deren Anregungen anhaltend stark sein und gewiß zur eindringenderen künftigen Behandlung des betrachteten Autors Veranlassung geben dürften. Wie bekannt, entstammte Chocholoušek (18. Febr. 1819 bis 5. Juli 1864) kleinen Verhältnissen, begann das heilkundliche Studium, welches er vorzeitig abbrach. Dann bereiste er durch zwei Jahre Dalmatien und Montenegro und widmete sich der schriftstellerischen Laufbahn. Als Journalist geriet er in den Revolutionsjahren mit den Behörden in Konflikt, kam wiederholt in Gefängnishaft und wurde eine Zeitlang in Galizien bei Rzeszów, späterhin in seiner Heimatsgemeinde Sedletz bei Tábor konfiniert. Seiner Feder entstammen außer der tagesschriftstellerischen Tätigkeit (Čas, Hlas) vor allem: „Die Templer in Böhmen“ (1843), ein historischer Roman, „Krähwinkel oder Denkwürdigkeiten über die großmächtige Stadt Krähwinkel und ihre Einwohner“ (1848), eine politische Zeitsatire, eine historische Erzählung „Die Burg“ (1860) sowie „Der Süd“ (1862/3), eine Novellensammlung, die 1877/78 als neuerdings aktuell geworden im Buchhandel ausging und daher nochmals aufgelegt wurde[1]).

In seiner Studie über den heute vergessenen Schriftsteller[2]) führt Jocov aus, wie zwischen 1780—1880 das čech. Geistesleben einige Hauptrichtungen aufweist. Von der im Literaturleben durch Josef Kajetán Tyl gewiesenen Strömung hebt sich sein Mitarbeiter Chocholoušek ab, eine Individualität, der es an Möglichkeit und Bedingungen gebrach, sich nach Wunsch gebührend zu entfalten. Von den Bahnen des Kosmopolitismus biegt er in die Geleise Kollárs ein, gibt sich der Balkanromantik hin und entwirft eine

---

[1]) Im Prager Verlag J. L. Kober erschienen 1870 seine „Sebrané spisy“, achtbändig, dann noch 1899/1901; über sein Leben vgl. Čermák, Květy 1892, S. 118 ff., 240 ff., 333 ff. und Lit. česká XIX. stol., III, 1 u. III, 2 passim.

[2]) In einer Auswahl hat es Ferd. Strejček 1921 unternommen, ihn den Heutigen lebendig zu erhalten.

Reihe von Kompositionen, sechzehn an der Zahl, die später zu der Sammlung „Jih" vereinigt erscheinen. Regional aufgeteilt, gehören sie sämtlichen Balkanstämmen an, ideell spiegeln sie den Widerstreit zwischen Kreuz und Halbmond, Tyrannei und Freiheit. Schwach individualisiert, von des Schriftstellers weitgehendem Subjektivismus gefärbt, erweisen sie sich tendenziös, in Schwarzweißmanier ausgeführt, das Dunkel auf die Vertreter des Islams gehäuft, die Kontrastlichter zumeist den Frauengestalten aufgesetzt. Wie sehr sich Chocholoušek auch abgestufte Individualisierung zu erreichen bemüht, erzielt er doch nur Holzschnittbilder. Über alles Schematische der Handlung und unzulänglichen Differenzierung des Ausdrucks bietet aber jede Erzählung ein neues Moment, eine andere Fassung des Grundgedankens. Das Interesse für Bulgarica war im beginnenden 19. Jahrh. durch eine Reihe wissenschaftlicher wie schöngeistiger Veröffentlichungen geweckt worden, deren čech. wie slovak. Repräsentanten der angehende Journalist natürlich besonders aufmerksam verfolgte. Hierin aber ist Parteinahme bereits durchgängig entschieden. Bei seiner Schaffensmethode, tatsächliche Begebenheiten mit erfabelten zu verflechten, sind ihm jedoch auch außerhalb des eigenen, dazumal noch schmalen Schrifttums liegende, fremde Quellen notwendig gewesen. Daß Chocholoušeks dichterische Arbeit auch den Bulgaren gegolten hat, ist sowohl von der Literaturforschung als von der Enzyklopädie (hier die poln. von Orgelbrant ausgenommen) gänzlich übersehen worden und auch den Bulgaren selbst entgangen.

Die erste hergehörige Novelle „Ilia"[3]) schildert eine düstere Episode aus Kalkandelen im Wilajet Kosovo zu Weihnachten 1843. Der Schriftsteller führt ins Monastir Lešmiak zum einzigen Kalugjer Kyrill, den Ilia jäh aus seinen geistlichen Übungen aufschreckt. In Otunj wurde Ilias Braut von Türken entehrt, ihr Vater und beide Brüder niedergemacht. Dem Verzweifelten erzählt der hundertzwanzigjährige Greis zum Trost, daß auch er als Jüngling gleiches durchlebt, als bei seiner Trauung in der Kirche ein Gemetzel angerichtet wurde und er als einziger schwer verwundet davonkam. Ilia aber erklärt die Stunde zum Handeln für gekommen, empfängt des Mönches Segen und verläßt den Ort. Vor der Stadt holt er aus dem Buschwerk seine verborgene Flinte und eilt dem Schardagh zu, den Komitadschis. Unterwegs stößt er auf drei berittene Muslimanen, die soeben voll Übermut eine christliche Feier gestört hatten. Auch an ihm lassen die Renegaten ihre ganze Brutalität aus. Bei einer kleinen Haidukenfreischar, die an dem Prizrener Gebirgspaß sich verbirgt und die geistig umnachtete Spasinovna behütet, langt Ilia als bei seinem Ziele an und meldet, welche bulgarischen Dörfer sich der gemeinsamen Sache anschließen wollen. Auf der Streife gegen Prizrener Besucher bemächtigen sich die Haiduken einer Anzahl Türken und machen sie alle nieder bis auf einen, der human ist und nach Tetovo zurückkehren darf. Der Nahia von Kalkandelen-Tetovo äußert sich inoffiziell zu seinem Arnautenagha, gelegentlich könne für diese Bluttat an den Christen Vergeltung geübt werden. Darauf wird von der Garnison ein spontaner Volksauflauf unterdrückt, als aber die Haiduken die abgehauenen Häupter auf das Stadttor legen, entsteht eine neue Zusammenrottung und die Arnauten schließen sich ihr an. Sie erhängen Kyrill und die Kirchenbesucher werden abgeschlachtet. Da erscheinen die Haiduken, aber sie sind geringer an Zahl und so ist es ihr letzter Kampf, in dem sie alle untergehen.

Jocov unterzieht diese erzählerische Leistung einer eingehenden Analyse in bezug auf äußeres Milieu, Aufbau und Personenschilderung und gelangt zu dem Schlusse, daß der Grundriß verzeichnet ist und auch Einzelheiten der Umwelt mißlungen erscheinen. Es mangelt durchaus die Heranziehung des Lebens und Treibens der Bevölkerung, wie auch die Ortskenntnis unzulänglich ist. Das Kloster Lešok liegt nicht in Tetovo, sondern etwa anderthalb Stunden weiter im gleichnamigen Dorfe; seine Benennung Sv. Athanas wurde aber zur phantastisch ausgeschmückten Vor-

[3]) Erschienen im März 1846 in der Zeitschrift Kwěty.

geschichte Kyrills verwendet. Das Dorf Ilias heißt in Wahrheit Otinj[4]), die Figur des Titelhelden ist aber gleich jener der Haidukenbraut aus Helden-, resp. Räuberliedern entnommen. Ganz schattenhaft ist der Türke Oglu mit den anderen Nebenfiguren entworfen, dagegen bietet Vater Kyrill einen über das Gleichmaß der üblichen Charakterisierung des Schriftstellers hervorragenden Versuch einer Individualisierung. Er ist denn auch einem Erwecker Mazedoniens, dem Geistlichen Kyrill Peičinovič (ca. 1771 bis 1845)[5]) nachgezeichnet. Dieser, der Verfasser der Schriften „Ogledalo" und „Utěšenie grěšnym", war Athosmönch und Igumen von Sv. Dimitri, was Chocholoušek unbekannt blieb, und sein tragischer Ausgang ist Spiel dichterischer Gestaltungskraft. Ilia erscheint in der Novelle als Träger des revolutionären Bewußtseins, er unterstreicht die Idee der Erhebung, der Freiheit, des Heldentodes und an seiner Figur kommt Chocholoušeks Apotheose des Haidukentums zum Ausdruck.

Im Jahre darauf erschien aus der Feder Chocholoušeks eine andere Darstellung bulgarischer Zustände, die Novelle „Der Tod des Haiduken"[6]). So freundlich die Frühlingssonne des Jahres 1841 auf Bulgariens Fluren herniederlächelt, so traurige Zeiten bestehen für das bedrückte Land. Bis zum April ruhte die Bandentätigkeit, sodaß die osmanischen Gewalthaber sich von neuem tyrannisch zeigen, insgeheim aber ist der Aufstand für einen nahen Termin anberaumt. Im Dorfe Leskovec an der Bulg. Morava wird der Harambaša Miloš freudig empfangen und im Kolo drehen sich die anmutige Agapia und ihr Bräutigam. Türken aus Korvingrad-Derbent stören jäh das Fest, Ismael Bajraktar, der Neffe des Nischer Paschas, entführt die schöne Christin. Das unvermutete Eingreifen der Haiduken hat wegen des Abschusses einiger Spahis eine Strafexpedition zur Folge, aber sie weicht vor der Drohung der zusammengezogenen Haiduken und Miloš fordert die Herausgabe der Entführten gegen ein Lösegeld. Agapia wird inzwischen von Ismael im Harem des Nischer Paschas durch Drohungen zum Übertritt bewogen und dadurch der Beschluß des Diwans, sie zurückzugeben, durchkreuzt. Der Pascha will geldgierig den Eltern, die sich von ihrer Tochter verabschiedeten, das Lösegeld abnehmen und läßt ihnen nachsetzen. Aber die Alten sind schon bei den Haiduken angelangt und die Verfolger werden niedergemetzelt, ihr Anführer verstümmelt mit der Kampfansage nach Nisch geschickt. Dieses wird eingeschlossen und Ismael von Agapia beredet, alle Anführer zu einer Zusammenkunft einzuladen. Auf dieser erklärt sie sich als Christin und läßt durch ihre Vertraute den Konak in die Luft sprengen. Aber auch Entsatz ist schon herangerückt, Miloš führt die Seinen zur serb. Grenze, wohin sich der Großteil rettet, er aber endet in der Feste Kamenica.

Hier beginnt der Schriftsteller bereits das Volksleben zu charakterisieren und bietet auch eine pathetische Schilderung des Balkans. Gleichwie in „Ilia" wird die Sentenz vernehmbar, daß die bulgarische Nation wegen der Ungerechtigkeit der Welt leiden müsse, was Jocov zu der Frage bewegt, ob diese romantisch-religiöse Auffassung des bulgarischen Schicksals nicht vom poln. Messianismus angehaucht sei. Die Steigerung in der fortschreitenden Handlung ist hier stärker und es gelang, das völkische und das individuelle Motiv in der Entwicklung des Sujets zu verquicken. Agapias Bedeutung ist namentlich, daß sie dem Vorgehen der Rebellen die natürliche Sanktion verleihe. Eine innere Einheit im Mechanismus der Handlung ist aber nicht erzielt, da nun einmal Agapia als zentrierende Potenz nicht durchgeführt werden konnte. Das Fehlen eines festen Kernes erweist sich als das hauptsächliche Gebrechen des Entworfenen. Tritt Agapia mit der geheimen Absicht immer mehr in den Vordergrund, für

---

[4]) Die Verwechslung von u und i ist wohl aus flüchtiger Übertragung cyrillischer Originalgraphik entstanden.

[5]) Über ihn unterrichtet A. Selištev. in der Zlatarskifestschrift, S. 389 ff.

[6]) Pautník II, Prag 1847. Später nach der zur Achse der Begebenheiten fingierten Frauengestalt zu „Agapia" umbenannt.

die Willkür und Entrechtung Rache zu nehmen, so wird Miloš erst gegen das Ende als Führer des Aufstandes gezeichnet, ohne als Verschworener und Patriot recht gezeichnet zu erscheinen. Die Komparsen sind nur verschwommen retouchiert. Völlig wird des Volkes vergessen, namentlich, wie doch Mustafa Pascha die Geißel der Vergeltung niedersausen läßt. Trotz des Fehlens inneren Bezugs sind die Bilder genug lebendig und romantisch. Fehlt die Plastik, so gibt es Bewegung, welche die einzelnen Teile durchdringt und dem Ganzen äußerliche Einheit verleiht. Wie in Handlung, so auch in Schilderung geht das realistische Detail ab. Und angesichts des schwierigern Baues als bei „Ilia" ist der historische Rahmen erweitert, das Phantastische organisch, in der Darlegung der Ereignisse größerer Schwung. Eingang und Ausklang diktiert moralische Rhetorik. Der historischen Erhebung des Jahres 1841[7]) lag Auflehnung gegen die lokalen Machthaber, nicht das ottomanische Reich zugrunde, indes wird auch äußere Agitation behauptet. Führer der Aufständischen im Nischer Kreise war Miloje Jovanovič. Von Mustafa Sabri Pascha aus Nisch zurückgeschlagen, warf er sich in die Festung bei Kamenica und schoß sich, ins Bein getroffen, selbst in die Brust. Sein Sohn entkam in die Walachei, von da nach Serbien. Die Niederschlagung der Bewegung war mit manchen Greueltaten verbunden. Als Zeitgenosse dieses wie anderer Aufstände (Berkov 1836/37, Pirot 1836 und 1838, Widdin 1850)[8]) hatte Chocholoušek wohl aus der deutschen Presse über Mustafa Sabri Pascha und die fragwürdigen Unterdrückungsmethoden gelesen. Aus Blanqui und möglicherweise auch Boué schöpfte er direkt oder indirekt Material und Staffage zu Topographie und Volkskunde. In letzteres Werke stehen z. B. la Morava bulgare, Kourvingrad[9]) usw. sowie viele türk. Ausdrücke, was Chocholoušek verwertet. Miloš ist, wenn man näher zusieht, das versinnbildlichte revolutionäre Bewußtsein, welches die mohammedanische Welt sittlich, kulturell und politisch negiert. Bei Agapia hebt Jocov hervor, daß satanisches Verlangen nach Rache ihr keine Märtyreraureole verleihen könnte, lägen ihrem Tun nicht soviele individualistische und kollektivistische Motive zugrunde. In ihrer wie der Tragik des Haidukenführers zollt Chocholoušek dem moralischen Heldentum der Bulgaren sein Lob.

Die dritte Erzählung, worin Ch. seine Liebe und Teilnahme für die Bulgaren bezeugt, ist „Der Untergang von Suli"[10]). Am Freiheitskampf der christlichen Balkannationen haben seit Beginn des 19. Jahrh. die Bulgaren einen hervorragenden Anteil genommen und bes. der Name Marko Bočar-Botzaris, der aus Wodena stammte und seinen Parteigenossen wie Europas Memoirenschreibern und Dichtern reichen Stoff lieferte, kehrt in den vier Bildern der čech. Erzählung wieder. 1. Die Suliotin[11]). Zwölfjährig bittet Marko den Kapitän (!) Fotos Tsavelas, auf eine Streife gegen die Türken mitgenommen zu werden. Die jugendliche Suliotin Mara kommt, den Knaben abzulösen, der ihr zuliebe einmal dem Gehilfen Ali Paschas Bekir Beg Vorschub geleistet hat. Während der Nachtwache wird sie von diesem feindlichen Anführer besucht, aber vergeblich zur Flucht bewogen, seine Welt stößt sie ab, sie scheiden in Feindschaft. Inzwischen wurde Bekirs Lager überfallen und nur durch Markos Warnung entkommt der Gege. Rachedürstend unternimmt er alsbald einen Überfall, der abgeschlagen wird, tötet die Geliebte, fällt aber selbst durch Markos Kugel. 2.[12]) Ali Zade Tepelen. Zwei Engländer, ein Kaufmann und ein diplomatischer Sendling, nähern sich dem Sitze des Paschas von Janina. Der Handelsmann gewinnt den Militärattaché

---

[7]) Darüber Romansky, SbNUNK, 1912, S. 1—195.
[8]) Die bezügl. Literatur bietet Jocov auf S. 380.
[9]) Die Änderung in Korvingrad hat m. E. erst Chocholoušek aus Gründen der Euphonie oder besser gesagt der Wohlgefälligkeit selber vorgenommen.
[10]) Erstmalig abgedruckt in Vesna 1851, S. 201 ff., Wien.
[11]) Jih. III, S. 84—114.
[12]) l. c., S. 114—149.

dafür, bei Ali seine Monopolpläne zu fördern und bietet dafür persönliches Entgelt und lokalen Einfluß. England arbeitet an der Vertreibung der Franzosen vom Jonischen Archipel, liefert Ali Artilleriematerial und zudem gibt der Major Suli preis. Da kommt Nachricht vom Überfall Tsavelas' auf Vranita und Ali erzürnt aufs höchste. Die Mirditen versagen jedoch die Gefolgschaft gegen die Glaubensbrüder und so verbleibt nur der Ätolierführer Kanavos. 3. Polemarch Samuel[13]. Als Ali Pascha den Kapitän Fotos Tsavelas gefangen und zwischen den Sulioten genügend Zwietracht gesät hat, rüstet er zum Angriff. Der Athosmönch Samuel ist Oberführer und berät mit Kristo Bočar über die Lage, in einer Volksversammlung werden die Unverläßlichen entfernt. Vom abziehenden Paläopulos erfahren die Sulioten den bevorstehenden Angriff Alis, dieser ihren Volksbeschluß. Schwach angesetzt, zerschellt der Angriff. Auf englische Antriebe befiehlt die Pforte gegenteilig energische Aktionen. Ali läßt Tsavelas mit den Kapitulationsbedingungen frei und bricht samt großer Streitkraft gegen Suli auf. Der englische Kaufmann hält ihn zurück, daher bezieht er feste Lager. 4. Zalongos[14]. Vom englischen Handel werden sämtliche Proviantmittel aus Suli abgekauft, englische Ingenieure befestigen die Einschließungswerke. Als die Angriffe der Sulioten scheitern und die Not groß wird, geht Tsavelas, in Parga Hilfe suchen. Daß seine Schwester dem Polemarchen zuliebe einen Kapitän zurückweist, macht gleich den nächsten Ausfall zunichte. Aber Parga kann keine Hilfe bieten und die Kapitulation wird beschlossen. Vergeblich ist's, wenn Kaida ihren verräterischen Bewerber wegräumt. Die Volksmehrheit begibt sich nach Zavruchon zur Verhandlung der Bedingungen, die Unentwegten aber nach Paraskevia mit Samuel, der samt dem freigelassenen Georg Bočar weiterkämpft, Kristo mit etwa 5000 will sich südwärts über Zalongos durchschlagen. Da bricht unvermutet Ali ein, macht alles nieder und nur Kristo Bočar kann entkommen. Aber viele seiner Schar, insbesondere Frauen finden in dem Abgrund zu Zalongos den Tod. England, mit der Stamboler Regierung versöhnt, kann die kühnsten Träume Alis nicht weiter fördern, aber als König des Epirus ist er mehr denn der Sultan.

Hier, wo Ch. die bulgarischen Gestalten und ihr Bulgarentum ins hellste Licht stellt, wo erotische und schildernde Motive ganz zurücktreten, christliche und islamische Welt aufeinanderprallen, bringt die merkantile Selbstsucht Europas die Entscheidung. Mit stark moralisierender Tendenz wird der sittliche Idealismus der Sulioten und ihr Trotz in der Tragik ihrer Hilflosigkeit zu einer Handlung verflochten. Als Anreger konnten W. Leake (scheint mir ungewiß!) oder heimische Quellen dienen, so enthalten die Kwěty von 1846, 82 ff. eine biographische Skizze Marko Bočars als Auszug des Agramer Almanachs Obći zagrebački kolendar na godinu 1846. Die Nutzung der Kwěty ist textlich feststellbar (S. 401/2). Jocov führt zu Markos Volkszugehörigkeit überdies an, daß seine Witwe, die 1843/44 zu Athen lebte, nur bulgarisch und albanisch kannte. Die charakteristische Gegensätzlichkeit im bereits erwähnten Dualismus erscheint bei Anlage wie Personenschema auf die Spitze getrieben, an künstlerischer Objektivität in der Charakterzeichnung gebricht es ganz. Als Vertreter des Islams tritt Ali auf, während die andern schattenhaft bleiben, er ist individualisiert und negativ gleich ihm die Engländer, Kanavos und Georgi Bočar, dem gegenüber Samuels Figur gewinnend gehalten ist. Die bulgarischen Gestalten Mara, Marko, Georgi und Kico Bočar sind verklärt, auch der Verräter Georgi ist bloßer Ehrgeizling und bußwillig; eine Fremde ist die größte Suliotin, Mara, die für Suli stirbt, und die Bedeutung Kristos wird beständig unterstrichen. Als Vertreter seiner Nation wird er von seinen Mitspielern wie vom Schriftsteller selbst aufgefaßt.

Alle drei untersuchten Erzählungen bilden in der Sammlung eine organische Einheit und teilen mit dem „Jih“ alle charakteristischen Merkmale: Mangel fester Komposition, schwache psychologische Analyse, blasse Figuren-

---

[13]) l. c., S. 149—192.
[14]) l. c., S. 193—242.

zeichnung, nicht zu Ende durchgedachte Konzeption, fehlendes historisches und Lokalkolorit. Dafür eignen ihnen die gemeinsamen Vorzüge lebhafter, verschlungener Handlung, raschen Szenen- und Episodenwechsels, Dynamik der Exposition, fremdartige Gestalten, warme Gefühlsstimmung und frische Buntheit. Daher ist Ch.s schriftstellerische Leistung auch bald nach dem sekr. Sprachgebiet und Rußland gedrungen und posthum, bes. zur Zeit des russ.-türk. Krieges hat er daheim viel Einfluß gehabt. Literarische Belege dafür werden erbracht und u. a. auf Hálek, Holeček sowie namentlich Beneš-Třebízský hingewiesen, der seine literarische Laufbahn mit einer „Mara Bočarovna“ eröffnet! Wohl sind bei den Čechen auch schon Frühere mit bulg. Sujets dagewesen (so Macháček), doch selbstlose Liebe zu den Slaven des Balkans hat erst Ch. verkündet; wohl haben poln. Literaten wie Michał Czajkowski (Kirdżali, 1839) vorher, Miłkowski-Jeż, Brzozowski, Wołodzki-Sahi-Bei u. a. später manchen bulgarischen Vorwurf aufgegriffen, indes schon bei Czajkowski fehlt die slav. Einstellung Ch.'s vollständig[15]); und auch in Rußland wären Chomjakov, Veltman, Turgenev, Polonskij, Leontiev mit Einzelleistungen anzuführen, für die südsl. Dichtung bes. Popović, Tresić-Pavičić, Gregorčič. — Kein slav. Schriftsteller jedoch hat seine Schöpferkraft so ausschließlich und so wirksam der Darstellung der südl. Nationen gewidmet wie Chocholoušek und so bleibt er eine singuläre Erscheinung. Als die bulgar. Prosa noch in den ersten Entwicklungsstadien lag, Übersetzungen aus dem Ungar., Russ. und Deutschen die Lücken füllten, noch vor Rakovski hat Ch. die Fundamente einer bulgar. revolutionären Novellistik gelegt und hat dabei als erster revolutionäre Motive, der erste Bilder vom Balkan als heroischem Landschafts- und Freiheitssymbol, Genres vom bulg. Haidukentum geschaffen, als erster die revol. Ideologie, das Freiheitspathos freigelegt. Allein sein Werk, aus der Wurzel bulg. revolutionärer Romantik bezogen, steht bar jedes Zusammenhanges mit bulg. Kunstgedanken und Geistesleben da und auch für die Befreiungsgeneration war es tot. Ursache war die russ. Kulturorientierung und das Abseitsliegen Böhmens für die Aufbaubewegung. Und doch bleibt er auch so der erste slav. Schriftsteller mit Motiven aus dem bulg. Leben und Zeuge für čech. slavophiles Weltbürgertum.

Durch seine an neuen Erkenntnissen reichen und verständnisvollen Aufhellungen hat Jocov einen wesentlichen Fortschritt in der lit. hist. Bearbeitung Ch.s dargeboten. Einige von mir wahrgenommene Versehen sind untergeordneter Natur: z. B. S. 360 wird Mustafa Bušatli quasi als Interessent für die entlaufene Gattin Lazos angegeben, während es doch der Kadi von Köprülü ist; S. 397 wird Leši irrig für einen Moslim gehalten, er ist aber natürlich Katholik, Jih. III, 138; S. 388 das Versehen Fiesolo statt Fiesole für Fra Angelico wie auch ein Druckfehler für seinen Kollegen Vannucci mit unterlief. Über Stil und Sachkenntnis wäre aber wohl noch manches zu sagen gewesen und hätte zur folgenden Klärung u. a. der Quellenfragen weiter helfend beigetragen[16]). Das ist nicht erschöpfend

---

[15]) Vgl. Penew, Przegląd Warsz. 1924, 5—25.

[16]) Für die konventionellen Bevorzugungen von Bulgarinnen, von deren Entführungen usw. Chocholoušek sich ganz fasziniert zeigt, stoßen wir auf ein kennzeichnendes osman. Liedchen bei Kúnos, Orta ojunu. Török népszínjáték. Im Volksschauspiel Büjüdžu ojnu singt ein Arnaute:

In der Donau wäscht sie ihre Leinwand,
In der Donau wäscht sie ihre Leinwand;
Wer umarmt nicht, ach ihr Jungen,
Das Bulgarenmädchen?
Heda, Jungen, heda, heda Jungen,
Bei meinem Gott, ich liebe
Das Bulgarenmädchen, Jungen.

Übrigens scheint recht naheliegend, daß der dramatische Gipfel in der Novelle „Agapia“ von der Gestalt der Gräfin Zrinyi in Th. Körners deutschem Trauerspiel abgewonnen ist.

beurteilt. So spricht Ch. in „Ilia“ von einer Kirche des abendländischen Ritus in Tetovo[17]), von der slav. Sprache der Mirditen[18]) im „Untergang Sulis“, verrät trübe Quellen der alb. Stammeskunde ebenda[19]), wie sich z. B. auch in der „Krvina“ eine schiefe Ortsanschauung vom Skutarisee vorfindet (danach läge Shkodra am rechten Bojananufer Jih. III, 522 und der See wäre „nevelké jezero“! mit steilem Bergabfall am südöstl. Gestade III, 525; die Anschauung ist also total verdreht[20]) und nur von Montenegro aus verständlich, etwa Rjeka, Virpazar, Taraboš). Eine entsprechende Analyse hoffe ich demnächst, wenn auch vielleicht nur in nuce, mitzuteilen. Jedenfalls hat Jocov das bulgar. Milieu und Material mit eindringender Sorgfalt untersucht.

---

[17]) Jih. III, 339.

[18]) l. c., S. 138.

[19]) l. c., 93: Ghegové, Miriditi, Škipetáři a Ljarové.

[20]) Diese schiefe Vorstellung hat er sich nach der irreführenden Charte Dr. Jos. Müllers (Prag, 1844) gebildet, die einmal die Seefläche auch für jene Zeit, als der Kiri von der Drinasa erst wenig angestaut floß, und noch im Gegensatz zu den eigenen Angaben (näml. S. 7) falsch mappiert, aber auch sonst zu falscher Auffassung der textlichen Topographie verleitet, ja dazu sogar die Küstenkonturen recht verzeichnet, vgl. etwa bloß bei Durazzo, dort ist zu dem u. a. die erst kürzlich abgelassene Kneta total ignoriert usw. usw. Mit all seinen reichen Angaben war und ist Müllers unzuverlässige, Schafarik u. Wocel gewidmete Materialsammlung eben doch nur für den wirklich Kundigen verwertbar und das gilt auch für jene Charte, die seinem Buche „Albanien, Rumelien und die österr.-montenegrin. Gränze“ beigefügt ist. Z. B. dem Philologen muß seine archaische geg. Form töt sehr wertvoll sein. Aber Müller hat auf keine Ordnung in seinen Notizen gesehen und Arnautisch oder Osmanisch hat er wohl nicht gerade näher gekannt, obwohl er S. 1 seine „Kenntnis der Landessprachen“ betont. Nach alledem kann man hier nicht anders, als Chocholoušeks unrichtige Schilderung entschuldigen.

Das morgenländische Motiv der abgehauenen Häupter als Bollwerkszierrat, wie es Chocholoušek für Ilia nutzt, findet sich auch bei Müller, S. 54 (im montenegrinischen Podgorica, der dazumal noch osmanischen Stadt). Zu dieser orientalischen Gepflogenheit vgl. Hammer, Gesch. d. Osm. Reiches IV, S. 24.

MATTHIAS BEL UND SEIN SLOVAKENTUM.

Von Karl Treimer.

Mit Daniel Krman (1663—1740) und dem jüngeren Daniel Sinapius-Horčička (1700—1706) war Matej Bél (1684—1749) Vertreter des Barockzeitalters in der Slovakei. Seine schon landschaftlich hochbedeutsame Tätigkeit entfaltete sich vornehmlich zu Neusohl und Preßburg, woselbst er Prediger und Lyzealdirektor war; literarisch gewann er aber auch über die engern Grenzen seiner Heimat Leser und Einfluß. Die Hochachtung, welche ihm seine Zeitgenossen zollten, kam in der Verleihung des Adelsprädikates durch den ungarischen König Karl III. (als deutscher Kaiser Karl VI.) und die Mitgliedschaft mehrerer Akademien zum sichtbaren Ausdruck[1]). Ihm wird das geflügelte Wort zugeschrieben: Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita. Mit dem literarischen Rüstzeug meisterlich vertraut, auf den verschiedensten Wissensgebieten daheim, vieler Sprachen kundig, voll Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit und selbst des Tages, bildet er eine imposante Säule im Geistesleben seiner Welt.

Das Barockzeitalter ist übrigens ein Glanzzeitalter der čech. Literatur und bedeutet durchaus nicht einen Verfall. Ein solcher ist hingegen in ausgeprägter Form in dem vormals überschwenglich erhobenen „Goldenen Zeitalter" zu erblicken, das allerdings nicht immer ständig ungeteilte Bewunderung hervorgerufen hat[2]), übrigens ebenso auch in der Periode der Aufklärungsepoche; so steht also das čsl. Barock zwischen zwei Wellentälern als mächtiger Wellengipfel. Auch in Polen ist das sogen. „Goldene Zeitalter" kritischer Beleuchtung nicht entgangen, obwohl es künstlerisch so hoch stand. Michał Bobrzyński hat dies unternommen in „Dzieje Polski w zarysie". Im damaligen politischen und Kriegsgetümmel war zudem auch konsequenter Patriotismus nicht eben ausnahmslose Tugend[3]): Krystof

---

[1]) So Berlins, Londons, Petersburgs. Vgl. L. Haan, Bél Mátyás, Bp. 1879.

[2]) Dobrowsky, Gesch. böhm. Spr. Lit., 171, 174, 177 Lit.; Schaffarik, Gesch. sl. Spr. Lit. 333, 338, 340 — Jungmann, [2] 125; Sabina 922, 930; mit wenig entschiedener Stellungnahme Šembera,[3] 26, 167, 195, 224; Tieftrunk,[2] 39, 90 usw.; ev. noch Karásek I, 61; Seifert 36.

[3]) Erschütternde Einblicke bietet die südsl. Volksdichtung, wenn auch die Motivverdunkelung bei den Guslaren der Feudalherren weitaus verworrener ist als bei der objektiveren Lyrik der breiten Volksschichten, vgl. etwa das Lied vom Abfall der Bogatiće. Kaum faßbar scheinen die Nachrichten P. Haedos in seiner „Historia de Argel" von Abtrünnlingen in den Barbaresken, so von dem griech. Renegaten Dali Mami (El Cojo), dem ersten Besitzer des span. Klassikers Miguel Cervantes, und sie bestätigen, was der große Dichter in seiner Meisterschöpfung von all den erlebten Menschentypen erzählt, vom Dey Uchali Fartax (einem Kalabreser) bis zu seinem letzten Herrn Azan Aga (Andrea Veneziano). Wörtliche Anführung zur nachdrücklichsten Beleuchtung damals möglicher Verhältnisse aus Dqu, I. 40 ist notwendig: „Ninguna cosa nos fatigaba tanto como oir y ver á cada paso los jumas vistas ni oidas crueldades que mi amo usaba con los cristianos. Cada dia ahorcaba el suyo, empalaba á este, desorejaba aquel, y esto por tan poca ocasion y tan sin ella, que los turcos conocian que lo hacia no mas de por hacerlo, y por ser natural condicion suya ser homicida de todo el género humano!" Solche Individualitäten innerlich gänzlichen Zerfalls hat uns namentlich N. I. Kostomarov in seinem grandiosen Kudejar begreifen gelehrt. Auch bei dem oben besprochenen neueren če. Belletristen Chocholoušek erscheint aller Haß auf die Renegaten konzentriert.

Opaliński, dieser als Satiriker bekannte Wojwode, diene zur Exemplifikation solcher Charaktere. Augenscheinlich ist solches wohl aus feudaler Umschreibung, nicht so wie heute bei rein kollektiver Geltung des Begriffs zu verstehen, obgleich vieles Erstaunliche vorkam.

In den Blättern der slowakischen Literaturgeschichtsschreibung wurde denn auch in bezug auf diesen unleugbaren Hang jener Zeitläufte die strikte Behauptung aufgestellt, Bél wäre ein ungetreuer Sohn seines Volkes gewesen, hätte Kosmopolitismus (Hurban) und diplomatische Gewandtheit an Stelle eines aufrechten Charakters (Vlček) besessen, ja sogar, Bél sei „der erste und ärgste slovakische Magyarone" gewesen. Škultétys Urteil, das angesichts des devoten Lobpreisens der Mäzene des Autors plausibel genug scheint, kann indes, wie Al. Leon. Petrov bemerkte[4]), unter Berücksichtigung des Zeitgeistes, von dem generell und nicht spezifisch des bedeutenden Schriftstellers gesellschaftliche wie literarische Haltung abzuleiten ist, nicht als unumstößlich gelten. Daher wäre auch die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, daß unser „Magnum decus Hungariae", wenn er seiner Heimat gedenkt, ausruft: „O cara patria, quae me genuisti, dulcis Pannonia." Und unter sein eigen Bild setzte er selbst „M. Belius Pannonius". Angesichts jener zur freien Wahl gestellten Stilisierung übergeht also eine abfällige Auffassung diese ungenügend gewürdigte Äußerung, bezw. stützt sich auf unzulängliche Kenntnis des Sprachgebrauchs jener Zeit. Denn so tritt dieser, wenn wir die obenstehende Studie[5]) über den Panslavisten J. Herkel vergleichen, uns sogleich entgegen und beim Durchblättern von Herkels Schrift nehmen wir seine Ausdrucksweise wahr, wie er sich selbst auf dem Titelblatte seines Traktats als Pannonius bezeichnet, sodann S. 7 schreibt: „Bohemi et Pannonii", die Spezifikation der Slavinen im Abschnitt III, § 2 darbietet: „Ecclesiastica, Russica, Polonica, Bohemica, Pannonica, Illyrica, Vindica", S. 12 aufzählt „Bohemi, Moravi, Pannonii", was der Namhaftmachung auf S. 49 gleichkommt: Carinthios, Carniolos, Styrios usw. Auf S. 42 des Werkes sieht man zwar, daß unter Pannonia überhaupt Ungarn verstanden wird: In Pannonia omnes fere Slavicae dialecti sunt in usu; nam in omnifere Comitatu alio accentu, aliaque prosodia utuntur; et quidem Pannonii medii multum ex veteri dialecto habent, ad limites Galliciae Polonis, aut magis ortum versus Russis, aut Magyaris mixti Slavi magyarisant; in Sproniensi, Mosoniensi, Castriferrei et Saladiensi Comitatu sunt Vindi, Croatae, in Bacsiensi provincia et Banatu Serbi et Bulgari etc. (Der Autor drückt sich daher notgedrungen S. 49 explikativ Pannonius Carpaticus aus und ebenso S. 159.) Aber warum wird denn nicht lieber der Ausdruck Hungaria gewählt? Um diese Frage, deren Beantwortung allerdings eindeutig ist, kommt man nicht herum. Um so mehr gilt dies beim Ethnikon. Dann geht daraus unzweifelhaft hervor, daß die Meinung, Bél sei ein Renegat gewesen oder seinem angestammten Volk entfremdet, nicht bloß mit vagen Beweisgründen allgemeiner Natur, sondern dem frühern Sprachgebrauche zufolge auch direkt widerlegt werden kann[6]). Nennt sich doch J. Herkel in offenkundiger

---

[4]) Slavia VII, S. 116.

[5]) Hier weiter oben, Jahrbücher 7, 399.

[6]) Die zögernde Entfaltung der Nationalnamen ist eine dem Sprachforscher wohl vertraute Tatsache. In der Umwelt Béls sind deutsche Siedlungsbezeichnungen wie Bereg-Szász, Szász-Régen usw., insgemein die sogen. Siebenbürger „Sachsen" (die keine sind noch auch je waren) ein gutes Beispiel dafür, für den Slavennamen, zu dessen neuzeitlicher Erklärung ich vor bald 20 Jahren mit der Etymologie von alb. (* s) lum „Fluß", Mitt. rum. Inst. Wien I, S. 372 den Weg frei machte, bietet wieder seine Variation in den Einzelslavinen eine sprechende Veranschaulichung, schließlich ist auch alb. Škipetar zu vergleichen, s. I F. 35, 135 ff.; dagegen wurde aber der epirot. Stammesname Lab durch Weigand, Alb. Wb. 45 von lat. albinus durchaus fälschlich als Slavismus hergeleitet. Denn wäre er durch die bulg. Metathese gegangen (die an sich denkbar ist, wie istr. Labin: Albona beweist), so hätte im entlehnenden Dialekt Llab (oder Vab) ent-

Gegensätzlichkeit ausdrücklich einen Pannonier und steht ja in dieser Hinsicht durchaus gesichert da, ein Autor, dem eine „Unio in litteratura inter omnes Slavos sive verus Panslavismus" als Ziel vorschwebt. Pražák, der Bél den berühmtesten slovak. Geschichtsschreiber heißt, macht ausdrücklich auf die lateinische Wiedergabe der slovak. Nationalitätsbezeichnung in deutschen Hochschulbelegen schon im 16. Jahrh. aufmerksam oder bei dem Humanisten Prok. Lupáč (ca. 1530—1587) und führt J. Záborský zum Zeugen an [7]).

Das eine scheint unzweifelhaft sicher, daß — im Gegensatz zur eben abgelaufenen Ära — die Nationalitätenfrage in jenen Zeitläufen, darin noch kein Krasiński mit einem Iridyon denkbar war, als noch Kollektivgedanken größeren Formats über die kleinen Volkssplitter gespannt waren, nicht jedes Interesse absorbierte. Petrov erinnert, wieviel Leute nichtrussischen Geblüts, nichtrussischer Muttersprache es im vormaligen Rußland gab, die sich mitunter das Russische nicht einmal sonderlich angeeignet hatten und die „der einstens ruhmvollen und für sie gemeinschaftlichen russischen Heimat und dem einstmals mächtigen russ. Staate aufrichtig ergeben waren." So mochte Bél, dieser Lehrling humanistischer Bildungsstätten, universalistischer eingestellt und des großen Wortes eingedenk sein, das Sophokles seine Antigone sagen läßt: οὔ τοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν!

Man war zudem auch von dem ewigen Kriegführen (türkischer Feldzug 1683—1699, der mit dem Karlowitzer Frieden schloß; Spanischer Erbfolgekrieg 1701—1714, mit Rákóczys Aufstand, der von 1703 datierend erst 1711 zu Szathmár liquidiert wurde; dann die Türkenkriege: 1715—1718, den der Passarowitzer Friede beendete, und 1737—1739, abgeschlossen mit dem Belgrader Frieden) sich nur zu wohl aller unnützen Zuspitzung der in jeweiliger Verschiedenheit von Stammes- und Sprachzugehörigkeit begründeten Scheidungen bewußt, wofern nicht da und dort direkt, verhohlen oder unverhohlen, Sympathien für Rákóczy und seine Sache bestanden. Dieser unversöhnliche Rebell (geb. 1676) starb bekanntlich außer Landes, und zwar 1736 zu Rodosto, also ähnlich, wie drei Geschlechter später Ludwig Kossuth türkisches Asyl in Anspruch nahm.

Auf den heutigen nüchternen Zeitgeist bleibt zwar panegyrisches Pathos wirkungslos, wie es vor zwei Jahrhunderten in Paullus Doleschalius Gramm. Slavico-Boh. auf den Seiten der Praefatio Béls zu lesen stand und noch Šemberas lautes Lob gefunden hatte, Děj. [3] I, 225. Der ausgezeichnete Mann hatte übrigens nicht bloß den emsigen Pflegern der Muttersprache Anerkennung und Beifall gezollt und die erreichte sprachliche Ausdrucksfähigkeit gepriesen — linguae ingenium § 8: nulla Europaea lingua ..., de elegantia et majestate, ac dotum aliarum gloria, nunc posset, Bohemica, certare, sondern auch noch ausgeführt § 2 Linguam ... Slavicam, dum dico, et antiquissimorum populorum, iam olim fuisse aio, et ita late, per innumeros fere populos diffusam, uti in Europa, aliam nullam .... De vetustate Slauonicae gentis, nihil adtinet, scrupulosius elaborare: cuius tanta sunt argumenta, ut vel numerum eorum designare, ne dicam existimare singulorum pondera, difficile sit in ea multitudine ... § 7 Gentis ea non antiquitatem modo sed et ingenium aemulatur: ita et vetustate praestat et dictionis exuberante quadam copia ac majestate. De eins latissime diffuse et armis ac migrationibus propagato-usu ... Lingua Slauica ... hodie omnium latissime patet, ut pote, quae a mari Adriatico, ad Oceanum usque septentrionalem, se extendere videatur: nam ea utuntur ... et Russi, longe

---

stehen sollen. Der Name hängt mit dem antiken Lacus Labeatis zusammen und beweist dann eine südl. Abdrängung der Illyrer, (im Frühmittelalter), deren Ursache höchstwahrscheinlich in der slav. Landnahme auf dem Balkan zur Zeit der Völkerwanderung zu suchen ist. Der aserb. Fluß Laba hingegen findet wohl in keltischer Siedlung und Namensgebung seine etym. Aufklärung, vgl. meine Untersuchung Kelt. Beziehungen zum Balkan, Mitt. rum. Inst. Wien I, 309 ff.

[7]) Pražák, Če. a Sl., S. 11 ff.

lateque imperantes. Bulgari item ... Constantinopolim fere uque: adeo, ut toto orbe terrarum sit lingua Slavica, qua plurimae gentes et nationes alloqui, mutatis tantum dialectis, ob vicinitatem aliorum populorum, aliquid. peregrini habentibus, licet, ut si linguarum gloria ab usu, familiaritate et latitudine petenda esset, ipsa Slauonica, cum Latina, ceteris palmam eriperet. Das sind Gedankengänge, die einem Herkel vorgeschrieben wurden. Gewiß ist es Pathos. Aber zu schätzen bleibt es dennoch, zumal das Barock ja doch vor allem einen Damm gegen die fürchterliche Verrohung bildete, wie sie mit einem schon über zwei Jahrhunderte währenden Zeitalter erschreckend durchgebrochen war. Im Jahre 1650 hatte das Gefolge Rákóczis mit der eindringlichen Bitte, sie der Barbarei zu entreißen, Comenius zum Bleiben bewogen und einer der fürstlichen Räte wörtlich zu ihm bemerkt, vor dreißig Jahren hätte der berühmte Gast noch skythischen Schmutz vorgefunden, dessen ärgste Schicht inzwischen durch Alster, Piscator und Bittersfeld schon getilgt wäre. Und daß es zur Zeit der osman. Besetzung Ungarns in den türk. Militärlagern nicht eben allzu salonfähig herging, hat, wie immer auch die Bilder Evlija Čelebis oder J. Eötvös' (Török élet Magyarországban) schimmernd wechseln, noch niemand ernstlich bezweifelt und die Slovaken haben es mit dem Worte chasa [8]) dauernd festgehalten.

---

[8]) Die unsinnige Etymologie Matzenauers registriert Berneker EW² 385, doch das Wort ist osmanisches Lehngut. Aber noch im älteren čech. Rotwelsch, wie es uns für 1821 bezeugt ist, wird der Nachhall der Kuruczenzeiten laut mit Brocken aus den Merkezlek der Paschas von Buda, Temesvár, Erlau und des Kaniszaer Beglerbegs samt ihren Sandschaks: chiosop „Silber", jar „Wald" (jar[yq]), mikraulský „wenig", als unverkennbar hellenisch gehört es wohl der Bataqčisprache an, mokum „Stadt", odrich „Mensch" (doch wohl adem), palanka „Kriminal", saukawý „Wurst" (?sudžuq), šátor „Handelsladen", dazu die 1806 und später belegten beistin „Leinwand", tabuk „Trommel" neben den voll und ganz magyar. Bestandteilen balík „Bauer" (bolond), hidek „kalt", jamborka „Dirne" (jambor „sanft, fromm"), medek „warm", woblauk „Fenster", dazu ďarmek „Kind", dišne „Sau" u. a. Diese Schichte ist bisher nicht recht freigelegt und herausgearbeitet wie auch die zigeun. Elemente, ich nenne dafür vorerst bloß angelit „fechten", bagry „Schaf", ciaj „Tochter", čábě „Kind", čeros „Himmel", čib „Sprache", čikno „Fett", činiben „Schreiben", čůro „Messer", masingerák „Fleischhauer", nelovec „Knicker", tatník „Ofen", woda „Leute", zuminá „Suppe", žukyl „Hund"; desgleichen die jüdischen. Auch die sind aber gleichwohl genug zahlreich: balbach „Soldat", brankes „böse", jekef „Kruzifix" (mit ganz merkwürdiger Verschiebung des ursprünglichen Sinnes „Keller"), Kaffer „Bauer", khošer „finster, Nacht", klufty „Waren", kochum „Hehler", koj „Christ", kseres „Lärmen", lechem „Brot", makes „Schläge", raš „Kopf"; auch in dem von Puchmayer angeführten Mischjargon finden sie sich vor: Aisch „Mann', Chaser „Schwein", Riegel „Faß", Scheigatzel „Knabe". Viell. gehört auch Gisar „Dorf" dazu, Jar. Puchmayer S. 87, wofern es in unrichtiger Notierung für hebr. kəfar „Dorf" steht; die Wiedergabe der Liste von 1806 bei Hájek, Český Lid 15, S. 47 ist anscheinend danach beeinflußt.

III
BÜCHERBESPRECHUNGEN

Studja z historji społecznej i gospodarczej poświęcone Prof. Dr. **Franciszkowi Bujakowi.** — Lemberg 1931.

Anläßlich des 30 jährigen Jubiläums der wissenschaftlichen Tätigkeit des prominenten polnischen Wirtschaftshistorikers und Soziologen Franz Bujak, zugleich zum Dezennium seiner Lehrtätigkeit an der Lemberger Universität, veranstalteten seine Schüler eine Sammlung von Studien auf dem Gebiete der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, die sie als Festschrift herausgaben.

Zur Einführung dient eine 18 Seiten lange Bibliographie der Arbeiten des Jubilars von A. Walawender[1]). Diese Zusammenstellung gewährt uns einen interessanten Einblick nicht nur in das wissenschaftliche Wirken Bujaks, sondern gibt auch gleichzeitig einen Überblick über den umfassenden Interessenkreis dieses Gelehrten, zeugt nicht zuletzt für die Tiefe und Gründlichkeit seines Schaffens. Zur Kenntnis der Geographie, Ethnologie, Urgeschichte und Anthropologie gesellen sich ökonomische und Rechtsstudien, wie auch solche zur Statistik und Geschichtsforschung. Auf dieser Basis wurde Franz Bujak zum Gründer und Förderer der Sozial-Wirtschaftlichen Schule in Polen. — Professor Bujak, ein Bauernsohn, widmete sein wärmstes Interesse dem Studium des ihm lieb gebliebenen polnischen Dorfes und dessen Bewohnern, ihrer Kultur, ihrer Bedeutung in der Entwicklung des Reiches. Zum Wohle des Landvolkes wurde auch Franz Bujak zum Politiker. Er wirkte als Minister, als Verwaltungsrat der Agrarbank u. dgl., bemühte sich um die Lösung des Agrar-Reform-Problems in Polen. Als Mann der Wissenschaft strebte er deren Verwirklichung an und wurde auch in dieser Hinsicht zum Bahnbrecher in seinem Lande. Die 18 Beiträge der Festschrift stammen alle von Bujaks Schülern, von denen sich so manche bereits in der Wissenschaft einen Namen erworben haben. Die Prof. Bujak gewidmeten Studien liefern nicht nur einen Beweis für seine pädagogische Wirksamkeit, sondern legen auch ein Zeugnis ab für den Fortschritt der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Polen.

Die Arbeiten können in verschiedene Gruppen eingeteilt werden. Mit dem Problem der Staatsgestaltung befaßt sich Z. Wojciechowski[2]), welcher von M. E. Meyer's „Ursprung und Entwicklung des dynastischen Erbrechtes auf den Staat und seine geschichtliche Wirkung, vor allem auf die Gestaltung Deutschlands“ ausgehend, den Einfluß der feudalen Elemente, die hierher im 13. Jahrh. über Schlesien kamen, in den politischen Institutionen Polens im Mittelalter nachzuweisen sucht.

---

[1]) Antoni Walawender: „Bibliografja prac profesora dr. Franciszka Bujaka.“

[2]) Zygmunt Wojciechowski: „Z zagadnień rodziny kulturalnej polskiego ustroju średniowiecznego.“

Eine sehr interessante Studie über das älteste polnische Hofrecht bringt K. Tymieniecki[3]). Z. Kozłowska-Budko[4]) liefert Beiträge zur kritischen Beurteilung der schlesischen Dokumente aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Der Forschung über das Ansiedlungswesen in Polen sind die Aufsätze von Persowski[5]) (Die Ansiedlung am San) und des Hładyłowicz[6]) (Die Wandlungen des Landschaftsbildes im Lemberger Kreise von der Mitte des 15. Jahrh. bis zum Anfange des 20. Jahrh.) gewidmet. Demselben Zyklus kann auch die Arbeit des R. Grodecki[7]) über die Freijahre und Freiheiten der Ansiedler ,deren Ursprung der Verf. noch auf die Zeit vor der Kolonisierung zu deutschem Recht zurückführt, eingereiht werden. Eine Studie über die Meierhofwirtschaft in Polen am Ende des 18. Jahrh. schrieb R. Zubyk[8]), und ein Wirtschaftsbild des Rittergutes Medyka, Bezirkshauptmannschaft Przemyśl, im 16. Jahrh. entwirft K. Arłamowski[9]). S. Inglot[10]) gibt in seinem Beitrag über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Lew Sapieha 1588—1607 eine typische Darstellung des Entstehens eines Großgrundvermögens. — Über die Geschichte des Dorfes Niedźwiedzie im Limanowa-Distrikt bis zum Ende des Königreiches Polen schreibt K. Dobrowolski[11]). Eine hervorragende Kennerin der Städte-Kunde in Polen, Ł. Charewicza[12]), gibt in ihrem Artikel über Lemberg um die Wende des 17. u. 18. Jahrh. ein mit Sachkenntnis und Plastik gezeichnetes Bild der Begebenheiten und Umwälzungen, die sich zu dieser Zeit abspielten. Zu den urbanistischen Studien der Stadt Lemberg gehören auch die Aufsätze von Gilewicz[13]) und Pazyra[14]).

Wir finden noch ein Studium über die älteste charatative polnische Bank, Mons Pietatis in Łowicz, von A. Warężak[15]), eine statistische Zusammenstellung von Wytanowicz[16]) „Die Agrarpolitik des galizischen Landtages in den Ziffern der Landes-Budgete", wie auch einen Aufsatz über die Plazierung der röm.-kath. Bevölkerung in der Diözese Przemyśl im Jahre 1785 von Kramarz u. Ladenberger[17]). Auch auf die Abhandlung von T. Lutman[18]) „Der Handel von Triest im Jahre 1775 im Lichte des Memorials des Pasquale Ricci", die in die Sphäre der Weltgeschichte hineinragt und deren Grundlage eine Handschrift im Besitze des Lemberger Ossolineums bildet, muß noch hingewiesen werden.

---

[3]) Kazimierz Tymieniecki: „Najdawniejsza polska ustawa dworska."

[4]) Zofja Kozłowska-Budkowa: „Przyczynki do krytyki dokumentów śląskich z pierwszej połowy XIII w."

[5]) Franciszek Persowski: „Osadnictwo w dorzeczu średniego biegu Sanu."

[6]) Konstanty Jan Hładyłowicz: „Zmiany krajobrazu w ziemi lwowskiej od połowy XV do początku XX wieku."

[7]) Roman Grodecki: „Wole i Lgoty, Przyczynek do dziejów osadnictwa w średniowiecznej Polsce."

[8]) Roman Zubyk: „Gospodarstwo folwarczne z końcem XVIII wieku."

[9]) Kazimierz Arłamowski: „Klucz medycki starostwa przemyskiego w XVI w."

[10]) Stefan Inglot: „Sprawy gospodarcze Lwa Sapieha 1588—1607."

[11]) Kazimierz Dobrowolski: „Dzieje wsi Niedźwiedzia w powiecie limanowskim do schyłku dawnej Rzeczypospolitej."

[12]) Łucja Charewiczowa: „Lwów na przełomie XVII i XVIII wieku."

[13]) Aleksy Gilewicz: „Przyjęcie do prawa miejskiego we Lwowie w latach 1405—1604."

[14]) Stanisław Pazyra: „Ludność Lwowa w pierwszej ćwierci XX w."

[15]) Jan Warężak: „Mons pietatis w Łowiczu."

[16]) Eljasz Wytanowicz: „Polityka agrarna sejmu galicyjskiego w cyfrach budżetów krajowych."

[17]) Walerjan Kramarz i Tadeusz Ladenberger: „Rozmieszczenie ludności rzymsko-katolickiej w diecezji przemyskiej w roku 1785."

[18]) Tadeusz Lutman: „Handel Triestu w 1775 w świetle memorjału Paskwala Ricciego."

Die Beurteilung sämtlicher Arbeiten kann in einem Satze geschehen: die Verfasser sind echte Bujak-Schüler, welche ihrem Meister und seiner vorzüglichen Methode Ehre erweisen.

Die zum Schlusse des Werkes zusammengefaßte Tätigkeit des Seminars Prof. Bujaks während der letzten zehn Jahre seines Wirkens läßt in der Zukunft noch viele wertvolle Beiträge erhoffen.

Die vorzügliche äußere Ausgestaltung des 627 Seiten zählenden Werkes, das mit einer französischen Inhaltsangabe versehen ist, muß noch besonders hervorgehoben werden.

Lemberg. Z. Krzemicka.

Pamiętnik Hermana Diamanda zebrany z wyjątków listów do żony. — Krakau 1932, SS. 317.

Diese, aus Exzerpten der von Diamand an seine Gemahlin gerichteten Briefen (aus den Jahren 1895—1931) zusammengewebten Memoiren enthalten ein äußerst interessantes Bild seiner gesamten Wirksamkeit sowohl auf dem Gebiete des internationalen, wie auch auf dem speziellen der Entwicklung des polnischen Sozialismus in Galizien und im ganzen Lande. Als hervorragender Parlamentarier schaffte sich dieser jüngst verstorbene Sozialistenführer im österreichischen Parlament, wie auch später im polnischen Sejm, der ihm äußerst wichtige Referate der Innen- und Außenpolitik anvertraute, bald Geltung.

Dem deutschen Leser dürfte der Name des Hermann Diamand nicht ganz fremd klingen, oft ließ er seine sonore Stimme während der 36 jährigen Wirksamkeit auf den internationalen Sitzungen der sozialistischen Partei in Wien, Berlin, Zürich, London, Brüssel und sonst ertönen. Oft wurden seine wirtschaftlichen Artikel in österreichischen und deutschen Partei-Blättern veröffentlicht, seiner Reden dort wie auch sogar in Amerika Erwähnung getan. Sein freundschaftliches Verhältnis zu Viktor Adler erleichterte ihm die Fühlungnahme mit den deutschen und österreichischen Sozialisten, dagegen bekämpfte er die radikale Strömung der Partei, wie sie durch Rosa Luxemburg und durch die Leipziger Volkszeitung vertreten wurde. Seinem Verdienst ist z. T. die Anerkennung der kein eigenes Staatswesen bildenden Nationalitäten durch den internationalen Sozialistenkongreß zuzuschreiben.

Für den Geschichtsforscher enthalten die Briefe einen Reichtum an Quellenmaterial zum Studium des Werdens und Gestaltens der sozialistischen Bewegung Galiziens wie auch ihrer Verbindungen mit der Sozialistischen Partei im Königreich Polen und im Auslande. Sie liefern aber ebenso charakteristische Beiträge zur Erforschung der Tätigkeit des ehemaligen österreichischen Parlaments und manche kennzeichnende Episode für die dort führenden Persönlichkeiten.

Für die neuesten Zeiten bringen Diamands Briefe äußerst wertvolle Einzelheiten und Beobachtungen, die ein Licht auf das Verhältnis Polens zu Deutschland nach dem Kriege werfen. Dies betrifft namentlich die Epoche Stresemanns 1924—1927, wo Diamand als Delegierter der polnischen Regierung die Vorverhandlungen zum deutsch-polnischen Handelsvertrage führte. Die in den Briefen enthaltenen Darlegungen bilden eine höchst wertvolle Ergänzung der Angaben, welche in den Schriften über Stresemann in „Stresemann. Das Werden einer Staatsidee“ von Antonina Vallentin, wie auch in „Stresemanns Vermächtnis“ bereits veröffentlicht sind.

Der Ausgabe geht eine Lebensbeschreibung Hermann Diamand's von Dr. Stanisław Loewenstein, Geschichtsforscher und Parteigänger des Verstorbenen, voraus, voll Pietät und Verständnis.

Als Ergänzung zum Gesamtbilde der Wirksamkeit Hermann Diamand's muß aber noch der jüngst erschienene Sammelband seiner Reden im Sejm der polnischen Republik 1919—1930 Erwähnung getan werden [1]).

Lemberg. Dr. Zofja Krzemicka.

[1]) Przemówienia w Sejmie Rzeczpospolitej 1919—1930 (Warszawa 1932).

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS
HERAUSGEGEBEN VON

OTTO AUHAGEN-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-BERLIN, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMIDT-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND VIII HEFT III
1932

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58

I
ABHANDLUNGEN

ÜBER DEN EINFLUSS DER SCHÖNEN LITERATUR AUF DIE RUSSISCHE SOZIALE BEWEGUNG.

Von
Emanuel Lew.

I. Einleitung.

Die Untersuchung des Einflusses der sozialen Bedingungen auf die Kunst und Literatur ist Gegenstand der Kunst- oder Literaturgeschichte. Die umgekehrte Frage — der Einfluß der schönen Literatur auf die sozialen Bedingungen, auf die geschichtlichen Ereignisse, gehört zum Gebiete der historischen Untersuchung, da die Literatur dabei nicht als solche, sondern nur als eine der Quellen der historischen Entwicklung betrachtet wird.

Die (zuweilen auch übertriebene) Anerkennung der sozialen Rolle der russischen Literatur finden wir fast bei allen Forschern. Allein diese Anerkennung trägt einen ziemlich abstrakten Charakter, da sie sich auf kein Tatsachenmaterial stützt und mehr durch die außergewöhnliche Aktivität der Literatur als durch ihren tatsächlichen Einfluß begründet wird.

Die Erkenntnis der sozialen Rolle der russischen Literatur hat aber nicht nur eine theoretisch-akademische Bedeutung, sondern ist aktuell und wichtig für die richtige Beurteilung der heutigen Ereignisse, für die Klärung der geistigen Quellen der zeitgenössischen russischen Revolution.

Im Zusammenhang mit der hier aufgestellten Frage besteht das Ziel dieser Arbeit nicht darin, künstlerische Leistungen der russischen Literatur zu untersuchen. Sie stellt einen Versuch dar, im Rahmen der historischen Forschung zu klären, 1. ob das ästhetische Moment überhaupt einen Zusammenhang mit den sozialen Faktoren hat, 2. ob dieses Moment in Rußland eine besondere Wirkung hatte und wie es von den Führern der russischen Gesellschaft ausgenutzt wurde, 3. wie sich der Einfluß der Literatur auf den wichtigsten Etappen der russischen Geschichte des 19. Jahrh. bemerkbar machte.

Unter „der Rolle der Literatur" (und zwar der schönen, legalen Literatur) verstehe ich natürlich ausschließlich die Frage, inwiefern

dieselbe als ein Reflexmoment an der Ausarbeitung der russischen öffentlichen Meinung mitwirkte und dadurch diese oder jene sozialen Bewegungen hervorrief.

Unter dem „ästhetischen Einfluß" verstehe ich den Einfluß nicht nur der gedruckten poetischen Literatur, sondern teilweise auch der Kunst des schönen Wortes überhaupt, der Kunst der schönen Phrase, derjenigen Kunst, deren exaltierende Wirkung bei allen russischen Bewegungen ja nicht zu verkennen ist.

Es ist auch klar, daß von einer sozialen Rolle der russischen Kunstliteratur eigentlich erst seit der Mitte des 19. Jahrh. die Rede sein kann. Denn, wie wir ferner sehen werden, erhält die russische Literatur erst um diese Zeit jenen spezifisch tendenziösen Kampfcharakter, der sie zu einem Faktor der russischen Freiheitsbewegung gemacht hat. Aber schon bei den Ereignissen von 1825 macht sich der poetische Einfluß bemerkbar. Wir können also nicht umhin, auch die Rolle des größten russischen Dichters, Puškins, sowie des Dekabristenführers Ryleev zu untersuchen.

Der Zusammenhang des ästhetischen Moments mit der sozialen Bewegung.

Bei aller Verschiedenheit der Kunstauffassungen seitens der Künstler, Gelehrten und sozialen Führer, sowohl idealistischer, wie auch materialistischer Richtung, finden wir in ihnen doch eine ihnen allen gemeinsame Grundlage, und zwar: die Kunst sei kein selbständiger, sondern nur ein Vermittlungsfaktor zwischen dem Denker und der Masse, zwischen der Wissenschaft und der sozialen Bewegung. Kant und Schelling, Schiller und Wagner, Springer und Mehring unterscheiden sich letzten Endes in dieser Hinsicht nur durch verschiedene Ausgangspunkte und Schlüsse, sind aber alle darin einig, daß der menschliche Progreß sich „durch die Kunst" (Schiller) [1], „mit der Kunst" (Wagner) [2], oder „bei Unterstützung der Kunst" (Springer) [3] bewegt.

Auch die russischen Definitionen der Kunst (von Bělinskij [4]) und Dobroljubov [5]) bis Plechanov [6]) und Lunačarskij) [7]) lauten dahin, daß sie höchstens imstande sei, die herrschenden Ideen der Epoche widerzuspiegeln. Dennoch erkennt z. B. Černyševskij die hervorragende Rolle der schönen Literatur in der deutschen Entwicklung der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. [8]). Im allgemeinen aber finden wir beim Vergleich der einzelnen russischen Auffassungen, daß dem ästhetischen Moment eine nur untergeordnete soziale Rolle zu-

---

1) Schiller: „Aesthetische Briefe."
2) Richard Wagner: „Die Kunst und die Revolution." Bln. 1920. S. 39.
3) Anton Springer: „Geschichte der bildenden Künste." Lpzg. 1906.
4) V. Bělinskij: Gesammelte Werke, B. III, S. 343.
5) Dobroljubov: Gesammelte Werke, B. III, S. 363.
6) G. Plechanov: Die Kunst und das soziale Leben, B. VII, S. 223.
7) A. Lunačarskij: Das Theater und die Revolution, S. 203.
8) G. Plechanov: „N. Černyševskij", S. 207.

geschrieben wird — als ein Werkzeug der Propaganda in den Händen der Denker und Führer. Diese Auffassung befindet sich jedenfalls nicht ganz im Einklang mit der Meinung derselben Autoren, daß die Kunst identisch mit der Wissenschaft sei, ja höher stehe (wir kommen darauf noch in weiterer Untersuchung), denn die führende geistige Rolle der Wissenschaft kann kaum bestritten werden.

Wir wollen hier versuchen zu beweisen, daß in den spezifischen Bedingungen des russischen Lebens die Kunst, und zwar die schöne Literatur, die Poesie, zu einem außergewöhnlich-mächtigen, ja mitunter entscheidenden Element der sozialen Bewegung geworden ist.

Selbst M. Pokrovskij, dieser Vertreter des Prinzips: „allein materielle Bedürfnisse schaffen die Geschichte", gibt zu, daß „jede Revolution Begeisterung, Selbstopferung, mindestens die Fähigkeit, sein Leben aufs Spiel zu setzen, erfordert"[9]). Es gibt wohl kaum ökonomische Faktoren, die imstande wären, diese Begeisterung hervorzurufen; daß sie aber durch die Einwirkung z. B. eines Gedichts oder Liedes (Marseillaise) erreicht wird, ist eine allgemein bekannte Tatsache. Und wenn in der langen geistigen Vorbereitung der geschichtlichen Ereignisse sicherlich zahlreiche andere Faktoren ihre Rolle spielen, so spielt die Kunstliteratur mit ihrem gefühllösenden Exaltationsmoment im Augenblick des Ausbruchs der Ereignisse zuweilen auch die Hauptrolle. Die Bolševiken haben die Macht des Schönen schon längst erkannt und Leo Trockij schrieb: „Die Kunst ist ein Mittel, um den Menschen bestimmte Gefühle und Stimmungen einzuflößen"[10]). A. Lunačarskij bezeichnet die Kunst ganz einfach mit dem Wort: „Jede Kunst ist Agitation"[11]).

Die Rolle des ästhetischen Moments in Rußland und die Ursachen seines Einflusses.

„Die russische Literaturgeschichte ist in ganz besonderer Weise russische Sozial- und Kulturgeschichte zugleich. In der Geschichte ihrer beiden Größten, Tolstojs und Dostoevskijs, kommt das im höchsten Sinne zum Ausdruck." (Prof. K. Stählin.)[12])

Ivanov-Razumnik in seiner „Geschichte des russischen sozialen Gedankens" schreibt: „In der Geschichte der russischen Intelligenz haben Puškin und Čechov nicht kleinere Bedeutung als Pestel und Bakunin"[13]).

In der weiteren Untersuchung werden wir die hervorragende Rolle Rylěevs und (teilweise) Puškins in der Vorbereitung des Dekabristenaufstandes sehen, Turgenevs und eine ganze Reihe an-

---

[9]) M. Pokrovskij: Geschichte Rußlands von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. S. 259 (Deutsche Ausgabe.)
[10]) Leo Trockij: Die Kultur und der Sozialismus, „Novyj Mir" I.
[11]) A. Lunačarskij: Das Theater und die Revolution, S. 203.
[12]) Hist. Zeitschrift, 1928, B. 138, Heft 3, S. 649.
[13]) Ivanov-Razumnik: Istorija russkoj obščestrennoj mysli.

derer Dichter im Kampf mit der Leibeigenschaft, Nekrasovs in der „Narodničestvo"-Bewegung usw.

Welches sind die Ursachen dieser russischen ästhetischen Empfänglichkeit?

Es wäre nicht richtig, dieselbe durch eine besondere poetische Neigung der Russen oder durch die angebliche slavische träumerisch-phantastische Veranlagung usw. zu erklären. Das sog. Gottsuchen, die angebliche tiefe Religiosität, sowie die Besonderheiten des rechtgläubigen Glaubens bilden vielleicht die ethische Grundlage des russischen Volkes, begründen aber wenig seine ästhetische Empfänglichkeit. Ich sehe die Erklärung gerade in der größeren (im Vergleich mit West-Europa) Primitivität des russischen Volkes. Je primitiver der Mensch ist, desto mehr ist er den sinnlichen Einflüssen zugänglich, desto mehr macht sich in ihm das Überwiegen der sinnlichen Empfänglichkeit über die Vernunftwahrnehmung bemerkbar. Noch die Slavophilen waren stolz auf diese Eigenschaft. Chomjakov schrieb: „Der Westen entwickelte sich auf dem Wege des Gedankens, des Rationalismus, der Wissenschaft; darum ist er faul, nah dem Untergang. Im Gegensatz zum faulen Westen entwickelte sich das Slaventum und besonders Rußland auf dem Wege des Gefühls und der Religion"[14]). Die Kunst ist aber nur auf die sinnliche Seite des Menschen gerichtet und darum auch ist der Russe den Einflüssen der Kunst viel zugänglicher, als den logischen Ausführungen der Wissenschaft. Darum ist er auch immer geneigt, die schöne Literatur an die Stelle der Wissenschaft zu setzen.

Bělinskij schrieb: „Das Wesen der Poesie ist die Verkörperung von Ideen. Darum ist die Poesie dasselbe, wie die Wissenschaft, da sie denselben Stoff behandelt. Der Gelehrte beweist die Wahrheit, der Dichter zeigt sie"[15]).

G. V. Plechanov: „Die Kunst drückt nicht nur Gefühle aus, sondern auch Gedanken; allein sie drückt sie nicht abstrakt, sondern in lebendigen Gestalten aus"[16]).

In den 20er Jahren des 19. Jahrh. lieferte Schelling mit seiner ästhetisch-philosophischen Lehre eine theoretische Grundlage, die, eigenartig verstanden und angewandt, der russischen Literatur die Veranlassung gab, das Schöne in den Dienst gegen die schwere Wirklichkeit zu nehmen: „Schelling baute einen Kultus des Schönen auf, der damals und später in den Kreisen der Gebildeten die Stelle der Religion einnahm. Ihnen war, nach Schellings eigenen Worten, die Kunst „das Allerheiligste, wo in ewiger und ursprünglicher Vereinigung, gleichsam in einer Flamme brennt, was in Natur und Geschichte gesondert ist, und was im Leben und Handeln ebenso wie im Denken ewig sich fliehen muß." „Die Kunst sollte auf einmal alles sein, der allgemeine Ozean, in welchen auch die Philosophie am Ende zurückfließt. Der ursprüngliche Grund aller

---

14) Rožkov: Russkaja istorija v sravn. istor. osvešč. B. X, S. 334.
15) Bělinskij: Gesammelte Werke, Aufs. „Gore ot uma".
16) G. Plechanov: Die ästhetische Theorie Černyševskijs, S. 39.

Harmonie des Subjekts und des Objekts war im Kunstwerk und sonst nirgends auf der Welt zu finden"[17]).

Russische Schellingianer aus der Mitte der Adelsjugend nahmen diese Ästhetik nicht nur wahr, sondern wandten sie infolge ihrer kämpferischen Stimmung auch auf die Fragen des alltäglichen Lebens und auf die Lösung der sozialen Fragen an. Bělinskij schrieb: „Es erschien nicht seltsam, ein Schauspiel für die Verteidigung des Freihandels oder ein Gedicht zum Lobe einer gewissen Art von Steuern zu schreiben; noch daß man in einer Erzählung seine staatlichen Ansichten darlegte, während der Gegner in einem Lustspiele dagegen stritt"[18]).

Andererseits, in den Bedingungen des russischen Despotismus (besonders natürlich zu seinen Blütezeiten unter Nikolaus I.) war die Literatur bei den Spitzen der russischen Intelligenz eigentlich die einzige Verbindungssprache mit den breiten Massen der Bevölkerung, da die Erörterung der sozialen und politischen Fragen nur unter dem Deckmantel der Dichtung möglich war, und da die natürlichen Organe des öffentlichen Meinungsaustausches — die Presse, die Zeitungen — ja kaum existieren konnten.

Das Überwiegen des sinnlichen Elements über dem geistigen, die eigenartig wahrgenommenen Lehren Schellings und die despotische Unterdrückung der Presse — das sind die Hauptursachen des auffallenden Einflusses der russischen schönen Literatur im 19. Jahrh.

„Aus der Opposition gegen das herrschende Regiment, aus dem Kampfgeiste geboren, überrascht die russische Literatur durch ihre schöpferische und sozial treibende Kraft. Selbst Dichter, die nach ihren Überzeugungen keine Revolutionäre waren (Puškin, Dostoevskij), wirkten mit an dem allgemeinen Kampfe der russischen Intelligenz gegen die Selbstherrschaft und den Despotismus. Unter der Macht des Carismus wurde die russische Literatur wie in keinem anderen Lande und in keiner anderen Zeit zu einer mächtigen Kraft des sozialen Lebens, und sie blieb auf ihrem Posten ein ganzes Jahrhundert, solange bis sie von der materiellen Macht der Volksmassen abgelöst wurde, — solange bis das Wort sich in die Wirklichkeit verwandelte. Es ist gerade die russische Kunstliteratur, die diesem halbasiatischen Staat einen Platz in der Weltkultur eroberte, die vom Selbstherrschertum errichtete chinesische Mauer durchbrach und eine Brücke zwischen Rußland und dem Westen erbaute"[19]).

II. Die Rolle der Poesie in der Vorbereitung des Dekabristenaufstandes.

T. Passek schildert die Zeit am Vorabend der Thronbesteigung Nikolaus I. folgendermaßen: „Die Verehrung der jungen Literatur

[17]) G. Weber, Weltgeschichte, B. XIV, S. 875.
[18]) Otto Hoetzsch: Rußland, S. 52.
[19]) Rosa Luxemburg: „Die Seele der russ. Literatur" (russ.). Pbg. 1922.

war vorbehaltlos; sie konnte auch tatsächlich begeistern, gerade in jener Epoche. An der Spitze der literarischen Bewegung stand Puškin; jede seiner Zeilen flog aus einer Hand in die andere. Seine Poeme las man in Handschriften, lernte man auswendig. „Verstand bringt Leiden" von Griboedov machte alle Menschen wahnsinnig, regte ganz Moskau auf. „Vojnarovskij" und „Dumy" von Rylěev erregten den staatsbürgerlichen Geist. Schiller begeisterte in ausgezeichneten Übersetzungen von Žukovskij. In der Luft schwebten Begeisterung, Glaube, Hoffnung" [20]).

Auch Ogarev bezeugt zu Anfang der 60er Jahre: „Wir sind jetzt kühl gegenüber der ‚Ode auf die Freiheit', auf die Zeitgenossen dagegen übte sie einen kolossalen Einfluß aus. So groß war bei den Lesern das Bedürfnis, einen poetischen Widerhall ihrer Bestrebungen und Hoffnungen zu haben" [21]).

Nach der Unterdrückung des Dekabristenaufstandes läßt die „Untersuchungskommission zur Bekämpfung der schlechtgesinnten Gesellschaften" von allen Verhafteten einen Fragebogen ausfüllen. Die Frage Nr. 7 lautete: „Seit welcher Zeit und woher haben Sie sich Ihre freie Denkungsweise angeeignet, und zwar: kommt sie durch eine Gemeinschaft oder Beeinflussung, oder durch das Lesen von Büchern oder handschriftlichen Werken, und zwar von welchen? Wer hat an der Befestigung dieser Gedanken bei Ihnen mitgewirkt" [22])?

Bei der Beantwortung dieser Frage hatte eine Reihe der Dekabristen die Werke und die Autoren angegeben, welche nach ihrer Meinung den aufrührerischen Geist bei ihnen hervorgerufen hätten.

Peter Bestužev gab an: „Die freien Gedanken entstanden bei mir schon nach dem Verlassen der Militärschule, etwa 1822, durch das Lesen verschiedener Manuskripte, wie „Die Ode auf die Freiheit", „Das Dorf", „Mein Apollo", diverse Sendbriefe („Poslanija"), u. a., für welche unser berühmter Dichter A. Puškin litt" [23]).

Michael Bestužev-Rjumin schrieb: „Meine ersten liberalen Gedanken entnahm ich den Tragödien von Voltaire, welche zu meinem Unglück zu früh in meine Hände geraten sind. Auch hörte ich überall Gedichte von Puškin, welche begeistert aufgenommen wurden. Dies alles stärkte meine liberalen Gedanken mehr und mehr" [24]).

Baron Steinheil spricht in einem scharfen Briefe an Nikolaus I. aus der Peterpauls-Festung über die Unmöglichkeit, Ideen zu unterdrücken: „Man mag beliebig viel Menschen der Freiheit berauben, dennoch wird immer eine größere Anzahl von Menschen bleiben,

---

[20]) T. Passek: Aus fernen Jahren. Erinnerungen. — St. Petersburg, 1878, B. I, S. 220.

[21]) Russische Geheimliteratur des 19. Jahrh. Vorwort Ogarevs. S. XXXIII.

[22]) Zentrarchiv. Die Akten der Untersuchungskommission über die übelgesinnten Gesellschaften, l. 156.

[23]) ibid.

[24]) Staatsarchiv, B. I, 396.

welche diese Ideen und Gefühle teilen. Wer von den etwas gebildeten jungen Menschen las die Werke von Puškin nicht und wer war von ihnen nicht begeistert"[25])?

Leutnant V. A. Divov gab an: „Die freie Denkungsart bekam ich durch die handschriftlichen Gedichte von Puškin, Rylěev und anderer mir unbekannter Dichter"[26]).

Natürlich finden wir auch andere Aussagen:

Alexander Bestužev schrieb: „... was die handschriftlichen russischen Werke anbetrifft, so sind sie zu unbedeutend, um irgendeinen Eindruck ausüben zu können"[27]). Auch Baron Steinheil meinte: „Verschiedene Werke von Barkov, Neledinskij, Gribojedov, Gorčakov, Puškin (Wer kennt sie nicht?) ... las ich aus Neugierde, kann aber entschieden sagen, daß sie auf mich keinen Einfluß ausgeübt haben"[28]).

Welches war also tatsächlich die Rolle der Dichter in der Vorbereitung des Aufstandes am 14. Dezember 1825?

Wenn Puškin von mehreren russischen Literaturhistorikern (Ščegolev, Vengerov u. a.) „Dekabristen-Dichter" genannt wird, so beruhen diese Behauptungen höchstens auf seinem großen allgemeinkulturellen Einfluß und auf dem freiheitsliebenden Charakter seiner früheren Gedichte. Im Sinne einer unmittelbaren Einwirkung speziell auf den Dekabristen-Aufstand, auch im Sinne der persönlichen Aktivität, müssen wir an erster Stelle nicht Puškin, sondern einen anderen russischen Dichter — Rylěev nennen. Darum untersuche ich zuerst die Rolle des letzteren und erst dann die Rolle Puškins.

Die Bedeutung Rylěevs wird von der Mehrheit der Historiker sicherlich viel niedriger geschätzt als er es verdient. Bei der Beschreibung des Aufstandes wird manchmal nicht einmal der Name dieses Dichters erwähnt, obwohl allein schon die Höhe der Strafe davon zeugen sollte, daß Nikolaus I. ihn für einen der gefährlichsten Führer des Aufstandes hielt. Auch die Korrespondenz von Nikolaus mit seinem Bruder, dem Großfürsten Konstantin, ferner die Akten der „Untersuchungskommission zur Bekämpfung der übelgesinnten Gesellschaften", endlich eigene Aussagen des Dichters liefern Beweise genug, daß Rylěev eine leitende Rolle im Aufstand spielte.

Die Teilnehmer der Verschwörung nennen in ihren Memoiren und Tagebüchern fast einstimmig Rylěev „die Seele der Verschwörung"[29]), „die Haupttriebfeder des Unternehmens"[30]), „das eifrigste Mitglied der Gesellschaft"[31]), usw.

---

[25]) ibid.
[26]) ibid.
[27]) Zentrarchiv. Die Akten des Obersten Gerichtshofes und der Untersuchungskommission über die Staatsverbrecher, B. I, S. 430.
[28]) ibid.
[29]) Rosen, Memoiren eines Dekabristen, S. 146.
[30]) Zentrarchiv, Die Akten B. I, S. 444.
[31]) ibid.

Fürst Alexander Ivanovič Odojevskij gab auf die schon erwähnte Frage Nr. 7 des Fragebogens der Untersuchungskommission folgende Antwort: „Ich habe mir diese blödsinnigen widergesetzlichen und allein auf gehirnlosen Schwärmereien begründeten Gedanken nicht früher als vor einem Jahr, in der Gesellschaft Bestuževs und Rylěevs angeeignet. Meine Eltern gaben mir die einem russischen Edelmann gebührende Erziehung und hielten mich immer fern von den liberalen und überhaupt moralwidrigen Büchern. Allein Bestužev und Ryleev (und am meisten der letztere) haben mich vom geraden Wege abgelenkt. Bis ich sie kennen lernte, waren mir diese Gedanken zuwider“ [32]).

Es kann natürlich erwidert werden, daß diese Bedeutung Ryleevs und sein zweifelloser Einfluß auf die übrigen Teilnehmer der Verschwörung nicht durch seine dichterische Tätigkeit, sondern durch seine persönlichen Eigenschaften zu erklären sei. Wir müssen versuchen also festzustellen, welche Mittel Ryleev bei seiner revolutionären Tätigkeit zur Verfügung standen und womit er auf seine Zuhörer wirkte.

Wir wissen, daß Ryleev weder eine vornehme Herkunft, noch Reichtum, noch einen angesehenen amtlichen Posten besaß. Vor allem war er ein Dichter. Trotz der verbreiteten Meinung, er sei als Dichter unbedeutend, finden wir viele Beweise, daß er gerade im literarischen Sinne von seinen Zeitgenossen außergewöhnlich hoch geschätzt wurde. Und wenn sein Name als Dichter tatsächlich beinahe vergessen ist, so erklärt es sich dadurch, daß ja allein die Erwähnung des Namens dieses hingerichteten Staatsverbrechers als schweres Verbrechen betrachtet wurde und von der Veröffentlichung seiner Werke keine Rede sein konnte.

Ryleev verstand aber seine Bestimmung als Poet ganz anders als Puškin. „Ich bin nicht Poet, sondern Staatsbürger“ — so bezeichnete er selbst seine literarisch-soziale Bedeutung. Entsprechend dieser Auffassung sehen wir in seinem Schaffen schon vor 1825 diejenige Tendenz, welche auf politische Beeinflussung des Lesers gerichtet war und erst viel später in der russischen Literatur ihre allgemeine Geltung eroberte. Ryleev sah in seinem Schaffen nicht das Ziel, sondern das Mittel. Seinen dichterischen Beruf betrachtete er als Dienst am Staat. Seine Lieder und Gedichte waren für ihn ein Kampfmittel gegen das herrschende System, und in diesem Sinne erscheint seine Teilnahme am Aufstand als eine unmittelbare Folge seiner dichterischen Tätigkeit. Seine Gedichte waren für ihn vor allem ein Mittel, um die Mitglieder der Gesellschaft zu beeinflussen, sie zu begeistern und zu beseelen.

Der Dekabrist Alexander Podžio erzählt in seinem Briefe vom 12. März 1826 an das Mitglied der Untersuchungskommission General Levašov ausführlich über seinen Aufenthalt in Petersburg

[32]) ibid. B. II, S. 246.

i. J. 1823 und teilt unter anderem folgendes mit: „Vor der Abreise waren wir alle bei Mitkov zusammen. Unter anderen war hier auch Rylěev; ich sah in ihm einen Mann voll Entschlossenheit. Er sprach über seine Absicht, einen Katechismus des freien Menschen (allerdings einen sehr verbrecherischen) zu schreiben und über die Mittel, auf den Verstand des Volkes zu wirken, und zwar: durch die Dichtung von Liedern, durch das Parodieren der schon existierenden Lieder, wie es Puškin mit „Gott behüte den Caren“ gemacht hat, sowie des Liedes: „Traurig bin ich im fremden Lande“ [33]) usw.“

Wenn ich in der Einleitung über die Rolle des ästhetischen Moments überhaupt sprach, also nicht nur der geschriebenen Poesie, sondern auch der schön geformten menschlichen Rede, über die Rolle der poetischen Phrase, so finde ich in der Tätigkeit Rylěevs eine Bestätigung dieser Meinung.

Die persönliche Charakteristik Rylěevs, die Zeugnisse seiner Zeitgenossen, überzeugen uns, daß wir es in seiner Person mit einem echten Poeten zu tun haben und daß nur dieses Poetische seiner Natur das Geheimnis seines Einflusses auf seine Freunde ist. N. Bestužev schrieb: „Rylěev war nicht beredsam und beherrschte die anderen nicht durch rhetorische Feinheiten und nicht durch die Kraft der Syllogismen, sondern nur durch das Feuer der einfachen und zuweilen verworrenen Rede, die in immer herrlichen, immer wahrhaften, immer anziehenden, kurzen Ausdrücken die ganze Kraft des Gedankens schilderte. Die Wahrheit ist immer beredsam und ihr Liebling, von ihr bezaubert und begeistert, überzeugte uns oft in solchen Sachen, die er mit seinem Kinderlallen weder sich selbst erklären, noch den anderen verständlich machen konnte; er sah sie aber voraus und zwang auch die anderen sie vorauszusehen“ [34]).

Odoevskij schrieb: „Die Worte Rylěevs über die künftige Vollkommenheit des Menschengeschlechts betrachtete ich meistens als Träumereien; wir träumten aber alle mit ihm zusammen. Ich leugne es nicht, da die Einbildungskraft zuweilen hinreißt“ [35]).

Rylěev wird oft als ein Fanatiker geschildert. Wir können uns dieser Bezeichnung nicht anschließen: denn ein Fanatiker bleibt seinen Überzeugungen unter allen Umständen und bis in den Tod treu. Er bezahlte seine führende Rolle im Aufstande mit dem Tode, seine kämpferische Stimmung verlor er aber schon bei dem ersten Verhör und bereute die ganze Sache ganz aufrichtig. Herzen nennt ihn einen „Schiller der Verschwörung und des ganzen jungen Rußlands“ [36]) und schreibt: „Die revolutionären Gedichte Rylěevs und Puškins waren bei der Jugend überall verbreitet, selbst an den entlegensten Orten der Provinz. Alle mehr oder weniger gebildeten Mädchen kannten sie auswendig, die Offiziere trugen sie bei sich und die Pfarrer-

---

[33]) Staatsarchiv, Die Akten, B. I, 397.
[34]) N. Bestužev: Die Erinnerungen an K. F. Rylěev, S. 26.
[35]) Zentrarchiv. Die Akten, B. I, S. 251.
[36]) Russ. Geheimliteratur d. 19. Jahrh.

söhnchen schrieben sie in Dutzenden von Exemplaren ab[37]). Ogarev nennt Rylěev seinen „Leitstern" und seinen „geistigen Vater"[38])!

Auch spätere Generationen der Revolutionäre schöpften nicht selten ihre revolutionäre Begeisterung aus dem literarischen Erbe Rylěevs. Die bekannte Terroristin Věra Zasulič bezeugt in ihren Memoiren vielfach, daß sie ihren Haß gegen den Despotismus in einem bedeutenden Grade dem Einfluß Rylěev'scher Gedichte zu verdanken hätte[39]). Der i. J. 1861 zu Zuchthaus verurteilte „Narodnik" M. L. Michajlov nahm als Motto zu seiner Proklamation „An die junge Generation" die Verse Rylěevs: „Soll ich in dieser verhängnisvollen Zeit die Würde des Bürgers kompromittieren"[40])? Auch Nikolaj Morosov bezeugt in seinen „Memoiren eines Schlüsselburgers" den mächtigen Einfluß der Poesie Rylěevs auf sich[41]).

Auch außer Rylěev ist am Dekabristenaufstande die außergewöhnliche zahlreiche Beteiligung von Literaten recht auffallend: Odoevskij, Küchelbecker, A. Bestužev u. a. stehen in den ersten Reihen der Verschwörer. Der ganze Plan des Aufstandes, die ganze Disposition der Kampfkräfte waren in der Wohnung des Dichters ausgedacht und beschlossen, der Letzte, der den Kampfplatz verließ, war der Dichter, und das Schafott betritt als einer der ersten wiederum der Dichter. Natürlich, die Dekabristen-Poesie, als solche, die gedruckte schöne Literatur gegen den Carismus gerichtet, war zu den Zeiten des Aufstandes noch nicht groß, und dennoch tritt hier die erregende Rolle des ästhetischen Moments schon deutlich zu Tage. Und wenn materialistische Historiker auch dieses Ereignis allein durch ökonomische Faktoren zu erklären versuchen (das Auftreten des Industriekapitals, die Gründung von Fabriken, die Brotpreisbewegung usw.), so sind diese Faktoren höchstens imstande, vielleicht die allgemeine Situation zu begründen, in welcher der Aufstand losbrach, nicht aber den faktischen Aufstand selbst. Denn gerade das Fehlen einer genügenden materiellen Grundlage brachte ja das Unternehmen zum völligen Scheitern.

Wenn der Dezemberaufstand auch der Gesamtgeschichte der russischen Revolutionsbewegung angehört, so stellt er immerhin eine selbständige in sich selbst abgeschlossene Episode dar, die keine Analogien in der Vergangenheit und keine Nachspiele in der Zukunft hatte. Wir kennen in der russischen Geschichte vor 1825 zwei Arten von Aufständen: die Palastumstürze und die Volksaufstände. Die Palastumstürze waren immer Aktion einer bestimmten Palastpartei, die den Umsturz für ihre herrschsüchtigen Ziele durchführte. Bei den Volksbewegungen haben die Macht nicht die Führer, sondern die Masse, die in den Führern nur die Vollstrecker ihrer

---

37) A. Herzen: Du développement des idées revolutionaires en Russie, S. 65/66.
38) 14. Dezember. Gedichte. Gosisdat 1925, S. 163.
39) Die Zeitschrift „Byloe", 1919, Nr. 14, S. 93.
40) Bogučarskij: Aktivnoje narodničestvo semidesjatych godov, S. 43.
41) N. Morosov: Memoiren eines Schlüsselburgers.

Ansprüche sieht. Die Dekabristen, obwohl sie fast alle dem Adel angehörten, und auch gewisse Adelstendenzen hatten, bildeten keine Palastpartei, und ihre Absichten hatten nichts gemein mit denen der früheren Palastrevolutionäre. Die Volksmasse nahm an dem Aufstand keinen Anteil; die dekabristischen Soldaten wußten überhaupt nicht, wofür sie kämpften. Die späteren russischen Revolutionäre hatten auch wenig Ähnlichkeit mit den Dekabristen. Die Teilnehmer der Zirkel von Herzen und Petraševskij beabsichtigten keine Umstürze und ihre Tätigkeit bestand nur darin, die Masse politisch aufzuklären. — Erst nach der Mitte des 19. Jahrh. beginnt die tatsächliche Arbeit der Revolutionäre, welche ihre Quelle in der wachsenden Unzufriedenheit der Volksmassen findet. Es ist aber schon keine Adelsbewegung mehr, und sie hat mit dem 14. Dezember nichts zu tun.

Ich betrachte also den Dezemberaufstand als ein ganz einzigartiges Ereignis, welches seine geistige Grundlage in jenem psychologischen Umschwung hatte, den die westeuropäischen Feldzüge der vorausgegangenen Epoche und die Bekanntschaft mit der europäischen Kultur mit sich brachten. Das Streben nach neuen Lebensformen schuf einerseits Persönlichkeiten wie Pestel und Murav'ev-Apostol, die rein vernunftgemäß, nüchtern und kaltblütig, sich der neuen geistigen Bewegung anschlossen; andererseits bringt uns die auffallende Beteiligung der Dichter zur Überzeugung, daß, wenigstens bei einem großen Teil der Verschwörer, das wichtigste Triebmoment ein ästhetisches Streben nach der eingebildeten schönen Zukunft war.

Es war ein Traum von der Freiheit, ein dichterischer Traum, der beim ersten Zusammenstoß mit der rauhen Wirklichkeit sofort vernichtet wurde und vernichtet werden mußte. Diese Dekabristen waren Dichter, als sie ihre Pläne erörterten, sie waren auch Dichter, als sie nach dem Senatsplatz gingen, und noch mehr waren sie Dichter bei den Verhören in der Untersuchungskommission. Und wenn wir in den Reihen der Dekabristen auch den nüchternen, praktischen Pestel und den so logisch denkenden Murav'ev finden, so sehen wir in diesem Gegensatze die Ursprünge jenes geistigen Zwiespalts zwischen der Phantasie und der Wirklichkeit, welcher in der späteren russischen Geschichte sich immer bemerkbar machte und schließlich nicht wenig zur tragischen Gestaltung der russischen Revolution beigetragen hat.

Puškin.

Worauf beruht die Bezeichnung Puškins als eines „Dekabristen-Dichters“? Kann man von einem absichtlichen Einfluß Puškins auf die dekabristische Bewegung reden?

Jedenfalls war Puškin kein Revolutionär. In seiner „Kapitänstochter“ schreibt er: „Junger Mann! Sollten diese Memoiren in deine Hände kommen, so vergiß nicht, daß die besten und zuverlässigsten Änderungen nur diejenigen sind, welche durch die Sitten-

verbesserung ohne gewaltsame Erschütterungen vor sich gehen" [42]). „Diejenigen, die bei uns unmögliche Umstürze aussinnen, sind entweder jung und kennen unser Volk nicht, oder sie sind hartherzige Menschen, denen das eigene und das fremde Leben nichts wert ist" [43]). Puškin begleitet revolutionäre Akte mit Bezeichnungen wie „verbrecherisch", „ruhmlos", jeden russischen Aufruhr nennt er „entsetzliche Meuterei, sinn- und schonungslos" [44]). Manche Puškinanhänger behaupten, er hätte seine Anschauungen nach dem Mißerfolg des 14. Dez. geändert. Das wäre ein schlechtes Zeugnis für diesen hervorragenden Geist: die grausame Unterdrückung des Aufstandes hätte natürlich den Haß gegen den Carismus nur stärken müssen. Es ist viel richtiger anzunehmen, daß Puškin auch vor dem Aufstand niemals nach einem gewaltsamen Umsturz strebte. Auch vor dem Aufstand besingt er nur die Freiheit (rein abstrakt), nicht aber die Revolution. Nicht innere Überzeugungen, sondern nur persönliche Beziehungen zu den Dekabristen, die ja alle zu seinem Gesellschaftskreise gehörten, näherten ihn diesen. Unmittelbar nach dem Aufstand schreibt er dem Caren eine Denkschrift „Über die Volkserziehung", wo er die Absichten der Dekabristen als wertlos bezeichnet, da sie unter dem Einfluß einer „fremden Ideologie" entstanden seien, „ohne Studium der Geschichte, die allein imstande wäre, den Unterschied der Volksgeister, die Quelle der staatlichen Nöte und Bedürfnisse zu zeigen" [45]).

In reifen Jahren waren diese Ansichten Puškins nur noch stärker geworden. „Die französische Philosophie mit ihren berauschenden und schädlichen Träumereien übte einen erschreckenden Einfluß auf die beste Blüte der vorhergehenden Generation aus" [46]), schrieb er in seinen „Reisegedanken", indem er natürlich die Dekabristen meinte. Im Aufsatz „Alexander Radiščev" (1836) verurteilt er scharf das französische 18. Jahrh. und jenen eifrigen russischen Anhänger der französischen Ideen A. Radiščev: „Die unwissende Verachtung der Vergangenheit, die geistesschwache Anbetung seines Jahrhunderts, die blinde Vorliebe für alles Neue — dies sind die typischen Merkmale der Halbkultur" [47]). „Andere Gedanken, genau so kindisch, andere Träumereien, genau so unerfüllbar, lösten die Gedanken und die Träumereien der Schüler von Diderot und Rousseau ab, und leichtsinnige Schwätzer sehen darin wieder das Ziel der Menschheit und die Lösung des ewigen Rätsels, ohne begreifen zu können, daß auch diese wieder von anderen abgelöst werden" [48]). Wir wissen auch, daß Puškin als ein Vertreter der sog. „freien Kunst" (die Kunst als Selbstzweck) überhaupt irgendwelche Anwendung seiner

---

[42]) Puškin: Gesammelte Werke, B. IV, S. 576.
[43]) ibid. B. IV, S. 636.
[44]) ibid.
[45]) ibid. B. V, S. 276.
[46]) ibid.
[47]) ibid. B. V, S. 321.
[48]) ibid. B. V, S. 314.

Poesie auf die praktische Wirklichkeit ablehnte. (Die Gedichte: „Der Pöbel", „Dem Dichter" u. a.)

Von einer absichtlichen revolutionären Tätigkeit Puškins kann also keine Rede sein. Worin bestand jedoch der Einfluß Puškins?

Das einzige, was Nikolaus I. dem Dichter vorwerfen konnte, waren seine sog. freiheitliebenden Gedichte (letzten Endes ziemlich harmlos), seine spitzigen Epigramme gegen hochstehende Persönlichkeiten usw. Immerhin wissen wir, daß der Car ihn für sehr gefährlich hielt und alles mögliche unternahm, um diesen Liebling der Nation auf diplomatischste Weise unschädlich zu machen. Was fürchtete Nikolaus?

Der Dichter Žukovskij schrieb an Puškin (12. April 1826): „Du hast dir nichts zuschulden kommen lassen, das ist wahr. Deine Gedichte aber findet man in den Papieren aller Verschwörer. Das ist ein schlechtes Mittel, mit der Regierung in Freundschaft zu sein. Du weißt, wie gern ich deine Muse habe. Ich hasse aber alles Aufrührerische, was du gegen die Ordnung und Sittlichkeit geschrieben hast. Bei der schlechten Erziehung, die keine Lebensstütze gibt, haben unsere Jünglinge (also die ganze reitende Generation) deine stürmischen, mit dem Reiz der Poesie verzierten Gedanken kennen gelernt. Du hast schon Vielen einen unheilbaren Schaden verursacht"[49]).

Der Brief ist höchst bezeichnend; wir finden darin auch eine Bestätigung, daß die Gedanken, verziert mit dem „Reiz der Poesie", einen „unheilbaren Schaden" verursachen können. Die Richtigkeit von Žukovskijs Äußerung unterliegt auch keinem Zweifel, da er ja mit dem Caren und allen Machthabern in engster Fühlung stand. Es ist auch klar, daß dieser Brief nur auf Grund der Gespräche Žukovskijs mit einem der Mitglieder der Untersuchungskommission geschrieben worden ist. Der Ausdruck: „Du hast einen unheilbaren Schaden verursacht", gehört Žukovskij bestimmt nicht an, da er ja über keine Materialien für diese Meinung verfügte; er stammt vielmehr von jemand, der die zahlreichen Geständnisse der Dekabristen gehört oder gelesen hatte, vielleicht auch vom Caren selbst.

Warum aber ließ Nikolaus Puškin nicht verhaften, warum behandelte er ihn nicht so, wie die anderen Dekabristen, unter welchen ja viele waren, deren Verschulden nicht größer war, als das Puškins? Sicherlich können wir das weder durch juristische Erwägungen des Caren (kein Tatsachenmaterial), noch durch ästhetische Rücksichten, die ihm ganz fremd waren, erklären. Nikolaus muß den Einfluß Puškins auf die ganze Nation verstanden haben. Seine ungewöhnliche Volkstümlichkeit war ihm gut bekannt. Andererseits muß der Car aus den Unterhaltungen mit Puškin den Eindruck gewonnen haben, daß der Dichter kein Revolutionär nach seinen Überzeugungen war, und daß, im Gegenteil, sein glänzendes Talent, vom

[49]) Puškin: Korrespondenz, B. I, S. 340.

Caren selbst in die ihm erwünschte Bahn gelenkt, zu einer mächtigen Waffe gegen seine Feinde werden könnte.

G. Plechanov führt folgende charakteristischen Worte des damals allmächtigen Grafen Benkendorf in seinem Bericht an Nikolaus an: „Puškin ist ein großer Taugenichts; allein wenn es gelingen sollte, seiner Feder und seinen Reden eine bestimmte Richtung zu geben, so würde es vorteilhaft sein“ [50]). Und Nikolaus zeigte sich klug und diplomatisch, indem er versuchte, den Einfluß Puškins für sich zu gewinnen, und statt mit ihm wie mit den anderen abzurechnen, ihn zu sich heranzog und selbst die Zensur seiner Werke übernahm.

Gelang dieser Plan Nikolaus' und Benkendorfs? Er gelang nicht; da jedes künstlerische Talent immer, manchmal unbewußt und sogar gegen den Willen des Künstlers, gegen den Despotismus gerichtet ist und auf die Volksmassen revolutionär wirkt. Denn „die wahre Kunst ist höchste Freiheit, und nur die höchste Freiheit kann sie aus sich kundgeben, kein Befehl, keine Verordnung, kurz kein außerkünstlerischer Zweck kann sie entstehen lassen.“ (Richard Wagner.) [51])

Charakteristisch ist die bekannte Geschichte mit dem Poem Puškins „Andrée Chénier“: Zweifellos auf die französischen Ereignisse 1789 geschrieben (was Puškin selbst amtlich versicherte und logisch bewies), und obwohl der Held des Gedichts ja von der Revolution hingerichtet wurde, — verbreitete sich dasselbe in ganz Rußland unter der Bezeichnung „Auf den 14. Dezember“ und galt als ein gefährliches unterirdisches Werk. Wenn man das Poem bei jemandem fand, so wurde er grausam bestraft [52]).

Das über Rylěev und Puškin Gesagte kurz zusammenfassend, kommen wir zum folgenden Schluß: Es ist gewiß Tatsache, daß die materiellen Bedingungen zur Zeit der Thronbesteigung Nikolaus I. äußerst schwer waren und die allgemeine Unzufriedenheit sich schon überall bemerkbar machte. „Bei uns gibt es keine Gesetze, kein Geld, keinen Handel, innere Feinde zerreißen den Staat, schwere Steuern, überall Armut“, so bezeichnet der später hingerichtete Kachovskij die Verhältnisse in seinem Brief an Nikolaus.

Aber die positiven Kräfte der Unzufriedenen waren noch viel zu gering, um einen Angriff auf das damals noch fest stehende Selbstherrschertum unternehmen zu können. Wenn es doch zum Aufstand kam, so war er im großen Maße eine Aktion, deren Ursprung in den exaltierenden Elementen des ästhetischen Moments — der schönen Literatur und auch der schönen Phrase — zu suchen ist. Die dichterische „Phraseologie“, die Herrschaft der schönen Phrase tritt hier zum ersten Male siegreich in die russische Geschichte ein.

---

50) G. Plechanov: Gesammelte Werke, B. XIV, S. 125.
51) R. Wagner: Die Kunst und die Revolution, 1927, S. 11/12.
52) Puškin: Gesammelte Werke, B. VII, S. 259 u. 263.

Diese exaltierenden Elemente liegen in der Natur jeder Kunst und kommen bei günstigen allgemeinen Situationen zum Ausbruch. Und wie verschieden die Temperamente, Ansichten und Überzeugungen der Künstler auch sind, ihre mächtige Agitationskraft, auf die soziale Frage gerichtet, wirkt immer revolutionierend. Die einfachsten Worte über Freiheit, Unabhängigkeit usw., in meisterhafte poetische Form eingehüllt, erwerben eine ungewöhnliche Macht und, mehr auf die Gefühle als auf den Verstand gerichtet, erwecken sie die schlummernden Instinkte der Nation.

III. Die Rolle der literarischen Kritik.

Seit den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts ging die russische Literatur fast ausschließlich die Wege, die ihr einige hervorragende Kritiker dieser Epoche und dann auch der 60er Jahre vorgezeichnet hatten. Geistvolle Männer, wie Bělinskij, Černyševskij, Dobroljubov, Pisarev, sind diejenigen, die der Literatur ihre Ziele und Aufgaben gezeigt und ihre soziale Rolle bestimmt hatten. Bezeichnet „Väter der russischen Intelligenz", spielen sie in der Geschichte der russischen revolutionären Bewegung etwa dieselbe Rolle, wie die französischen Enzyklopädisten in der Geschichte der französischen Revolution. Dabei spielten bei ihnen rein ästhetische Fragen eine nur untergeordnete Rolle. An erster Stelle steht die Erziehung des lesenden Publikums, die Ausarbeitung seiner Anschauungen, wobei die schöne Literatur (wie auch die Wissenschaft) nicht als Selbstzweck, sondern als ein mächtiges Beeinflussungsmittel betrachtet und beurteilt wird.

Graf P. Kapnist, ein höherer Beamter des Innenministeriums, dem der Minister Valuev den Auftrag gegeben hatte, eine Übersicht der russischen Literatur zusammenzustellen, und den ich in weiterer Untersuchung noch einige Male zitieren werde, schrieb (1865): „Aus der Übersicht der Gesamtheit verschiedener literarischer Strömungen der letzten zehn Jahre ist es nicht schwer zu ersehen, daß ihre Haupttriebfeder (wenn auch hinter den Kulissen) immer unsere Kritik war. Ihre nicht vielen, aber talentvollen Vertreter haben aus der Kritik eine Kraft geschaffen, die wie ein Gericht und eine Autorität einerseits die Literatur beherrschte, indem sie die Dichter zu nicht literarischen Zielen heranzog, andererseits ihrem Einfluß auch die blinde Mehrheit der Leser unterwarf, indem sie ihnen einen falschen Kunstsinn und den Wunsch, in der Literatur ein Agitations- und Protestmittel zu sehen, entwickelte; die Kritik erwarb die Macht über die Anschauungen und selbst über die Sitten der Gesellschaft, da sie unter dem Vorwand kritischer Beurteilung und Rezension, alle Prinzipien und Begriffe des Familien- und Soziallebens verwarf und sie je nach Bedarf nach dieser oder jener Richtung lenkte. Diese wichtige Bedeutung bekam unsere Kritik seit den Zeiten Bělinskijs und behielt sie bis Dobroljubov und Černyševskij, also fast bis zur heutigen Zeit"[53]).

[53]) Die Werke des Grafen P. I. Kapnist: B. II, S. IV—V.

Diese Schilderung eines Beamten, der höchst oppositionell zu den „Kritiker-Gesetzgebern" gestimmt war, enthält jedoch keine Übertreibung. Das Studium der Schriften Bělinskijs und anderer literarischer Machthaber jener Epoche überzeugt uns, daß sie tatsächlich aus der Literatur ein Werkzeug gemacht hatten, um damit die sozialen Verhältnisse entsprechend ihren Anschauungen zu beeinflussen. Darum sind ihre Bemühungen vor allem gegen die sog. „freie", also „nutzlose" Kunst gerichtet. Auch wird zum ersten Male der Gedanke formuliert, die Kunst und die Wissenschaft sei dasselbe — eine Auffassung, die das Bildungsniveau und die entsprechende Position der russischen Intelligenz in der Geschichte tragisch bedingte.

In der ersten Periode seiner Tätigkeit stand Bělinskij noch auf dem Standpunkte der reinen Kunst und predigte die gänzliche Unabhängigkeit der Kunst vom Leben.

In der zweiten Periode ändert er seine Anschauungen und beginnt die Teilnahme der Kunst an den sozialen Fragen zu fordern. Im Jahre 1848 schreibt er: „Wenn man die Kunst ihres Rechts, den sozialen Interessen zu dienen, beraubt, so heißt das, sie nicht erheben, sondern erniedrigen; denn es heißt, sie ihrer lebendigsten Kraft berauben — des Gedankens; es heißt, sie zum Gegenstand eines sybaritischen Genusses und zum Spielzeug nichtstuender Müßiggänger machen"[54]. „Plato hielt die Anwendung der Geometrie auf das Handwerk für eine Profanierung der Wissenschaft. Es ist auch verständlich bei einem so begeisterten Idealisten und Romantiker, einem Bürger der kleinen Republik, wo das soziale Leben so einfach und so wenig kompliziert war. In unserer Zeit hat aber dieser Gedanke nicht einmal die Originalität eines netten Geschwätzes. Man sagt, Dickens hätte viel dazu beigetragen, die Schulen in England zu bessern, in England, wo sich alles auf der schonungslosen Züchtigung und der barbarischen Behandlung der Kinder gründete. Was ist dabei schlecht, fragen wir, wenn Dickens in diesem Falle als Poet wirkte? Es ist offenbar ein Mißverständnis: alle sehen, daß Kunst und Wissenschaft nicht dasselbe sei, sehen aber nicht, daß der Unterschied ja nicht im Inhalt, sondern nur in der Art, den Inhalt zu bearbeiten, besteht. Der Philosoph spricht mit Syllogismen, der Poet mit Bildern und Figuren; die beiden sprechen aber dasselbe..."[55]. „Der erstere beweist, der zweite zeigt; der eine durch logische Ausführungen, der andere durch Bilder. Allein den ersteren hören und verstehen nur wenige, den anderen aber alle." „Die Kunst kann das Bewußtsein nicht weniger fördern, als die Wissenschaft.." usw.[56].

In einem Aufsatz „Gedanken und Notizen über die russische Literatur" schreibt Bělinskij: „Wenn wir über Erfolge unserer Bil-

---

[54]) „Sovremennik", 1848, Nr. 1—3: „Die russische Literatur des Jahres 1847."

[55]) ibid.

[56]) ibid.

dung sprechen, sprechen wir über die Erfolge unserer Literatur, da unsere Bildung eine unmittelbare Wirkung unserer Literatur auf die Sitten und die Begriffe der Gesellschaft darstellt. Unsere Literatur hat die Sitten unserer Gesellschaft geschaffen, schon einige Generationen erzogen, welche sich scharf voneinander unterscheiden, eine innere Annäherung der Stände begonnen, eine Art der öffentlichen Meinung gebildet und eine besondere Klasse der Gesellschaft ins Leben gerufen. Die letztere unterscheidet sich vom gewöhnlichen Mittelstande dadurch, daß sie nicht aus der Kaufmannschaft und aus dem Kleinbürgertum besteht, sondern aus den Vertretern aller Stände, die sich einander näherten durch die Bildung, welche bei uns ausschließlich auf die Liebe zur Literatur konzentriert ist[57]).

Die Verschiedenheit der literarischen Bildung der Gesellschaft ist ins Leben übergegangen und teilte die Menschen in verschieden wirkende, denkende und fühlende Generationen ein, deren lebhafte Disputationen und polemische Beziehungen von Prinzipien, nicht aber von materiellen Interessen ausgehend, die Merkmale eines beginnenden und sich entwickelnden Geisteslebens zeigen. Und diese große Tat ist die Tat unserer Literatur! Die Literatur war für unsere Gesellschaft eine lebendige Quelle selbst praktischer Sittenideen" usw.[58]).

In einem anderen Aufsatz spricht Bělinskij über die Entstehung einer neuen sozialen Bewegung und fragt: „Hat sich diese neue Bewegung nicht in der Literatur widergespiegelt — in der Literatur, welche immer ein Ausdruck des sozialen Lebens war? In dieser Beziehung hat unsere Literatur beinahe mehr geleistet: sie hat diese Strömung nicht nur widergespiegelt, sondern sie angeregt, sie ist ihr nicht gefolgt, sondern sie hat sie geschaffen"[59]). Im Aufsatz „Gedichte von A. Majkov" (1842) schreibt Bělinskij: „Die Gesellschaft will im Poeten nicht mehr nur einen Spaßmacher[60]) sehen, sondern einen Vertreter ihres geistigen, idealen Lebens, ein Orakel, das die Antwort auf die weisesten Fragen geben kann"[61]).

Es ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit, die Anschauungen Bělinskijs, die ja von unerhörter Einseitigkeit sind, weiter zu kritisieren, und ich zitiere alle diese Auszüge ausschließlich, um zu zeigen, wie bewußt und absichtlich die russische Literatur in die Bahn einer sozialen Tendenz gelenkt wurde. Bělinskij spricht aber nicht nur im eigenen Namen, er beruft sich auf die Wünsche und Forderungen des lesenden Publikums. Wie war also tatsächlich die Einstellung der Gesellschaft zu den Anschauungen des Kritikers?

---

[57]) Bělinskij definiert hier die damals erst entstandene neue russische Gesellschaftsschicht — die Intelligenz, als deren Vater er mit Recht angesehen wird.

[58]) „Petersburgskij Sbornik": Bělinskijs Gedanken und Notizen über die russische Literatur.

[59]) „Sovremennik" 1848, B. VIII, S. 10—26.

[60]) Russisch: „Potešnik".

[61]) „Literaturnaja Encyklopedija", Moskva 1929. S. 404, B. I.

Herzen schreibt: „Vom 25. jedes Monats an erwartete man fieberhaft in Moskau und Petersburg die Aufsätze Bělinskijs. Die Studenten kamen fünfmal täglich in die Kaffeehäuser, um zu fragen, ob die „Otečestvenyja Zapiski“ (die Zeitschrift Bělinskijs) schon da seien. Das dicke Heft ging schnell von Hand zu Hand. „Gibt es einen Aufsatz Bělinskijs?“ Es gibt einen und er wird mit fieberhafter Sympathie verschlungen, mit Freude, mit Disputen..., und drei, vier Anschauungen und Überzeugungen verschwinden“ [62]). Gerade die Aufsätze Bělinskijs brachten die „Otečestvenyja Zapiski“ auf eine noch nicht dagewesene Höhe: weder vorher, noch nachher erreichte eine russische Zeitschrift solche Auflagen [63]).

Die für die Regierung immer gefährlicher werdende Position der Literatur mußte natürlich ihre Aufmerksamkeit auf den allmächtigen Führer dieser Literatur lenken. Wir wissen auch, daß nur der frühe Tod Bělinskijs ihn vor Sibirien rettete. Herzen bezeugt, daß man Bělinskij infolge seiner Rolle in der literarischen Welt für höchst gefährlich hielt [64]).

Im Prozeß Petraševskijs wurden Dostoevskij und Nalm zum Tode und der Dichter Pleščejev zu vier Jahren Gefängnis verurteilt, unter anderem dafür, daß sie auf den Freitagsversammlungen bei Petraševskij den bekannten Brief Bělinskijs an Gogol vorgelesen hatten. Der Brief rief damals eine unbeschreibliche Aufregung unter der russischen Jugend hervor und verbreitete sich in unzähligen handschriftlichen Exemplaren in ganz Rußland. Er ist für uns insofern interessant, als er die Anschauung Bělinskijs über die verantwortungsvolle soziale Rolle des Dichters wiedergibt. Der außergewöhnliche Widerhall bezeugt in ganz Rußland, daß Bělinskij in diesem Briefe auch die Meinung der Leser zum Ausdruck brachte: Aufgeregt durch das Buch Gogols „Ausgewählte Stellen aus der Korrespondenz mit den Freunden“ [65]), wo der Dichter seine reaktionären Gedanken darlegte, schrieb Bělinskij: „Das Publikum sieht in den russischen Dichtern seine einzigen Führer, Verteidiger und Retter; darum ist es immer bereit, ihnen ein schlechtes Buch zu verzeihen, jedoch niemals ein schädliches“ [66]).

Diese Betrachtung des Dichters, als eines „Führers, Verteidigers und Retters“ dringt seit den Zeiten Bělinskijs immer tiefer in das Bewußtsein der russischen Intelligenz ein. Vor allem aber erscheint der Dichter als „Lehrer“, der die Ergebnisse der sozial-philosophischen Forschungen in die Volksmasse zu bringen hat. Diese Bestimmung des Dichters erhält im Laufe des 19. Jahrh. immer auf-

---

[62]) Russkij biographičeskij slovar“ Pbg. 1905/13. Bělinskij, S. 628.

[63]) ibid.

[64]) G. Plechanov: Sočinenija B. X, S. 329.

[65]) „Ausgewählte Stellen“ ist ein ziemlich mißlungener Versuch Gogols, publizistisch als Lehrer und Prediger aufzutreten. Sie sind hauptsächlich durch die Antwort Bělinskijs berühmt geworden. Die Antwort beginnt mit den Worten: „Apostel der Peitsche, Prediger des Gefängnisses und der Ignoranz“ usw.

[66]) Russ. biogr. slov. — Bělinskij, S. 639.

fallendere Formen, sie bekommt in den Aufsätzen der Kritiker Černyševskij, Dobroljubov und Pisarev eine theoretische Begründung und kommt in der Schöpfung der Dichter Nekrasov, Turgenev, Tolstoj, Dostoevskij u. a. praktisch zum Ausdruck.

Wenn Bělinskij, wenigstens in der ersten Periode seiner Tätigkeit, noch die Ideen der reinen Kunst predigt, so finden wir in Černyševskij von vornherein einen ausgesprochenen Vertreter derjenigen utilitaristischen Kunstanschauung, die seit dieser Zeit den tendenziösen Charakter der russischen Literatur bestimmte. Wenn Bělinskij sich zweifellos die größten Verdienste durch seine anfängliche ästhetische Führung in der Literatur erworben hatte, so ist Černyševskij ein Kritiker, der die ästhetischen Fragen ganz in den Hintergrund stellt. In seiner Dissertation: „Ästhetische Beziehungen der Kunst und der Wirklichkeit" schreibt er: „Die Kunst für die Kunst" ist ein Gedanke, der in unserer Zeit ebenso seltsam erscheint, wie „der Reichtum für den Reichtum" oder „die Wissenschaft für die Wissenschaft" usw. Alle menschlichen Angelegenheiten müssen dem Menschen einen Nutzen bringen, wenn sie nicht zu einer leeren und unnützen Beschäftigung werden wollen. Der Reichtum existiert, damit der Mensch ihn benutzen kann, die Wissenschaft, um den Menschen zu leiten; auch die Kunst muß einen wesentlichen Nutzen bringen, nicht aber eine fruchtlose Beschäftigung bleiben. „Die Kunst, oder besser gesagt, die Poesie (nur die Poesie, denn die anderen Künste leisten in dieser Hinsicht sehr wenig) verbreitet in der Masse der Leser eine riesige Anzahl von Kenntnissen und, was noch wichtiger ist, sie macht sie bekannt mit wissenschaftlichen Begriffen"[67]). „Die Geschichte kennt keine Kunstwerke, die ausschließlich von der Idee des Schönen geschaffen worden sind, selbst wenn es solche gibt oder gab, werden sie von den Zeitgenossen kaum bemerkt und von der Geschichte vergessen, da sie sogar in künstlerischer Beziehung zu schwach sind"[68]).

Černyševskij vergleicht die russischen Verhältnisse mit denen des Auslandes und stellt fest, daß die russische Kunstanschauung eine andere, als die im Auslande sein müsse. „Bacon, Descartes, Galilei, Leibniz, Newton, jetzt Humboldt und Liebig, Cuvier und Faraday arbeiteten und arbeiten, indem sie über den Nutzen der Wissenschaft überhaupt nachdachten, nicht aber über das Wohl ihres Landes. Wir wissen nicht und wir fragen nicht, ob sie ihr Vaterland liebten; ihr Ruhm ist nicht durch ihre Verdienste um das Vaterland begründet. Als Vertreter der geistigen Welt sind sie kosmopolitisch. Dasselbe trifft auch auf viele große Dichter West-Europas zu. Shakespeare z. B. diente der Kunst, nicht aber dem Vaterlande. Die Gestalten von Macbeth, Lear, Romeo und Othello beleuchten nicht patriotische, sondern ästhetisch-psychologische Fragen. Dasselbe muß auch von vielen anderen großen Dichtern, wie Ariost, Corneille, Goethe, gesagt werden. Bei uns

[67]) N. Černyševskij: Gesammelte Werke, B. I, S. 33/34.
[68]) ibid. B. II, S. 213/14.

liegen die Verhältnisse anders: die geschichtliche Bedeutung jedes großen Dichters wird nach seinen Verdiensten ums Vaterland gemessen, seine Menschenwürde nach der Kraft seines Patriotismus. Lomonossow liebte die Wissenschaft leidenschaftlich, sein Denken und Sorgen betraf aber ausschließlich das, was für das Wohl des Vaterlandes notwendig war. Er wollte nicht der reinen Wissenschaft, sondern nur dem Vaterlande dienen“ [69]). „Der Dienst an der Wissenschaft, der Kunst und dem Recht ordnet sich bei dem russischen Gelehrten, Künstler und Juristen der großen Idee des Dienstes für den Nutzen seines Vaterlandes unter“ usw. [70]).

Dieses Zitat erklärt das Wesen der Anschauungen Černyševskijs: die Kunst in Rußland solle der Gemeinschaft dienen, solle einen Nutzen bringen. Unter dem „Nutzen“ versteht Černyševskij natürlich die Beeinflussung der Gesellschaft im Geiste der sozialistischen Ideen, als deren geistiger Vater Černyševskij in Rußland erscheint. Ein solcher „nützlicher“ Roman ist vor allem sein eigener berühmter Roman „Was tun?“ Welchen Eindruck das Erscheinen dieses Werks hervorrief, ist am besten aus dem Gutachten des Grafen P. Kapnist zu ersehen, der als Beamter des Innenministeriums dem Minister Valuev darüber Bericht erstattete: „Unter dem Einfluß dieses Romans, der im Druck erschienen ist, obwohl er alle bestehenden Grundlagen der Familie und der Moral leugnet, strebt alles Gefallene, Unentwickelte, alles, was keine richtige moralische Erziehung erhielt, streben alle solche Personen weiblichen Geschlechts danach, in der Praxis eine Art der sozialen Organisation zu schaffen, die alle Begriffe irgendwelcher Familienpflichten ausschließen würde. Es ist eigentlich eine Aneignung des Prinzips: abolition de la famille (die Vernichtung der Familie) unter dem Deckmantel der Beförderung der Frauenarbeit, der Frauengemeinschaften usw. Während die Vertreter unseres literarischen Nihilismus über den Roman Turgenevs (Väter und Söhne) stritten und in verschiedenen Leitartikeln des „Sovremennik“ und „Russkoe Slovo“ ihre Grundgedanken der Verneinung darlegten, versucht das Haupt und die erste Autorität dieser Strömung, Černyševskij, in seinem Roman „Was tun?“ seine kommunistischen und sozialistischen Ideale positiv zum Ausdruck zu bringen. Schon der Titel dieses Werks läßt die Proselyten des allesverneinenden Nihilismus begreifen, daß der Roman zu zeigen und zu lehren hat, was sie tun sollen. Das Programm, welches von Černyševskij in seinem Roman zur praktischen Verwirklichung angeboten wird, ist sehr einfach. Die Kommune oder Gemeinschaft besteht aus Personen beiderlei Geschlechts, welche keine festen Begriffe des Familienbundes und der gegenseitigen Geschlechtsbeziehungen haben. Die Mitglieder der Kommune leben zusammen, arbeiten und teilen das Einkommen. Die Ruhe und die Harmonie dieser Gruppe wird nicht gestört, da die Typen Černyševskijs nicht lebendige Menschen, sondern vielmehr Puppen sind, mit Eigen-

[69]) ibid. B. II. S. 120/121.
[70]) ibid.

schaften, die dem Autor notwendig erscheinen, um die von ihm verfolgten Ziele zu erreichen..." „Bei der überwiegenden Mehrheit unserer oberflächlich gebildeten Jugend, das heißt also bei der Mehrheit des lesenden Publikums, hatte der Roman trotz aller Voreingenommenheit einen großen Erfolg. Trotz der ganzen Armut seines praktischen Ideals und des Fehlens irgendwelcher künstlerischer Vorzüge übte der Roman den größten Einfluß selbst auf das äußere Leben der unentwickelten und moralisch-schwachen Menschen aus, sowohl in den Hauptstädten, wie auch in der Provinz. Viele Menschen waren froh, eine Theorie bekommen zu haben, die ihre Sittenlosigkeit dem Ehebunde gegenüber deckte und rechtfertigte; es gab Fälle, daß die Töchter ihre Väter und Mütter, die Ehefrauen ihre Ehemänner verließen; viele waren zu allen Extremen entschlossen, die daraus folgten; es gab Versuche, eine kommunistische Gemeinde in der Art eines Handwerkskartells einzurichten. Das Schlimmste ist aber, daß alle diese unsinnigen und schädlichen Begriffe als neue Ideen bei der Mehrheit der jungen Pädagogen Anklang gefunden haben. Es ist ein Kriterium der ganzen Abnormität unserer Erziehung und der ganzen Dürftigkeit und Schwäche unserer Bildung" [71]).

Dobroljubov entwickelte die Ideen Černyševskijs noch weiter: „Dichter und Denker ist dasselbe; allein der Dichter denkt konkret, und der Denker denkt abstrakt; darum grenzen die Kunst und Wissenschaft sehr nah aneinander, jedoch die Rolle der Poesie hat mehr einen dienenden, als einen selbständigen Charakter. Die Bedeutung der Literatur besteht in der Propaganda und das Verdienst wird daran gemessen, was und wie sie propagiert" [72]).

Vor allem fordert Dobroljubov von dem Dichter einen Dienst nicht nur an der obersten Schicht der Bevölkerung, sondern an den breiten Volksmassen: „Unsere Literatur hat bis jetzt ein zu beschränktes Wirkungsfeld. Der Volksmasse sind unsere Interessen fremd, unsere Leiden unverständlich, unsere Freuden lächerlich. Wir wirken und schreiben mit wenigen Ausnahmen nur zum Besten einer unbedeutenden Gruppe. Wenn die Fragen, die das Volk bebetreffen, auch erörtert werden, so geschieht es nicht vom allgemeinen, allmenschlichen und volkstümlichen Standpunkte, sondern nur im privaten Interesse der einen oder anderen Partei, der einen oder anderen Klasse" [73]). „Ist es das Schicksal unserer Literatur, immer im engen Kreise der banalen Gesellschaft zu bleiben, die nur durch die Leidenschaften des Kartenspiels und durch die poetische Liebe erregt wird und vor allem die Angst hat, etwas leidenschaftlich und beharrlich zu wünschen? Soll in unserer Literatur nur unsere wertlose Bildung figurieren, die aus dem Menschen einen abgerichteten Papagei macht und ihm statt lebendiger Forderungen der Natur Routinensentenzen überlebter Autoritäten jeder

[71]) Die Werke des Grafen P. I. Kapnist: B. II, S. 182.
[72]) Dobroljubov: Gesammelte Werke, B. III, S. 363.
[73]) ibid. B. I, S. 348/9.

Art liefert? Soll nur sie die besten Werke unserer Literatur füllen, unsere talentvollen Publizisten, Kritiker und Dichter beschäftigen? Ist es noch nicht Zeit, uns von diesen mageren Ausartungen der mißlungenen Zivilisation an die frischen, gesunden Blüten des Volkslebens zu wenden, ihrem richtigen und erfolgreichen Wachstum behilflich zu sein und ihre trefflichen und reichlichen Früchte vor dem Verderben in Schutz zu nehmen? Die Ereignisse rufen uns dazu auf, die Stimme des Volkslebens wird hörbar, und wir dürfen keine Gelegenheit versäumen, diesem Spruche zu folgen"[74]).

Wenn Bělinskij und Černyševskij von der Poesie einen „Nutzen" überhaupt forderten, so ist Dobroljubov, wie wir aus diesen Zitaten sehen, also derjenige, der der Poesie den Weg in das Volk, in die Bauernmassen zeigt. Das sog. „Narodničestvo", „das Gehen ins Volk", findet in ihm seinen geistigen Urheber, seinen Theoretiker und literarischen Propagandisten. Wie betrachteten die Regierungskreise die Tätigkeit Dobroljubovs?

Der schon erwähnte Kapnist schreibt: „Der Einfluß Dobroljubovs war äußerst nachteilig. Bělinskij glaubte noch an die Möglichkeit, daß wir uns die wohltuenden Ergebnisse der westlichen Zivilisation aneignen könnten; Dobroljubov sieht dagegen kein Ideal in der Zukunft. Er ist bloß bestrebt, das bestehende System durch Verachtung und Verneinung zu brandmarken, ohne dafür etwas Klares anzubieten. Unter dem Einfluß seiner nihilistischen und tötenden Enttäuschung, unter dem Zauber seines ausgezeichneten Talents wich unsere Literatur endgültig von ihrer geraden Bestimmung ab und begann der politischen und sozialistischen Propaganda zu dienen. Man fing an, ästhetische Werke nur vom Standpunkte ihrer Anwendbarkeit auf die täglichen Lebensbedürfnisse, und insofern sie den bürgerlichen und sozialen Interessen des Moments entsprechen, zu schätzen; manchmal auch je nach ihrer Solidarität mit verschiedenen revolutionären Tendenzen"[75]).

Endlich der vierte hervorragende Literaturkritiker D. Pisarev: „Der Dichter muß ein Titan sein, der die Berge des Bösen der ganzen Welt erschüttert; ein gewaltiger Kämpfer des Gedankens, ein Ritter des Geistes ohne Furcht und Tadel; nicht aber ein wertloser Parasit, der die anderen wertlosen Parasiten belustigt"[76]).

Bělinskij war vor allem ein Ästhet; Černyševskij und Dobroljubov erscheinen als theoretische Begründer des sozialen Einflusses der Literatur, indem sie die rein ästhetischen Aufgaben für untergeordnet hielten, sie jedoch noch nicht verneinten. Pisarev dagegen war Gegner jeder Ästhetik und verlangte vom Dichter nur „nüchternen Realismus" und „reale Arbeit". Puškin ist für ihn ein „unnützer Priester der reinen Kunst, der zu einer Schule gehört, welche nirgends mehr in Europa eine Bedeutung hat und auch bei

---

[74]) ibid. B. III, S. 442/43.
[75]) Die Werke des Grafen Kapnist, II, S. 109.
[76]) Istozija Rossii v 19 rěkě Izd. Granat B IV. S. 251.

uns keinen großen Poeten hervorbringen kann"[77]). „Das Gedichtemachen liegt im Sterben und man muß sich darüber freuen, denn kein kluger und begabter Mensch würde heute sein Leben dazu gebrauchen, um empfindsame Herzen durch Jamben und Anapäste zu rühren"[78]). „Das rechtgläubige Rußland beginnt zu begreifen, daß man zum berühmten Dichter werden kann, ohne ein Poem, einen Roman oder ein Drama geschrieben zu haben"[79]).

Was ist also nach Pisarev die wirkliche Aufgabe der Literatur? „Die Literatur jeder Art muß auf einen Punkt losgehen: sie muß mit allen ihren Kräften die Persönlichkeit von allen Beschränkungen befreien, die durch die Schwäche des eigenen Gedankens, durch die Kastenvorurteile, durch die Macht der Überlieferung, durch das Streben nach einem allgemeinen Ideal und durch all den abgelebten Kram entstehen, welcher den lebenden Menschen daran hindert, frei zu atmen und sich allseitig zu entwickeln"[80]).

Der Einfluß Pisarevs, insbesondere auf dem Gebiete der Emanzipation der Frau, unterliegt keinem Zweifel. Seine Gedanken („Die Gedanken Virchovs über die Frauen-Erziehung") wurden von der russischen Intelligenz voll aufgenommen, und schon in den 60er Jahren sehen wir die beginnende breite Bewegung der Frauen zur Bildung hin und dann auch ihre Beteiligung neben den Männern im Befreiungskampfe. Im Prozeß der „Nečaevcy" begegnen wir der ersten russischen Frau, A. Dementev-Tkačova, die vor Gericht eine scharfe Rede hält, und von da an finden wir nur selten einen politischen Prozeß, an dem die Frauen nicht beteiligt waren. Den ursprünglichen Anstoß zum selbständigen Denken gab vielen von ihnen zweifellos Pisarev[81]).

Wir sehen also, daß alle diese talentvollen, tatkräftigen und — im Sinne ihres unbeschränkten Einflusses sowohl auf die Dichter, wie auch auf die Leser — allmächtigen Herrscher der russischen Kunstliteratur, bei allen Verschiedenheiten ihrer Ansichten darin einig waren, die Literatur sei berufen, dem lesenden Publikum die Ideen beizubringen, die sie im gegebenen Augenblick für die wichtigsten hielten. Welches waren diese Ideen? Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daß sie insgesamt, so verschieden sie auch sein mochten, geradeswegs zur heutigen russischen Revolution hinführen. Lunačarskij glaubt, daß Bělinskij Kommunist geworden wäre, wenn er später gelebt hätte[82]). Über Černyševskij gibt es jetzt eine riesige kommunistische Literatur, die in ihm einen ihrer geistigen Urheber sieht. Die Elemente des Pisarev'schen Nihilismus bilden die Grundlage des Kommunismus: „Was zerschlagen werden kann, muß auch zerschlagen werden; es taugt nur das, was den Schlag

[77]) Pisarev: Gesammelte Werke, B. V, S. 63.
[78]) ibid. B. III, S. 269
[79]) ibid.
[80]) Pisarev: Gesammelte Werke, B. I, S. 339.
[81]) Vgl. Bogučarskij: „Aktivnoe Narodničestvo", S. 35.
[82]) Die große Sovjet-Enzyklopädie: Bělinskij.

aushält; was in Scherben fliegt, ist Kram. Jedenfalls schlagt nach rechts und nach links; dadurch wird und kann kein Schaden entstehen“[83]).

Diese Männer gaben mit der vollen und enthusiastischen Kraft ihrer Talente der russischen Literatur in einem historischen Moment, als der Gärungsprozeß durch ökonomische Vorbedingungen und durch das Polizeiregiment Nikolaus' des I. schon angefangen hatte, die Richtung. Glänzende Theoretiker, stützten sie sich auf höchstbegabte Ausführer: Zu keiner anderen Zeit gab es in Rußland gleichzeitig so viele hochtalentierte Dichter[84]), als in der Mitte des 19. Jahrh. Und der ganze Glanz der meisterhaften Erzählung, der peitschenden Satire[85]), des scharfsinnigsten Witzes, des aufreizenden Liedes richtete sich gegen das nikolaitische System, welches zu einem geistigen Widerstand gänzlich unfähig war.

IV. Amtliche Zeugnisse.

Ich untersuchte bis jetzt die Rolle der bedeutendsten russischen Kritiker und analysierte ihre Anschauungen in bezug auf die sozialen Aufgaben der Literatur. Es wäre aber falsch, die Strebungen und die Absichten mit deren Verwirklichung zu identifizieren. Welches waren also die faktischen Ergebnisse ihrer Tätigkeit? Um diese Frage zu beantworten, führe ich zunächst die Zeugnisse der Persönlichkeiten an, deren offizielle Stellungen uns erlauben, ihre Meinungen als die Meinungen der regierenden Kreise aufzufassen. Der von mir schon einige Male zitierte Graf P. Kapnist schreibt: „Die Kritiker haben vereinbart, ohne Kenntnis der Mehrheit des Publikums und selbst der Dichter, dem Protest und der Verneinung den Namen „natürliche Schule“ zu geben.

Das Studium der Wirklichkeit im Namen dieser „natürlichen Schule“ bestand einerseits darin, alle möglichen Argumente zu sammeln, die fähig wären, die Mängel und die Untauglichkeit unseres staatlichen und sozialen Systems zu beweisen; andererseits, in der Anbetung des Materialismus und des Realismus mit dem Ziel, auf gewisse religiöse und moralische Grundlagen, welche bei uns Autorität genossen, zerstörend einzuwirken. Das alles war also die Strömung, welche bei uns fälschlich „natürliche Schule“ benannt wurde. Es war keinesfalls möglich, diese Strömung mit offener Waffe zu bekämpfen, da sie sich mit der Maske eines literarischen Ziels deckte. Die Kunst, darunter auch die lyrische

---

83) Pisarev: Die Scholastik des 19. Jahrh.

84) Turgenev, Gončarov, Nekrasov, Nikitin, Grigorovič, Scheller, Rešetnikov, die Slavophilen — Pisemskij, Krestovskij, Leskov, Danilevskij, die Dramatiker — Ostrovskij und Potěchin und viele anderen.

85) Ein hervorragendster Vertreter der russischen Satire ist Saltykov-Ščedrin. Wenn wir seine Werke nicht zum Gegenstand unserer Untersuchung machen, so geschieht es deshalb, weil gerade die bekanntesten von ihnen, wie z. B. „Die Geschichte einer Stadt“, kaum als Werke der „schönen“ Literatur betrachtet werden können, seine rein dichterischen Novellen dagegen ziemlich unbedeutend sind.

Poesie, war hier den praktischen und den sozialen Tendenzen geopfert worden. Die wirkliche „natürliche Schule" war aber bei uns keine Neuheit — sie hatte bei uns ihre hervorragenden Vertreter ja immer, beinahe schon seit den Zeiten von Kantemir und Fonvisin. Auch damals machten sich in unserer Literatur die Elemente des Protests und der Verneinung klar bemerkbar. Allein es war im Namen eines Ideals. In der neuen „natürlichen Schule" erscheinen dagegen der Protest und die Verneinung als Selbstzweck, und da sie relativ und vorübergehend sind, so können sie nicht Gegenstand der wirklichen Kunst sein. In der Gesellschaft werden lediglich Tendenzen nichtliterarischen Charakters unter dem Namen „natürliche Schule" zum Ausdruck gebracht" usw.[86]).

An einer anderen Stelle von Kapnists Bericht finden wir einen Versuch, die Rolle und die Bedeutung der literarischen Kritik zu erklären, sowie den angeblichen Widerstand seitens des andersgesinnten literarischen Lagers festzustellen. „Niemand, mit Ausnahme von Fürst Vjazemskij, konnte sich entschließen, gegen den Mißbrauch der Mittel der Kritik die Stimme zu erheben. Die Ursache davon lag jedoch nicht nur in der knechtischen Ergebenheit der Dichter und der Gesellschaft gegenüber unseren Kritiker-Gesetzgebern; sie liegt hauptsächlich darin, daß diese Gesetzgeber sich eine Popularität anderer Art erworben hatten, nicht als Literaten, sondern als Gegner der früheren Ordnung und als angebliche Urheber des Heils der neuen Epoche. Sich gegen diese Autoritäten zu erheben, scheint sogar vielen Menschen, welche ihre ganze Verlogenheit verstanden, gefährlich und schädlich zu sein, da es eine Aktion zugunsten des Vergangenen und gegen die bessere Zukunft sei. Als aber die literarische Propaganda in unsere Wissenschaft den Nihilismus, in die Kunst den Materialismus und in das Leben die Verneinung altanerkannter Grundlagen der sozialen und privaten Moral einzupflanzen begann, da fing in der Literatur eine Gegenwirkung an zu erscheinen, welche zuerst schwach, dann entschieden und endlich scharf zum Ausdruck kam" [87]).

Diese Gegenwirkung sieht der Autor in der Tätigkeit der Dichter, welche in der russischen Literatur als Vertreter der „reinen Kunst" eingeschätzt werden. Das sind: Tjutčev, Fet, Majkov, Polonskij, Fürst Vjazemskij u. a. Auch die zu jener Zeit entstandene Polemik zwischen den Zeitschriften „Russkij Vestnik" und „Moskovskija Vedomosti" einerseits und der Petersburger Journalistik andererseits betrachtet der Autor als eine Reaktion gegen die Extreme der „natürlichen Schule". Wenn wir aber die geringe Bedeutung der erwähnten Dichter in der russischen schönen Literatur berücksichtigen, die ja in keinem Vergleich mit den Vertretern des anderen Lagers steht, so wird es ohne weiteres klar, daß diese Gegenwirkung keinesfalls mit dem mächtigen Einfluß der „Gesetzgeber" kämpfen konnte. Auch die Polemik der erwähnten Zeit-

[86]) Die Werke des Grafen Kapnist: B. II, S. 8/11.
[87]) ibid.

schriften verfügte über keine literarischen Kräfte, die mit den berühmten Namen des „Sovremennik" oder des „Russkoe Slovo" Schritt halten konnten. Darum ist diese Gegenwirkung, obgleich sie tatsächlich vorhanden war, so gut wie spurlos in der russischen Literatur geblieben.

Bei demselben Autor finden wir auch folgende Charakteristik speziell der satirischen Literatur: „Diese Art der Literatur erwarb unter der Feder und dem Bleistift talentvoller Menschen schnell einen starken Einfluß auf die Mehrheit des Publikums und fing sogar an, auf unsere öffentliche Meinung zu wirken. Selbst Dobroljubov äußerte sich, diese ganze Phalanx der satirischen Schriften sei ein nützliches Mittel für die Lockerung gewisser Autoritäten und deren Bekämpfung. „Dem Spott und der Parodie (sagte er) steht noch eine größere Arbeit bevor: das russische Leben auf dem neuen Wege, der ihm jetzt geöffnet wird, zu begleiten." „Natürlich" — lesen wir weiter in der Übersicht — „kann diese ganze Menge von Parodien, Epigrammen usw. keinesfalls „Lyrische Poesie" genannt werden; diese Art der Literatur ging aber der Erscheinung sog. „nihilistischer Ideen" in unserer Poesie voraus. Obwohl der Nihilismus die Poesie nicht begünstigte, kann die Lyrik als ein Propagandamittel für die Popularisierung gewisser Anschauungen dieser Strömung angesehen werden" [88]). Die weitere Charakteristik der Literatur ist bei Kapnist so farbenreich, daß ich mir erlaube, ihn weiter zu zitieren: „Vom Wege der freien Entwicklung abgewichen, ist unsere Literatur in ein ihr fremdes Gebiet geraten — in den Dienst an vorübergehenden politischen, staatsbürgerlichen und sozialen Fragen. Als Folge erscheint eine in den neuesten Werken der russischen Literatur auffallende und schlecht versteckte Tendenz, eine Dürftigkeit schöpferischer Tätigkeit, und darum auch fast überall ein Mangel des Ästhetischen. Wenige Ausnahmen in dieser Hinsicht bilden diejenigen unserer zeitgenössischen Dichter, deren Talent schon in der früheren Zeit eine bestimmte Richtung bekam. Obwohl die gegenwärtigen Verhältnisse offenbar günstiger für unabhängige Entwicklung der Literatur sind, entwickelte sie sich damals viel selbständiger und im Einverständnis mit den ästhetischen Gesetzen. Das enge Tätigkeitsgebiet, welches früher bei uns der gesellschaftlichen Initiative zugänglich war, sowie der größere Umfang der Zensurforderungen, hinderte doch unsere Literatur nicht daran, mit solchen Namen zu glänzen, wie Gogol, Lermontov und Kolcov. Dabei ist es glaubwürdig bekannt, daß die dichterische Freiheit dieser Künstler keinen Einschränkungen begegnete, da sie ja nichts geschrieben hatten, was verboten werden konnte. So kann sich das wirklich Schöne frei und unabhängig von vorübergehenden sozialen Erscheinungen entwickeln. Dasselbe kann auch über die besten unserer zeitgenössischen Dichter gesagt werden: Gončarov, Turgenev, Ostrovskij, Graf L. Tolstoj, Vjazemskij, Tjut-

---

[88]) ibid.

čev, Majkov u. a. Man muß aber zugeben, daß die selbständige, künstlerische Tätigkeit dieser Dichter im letzten Jahrzehnt eine Ausnahme war, daß sie die Minderheit der Gesamtsumme literarischer Werke betrug und nicht die Popularität der anderen, in unserer Literatur herrschenden Strömungen genoß. Diese Erscheinung erklärt sich durch die schon erwähnte Abweichung der Literatur von ihren direkten Zielen, durch ihre Hingabe an indirekte und vorübergehende Fragen; dies übte einen höchst schädlichen Einfluß auf den Geschmack des lesenden Publikums und selbst auf die gesellschaftliche Moral aus. Auf gewisse Unvollkommenheiten und Extreme der Vergangenheit hinweisend, hatte sich der kleine Kreis unserer literarischen Führer, welche ja ganz unliterarische Zwecke verfolgten, in den Augen der kurzsichtigen Masse leicht eine Autorität erworben. Er verwandelte die Literatur in ein blindes Werkzeug der Propaganda, brachte viele unerfahrene, aber talentvolle Dichter auf den falschen Weg, entwickelte in dem Publikum das Bestreben, in den Werken der schönen Literatur einen Hintergedanken der Opposition, der Enthüllung und der Anklage zu suchen, und degradierte den größten Teil der neuesten Erscheinungen unserer Literatur auf das Niveau eines Feuilletons, eines Couplets, eines Epigramms, einer Karikatur und sogar eines Pasquills. Die meisten Werke unserer Literatur, welche im erwähnten Jahrzehnt Erfolg hatten und die Hauptmenge der Abteilung der schönen Literatur der Petersburger Zeitschriften bilden, offenbaren leider gerade diese Unselbständigkeit des Schaffens und das Streben nach einem voreingenommenen Ziel. Es ist so weit gekommen, daß Werke, die diesen Charakter nicht tragen, als der Aufmerksamkeit und des Lobes unwürdig, als Werke ohne Richtung gelten“[89]).

Ich führe den langen Auszug an, da ich ihn als höchst bezeichnend für die Rolle der schönen Literatur in der untersuchten Periode erachte. Freilich müssen wir dabei die offizielle Stellung des Autors und den offiziellen Charakter seines Berichts berücksichtigen. Wenn er zum Beispiel schreibt, die Tätigkeit Lermontovs u. a. sei keinen Einschränkungen begegnet, so gehört das zu den typischen Übertreibungen eines Beamten. Immerhin zeugt dieser Bericht eines Zeitgenossen sowohl von der Aktivität der schönen Literatur, wie auch von der Forderung eines tendenziösen Inhalts seitens des lesenden Publikums, und überhaupt von ihrer gesamten Einstellung gegenüber den bestehenden sozialen Bedingungen.

Der Metropolit Philaret („Sammlung der Meinungen und Gutachten des Moskauer und Kolomner Metropoliten Philaret über die wissenschaftlichen und staatskirchlichen Fragen“) schreibt (1859): „Einen traurigen Anblick und noch traurigere Befürchtungen ruft die schmähende und gotteslästerliche Literatur hervor, welche ebenso zügellos wirkt, wenn nicht noch im höheren Maße, als in einem bekannten europäischen Staat des vorigen Jahrhunderts, wo sie

[89]) ibid.

sich als zerstörend erwies. Titel, Ämter, Persönlichkeiten, alles wird der schärfsten Bezichtigung ausgesetzt und voll unerhörter und unglaublich übertriebener Verleumdung geschildert. Gott möge die Weisheit des heiligen Synods und der rechtgläubigen Regierung leiten, um heilende und verhütende Mittel dagegen zu finden“ [90]).

Der Zensor A. Nikitenko schreibt in seinem „Tagebuch“: „Unsere Literaten waren am Anfang der heutigen Regierungszeit (Alexander II.) nicht taktvoll genug, um die der Presse geschenkte größere Freiheit benutzen zu können. Sie hätten vieles machen können, um gewisse Grundlagen in der Gesellschaft zu festigen und die Regierung zu verschiedenen liberalen Maßnahmen zu veranlassen. Sie verfielen aber in Extreme und verdarben die ganze Sache. Durch die ersten Erfolge stolz geworden, verloren sie jedes Maß, wurden zu anspruchsvoll, indem sie vergaßen, daß man ihnen ein, zwei Jahre vorher kaum die Feder in der Hand zu halten erlaubte. Sie wollten mit einem Mal alles, und sie begannen alles anzugreifen, wie Menschen, welche zwar eifrig, aber unfähig sind, die öffentliche Meinung zu lenken. Sie mißbrauchten die Literatur, statt sie auszunützen. Vergebens gab ich mir die Mühe, ein Versöhner zwischen der Literatur und der Regierung zu werden: die erstere ließ sich derartig hinreißen, daß sie sich plötzlich in eine offene und feindliche Opposition zur letzteren stellte, die letztere erwachte und straffte energisch die Zügel“ [91]).

Auch der Vorsitzende des „Ausschusses für die Überprüfung des Zensurgesetzes“, der Wirkliche Staatsrat Berte, bezeugt (Anfang der 60er Jahre): „Es ist merkwürdig, daß unsere eigentliche schöne Literatur oder die Belletristik, abgesehen von einigen Gedichten und Übersetzungen aus den fremden Sprachen, fast verschwunden ist und ihren Platz Schriften überlassen hat, welche nur reale Bedeutung haben. Der Idealismus und die Ästhetik werden durch den Materialismus aus dem Gebiete der Literatur verdrängt.“ „Alles Ideelle, Ästhetische, Erhabene im gewöhnlichen und allgemein üblichen Sinne des Wortes wird als leeres Geschwätz, als unlebendig und fruchtlos, als ein toter Buchstabe und als Bedrückung des freien Gedankens abgelehnt.“ „Unsere Literatur umfaßt in der letzten Zeit alle Gebiete des geistigen, bürgerlichen und sozialen Lebens und verfällt in ein Extrem, das in keinem wohleingerichteten Staate geduldet wird.“ „Sie nahm sich die Rolle eines Oberrichters und fällt im diktatorischen Ton Urteile über Sachen und Persönlichkeiten, welche keinesfalls der literarischen Kritik unterliegen. Mit frecher Hand berührt sie die Autorität der Religion, der Kirche, der Regierung, der Obergewalt, der Gerichtsinstitutionen und anderer Behörden und mindert die ihnen gebührende Würdigung; sie versucht die festen Grundlagen der Moral und des Familienlebens zu ver-

---

[90]) Lemke: Epocha cenzurnych reform, S. 9.

[91]) Das Tagebuch von A. Nikitenko: „Russkaja Starina“, 1890, XII, S. 609/610.

letzen; sie beleidigt Personen, welche wohlverdienten Respekt genießen und schädigt durch falsche Gerüchte private Interessen" usw.[92]).

Ein höherer Beamter des Innenministeriums, Boleslav Markevič, hatte den Auftrag, dem Minister über die zeitgenössische Theaterliteratur zu berichten. Er schrieb: „Unsere zeitgenössische dramatische Literatur trägt fast ausnahmslos einen Charakter, der dem bestehenden sozialen System gegenüber ausgesprochen feindlich eingestellt ist. Mit Hilfe der Bühne verkündet sie Lehren von äußerst radikal-demokratischer Art. Infolgedessen darf man nicht außer acht lassen, daß das Theater hinsichtlich seines Einflußgrades auf die breiten Massen unvergleichlich höher steht, als das gedruckte Wort, in welcher Form es auch sei. Das Buch, das Journal, die Zeitung haben ihre Bedeutung nur unter Menschen, die einen bestimmten, wenn auch noch so kleinen Bildungsgrad erreicht haben, die also in gewissem Grade auch fähig sind, das Gelesene zu prüfen und zu kritisieren. Das Theater dagegen, mit lebendigen Figuren wirkend, ist Personen zugänglich, die auf dem tiefsten Niveau der geistigen Entwicklung stehen und darum die ihnen unmittelbar von der Bühne ausgehenden Ideen passiv aufnehmen. In unserem Lande, wo leider nur von diesem Katheder herab das Volk unterrichtet wird und wo es so wenig Gelegenheit hat, das Wort der Wahrheit zu hören, müssen wir bei der Zensur der Theaterstücke, die eine soziale Bedeutung beanspruchen, besonders aufmerksam sein" [93]).

V. Turgenev.

Graf Kapnist klassifiziert alle russischen Dichter der zu untersuchenden Epoche folgendermaßen: „1. Vertreter der freien Kunst: Tjutčev, Fet, Majkov, Polonskij, Fürst Vjazemskij u. a. 2. Dichter, die zunächst die neblige deutsche Romantik und dann die Theorien des französischen Sozialismus sich angeeignet hatten: Ogarev, Ap. Grigorev und Pleščeev. 3. Dichter, deren dichterisches Gebiet hauptsächlich das Volk und verschiedene soziale Fragen waren. Die letzte Kategorie zerfällt wiederum in vier Unterabteilungen: a) Slavophilen: Chomjakov, I. u. K. Aksakov, b) „Verneiner und Ankläger": Rosenheim und Benediktov, c) Dichter, die den Sozialismus und den Pauperismus auf den russischen Boden verpflanzten: Nekrasov, Nikitin, Michajlov, Vs. Kostomarov u. a., d) Nihilisten, Epigrammatiker und Pasquillanten: Panaev, Dobroljubov u. a." [94]).

Schon diese Klassifizierung allein ist sehr bezeichnend. Die ganze Rolle der Dichter ist ja bereits daraus sichtbar. Merkwürdig ist, daß Turgenev darin überhaupt nicht figuriert, obwohl er doch bestimmt zur dritten Kategorie gehören müßte. Der Einfluß dieses hervorragenden Dichters war aber derartig auffallend, seine Rolle

---

92) Lemke: Epocha cenzurnych reform, S. 102.
93) Lemke: Epocha cenzurnych reform, S. 500.
94) Die Werke des Grafen Kapnist, S. 15/16.

im Kampfe mit dem größten Übel der Epoche, der Leibeigenschaft, so bedeutend, daß ich meine Untersuchung der Rolle einzelner Dichter gerade mit diesem Künstler beginne.

I. Ivanov berichtet, daß man dem Hauptwerke von Turgenev „Aufzeichnungen eines Jägers" einen unmittelbaren Einfluß auf die Beschleunigung der Bauernreform zugeschrieben habe. „Es gibt eine Nachricht", schreibt er, „daß Kaiser Alexander II. sich über das Buch sympathisch äußerte." Er soll dem Autor persönlich gesagt haben, seitdem er die „Aufzeichnungen" gelesen habe, verlasse ihn nicht für eine Minute der Gedanke an die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft[95]). Diese Nachricht wird Turgenev selbst zugeschrieben. Sie erschien auch in der westeuropäischen Presse. Daudet berichtet, Alexander habe die Werke Turgenevs seine „Handbücherei" genannt[96]). Derartige Mitteilungen können ungenau sein, für uns ist es aber wichtig festzustellen, daß in dieser oder jenen Form von einer ähnlichen Rolle der „Aufzeichnungen" schon in der Epoche ihres Erscheinens die Rede war. Turgenev selbst war sich dieses Umstandes völlig bewußt. „Wenn ich meinen Wunsch äußern könnte", sagte er, „würde ich nur das eine erbitten, daß man auf meinem Grabe schildern möge, was mein Buch für die Befreiung der Sklaven wirkte'[97]).

Turgenev begann seine „Aufzeichnungen" im Jahre 1847 zu veröffentlichen (einzelne Erzählungen). Es ist überflüssig darauf hinzuweisen, daß zu dieser Zeit alle materiellen Voraussetzungen für die Aufhebung der Leibeigenschaft schon vorhanden waren. Was die psychologischen Voraussetzungen anbetrifft, so müssen wir freilich zugeben, daß sie noch nicht reif genug waren. Tatsache ist, daß wir bis dahin keine hochwertigen literarischen Werke verzeichnen können, die die unerträgliche Lage des Bauern schildern. In den Werken von Puškin, Lermontov, Gogol wird der Bauer nur als eine Nebenfigur behandelt, deren Abhängigkeit vom Gutsbesitzer ziemlich selbstverständlich ist. Als ebenso selbstverständlich erscheint in den Werken auch eine nicht nur geistige, sondern auch moralische Überlegenheit des Gutsbesitzers über dem Bauern. Radiščev, Karamzin und einige andere hatten zwar bereits versucht, den Bauern als ein Wesen zu schildern, welches auch zu fühlen fähig sei, jedoch fehlte ihnen ein wirkliches dichterisches Talent, um die Psyche des Lesers nachhaltig zu beeinflussen und umzugestalten. Auch war das Werk des erstgenannten Autors fast sofort nach seinem Erscheinen verboten. Um die Mitte des 19. Jahrh. bedeutete nun freilich eine Schilderung der schweren Lage des Bauern keine besondere Entdeckung mehr. Allein nur ein hervorragendes dichterisches Talent war in der Lage, die Sympathien der Gesellschaft den Leibeigenen zuzuwenden; denn nur die Kunst allein ist fähig, auf die Gefühle der Menschen zu wirken.

---

[95]) Zamotin: Die 40er und 60er Jahre, S. 171.
[96]) ibid.
[97]) ibid.

Eine solche Begabung wohnt Turgenev inne: Die einfachsten Bilder seiner „Aufzeichnungen", die Bilder des Bauernlebens, jedem Zeitgenossen schon vorher bekannt genug, erhalten, vom künstlerischen Genie Turgenevs beleuchtet, eine auffallende Aktualität und Propagandawirkung. Das Buch hatte einen so ungeheuren Erfolg, daß man ihn mit dem Erfolge von „Onkel Toms Hütte" vergleichen kann[98]). Als im Jahre 1879 die Universität Oxford Turgenev die Würde eines „doctor of common law h. c." verlieh, berücksichtigte sie seine Verdienste als eines Dichters, der durch seine „Aufzeichnungen" an der Beseitigung der Leibeigenschaft in Rußland mitwirkte[99]).

Graf Kapnist schildert den Einfluß dieses Werkes folgendermaßen: „Seine Wirkung als die eines wahren Kunstwerks ist eine versöhnende, welche alle Leser gleicherweise zwingt, die soziale Ungerechtigkeit der Leibeigenschaft zu begreifen und zu bedauern und die Ausrottung dieses Übels mit gemeinsamen Kräften zu erstreben. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß Turgenev mit diesem Werk der Gesellschaft einen wesentlichen Nutzen gebracht hat[100]).

So schreibt ein hochgestellter Beamter des Ministeriums. Ein angesehener russischer Revolutionär, Krapotkin, bezeugt fast genau dasselbe: „Durch seine „Aufzeichnungen eines Jägers" hat Turgenev Rußland einen riesigen Dienst geleistet, indem er die Abneigung gegen die Leibeigenschaft erweckte. Auch mit seinen nachfolgenden Erzählungen hat er der jungen russischen Intelligenz einen nicht kleineren Nutzen gebracht, usw." [101]).

Wenn die „Aufzeichnungen" ausschließlich gegen die Leibeigenschaft gerichtet sind, so schafft Turgenev in seinen späteren Werken eine ganze Reihe von Gestalten, welche nicht nur die schon vorhanden gewesenen Strömungen abspiegeln, sondern auch als Musterbilder der Zukunft erscheinen, an welchen die Jugend sich begeisterte und welche sie nachzuahmen bestrebt war. Zweifellos kann deshalb Turgenev als einer der literarisch-geistigen Urheber der Bewegung der 60er Jahre betrachtet werden.

Im Aufsatz „Tourgéneff inconnu" schrieb der bedeutende russische Revolutionär M. Aškinazi 1884 in Paris: „Turgenev war niemals an einem Attentat beteiligt, er nahm an keiner Verschwörung teil; jede Gewaltanwendung war ihm fremd; und trotzdem war er ein großer Revolutionär. Solche Menschen, wie er, sind gefährlicher, als man annimmt. Sie bringen den Tyrannen keinen Schaden, aber sie töten die Tyrannei" [102]).

In einer Proklamation der Partei der Volksfreiheit finden wir folgende Charakteristik Turgenevs, geschrieben von dem angesehenen

---

[98]) Ovsjaniko-Kulikovskij: Istorija russkoj intelligencii, B. XI, S. VII.
[99]) ibid.
[100]) Die Werke des Grafen Kapnist, S. 185/8.
[101]) P. Krapotkin: Memoiren eines Revolutionärs.
[102]) M. Aškinazi: Turgenev und Terroristen, S. 191.

Revolutionär P. Jakubovič: „Ein barin nach seiner Herkunft, ein Aristokrat nach Erziehung und Charakter, ein Gegner der Umstürze auf Grund seiner Überzeugungen, diente Turgenev, vielleicht sich selbst unbewußt, der russischen Revolution. — Der beste Teil unserer Jugend liebt Turgenev leidenschaftlich, nicht wegen der Schönheit seines Stils, nicht wegen seiner poetischen Naturschilderungen und der unnachahmlich talentvollen Charakterbeschreibungen, sondern weil er der ehrliche Verkünder der Ideale einer ganzen Reihe junger Generationen gewesen ist“ [103]).

Ich erwähnte schon als die vielleicht auffallendste Eigenschaft der russischen schönen Literatur, daß sie immer revolutionär wirkte, obwohl der Dichter in vielen Fällen gar nicht nach dieser Wirkung strebte. Die Bestätigung dieser Meinung finden wir auch bei Turgenev. In seiner Korrespondenz haben wir viele Beweise, daß er ein prinzipieller Gegner der Revolution war. Bezeichnend ist sein Brief an die Redaktion der Zeitschrift „Vĕstnik Evropy“ (Februar 1880): „... Ich habe das Recht zu behaupten, daß meine Überzeugungen, die ich schriftlich und mündlich aussprach, in den letzten 40 Jahren unverändert geblieben sind... Ich war und ich bleibe ein Liberaler alten Schlags im englischen dynastischen Sinne, ein Mensch, der Reformen nur von oben erwartet, und ein prinzipieller Gegner der Revolution“ [104]). „Die Ovationen der Jugend waren mir gerade deshalb angenehm, weil nicht ich zur jungen Generation kam, sondern sie zu mir“ [105]). Und trotzdem lesen wir z. B. in der schon erwähnten Proklamation der „Volksfreiheit“: „Wir behaupten nicht, daß er (Turgenev) an die Revolution glaubte. Nein, er bezweifelte ihre Nähe und die Möglichkeit ihrer Verwirklichung durch heldenhafte Kämpfe mit der Regierung; vielleicht wollte er sie sogar nicht und war ein aufrichtiger Anhänger („Postepenovec“) des mäßigen Progresses; uns ist es gleichgültig. Für uns ist wichtig, daß er der russischen Revolution durch den inneren Sinn seiner Werke diente“ [106]).

Auch P. Lavrov in seinem Aufsatz: „Turgenev und die Entwicklung der russischen Gesellschaft“ („Vĕstnik Svobody“, Nr. 2, 1884) schreibt: „Die radikale Jugend sah in Turgenev einen Vorbereiter ihres Kampfes und einen sozialen Erzieher zu humanen Ideen, welche, richtig verstanden, verhängnisvollerweise zur revolutionären Opposition gegen die kaiserliche selbstherrscherische Dummheit führen mußten“ [107]). Mit den „richtig verstandenen Ideen“ meint Lavrov natürlich die Ideen der Revolution und des Sozialismus, die, wie wir gesehen haben, Turgenev jedenfalls ganz fremd waren.

Natürlich enthalten alle diese Äußerungen der russischen Revolutionäre bedeutende Übertreibungen, die hauptsächlich von ihrer

---

[103]) M. Aškinazi, S. 4.
[104]) Der Brief Turgenevs in „Vĕstnik Evropy“, Februar 1880.
[105]) ibid.
[106]) P. Jakubovič: I. S. Turgenev.
[107]) P. Lavrov: „I. S. Turgenev und die russische Gesellschaft.“

Begeisterung Zeugnis ablegen. Allein gerade diese Übertreibungen zeugen auch davon, welche große Rolle dem literarischen Einfluß in Rußland zugeschrieben wird. Und wenn es natürlich höchst naiv wäre zu behaupten, Turgenev hätte die Aufhebung der Leibeigenschaft mit seinen „Aufzeichnungen“ herbeigeführt, so können wir doch seine bedeutende psychologische Mitwirkung an dieser Aktion nicht verkennen, gerade mit Rücksicht auf jene besondere literarische Empfänglichkeit der russischen Intelligenz überhaupt, und zumal in den 60 er Jahren.

Jedes künstlerische Werk erscheint zweifellos mit als ein Resultat des Einflusses der Umgebung auf die Künstler. Doch als besonders feinfühlende Menschen sind die Künstler fähig, gesellschaftliche Stimmungen viel früher aufzunehmen, als die breite Masse, welche noch nicht imstande ist, ihren Empfindungen eine klare Form zu geben. Der Poet erst gibt diesen Stimmungen eine künstlerische Form und erweckt mit seinen Bildern die Gefühle, welche in der Masse schon früher schlummerten.

In einer Reihe von Romanen schuf Turgenev Figuren, die er ebenfalls nicht einfach erdachte, sondern die er im Leben beobachtete. So schilderte er z. B. in seinem Nihilisten Bazarov einen Provinzarzt, in welchem ihm nach seinen eigenen Worten „jenes, kaum erst entstandene und noch gärende Element auffiel, welches nach einiger Zeit den Namen Nihilismus erhielt“ [108]). Und derselbe Bazarov dient nachher der russischen Jugend als ein Musterbild: ihre Psychologie, ihre Gedanken und Handlungen gründen sich auf das Bestreben, Bazarov nachzuahmen, die ganze nihilistische Bewegung erhält den Namen „Bazarovščina“. Die Wirkung ist desto merkwürdiger, als das lesende Publikum ja nicht einmal ganz im klaren war, auf wessen Seite die Sympathien des Autors selbst waren, auf seiten der Väter oder der Söhne, ob Turgenev seinen Helden erhebt oder verurteilt [109]). Der Roman wurde von der revolutionären Jugend mit unbeschreiblicher Begeisterung aufgenommen, traf aber selbst in den amtlichen Kreisen auf eine ganz wohlwollende Aufnahme.

Hören wir noch einmal Graf Kapnist: „Der Roman ist eine einzigartige Erscheinung in der periodischen Literatur des Jahres 1862, gleich ausgezeichnet im Sinne seiner Bedeutung für die Fragen des sozialen Lebens, wie auch nach seinem künstlerischen Werte. Der Roman des Herrn Turgenev ist gerade zur rechten Zeit erschienen und übte unbestreitbar eine sehr nützliche Wirkung auf die Gesellschaft aus. Er fällt in eine Epoche, als die theoretischen Artikel, wenn auch so populär geschrieben, wie die von Čičerin, zu ernst waren, um die Lockerung der sittlichen Grundlagen in der halbgebildeten Jugend und in allen unselbständigen Geistern, welche sich durch verschiedene schädliche Einflüsse sicht-

---

108) Turgenev: Gesammelte Werke, B. X, S. 107.
109) Vgl. Zamotin: Die 40 er und 60 er Jahre, S. 333.

bar verstärkt hatte, in gebührenden Grenzen zu halten. Turgenev hat in einer leicht verständlichen künstlerischen Form die Väter, die ihre Prinzipien haben, und die Kinder, die nach einer (wenn man sich so äußern kann) Prinzipienlosigkeit — nach dem „Nihilismus" — streben, vor das Gericht der Gesellschaft geladen. Ein Nihilist ist nach Turgenev derjenige, der nichts anerkennt, nichts ehrt, sich zu allem kritisch einstellt und vor keinen Autoritäten neigt, keinem Prinzip Glauben schenkt, mag dasselbe auch von der größten Verehrung umgeben sein. Der Nihilismus bekam im Roman, — gewiß nicht ohne Absicht des Autors — keine sympathische Färbung, und dies hatte unter anderem zur Folge, daß die Kritiker des „Sovremennik" und des „Russkoe Slovo", deren Ansichten früher immer übereinstimmten (Antonovič und Pisarev) in eine unbequeme Lage gerieten und sich einander zu widersprechen begannen. Schon weniger als ein halbes Jahr nach dem Erscheinen des Romans machte sich der von ihm der Gesellschaft erbrachte Nutzen bemerkbar. Die Analyse des Nihilismus brachte der Gesellschaft und der Literatur zum Bewußtsein, daß er eine unnormale, krankhafte Erscheinung sei, und man fing an, wie gegen jede Krankheit, so auch gegen den Nihilismus die Gegenmittel zu suchen. Der Roman Turgenevs brachte auch dadurch einen Nutzen, daß er den Nihilismus des Zaubers beraubte, den er unter der Feder so talentierter Männer, wie Dobroljubov, zu bekommen begann"[110]).

Zu Ende der 70 er Jahre erreicht die russische revolutionäre terroristische Bewegung ihren Höhepunkt. Eine ganze Reihe von Attentaten folgte hintereinander. Ganz Rußland befindet sich in heller Aufregung. Die Lage der Regierung wird so gefährdet, daß sie sich gezwungen sieht, sich an die Mitwirkung der Gesellschaft zu wenden. Der Car selbst gibt in seiner Rede vom 20. November 1878 in Moskau an die Vertreter aller Stände der Hoffnung auf deren Mitwirkung Ausdruck[111]). Der Freispruch der Vĕra Zasulič, welche das Attentat auf den General Trepov verübte, zeigte die erwachende Macht der öffentlichen Meinung in Rußland. Auch die Ankunft Turgenevs in Moskau (Anfang 1879) gestaltete sich zu einer großartigen revolutionären Demonstration. Charakteristisch war schon die Furcht der Regierung vor diesem Mann, der doch seine prinzipielle Abneigung gegen die Revolution mehrmals bezeugt hatte und dem man nur seinen literarischen Einfluß auf die russische Jugend vorwerfen konnte. Alexander II. sprach von ihm: „C'est ma bête noire"; man ließ ihn von Polizeispitzeln beobachten[112]).

Das Erscheinen Turgenevs in der öffentlichen Sitzung der Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur (Petersburg 18. Februar 1879) gab Veranlassung zu einer ganzen Reihe von Reden, welche für uns insofern interessant sind, als sie alle die hervorragende

---

110) Die Werke des Grafen Kapnist, S. 66/68.
111) P. Lavrov. Turgenev und die russ. Gesellschaft. S. 47.
112) Turgenev in den Erinnerungen der Revolutionäre der 70 er Jahre, Seite 52.

Bedeutung des Dichters für die russische soziale Entwicklung bezeugen. Die russische Literatur verglich man mit dem „prätorischen Edikt“, das die Elemente der Humanität in die strengen römischen Sitten hereinbrachte. Man forderte Turgenev auf, sich an die Spitze der öffentlichen Bewegung zu stellen [113]). Die Studenten überreichten ihm ein feierliches Schreiben mit folgenden Äußerungen: „Sie sind augenblicklich der einzige, der imstande wäre, alle Bewegungen und Parteien zu vereinigen. Sie sind in der Lage, diese Bewegungen in die richtige Bahn zu lenken, ihnen Kraft und Macht zu verleihen. Ihre mächtige Stimme findet in ganz Rußland Widerhall. Sie werden von den Vätern und von den Söhnen verstanden werden“ usw. [114]).

Der außergewöhnliche Aufschwung des russischen sozialen Lebens brachte natürlich nicht nur politische Fragen an die Oberfläche. In der Literatur der 60er und 70er Jahre finden wir die Erörterung verschiedenster sozialer Beziehungen, wie die Lage der Frau, die Erziehung der Kinder usw. Auch in dieser Richtung ist der Einfluß Turgenevs unstreitbar sehr groß. Krapotkin schrieb: „Turgenev zeigte, was eine russische Frau ist, welche Schätze sie in ihrem Herzen und Verstand besitzt, und was sie, den Mann inspirierend, bedeuten kann. Er hat uns gelehrt, wie die besten Männer die Frau behandeln und lieben sollen. Dieser Teil der Lehre Turgenevs übte auf mich und auf Tausende meiner Zeitgenossen einen unauslöschlichen Eindruck aus, einen viel stärkeren, als die besten Aufsätze zur Verteidigung der Frauenrechte“ [115]).

Als Turgenev 1883 starb, wurde bei seiner Beerdigung eine Proklamation verbreitet, in der wir folgende Schilderung der Rolle des Dahingeschiedenen finden: „Die Gestalten von Rudin, Insarov, Neždanov und Markelov sind nicht nur aus dem Leben genommene Figuren, sondern, wie seltsam es auch auf den ersten Blick erscheinen mag, auch die Typen, welche die Jugend nachahmte und welche das Leben schufen. Als Turgenev seinen Insarov gestaltete, gab es in Rußland noch keine Kämpfer für die Befreiung des Volkes. Nach dem Vorbilde Bazarovs wurde eine ganze Generation der sogenannten Nihilisten erzogen, welche eine notwendige Etappe in der Entwicklung der russischen Revolution war. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß viele Helden Turgenevs historische Bedeutung haben“ [116]).

Die Zeugnisse der Revolutionäre, die ich hier zitiere, sind für unsere Untersuchung natürlich besonders wertvoll, da sie das Urteil der Menschen darstellen, welche die Bewegung der Epoche aus unmittelbarer Nähe beobachteten. Selbstverständlich dürfen wir nicht alle diese Zeugnisse als unbestreitbare Dokumente betrachten. Eine übermäßige Begeisterung erscheint ja als eine charakteristische Eigenschaft aller russischen Revolutionäre. Allein der Einfluß der

---

[113]) ibid. S. 49/50.
[114]) ibid. S. 87.
[115]) Krapotkin: Memoiren eines Revolutionärs, S. 141.
[116]) P. Jakubovič: I. S. Turgenev, S. 7.

schönen Literatur gehört auch nicht zu den historischen Faktoren, die sich mit dokumentarischer Genauigkeit feststellen lassen. Und ich zitiere alle diese Auszüge nur mit dem Ziel, aus ihrer Gesamtmasse einen allgemeinen Schluß zu ziehen. Dieser bestätigt zweifellos den hervorragenden Einfluß Turgenevs auf die sozialen Verhältnisse der 60er Jahre. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß alle Turgenevschen Typen, insofern sie nicht dem Gebiete rein seelischer Erlebnisse (z. B. Liebe) angehören, dem Inhalt nach viel weniger wertvoll sind, als es bei den Literarhistorikern so häufig erscheinen möchte. Die politisierenden Figuren Bazarovs, Insarovs u. a. sind oft künstlich, unnatürlich und nicht ganz russisch[117]). Und wenn wir dennoch den hervorragenden Einfluß Turgenevs auf die russische Jugend konstantieren, so kommen wir unvermeidlich zum Schluß, daß neben dem Inhalt, sehr wesentlich die künstlerische Form, also das ästhetische Moment als derjenige Faktor erscheint, der in den Werken dieses Dichters die lesende russische Intelligenz beeinflußte und exaltierte.

Gončarov.

Unsere Untersuchung wäre nicht vollständig, wenn wir hier einen anderen angesehenen Dichter derselben Periode, I. Gončarov, nicht erwähnen würden. Wenn er aber in der russischen Literatur fast denselben Ehrenplatz wie Turgenev einnimmt, so ist seine Rolle in der sozialen Bewegung keinesfalls mit der Rolle Turgenevs zu vergleichen.

Bělinskij nannte Gončarov „einen Künstler und nichts weiter“ [118]) und meinte, er sei der einzige Dichter der neuen Zeit, der dem Ideal der reinen Kunst nahekomme, während alle anderen sich unendlich weit von ihm entfernt hätten; er erteile keinen moralischen Unterricht, weder seinen Helden, noch seinen Lesern, er empfinde zu seinen Gestalten weder Liebe, noch Haß usw. Wenn diese Worte noch lange vor dem Erscheinen des bekanntesten Romans Gončarovs „Oblomov“ gesagt wurden, so gilt ihr Sinn zweifellos auch für das ganze spätere Schaffen dieses Dichters. Gončarov macht keinen Anspruch darauf, irgendwelche soziale Probleme zu lösen[119]). Der Dichter soll nach seiner Meinung das Leben der Menschen ruhig und teilnahmslos beschauen, ohne sein eigenes Ich, welches niemanden angeht, zu zeigen[120]).

Der Hauptvorzug seiner Werke ist ihre Objektivität; als ein höheres Gesetz des objektivistischen Schaffens gilt für ihn aber das Prinzip: „sine ira“ [121]). Darum fehlt seinem Schaffen diejenige Dynamik, die als ein wichtiges Suggestivmoment der sozial wirkenden

---

117) Vgl. Engelhardt: Geschichte d. russ. Literatur, II, S. 198.
118) A. Luther: Geschichte d. russ. Literatur, S. 237.
119) „Ich erhebe keinen Anspruch auf Tiefe des Inhalts in meinen Werken.“ Ivan.-Razumnik, I, S. 224.
120) Gončarov: Gesammelte Werke, B. II, S. 46.
121) ibid. B. I, S. 66.

Werke erscheint. Ivanov-Razumnik meint, Gončarov spiele in der Literatur dieselbe Rolle, welche V. Makovskij in der Malerei spielte: „Die beiden sind talentvolle Genremaler; aber indem man ihre Bilder einmal kennengelernt hat, beeilt man sich unwillkürlich, zu etwas Tieferem und Grellerem weiterzugehen“ [122]).

Auch die persönlichen Eigenschaften dieses Dichters erklären im bedeutenden Grade die Schwäche seines Einflusses. Es wäre natürlich falsch, den Autor mit dem Helden seines Hauptromans zu identifizieren. Dennoch zeigt die Persönlichkeit Gončarovs viel Ähnlichkeit mit der Persönlichkeit Oblomovs. Ruhe, Trägheit, die Neigung zur Untätigkeit sind seine charakteristischen Eigenschaften, welche allerdings am wenigsten für die Rolle eines sozialen Führers geeignet sind. Die Schilderung seines Charakters finden wir zur Genüge in seiner „Fregatte Pallas“. Auch im Schlußkapitel des „Oblomov“ schildert er sich selbst in der Gestalt des „wohlbeleibten Schriftstellers mit apathischem Gesicht und schläfrigen Augen“ [123]). „Es ist wohl mein Schicksal, selbst faul zu sein und auch alles, was mit mir in Berührung kommt, mit meiner Faulheit anzustecken“ [124]), sagt er im erstgenannten Werk.

Dennoch war das Erscheinen des „Oblomov“ ein großes literarisches Ereignis. Der Roman machte ungeheueres Aufsehen. Gerade in der Zeit, da alles in Rußland zur Tat, zum Schaffen drängte, mußte diese Darstellung der Trägheit als des russischen Nationallasters die Gemüter mächtig erregen. „Die russische Gesellschaft hatte den schweren Alpdruck des vom Staat geheiligten Spießertums noch nicht ganz abgeschüttelt, da wurde ihr das in grellen Farben gemalte scharf umrissene Bild des in Dauerschlaf verfallenen Oblomov vor Augen gestellt. Die Zeichnung war so umfassend, das Typische so scharf herausgearbeitet, daß jeder russische Bürger, besonders der in Reden erbarmungslos radikale, im Handeln vorsichtig liberale, seine eigenen wesentlichen Züge in dieser Gestalt erkennen konnte. Fast die ganze russische „gebildete“ Gesellschaft, mit ganz wenigen Ausnahmen, wurde sich ihrer Verwandtschaft mit Oblomov bewußt; der Typus wurde zum Symbol, das Landgut Oblomovka dehnte sich über ganz Rußland aus“ [125]).

Wenn Gončarov aber die Trägheit und Tatenscheu der russischen Natur bloßgelegt hatte, so fragt es sich doch: Welches sind diejenigen positiven Ideale, die der Dichter als Gegensatz zu diesem Nationallaster ausstellt?

Diese Ideale sind in den Gestalten von Aduev („Die alltägliche Geschichte“), Stolz („Oblomov“) und Tušin („Die Schlucht“) verkörpert. Das sind aktive, unternehmungsfähige Naturen. Allein diese Aktivität ist auf keine hohen Ziele gerichtet, sie bleibt in den Grenzen eines ziemlich inhaltslosen spießbürgerlichen Daseins; sie versucht

---

[122]) Ivanov-Razumnik: Istorija russkoj obščestvenoj mysli, B. I, 226/227.
[123]) A. Luther: Literaturgeschichte, S. 237.
[124]) Gončarov: Gesammelte Werke, B. II.
[125]) Die Worte Ivanov-Razumniks bei A. Luther, S. 234.

nicht die allgemeingültigen sozialen Probleme, sondern nur die Fragen des eigenen Lebens zu lösen. „In der Person Gončarovs hatte sich das ethische Spießertum ein testimonium paupertatis ausgestellt", sagt Ivanov-Razumnik[126]).

Nur in seinem letzten Roman „Die Schlucht" versuchte Gončarov an die aktuellen sozialen Probleme heranzukommen. Der Versuch mißlang aber vollständig. In der Person des Helden Volochov sehen wir eine übertriebene unkünstlerische Karikatur der Nihilistenbewegung, welche ihr Ziel, diese Bewegung zu brandmarken, nur verfehlen konnte[127]). Wenn wir diese Gestalt z. B. mit dem Turgenevschen Bazarov vergleichen, so tritt ihre künstlerische Armut deutlich hervor.

Selbstverständlich bleibt der Hauptheld Gončarovs immerhin eine der glänzendsten Figuren der russischen Literatur. Und wenn manche Literaturhistoriker bestrebt sind, auch die künstlerische Bedeutung dieses Dichters zu bestreiten[128]), so sind wir wenig geneigt, uns dieser Meinung anzuschließen. Es ist immerhin eine außergewöhnliche Leistung, „den Helden durch zwei starke Bände nur auf dem Sopha liegen zu lassen und doch das Interesse des Lesers fesseln zu können"[129]). Die direkte Rolle Gončarovs in der russischen sozialen Bewegung ist aber mehr als bescheiden.

VI. N. Nekrasov.

In seinem Aufsatz „N. A. Nekrasov. Zu seinem 25. Todestag" erzählt G. W. Plechanov folgendes: „Ich war damals in der letzten Klasse des Militärgymnasiums. Wir saßen in einer Gruppe einiger junger Männer und lasen Nekrasov. Sobald wir „Die Eisenbahn" beendet hatten, ertönte das Signal, das uns zum Militärunterricht rief. Wir versteckten das Buch und gingen ins Zeughaus, um die Gewehre zu holen, wobei wir uns unter dem starken Eindruck des soeben Gelesenen befanden. Als wir uns aufzustellen begannen, kam mein Freund S. an mich heran und flüsterte, das Gewehr fest umklammernd: „Ach, ich würde gern das Gewehr nehmen und für das russische Volk kämpfen gehen!" Diese Worte, heimlich einige Schritte von der strengen Obrigkeit ausgesprochen, haben sich tief in mein Gedächtnis eingegraben; ich erinnerte mich ihrer immer wieder, als ich dazu kam, „Die Eisenbahn" zu lesen"[130]).

M. N. Pokrovskij ist der Meinung, „Wenn Nekrasov nichts weiter geschrieben hätte, als nur „Die Eisenbahn", würde er doch verdient haben, daß ihm die proletarische Revolution ein Denkmal errichtete"[131]). Pokrovskij nennt dieses Gedicht „eine Theorie der Arbeitskalkulation in Versform, geschrieben von einem Mann, der

---

126) Ivanov-Razumnik: B. I, S. 226.
127) Vgl. A. Luther, S. 237.
128) Zum Beispiel Ivanov-Razumnik.
129) A. Brückner: Rußlands geistige Entwickelung, S. 94, Tübingen 1908.
130) G. Plechanov: Gesammelte Werke, B. X, S. 377.
131) Die Zeitung „Pravda" vom 6. Dezember 1921, Nr. 275.

sicherlich keine einzige Schrift von Marx gesehen hatte." „Poet ist Prophet" sagt Pokrovskij, „ihm ist der Segen erteilt worden, mit seinen verkündenden Augen das vorherzusehen, was gewöhnliche Sterbliche erst nach dem Lesen vieler Bücher begreifen"[132]).

Wenn hier nur von einem Gedicht die Rede ist, so könnte doch der Sinn dieses Zitats auch auf andere Schriften Nekrasovs ausgedehnt werden. Unter den „Narodniki" gab es einen wahren Kultus Nekrasovs. Der bekannte „Schlüsselburger" N. A. Morozov in seinen „Erinnerungen" spricht sogar die Meinung aus, die ganze Bewegung der „Narodniki" sei hauptsächlich unter dem Einfluß des Dichters erstarkt und selbst die Form der Bewegung „unter dem Einfluß der Gedichte Nekrasovs" entstanden. Diese Gedichte „las die ganze damalige Jugend mit Begeisterung und lernte sie auswendig"[133]). Auch in diesen Worten, wie in den meisten Erinnerungen der Zeitgenossen tritt uns natürlich eine gewisse Übertreibung entgegen. Doch die Rolle Nekrasovs in der Erweckung und Erregung jener eigenartigen begeisterten Liebe zum einfachen russischen Volk, zum leidenden Bauern, welche den psychologischen Grund dieser fanatischen Strömung darstellte, ist nicht zu unterschätzen. Wenn Tolstoj die Kunst als „ein Mittel der emotionalen Ansteckung" bezeichnet[134]), so finden wir in dem zweifellosen Einfluß Nekrasovs eine Bestätigung dieses Gedankens. Wie kein anderer russischer Dichter, verstand es Nekrasov, die ganze Generation sozusagen zu hypnotisieren. Das hypnotische Exaltationsmoment (und zwar auf einer ästhetischen Grundlage, denn es gibt Exaltationsmomente auch anderen Ursprungs) muß beim Studium des „Narodničestvo" unbedingt in Betracht gezogen werden. Es ist bestimmt fehlerhaft, diese wichtigste Etappe der russischen Geschichte einerseits nur vom Standpunkte ethischer Faktoren (wie es idealistisch-gesinnte Historiker pflegen), andererseits vom Standpunkte allein materieller Faktoren[135]), ohne die ästhetische Seite der Bewegung zu berücksichtigen, zu betrachten.

Was ist das „Narodničestvo"? Krapotkin schildert die Bewegung als eine fanatische, ohne irgendwelche ästhetischen Momente festzustellen: „Es war nicht eine organisierte, sondern eine elementare Bewegung — eine derjenigen Bewegungen, die in den Augenblicken des Erwachens des menschlichen Gewissens beobachtet werden"[136]). Auch der Terrorist Kravčinskij sagt: „Diese Bewegung kann kaum eine politische Bewegung genannt werden. Es war vielmehr ein Kreuzzug, da sie sich durch den ansteckenden und alles

---

[132]) ibid.
[133]) Sakulin: N. A. Nekrasov, S. 48.
[134]) Tolstoj: Was ist die Kunst?
[135]) M. Pokrovskij bezeichnet das „Narodničestvo" als einen kleinbürgerlichen Sozialismus, der „auf dem Boden der Unterdrückung und Ausplünderung des kleinen Besitzers durch das Großkapital geboren wurde". „Der Kleinbürger haßt das Kapital und sieht sein Ideal in der Dorfgemeinde" usw. Geschichte Rußlands (deutsch), 1929, S. 171/172.
[136]) Krapotkin, S. 291; Bogučarskij, S. 179.

verzehrenden Charakter aller religiösen Bewegungen auszeichnete. Die Menschen strebten nicht nur nach der Erreichung bestimmter praktischer Ziele, sondern zugleich auch nach der Befriedigung eines tiefen Bedürfnisses der persönlichen moralischen Reinigung. Allein diese Bewegung hielt nicht aus und konnte nicht aushalten beim Zusammenstoß mit der rohen und groben Wirklichkeit. Die Propagandisten wollten nichts für sich selbst. Sie waren die personifizierte Selbstopferung. Allein diese Menschen waren zu ungeeignet für den bevorstehenden schrecklichen Kampf. Der Typus des Propagandisten der 70er Jahre gehörte zu denjenigen, die eher bei religiösen, als bei revolutionären Bewegungen in den Vordergrund treten. Der Sozialismus war sein Glaube, das Volk sein Gott. Er glaubte fest, daß die Revolution, wenn nicht heute, dann morgen ausbrechen müsse, ohne die ganze Klarheit der widersprechenden Tatsachen zu berücksichtigen; genau so glaubten die Menschen im Mittelalter an das Herannahen des Gottesgerichts"[137]).

Auch P. Akselrod betont in seinem Aufsatz: „Die Übergangsperiode unserer Partei" den fanatischen Charakter der Bewegung. „Das Gehen ins Volk" ist eher ein Pilgern von gläubigen, freilich leichtgläubigen Massen von Männern, Weibern und Kindern zu dem heiligen Orte des Volkslebens, als eine ernst durchdachte Tat einer bewußten und organisierten revolutionären Partei gewesen"[138]). Alle diese Darstellungen geben nur das Exaltationsmoment des „Narodničestvo" richtig wieder. Die Vergleichung der „Narodniki" mit den Kreuzzüglern und der ganzen Bewegung mit den religiösen Bewegungen ist aber m. E. falsch und bedeutet eine Verwechselung der ethischen und der ästhetischen Faktoren. Denn die „Narodniki" verfolgten am wenigsten das ethische Ziel der persönlichen moralischen Reinigung, wie es Kravčinskij meint. Er widerspricht sich selbst, denn er schreibt ja etwas weiter, daß sie nichts für sich selbst wollten. Die Kreuzzüge und alle religiösen Bewegungen verfolgten im bedeutenden Grade ein rein subjektives Ziel: die Rettung der eigenen Seele. Das objektive Streben nach einem idealen Ziel ohne persönliches Interesse ist dagegen ein ästhetisches Streben (Kant). Der Versuch, ein als schön oder erhaben erscheinendes Ideal im Leben zu verwirklichen, ist darum eine rein ästhetische Seelenforderung, welche mit den ethischen Faktoren nichts zu tun hat.

Das „Narodničestvo" hatte seinen Ausgangspunkt haupsächlich in einer durch literarische Einflüsse entstandenen Poetisierung des russischen Bauern. Wenn Vengerov schreibt, daß „die Menschen von damals kaum den ersten Christen hinsichtlich ihrer moralischen Kraft nachstanden"[139]), so ist diese Behauptung kaum richtig, da diese moralische Kraft ja beim ersten Zusammenstoß mit der groben

---

[137]) Bogučarskij: Aktivnoe Narodničestvo, S. 179.

[138]) P. Axelrod: „Obščina" 1878, Nr. 8, S. 21.

[139]) S. Vengerov: Dostoevskij und seine Popularität. Dr. A. Sbornik: „Otklik", 1881, S. 189.

Wirklichkeit versagte. Bei den „Kreuzzüglern“ und bei den „ersten Christen“ wäre es nicht zu verstehen, bei poetisch gestimmten Knaben und Mädchen (wie die meisten Narodniki es waren) ist es selbstverständlich.

Der bekannte Schriftsteller A. Michajlov, einer der Führer der „Narodniki“, schildert folgendermaßen die ästhetische Entstehung dieser Bewegung: „Meine Schulkameraden und ich pflegten auf dem malerischen Ufer der Desna in Novgorod-Seversk zu Lektüre und Unterhaltung zusammenzutreffen. Unsere Liebe zur Natur ging unauffällig in die Liebe zur Menschheit über. Es kam ein leidenschaftliches Bedürfnis, die Menschheit genau so harmonisch und erhaben zu sehen, wie die Natur selbst. Es kam das Verlangen, für dieses Glück alle Kräfte und das Leben zu opfern. Hier, angesichts des blauen Himmels, des klaren Wassers des Flusses, und des Waldes auf dem Ufer, leistete ich den Geheimschwur, für das Volk zu leben und zu sterben“ [140])! Welches sind also die psychologischen Quellen, die diese ästhetische Begeisterung mit der Natur und mit ihrem Herrn, dem Volke, nährten?

Als eine der mächtigsten dieser Quellen erscheint die Poesie Nekrasovs. Die Themata seiner Gedichte sind höchst eintönig, fast immer mit einer melodramatischen Färbung. Die künstlerische Form seiner Werke ist durchaus nicht einwandfrei, und er kann keinesfalls mit den großen russischen Dichtern verglichen werden. Trotzdem hielt ihn Černyševskij (der, wie wir schon gesehen haben, von dem Dichter nur einen Nutzen forderte) für einen Dichter, der höher als Puškin stehe [141]). Nach Černyševskijs Kunstbegriff war Nekrasov „ein nützlicherer Poet“, als es Puškin gewesen war. Eine charakteristische Schilderung Plechanovs, wie die Gedichte Nekrasovs junge Gymnasiasten exaltierten, habe ich schon zitiert. Auch in einer ganzen Reihe von Erinnerungen und Tagebüchern finden wir die Bestätigung dieses Einflusses.

E. Litvinova schreibt in ihren „Erinnerungen“: „Nekrasov war ein wahrer Beherrscher der Gedanken des größten Teils derjenigen Generation, die im Augenblick der Bauernbefreiung im Jünglingsalter stand. Zwei kleine Bände der Gedichte von Nekrasov waren unsere täglichen Handbücher“ [142]).

Jer. Jasinskij erinnert an die Begeisterung, die in den 60er Jahren den intelligenten „Raznočinec“ ergriff. Sie „löste sich in der poetischen Strömung der Nekrasovschen Melodien; es ist zweifellos, daß „Die Muse der Rache und Traurigkeit“ allen Molotovs, Lopuchovs und Bazarovs den Weg des Martyriums, den edlen und heldenhaften Dornenweg zur Befreiung des Volkes von der Seuche der politischen und ökonomischen Sklaverei zeigte“ [143]).

---

[140]) Bogučarskij, S. 183.
[141]) Zakulin: N. A. Nekrasov, S. 256/257.
[142]) E. Litvinova: Erinnerungen an N. A. Nekrasov. Wissensch. Rundschau, 1903, IV, S. 131.
[143]) „Kniga i revoljucija“, 1921, II, S. 49.

Selbst Kinder standen unter dem Einfluß des Dichters. Charakteristisch erscheint in diesem Sinne folgende Erzählung Turgenevs: „Als ich in Petersburg war, kam ich zu einem meiner Freunde. Er kleidete sich im Kabinett an, und ich erwartete ihn im Nebenzimmer. Hier saß seine Tochter, ein Mädchen im Alter von etwa 12 Jahren, mit einem Buch in der Hand. Ich kam zu ihr heran und fragte: „Was lesen Sie?“ „Ein Gedicht von Nekrasov“. „Gefällt es Ihnen?“ „Ja.“ „Was gefällt Ihnen eigentlich?“ „Das Gefühl der bürgerlichen Trauer, welches in seinem Gedichte enthalten ist“ [144]). In einem feierlichen Schreiben, welches die Petersburger Studenten Nekrasov nicht lange vor seinem Tode überreichten, nennen sie ihn einen „Sänger des Volksleidens“, der „die mächtige Liebe zum Volk entzündete und den Haß gegen seine Bedrücker aufreizte“. „Wir werden niemals den Namen dessen vergessen, der für das Glück des Volkes mitgewirkt hat“ [145]). Wie betrachtete die Regierung die Tätigkeit Nekrasovs?

Herzen schrieb in seinem „Kolokol“: „Die russische Regierung sieht die Poesie Nekrasovs als eine Höllenmaschine an“ [146]). Der Staatsrat E. Volkov teilt in einem Geheimbericht an den Kultusminister folgendes mit:

„Laut Befehl Euer Exellenz, der mir am 10. Nov. d. J. vom Herrn Kanzlei-Direktor überreicht worden ist, sind von mir die Gedichte Nekrasovs in zensureller Beziehung untersucht worden. Ich habe die Ehre, meine Ansichten über diese Schriften dem Gutachten Eurer Exzellenz anheimzustellen. Der Name des Herrn Nekrasov, in unserer Literatur schon längst bekannt, ist noch bekannter geworden, seit die Sammlung seiner Gedichte im Verkauf erschienen ist. Das Buch wird mit einer überraschenden Schnelligkeit ausverkauft. Die einen kaufen es, weil das ausgezeichnete Talent des Autors bei ihnen Anklang findet, die anderen aus Neugierde, welche durch Gerüchte über das bevorstehende Verbot der genannten Gedichte entstanden ist. Jedenfalls sieht man das Buch Nekrasovs fast in jeder gebildeten Familie; alle lesen es, alle sind von ihm begeistert, — alle eilen, es zu kaufen.

Unbestreitbar, das Talent Nekrasovs ist groß. Viele seiner Gedichte liest man mit einem besonderen Genuß; sie aber nicht nur vom literarischen Standpunkte betrachtend, muß ich dennoch sagen, daß es in diesen Gedichten meines Erachtens vieles gibt, was für den Druck unzulässig ist. Hier ist ein Verzeichnis der Gedichte, auf die ich Eure Exzellenz aufmerksam zu machen, für meine Pflicht halte:

1. „Der Poet und der Bürger.“ In diesem Gedicht wird über die Pflichten des Bürgers gesprochen und unter anderem darüber, daß wir keinen echten Bürger hätten, keinen, der sein

[144]) Turgenevskij-Sbornik, 1915, S. 81.
[145]) „Kniga i revoljucija“, 1921, S. 54/55.
[146]) „Kolokol“, 1857, II, „Aus Petersburg“.

Vaterland wirklich und warm liebe. Einige dabei geäußerten Gedanken und Ausdrücke scheinen mir vielleicht nicht übereinstimmend zu sein mit den Grundlagen und Ansichten der Regierung.

2. „Das vergessene Dorf." Das sichtbare Ziel dieses Gedichts besteht darin, dem Publikum zu zeigen, daß unsere Gutsbesitzer gar nicht auf die Nöte ihrer Bauern eingehen, sogar nichts von ihnen wissen und nicht für das Wohl der Bauern sorgen. Manche verstehen unter den Worten „Vergessenes Dorf" etwas ganz anderes — sie sehen darin etwas, war gar nicht darin enthalten zu sein scheint, eine geheime Andeutung auf Rußland"[147]).

Auch ein anderes Haupt der Zensur, Geheimrat Przesławski, „findet die Gedichte von Nekrasov absolut unpassend und unzeitgemäß, da sie die Leiden der niedrigstehenden Klassen und ihrer ausgezeichneten Eigenschaften schildern, im Gegensatz zur Sittenlosigkeit und Grausamkeit der sie bedrückenden höheren Klassen. Darum hält es Herr Przesławski für unpassend, eine neue Ausgabe der Gedichte des Herrn Nekrasov zu erlauben, wenigstens bis zu der Zeit, in der das heutige Bauerndasein schon den Erinnerungen der Vergangenheit angehören wird"[148]).

In einem Bericht des Mitgliedes des Zensurkomitees Juferov über die Zeitschrift „Otečestvennyja Zapiski" macht er darauf aufmerksam, daß die bis dahin gutgesinnte Zeitschrift, nach dem Eintritt Nekrasovs in ihre Redaktion, eine schädliche Tendenz erhalten habe. Diese mache sich bemerkbar in der „Trauer über das arme Volk und die ganze niedrigstehende Klasse überhaupt, in der Abneigung gegen die höheren Klassen und hauptsächlich gegen den Adel, sowie im systematischen Sammeln und Aussuchen von schwersten Erscheinungen unseres Lebens und in den pessimistischen Ansichten über unser Staatssystem"[149]).

Im Jahre 1871 erhält die Zeitschrift „O. S." eine Warnung, weil sie unter anderem das Gedicht Nekrasovs „Die jüngste Vergangenheit" abgedruckt hatte. „Das Gedicht beschreibt einige wesentliche Seiten unseres staatlichen und sozialen Daseins der jüngsten Vergangenheit, schildert sie mit sichtbarer Einseitigkeit und mit dunkelsten Farben und macht eine unpassende Anspielung auf die Erwartungen der Gesellschaft, welche sich angeblich nicht bewährt hätten"[150]).

Man kann natürlich sagen, daß alle diese Zeugnisse einseitig seien, da sie nur die „schädliche" Tätigkeit Nekrasovs bestätigen, nicht aber, wie sie vom lesenden Publikum aufgenommen wurde. Da für uns aber gerade diese Seite der Frage die wichtigste ist, zitiere ich noch einen dritten Zensurbericht. Er ist gegen die Zeitschriften „Sovremennik" und „Russkoe Slovo" gerichtet. Die

---

147) „Kniga i revoljucija", 1921, II, S. 39/40.
148) ibid. S. 43.
149) ibid. S. 509. Auch „Nekrasov in den Erinnerungen und Dokumenten", Leningrad 1930.
150) ibid. S. 267.

erstere war die Zeitschrift Nekrasovs. „... man kann ohne Übertreibung sagen, daß die jetzige junge Generation meistenteils auf Grund der Ideen des „Kolokol", „Sovremennik" und „Russkoe Slovo" erzogen wird. Zum Glück gehen natürlich nicht alle unserer Zeitschriften den Weg der „Sovremennik" und „R. S."; einige polemisieren sogar gegen sie und versuchen die Grundlosigkeit ihrer Meinungen zu enthüllen. Leider betreffen diese Enthüllungen mehr die literarische Seite der von ihnen kritisierten Aufsätze, als ihren Geist und ihre Richtung... Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zeitschriften „Sovremennik" und „R. S." bei uns einen wichtigen Einfluß auf die Masse des lesenden Publikums ausüben, insbesondere des jungen Publikums. Der Richtung, in der sie herausgegeben werden, müssen Schranken gesetzt werden. Ich halte es für notwendig, den verantwortlichen Redakteuren die letzte strenge Warnung auszusprechen und nachher, falls dort wieder ähnliche Artikel oder Gedanken erscheinen, bei dem Kaiser die Schließung dieser Zeitschriften zu beantragen"[151]).

Am 12. November 1865 erhielt der „Sovremennik" die erste Warnung wegen eines „indirekten Vorgehens gegen die Eigentumsbegriffe", für „Aufreizung gegen die höheren und wohlhabenden Klassen" und „Verletzung der Grundlagen des Ehebundes"[152]).

Der berüchtigte Bulgarin schrieb in seinem Bericht an die „III. Abteilung der Kanzlei Seiner Majestät", die sich mit politischen Verbrechen befaßte: „Nekrasov ist ein leidenschaftlicher Kommunist. Es genügt, seine Gedichte und Prosa zu lesen, um sich davon zu überzeugen. Er wirkt zugunsten der Revolution"[153]).

Daß Nekrasov einen beispiellosen Erfolg bei dem lesenden Publikum hatte, zeigt schon sein außergewöhnlicher materieller Aufstieg. Aus dem hungernden Vertreter der literarischen Bohème ist er zu einem reichen Kapitalisten geworden. Schon eine Auflage seiner Gedichte brachte ihm 150 000 Rubel ein[154]). Eine ganze Reihe der Gedichte Nekrasovs sind zu Volksliedern, oder richtiger gesagt: zu Revolutionsliedern geworden; eine Versammlung von liberalgesinnten jungen Leuten ist in Rußland ohne Singen Nekrasovscher Lieder fast unvorstellbar. Erst nach dem Singen kommt die notwendige Stimmung. „Die Poesie Nekrasovs, der niemals ein Revolutionär war, wurde zu einer Revolutionspoesie"[155]).

Er war wirklich kein Revolutionär, jedenfalls wissen wir nichts von seiner revolutionären Überzeugung. Seine ganze Tendenz bestand in der poetischen Schilderung des schweren Loses des russischen Bauern. Allein die Art, wie er es schilderte, fand Widerhall in den ästhetischen Empfindungen der Jugend, reizte sie auf und regte zur Aufopferung und zum Heldentum an.

---

151) ibid. S. 361.
152) A. Nikitenko: Tagebuch, II, S. 54/56.
153) „Byloe", 1906, X, S. 283.
154) „Kniga i revoljucija", 1921, II, S. 44.
155) G. Plechanov: N. A. Nekrasov, B. X, S. 390.

Es ist eine Äußerung von Antonovič bekannt, die Gedichte Nekrasovs seien nichts anderes, als die in Versform übertragenen Aufsätze von Dobroljubov[156]). Dieser Ausspruch ist, wenn auch nicht genau, immerhin sehr bezeichnend. Dobroljubov war einer der Theoretiker des „Narodničestvo", er war auch derjenige, der der damaligen Literatur eine entsprechende Richtung gegeben hatte. Allein bei aller Größe seines Einflusses ist es zweifelhaft, ob es Dobroljubov gelungen wäre, seine Ideen praktisch durchzuführen, wenn ihm die talentvollen Dichter — Nekrasov und einige andere — nicht zur Seite gestanden hätten. Dobroljubov theoretisierte, Nekrasov begeisterte und feuerte an. Er verwandelte die theoretischen Berechnungen einer kleinen Gruppe in eine Massenbewegung, die, wie schon gesagt, die Bewegung der poetisch gestimmten jungen Idealisten war. Er trägt auch die Schuld daran, daß die aufrichtig begeisterte Jugend bald so schweren Enttäuschungen ausgesetzt war, da sie statt eines poetisch-idealisierten Nekrasovschen Bauern einen rohen und groben „Mužik" fand. Wir wissen, daß das „Narodničestvo" nicht durch Regierungsmaßnahmen, sondern hauptsächlich durch diese innere Zersetzung — Zusammenstoß des poetischen Traums mit der realen Wirklichkeit — sehr bald sein Ende erreichte und die dirigierende Partei sich von selbst auflöste.

Endlich seien noch die Worte M. N. Pokrovskijs angeführt, der gewiß am wenigsten geneigt ist, die Rolle eines solchen ideologischen Moments, wie die Poesie, zu übertreiben: „Nekrasov selbst wurde nicht Sozialist, er verstand es aber, in seinen intelligenten Lesern jene brennende Scham vor den Vertretern der physischen Arbeit zu wecken, die schon mehr als einen Intellektuellen zum Sozialisten gemacht hat. Er verstand die Scham zu wecken, weil er sie selbst tief empfand. Im Jahre 1917 hat die russische Intelligenz Nekrasov vergessen, als sie auf die Machtergreifung durch die Vertreter der physischen Arbeit mit einer Sabotage seitens der Wissenschaft und Kunst antwortete[157]). Und für das russische Proletariat ist diese Scham eines „Barin"-Poeten dem Arbeiter gegenüber noch eine weitere Ursache, um Nekrasov als seinen Dichter immer in Erinnerung zu halten"[158]).

Es ist in diesem Zitat nur nicht ganz richtig, daß die russische Intelligenz 1917 Nekrasov vergessen hätte. Da ich die schöne Literatur des 19. Jahrh. als eine der psychologischen Quellen der heutigen russischen Revolution betrachte, so muß ich betonen, daß die russ. Intelligenz auch jetzt noch den Dichter nicht vergessen hat. Eine rein Nekrasovsche Idealisierung des Bauern ist bei ihr ja bis heute geblieben, und die falsche Vorstellung des Volkslebens

[156]) Nekrasov in den Erinnerungen und Dokumenten, S. 463.

[157]) Pokrovskij meint damit jenen passiven Widerstand der russischen Intelligenz, den sie in den ersten Tagen der Oktoberrevolution dem Bolschewismus zu leisten versuchte.

[158]) Zeitung „Pravda" vom 6. Dezember 1921, Nr. 275. Der Aufsatz von M. N. Pokrovskij: „N. A. Nekrasov."

brachte dem russischen „Intellektuellen", der seine Kenntnisse und seine Begeisterung im bedeutenden Grade der Nekrasovschen Poesie entnahm, viele schwere Enttäuschungen.

VII. L. N. Tolstoj.

Da der Gegenstand dieser Arbeit nur der Einfluß der schönen Literatur ist, so hätten wir natürlich die Rolle Tolstojs in der Schaffung der historischen Position der russischen Intelligenz nicht als eines Philosophen, sondern nur als eines Dichters zu untersuchen.

Unter dem Namen „Tolstovstvo" versteht man aber hauptsächlich diejenige Sittenlehre, welche nicht aus den belletristischen, sondern aus den philosophischen Schriften Tolstojs ausgeht. Und dennoch sind es ja gerade die belletristischen Werke, wie „Krieg und Frieden", „Anna Karenina", „Auferstehung" u. a., die die sittliche Lehre Tolstojs popularisiert haben. Und wenn „Tolstovstvo" sicherlich auch einen Bestandteil der Psychologie der russischen Revolution darstellt, so haben wir das ausschließlich dem künstlerischen, nicht aber dem philosophischen Genie Tolstoj zu verdanken. Wäre Tolstoj nicht ein genialer Dichter, so hätte höchstwahrscheinlich niemand seine Philosophie gekannt.

Der „große Künstler der russischen Erde"[159]) wurde im Laufe der Zeit ein prinzipieller Gegner der Kunst[160]) und schätzte seine eigenen Werke nur im Sinne ihrer inneren sittlichen Idee. Bekannt ist seine Antwort an Prof. Mečnikov, als der letztere begeistert mit dem Dichter über seine Kunstwerke sprach: „Wie in der Schaubude der Bajazzo herausspringt und verschiedene Kunststücke zeigt, um das Publikum in das Innere hereinzulocken, wo erst die richtige Vorstellung gegeben wird, so spielen auch meine Kunstwerke dieselbe Rolle: sie locken die Aufmerksamkeit auf meine ernsten Sachen heran"[161]). Bezeichnend ist auch die Meinung Tolstojs über die Literatur: „Die Literatur ist genau so nur eine geschickte Exploitierung, wie eine Pacht, welche nur für die daran Beteiligten vorteilhaft, für das Volk aber nachteilig ist"[162]). „Die Zeitschriften, wenn auch für das Volk herausgegeben, die Schriften selbst solcher Dichter, wie Puškin, Gogol, Turgenev, Deržavin, sind dem Volk unbekannt und nicht nötig und bringen ihm keinen Nutzen. Weder pflügen, noch Kvas machen, noch Bastschuhe flechten, ja nicht einmal beten lernt und lernte das Volk aus den Büchern"[163]).

Tolstoj vergleicht also das Künstlerische in seinen Werken mit einem hereinrufenden Bajazzo. Dieser Vergleich ist für uns insofern

[159]) „Leo Tolstoj — eine allgegenwärtige Macht im weiten russischen Reich." Prof. K. Stählin: Über Rußland, die russische Kunst und den großen Dichter der russischen Erde.

[160]) Die Aufsätze Tolstojs: „Was ist Kunst?" und „Shakespeare, eine kritische Studie" u. a.

[161]) N. Gusev: „Zwei Jahre mit Leo Tolstoj", S. 284.

[162]) Der Aufsatz: „Der Fortschritt und das Wesen der Bildung", Granat, Istorija Rossii v 19 v. B. IV, S. 275.

[163]) ibid.

von Bedeutung, als er ja die Bestätigung der Meinung über die anziehende Rolle des Schönen ist. Wenn er aber die ganze russische Literatur als nutzlos bezeichnet, so gehört das nur zu den typischen Tolstojschen Widersprüchen und Übertreibungen. Auch aus seinen Werken lernte das Volk nicht Kvas machen, und dennoch riefen diese Werke eine ganz bedeutende Bewegung, bekannt unter dem Namen „Tolstovstvo", hervor, die, positiv oder negativ, zu einer der Richtungen der russischen revolutionären Strömung geworden ist.

Bei der Untersuchung der Rolle Tolstojs benutze ich hauptsächlich die Zeugnisse von Lenin und Trockij, welche sicherlich zuständig genug sind, um die Ergebnisse des Tolstojschen Einflusses während der Revolution aus nächster Nähe zu beurteilen. Maßgebend ist dabei nur das faktische Material, nicht die agitatorischen Ausführungen dieser Kommunistenführer. Leo Trockij formuliert folgendermaßen das sozial-philosophische Programm Tolstojs [164]:

1. Die Sklaverei der Menschheit wird nicht durch soziologische Gesetze, sondern nur durch rechtliche Institutionen geschaffen.

2. Die Sklaverei unserer Zeit erscheint als ein Ergebnis von drei Institutionen, und zwar der Institutionen des Bodenbesitzes, des Steuersystems und des Eigentumsrechts.

3. Nicht nur die russische, sondern auch jede andere Regierung stellt eine Institution dar, die gewalttätig und straflos ungeheuerste Verbrechen begeht.

4. Der wahre Fortschritt kann nur durch die religiös-moralische Vervollkommnung einzelner Persönlichkeiten erreicht werden.

5. Um die Regierungen loszuwerden, ist es gar nicht notwendig, gegen sie mit äußeren Mitteln zu kämpfen; es genügt, sich nicht an ihnen zu beteiligen und sie nicht zu unterstützen. Dazu ist es erforderlich: a) keine Pflichten, wie die des Soldaten, des Generals, des Ministers, des Dorfschulzen, des Abgeordneten usw. zu übernehmen. b) Der Regierung keine Steuern, weder direkte noch indirekte, freiwillig zu zahlen, c) keine Regierungsinstitutionen zu benutzen und in keiner Form Regierungsgelder anzunehmen, d) durch keine Mittel der Regierungsgewalt eigenes Eigentum zu schützen."

Wenn wir aus diesem Schema, sagt Trockij, den für sich gesondert stehenden Absatz 4 herausnehmen, so erhalten wir ein ziemlich abgeschlossenes anarchistisches Programm: die Verneinung des Staates und der Politik und als Kampfmethode den Generalstreik und den allgemeinen Boykott, eine „Meuterei mit gekreuzten Armen" [165]).

Inwiefern übten diese Ideen einen Einfluß auf die russische revolutionäre Bewegung aus? Um diese Frage zu beantworten,

---

[164]) Kunst und Literatur in marxistischer Beleuchtung, II, S. 476.
[165]) ibid.

muß ich kurz die Einstellung Tolstojs zu den wichtigsten revolutionären Richtungen schildern.

Die Idee Tolstojs besteht nicht darin, an die Stelle der kapitalistischen Ordnung einen sozialistischen Gewaltstaat zu setzen, sondern lediglich darin, die Ordnung der Dorfgemeinde vor den zerstörenden „äußeren“ Einflüssen zu behüten. Der auf der ganzen Erdkugel vor dich gehende Kampf der zwei Welten — der bürgerlichen und der sozialistischen — findet bei unserem Dichter keinen Beifall. Der Sozialismus ist für ihn ebenso unannehmbar, wie der Kapitalismus. Aber auch sein Anarchismus unterscheidet sich wesentlich von allen ähnlichen Lehren, und zwar durch sein agrarkonservatives Prinzip. Die Rettung der Menschheit kann nach Tolstoj nicht durch eine Vorwärtsbewegung, sondern nur durch eine radikale Umkehr nach rückwärts kommen.

Die Eigenart dieser Position begründet auch die Einstellung verschiedener Klassen der russischen Bevölkerung zu dieser Lehre und erklärt die Besonderheiten des Einflusses Tolstojs. Verschiedene Schichten der Bevölkerung finden in dem Dichter ihren Freund und ihren Feind. Die Reaktion und die Revolution nutzen die Autorität dieses Weltnamens aus. „Es ist schwer“, schreibt Leo Trockij, „einen anderen Dichter zu finden, den die Geschichte gegen seinen Willen so böse ausgenutzt hat, wie gerade Tolstoj. Ein konservativer Anarchist, ein Todfeind des Liberalismus, wird er an seinem achtzigsten Geburtstage zum Bannerträger einer stürmischen politischen Demonstration des russischen Liberalismus. Ein Verneiner der ganzen kapitalistischen Kultur, findet er eine günstige Aufnahme bei der europäischen und amerikanischen Bourgeoisie, die in seiner Predigt sowohl den Ausdruck ihres gegenstandslosen Humanismus, wie auch ein p s y c h o l o g i s c h e s S c h u t z m i t t e l gegen die revolutionäre Umsturzphilosophie findet. Er, ein mystischer Moralist,, ein Feind der Politik und der Revolution, nährt im Laufe einer Reihe von Jahren das erwachende revolutionäre Bewußtsein zahlreicher Gruppen des Volkssektierertums“[166]).

Die Lehre Tolstojs ist also nach Trockij einerseits ein „psychologisches Mittel gegen die revolutionäre Umsturzphilosophie“, anderseits eine Quelle des Revolutionsgeistes. Die erste Behauptung trifft selbstverständlich zu; die zweite muß, glaube ich, wesentlich korrigiert werden: wäre Tolstoj nur ein gelehrter Philosoph gewesen, so wäre es sicherlich nicht möglich, daß seine Lehre, welche ausgesprochen g e g e n die Revolution gerichtet ist, als eine Quelle des Revolutionsgeistes erscheinen könnte. Tolstoj ist aber vor allem ein genialer Dichter gewesen, und darin liegt die Erklärung seines revolutionären Einflusses.

1. Jede echte Kunst mit ihren Elementen der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Kampfes, insofern sie auf die Bekämpfung des

---

[166]) ibid.

umgebenden Milieus gerichtet ist, wirkt natürlicherweise revolutionär, mag der Künstler auch Gegner der Revolution sein.

2. Die Unklarheit des künstlerischen Freiheitsideals gibt immer dieser oder jener Gruppe die Möglichkeit, dieses Ideal im Sinne ihrer besonderen, sich von den Absichten des Künstlers manchmal gänzlich unterscheidenden Ziele zu deuten. Diese Gruppe schöpft aus dem künstlerischen Werk weniger seine innere Idee, als sein geistiges Pathos, seine Energie und Beharrlichkeit.

Der dichterische revolutionäre Einfluß Tolstojs ist also nur im Sinne seiner allgemeinen Freiheitstendenz zu beurteilen. Da Tolstoj in seinen Kunstwerken gegen jede Gewalt kämpft, auch gegen die revolutionäre Gewalt, so ist eine entsprechende Einstellung der kommunistischen Führer zu seinem Einfluß ganz klar. Wenn ich dennoch in weiterer Untersuchung Lenin und Trockij reichlich zitiere, so geschieht das 1. weil diese Zitate ein wichtiges Material für die Art und Größe des Tolstojschen Einflusses liefern, 2. weil schon allein die Energie, mit welcher Lenin die „Tolstovščina" bekämpft, diesen Einfluß bestätigt.

Lenin schreibt: „In unserer Revolution kämpft wirklich nur der kleinste Teil der Bauernschaft, und nur ein ganz geringer Teil erhob sich mit der Waffe in der Hand für die Vernichtung seiner Feinde, der Diener des Zaren und der Beschützer der Gutsbesitzer. Der größte Teil der Bauernschaft weinte und betete, träumte und räsonierte, schrieb Gesuche und sandte Fürsprecher — ganz im Geiste von Lev Nikolaevič Tolstoj. Und wie es immer in solchen Fällen geht, die Tolstojsche Enthaltung von der Politik, die Tolstojsche Verneinung der Politik und das Fehlen des Interesses an ihr *hatte zur Folge*, daß hinter dem bewußten und revolutionären Proletariat nur die Minderheit stand; die Mehrheit aber wurde zur Beute derselben prinziplosen, bürgerlichen Lakai-Intelligenten, die unter dem Namen Kadeten[167]) in die Versammlungen der „Trudoviki"[168]) und ins Vorzimmer Stolypins liefen, bettelten, verhandelten, versöhnten, versprachen —, bis sie durch einen Stoß des Soldatenstiefels herausgeworfen wurden. Die Tolstojschen Ideen sind ein Spiegel der Schwäche und der Irrtümer unseres Bauernaufstandes, eine Widerspiegelung der Kraftlosigkeit des patriarchalen Dorfes und der gewohnten Feigheit unseres „wirtschaftlichen Bäuerchens"[169]).

Diese Ausführungen Lenins sind insofern nicht ganz klar, als uns hier zwei Momente verwechselt zu sein scheinen: Einerseits die Tolstojsche Lehre „hatte zur Folge", daß hinter dem Proletariat nur die Minderheit der Bauern stand; andererseits sei diese Lehre ein „Spiegel" der Bauernstimmungen. Doch sind die Ausführungen Lenins für uns sehr wertvoll, weil sie zeigen, wie passend diejenige

---

167) „Kadety" — Mitglieder der konstitutionell-demokratischen Partei.

168) „Trudoviki" — Mitglieder der Arbeiterpartei.

169) Vladimir Lenin: „Leo Tolstoj und die Arbeiterbewegung", Verlag „Oktjabr mysli", Moskau 1924, S. 7/15.

Volksgrundlage war, an welche sich die Predigt Tolstojs richtete. Noch wichtiger erscheint das autoritäre Zeugnis Lenins, daß das „Tolstovstvo“ zu einem bedeutenden geistigen Element der russischen Revolution geworden ist.

Lenin schreibt weiter: „Nehmen wir die Soldatenaufstände 1905 bis 1906. Die soziale Zusammensetzung der Kämpfer unserer Revolution ist eine Zwischenschicht zwischen Bauernschaft und Proletariat. Das letztere ist in der Minderheit, darum zeigt die Bewegung in der Armee auch nicht entfernt eine solche Geschlossenheit, ein solches Parteibewußtsein, wie sie das wie durch einen Wink mit der Hand sozialdemokratisch gewordene Proletariat gezeigt hat. Andererseits ist nichts falscher, als die Meinung, die Ursache des Mißlingens der Soldatenaufstände sei das Fehlen führender Offiziere gewesen. Im Gegenteil, der Riesenfortschritt der Revolution seit den Zeiten der „Narodnaja Volja“ offenbarte sich gerade darin, daß die Waffen gegen die Obrigkeit „das graue Vieh“ in die Hände nahm, dessen Selbständigkeit die liberalen Gutsbesitzer und Offiziere so erschreckte. Der Soldat war immer für die Bauernsache: seine Augen flammten beim Wort „Erde“. Die Macht in den Truppen ging oftmals in die Hände der Soldatenmasse über; eine entschiedene Ausnutzung dieser Macht gab es aber niemals; die Soldaten schwankten, nach einigen Stunden töteten sie irgendeinen verhaßten Kommandeur, befreiten die Verhafteten und begannen Verhandlungen mit der Staatsgewalt; dann legten sie sich unter die Ruten, ließen sich erschießen und gingen wieder unter das Joch — ganz im Geiste von Lev Nikolajevič Tolstoj“ [170]).

Gegen jeden gewaltsamen Umsturz gerichtet, sind natürlich die Ideen Tolstojs für den Kommunismus eine höchst unerwünschte Erscheinung. Und jetzt, nach dem Siege des Kommunismus, desselben Kommunismus, der eine Revolution der Arbeiter und der Bauern sein will, ist es sehr interessant, wie Lenin die erste russische Revolution charakterisierte und ihren bäuerlich-tolstojanischen Charakter behauptete.

Im Jahre 1910 schrieb Lenin: „Eines der wichtigsten Merkmale unserer Revolution besteht darin, daß sie eine bäuerlich-bürgerliche Revolution ist in der Epoche sehr hoher Entwicklung des Kapitalismus in der ganzen Welt und relativ hoher Entwicklung desselben in Rußland. Es war eine bürgerliche Revolution, da ihre unmittelbare Aufgabe darin bestand, nicht den Sturz der bürgerlichen Herrschaft herbeizuführen, sondern nur den Sturz der zaristischen Selbstherrschaft, der zaristischen Monarchie und des Gutsbesitzerlandes. Die Bauernschaft verstand die erste Aufgabe nicht, sie verstand nicht den Unterschied zwischen ihr und den näheren und unmittelbareren Kampfaufgaben. Es war auch deshalb eine bäuerlich-bürgerliche Revolution, weil die objektiven Bedingungen die Frage der Änderung der Grundlagen des Bauernlebens, der Zerstörung des frü-

---

[170]) ibid.

heren mittelalterlichen Gutsbesitzes und der „Befreiung der Erde“ für den Kapitalismus in den Vordergrund rückten. Die objektiven Bedingungen führten die Bauernmassen auf die Arena einer mehr oder weniger selbständigen historischen Tätigkeit.

Die Werke Tolstojs bringen die Macht und die Schwäche, die Kraft und die Enge der bäuerlichen Massenbewegung zum Ausdruck. Sein feuriger, leidenschaftlicher, zuweilen schonungslos scharfer Protest gegen den Staat und die polizeilich-amtliche Kirche drückt die Stimmung der primitiven Bauerndemokratie aus, in welcher Jahrhunderte der Leibeigenschaft, der Beamtenwillkür, des kirchlichen Jesuitismus und des Betruges Berge des Zorns und des Hasses anhäuften. Seine unbeugsame Verneinung des Privateigentums spiegelt die Psychologie der Bauernmasse in einem historischen Augenblick wider, wo der mittelalterliche Gutsbesitz, sowohl der private, wie auch der staatliche, endgültig zu einem unerträglichen Hindernis für die weitere Entwicklung des Landes wurde, und wo dieser alte Gutsbesitz unvermeidlich der schonungslosen Zerstörung unterlag. Seine unaufhörliche, von tiefster, flammender Entrüstung erfüllte Anklage des Kapitalismus drückt das ganze Entsetzen des patriarchalischen Bauern aus, dem ein neuer unsichtbarer und unverständlicher Feind erscheint: ein Feind, welcher aus der Stadt oder aus dem Auslande kommt und noch nicht dagewesene Dinge, Ruin, Armut, Verrohung und Syphilis mit sich bringt.

Allein der feurig Protestierende, der leidenschaftliche Ankläger, der große Kritiker bekundete in seinen Werken gleichzeitig ein solches Unverständnis der Ursachen der Krise und der Mittel für die Lösung dieser Krise, wie es nur bei einem patriarchalischen Bauern, nicht aber bei einem europäisch gebildeten Dichter verständlich sein kann. Der Kampf mit dem leibeigenschaftlichen Polizeistaat und mit der Monarchie verwandelte sich bei ihm in eine Verneinung der Politik, führte ihn zu seiner Lehre des „Neprotivlenstvo“ [171]), zur Verurteilung des revolutionären Kampfes 1905 bis 1907. Der Kampf mit der Staatskirche führte ihn zur Predigt einer neuen gereinigten Religion, also eines neuen, feineren, gereinigten Giftes für die unterdrückten Massen. Die Verneinung des privaten Landbesitzes führte ihn nicht zur Konzentrierung des ganzen Kampfes auf den wirklichen Feind, den Gutsbesitzer und seine politische Machtwaffe, die Monarchie, sondern zu seinen nebeligen und kraftlosen Träumereien. Die Anklage gegen den Kapitalismus und das durch ihn den Massen verursachte Unglück lebte zusammen mit einer ganz apathischen Einstellung zu dem Weltbefreiungskampfe, welchen jetzt das internationale sozialistische Proletariat führt.

Die Widersprüche in den Anschauungen Tolstojs sind nicht nur die Widersprüche seines persönlichen Gedankens, sondern er-

---

[171]) Die Grundlage der Lehre Tolstojs, die darin besteht, daß man dem Übel keinen Widerstand leisten soll.

scheinen als eine Abspiegelung jener höchst komplizierten und sich widersprechenden Bedingungen, der sozialen Einflüsse, der historischen Traditionen, welche die Psychologie verschiedener Klassen und Schichten der russischen Gesellschaft in der nachreformerischen und vorrevolutionären Epoche bestimmten"[172]).

Alle Widersprüche Tolstojs kann man letzten Endes auf einen Gegensatz bringen: auf den ewigen Gegensatz zwischen der Poesie und der Wirklichkeit, auf den Gegensatz zwischen der künstlerischen Phantasie und dem Versuch, diese Phantasie ins Leben zu übertragen. Allein, ist Tolstoj vor allem ein Dichter und Künstler, so ist Lenin vor allem ein Agitator. Und wenn Lenin Tolstoj so scharf kritisiert und angreift, so ist seine Energie sicherlich nicht gegen seine Anschauungen als Dichter gerichtet, sondern gegen seinen Einfluß auf die breiten Massen, einen Einfluß, dessen Bedeutung Lenin offenbar erkannt hat.

Die Widersprüche in dem Schaffen Tolstojs erklären zweifellos auch manche Widersprüche in der Position der russischen Intelligenz in der revolutionären Bewegung. Ich zitiere wieder Lenin:

„Einerseits ist Tolstoj ein genialer Künstler, der uns nicht nur unvergleichliche Bilder des russischen Lebens, sondern auch erstklassige Werke der Weltliteratur gegeben hat, andererseits ist er ein Gutsbesitzer, der als Narr in Christo predigt[173]). Einerseits ein erstaunlich mächtiger, unmittelbarer und aufrichtiger Protestierender gegen die soziale Lüge, andererseits ein „Tolstovec", also ein hysterischer, überlebter russischer Intellektueller, der sich öffentlich vor die Brust schlägt und sagt: „Ich bin schlecht, ich bin häßlich, ich betreibe aber eine sittliche Vervollkommnung: ich esse kein Fleisch mehr und nähre mich nur von Reiskotelettchen." Einerseits die schonungslose Kritik der kapitalistischen Ausbeutung, die Enthüllung der Regierungswillkür, der Gerichtskomödie und der Staatsverwaltung, die Aufzeigung der ganzen Tiefe des Gegensatzes zwischen dem Wachstum des Reichtums und den Errungenschaften der Zivilisation und dem Wachstum der Verarmung, der Verrohung und der Quälerei der Arbeitermassen; andererseits die blödsinnige Predigt, daß man dem Bösen keinen Widerstand mittels Gewalt leisten soll. Einerseits der nüchternste Realismus, der Haß gegen alle Masken, andererseits die Predigt einer der abscheulichsten Dinge, die es in der Welt gibt, und zwar der Religion: das Bestreben, an die Stelle der Popen im amtlichen Dienst die Popen nach ihrer moralischen Überzeugung zu setzen, also die Kultivierung der verfeinerten und darum besonders ekelhaften „Popovščina". Daß Tolstoj bei solchen Gegensätzen weder die Arbeiterbewegung, noch ihre Rolle im Kampfe für den Sozialismus, noch die russische Revolution begreifen konnte, ist ganz klar"[174]).

---

[172]) „Die Revolution und VKP. (allruss. komm. Partei) in Materialien und Dokumenten", Istpart., B.V, S. 98/99.

[173]) „Poměščik, jurodstvujuščij vo Christě."

[174]) V. Lenin: Leo Tolstoj und die Arbeiterbewegung.

Mit dieser typisch Leninschen Charakteristik des großen Dichters kann man natürlich auch nicht einverstanden sein. „Das Begreifen der russischen Revolution" versteht Lenin selbstverständlich in seinem Sinne: Tolstoj habe Recht, wenn er die zaristische Gewalttätigkeit bekämpft, Tolstoj sei ein Gottesnarr, wenn er sich mit der ganzen Kraft seines Talents gegen jede Gewalttätigkeit, auch die sozialistische, erhebt. Es liegt aber, wie schon gesagt, nicht im Rahmen dieser Arbeit, die Leninschen Ansichten zu kritisieren, und ich zitiere diesen Auszug nur deshalb, weil er ein Zeugnis davon darstellt, welche Gegensätze die Lehre Tolstojs vom Standpunkte eines Vertreters der heutigen Revolution enthält, und welche ihrer Elemente also diejenigen sind, die der Kommunismus in seinem Kampfe mit der russischen Intelligenz zu unterdrücken hatte. „Tolstoj ist lächerlich", sagt Lenin in einem anderen Artikel, „als ein Prophet, der neue Rezepte für die Rettung der Menschheit gefunden haben will — darum sind auch ganz kläglich diejenigen russischen und ausländischen „Tolstovcy", die gerade die schwächste Seite seiner Lehre sich zum Dogma gemacht haben. Tolstoj ist groß als ein Verkünder derjenigen Ideen und Stimmungen, die sich zur Zeit der bürgerlichen Revolution in Rußland bei den Millionen von russischen Bauern gebildet hatten. Tolstoj ist auch eigenartig, da die Gesamtheit seiner Anschauungen, schädlich im Ganzen, gerade die Besonderheiten unserer Revolution als einer bäuerlich-bürgerlichen Revolution zum Ausdruck bringt" [175]).

Das „Tolstovstvo" ist auch einer der Bestandteile des russischen „Narodničestvo". Wenn mit dieser Bezeichnung hauptsächlich die Bewegung der 70er Jahre gemeint wird, so finden wir ihre im weitesten Sinne verstandenen Elemente doch in der ganzen Periode bis zum Ausbruch der Revolution. Die Bauernelemente im Schaffen Tolstojs haben vieles dazu beigetragen, daß ein großer Teil der russischen Intelligenz die Verwirklichung ihrer Ideale im Bauerndorfe suchte.

Im ganzen betrachtet, wäre es aber entschieden zu eng, den Einfluß dieses genialen Dichters nur auf die Begeisterung der Intelligenz für das Bauerndasein zu beschränken. Es gibt kaum ein Gebiet des sozialen Lebens, welches in seinen Werken nicht berührt und nicht künstlerisch beleuchtet würde. Von „Krieg und Frieden" bis zur „Auferstehung" finden wir bei ihm eine ganze Scala menschlicher Erlebnisse, eine grandiose Schilderung des Lebens aller Klassen und Stände, aller Alter und Zeiten. Und ebenso unbegrenzt, wie die Breite dieses Genies ist auch sein Einfluß gewesen.

Die „Tolstovščina" machte sich bemerkbar in den Lebensformen, in der Kleidung, in der Nahrung usw. Die Tolstojschen Ideen bekundeten sich auch in der Einstellung mehrerer Russen zum Kriege und zur Revolution. Die Elemente der „Tolstovščina" finden

---

[175]) „Kunst und Literatur in marxistischer Beleuchtung", II, S. 499.

wir auch in jener berühmten Sabotage der Intelligenz während der ersten Tage des Bolschewismus, die wir im Aufsatze „Nekrasov“ (siehe Anmerkung 157) schon erwähnt haben.

Die Tolstovščina gehört zur Psychologie des Russen und bestimmt in großem Maße, teilweise sogar bis zum heutigen Tage (besonders in den Kreisen der russischen Emigration), seine Ansichten in politischen, religiösen und Familienfragen, und die Werke Tolstojs behaupten immer noch trotz ihres Alters, und obwohl sie den schroffsten Gegensatz zur heutigen Wirklichkeit darstellen, ihre geistige Macht über den Russen. Und wenn die darin befindlichen Ideen auch verschieden beurteilt sein können, die meisterhafte künstlerische Form vereinigt alle Leser und wirkt auf sie überzeugender, als Hunderte von Bänden gelehrter und logischer Ausführungen.

VIII. Dostoevskij.

Das Schaffen Dostoevskijs, eines Dichters des städtischen Kleinbürgertums, eines Psychologen des kleinen Beamtentums, der Bewohner der Winkelgassen, der Keller- und Dachbodenwohnungen, ist überfüllt von sozialem Protest und tiefem Verständnis für die sozial erniedrigte und beleidigte Menschheit; die genialen Schilderungen der seelischen Bewegungen des kleinen Menschen sind mit starker sozial-kultureller Energie geladen und üben darum eine erschütternde Wirkung auf die Psyche des Lesers aus.

Die ersten Schriften Dostoevskijs begegneten voller Zustimmung der radikalen Kritik von Bělinskij, Dobroljubov und Pisarev, welche in ihm einen Bundesgenossen im Kampf mit der sozialen Ungleichheit erkannt hatten. „Ehre und Ruhm dem jungen Dichter, dessen Muse die Menschen auf den Dachböden und in den Kellern liebt“, schrieb Bělinskij in seinem Artikel über die „Armen Menschen“. Auch Dobroljubov schätzte Dostoevskij hoch gerade darum, daß er „mit der vollen Energie und Frische eines jungen Talents eine Analyse der ihm auffallenden Abnormitäten unserer armen Wirklichkeit begann und in dieser Analyse sein höchst humanes Ideal zum Ausdruck brachte“[176]).

Nach der Rückkehr aus Sibirien, wo Dostoevskij die Strafe für seine Teilnahme an der sog. „Verschwörung der Petraševcy“ verbüßte (1848—1856), erscheinen seine berühmtesten Werke — „Memoiren aus einem Totenhaus“ (1860), „Die Erniedrigten und die Beleidigten“ (1861) und „Schuld und Sühne“ (1866).

Die Typen dieser Romane sind einerseits sozial unterdrückte, andererseits „außergewöhnliche“ Menschen. Dostoevskij war der erste russische Dichter, der versuchte, die verbrecherischen Neigungen des Menschen psychologisch zu ergründen: der Verbrecher ist, nach Dostoevskij, ein „außergewöhnlicher“ Mensch, der oft nicht tiefer, sondern höher, als das ihn umgebende Niveau steht. „Ich kann vor der ganzen Welt bezeugen“, schreibt er im „Toten-

---

[176]) „Literarische Enzyklopädie“, B. III, S. 405/6.

haus“, „daß auch in der rohesten, sittlich tiefststehenden Umgebung, auch unter diesen Leuten Züge eines wunderbar entwickelten seelischen Feinempfindens vorkamen. Im Gefänguis geschah es mitunter, daß man einen Menschen jahrelang kannte und glaubte, er wäre ein Tier und kein Mensch, und man verachtete ihn. Dann aber kam manchmal zufällig ein Augenblick, in dem irgendeine unwillkürliche Regung ihn veranlaßte, seine Seele aufzudecken, und nun sah man einen Reichtum an Empfindung, an Herz, ein tiefes Verständnis für eigenes und fremdes Leiden.“ Unter bedrückenden Bedingungen der gemeinen Umgebung ist nach Dostoevskij für den außergewöhnlichen Menschen das Verbrechen einer der Auswege für seine Begabung und seine Lebensenergie, ein Ausweg, der in den sozialen Umständen seine Erklärung findet

Der Standpunkt ist nicht neu und ist schon vor Dostoevskij von vielen gelehrten Psychologen vertreten. Andererseits hat dieser Standpunkt seinen Ursprung auch in der Psychologie der russischen Bauernschaft und des Kleinbürgertums, die im Verbrecher nicht selten einen Kämpfer gegen den Staat und für die Entrechteten sehen, ihn daher als Verteidiger der Volkssache oft poetisch im Volkslied verherrlichen. In allen anderen Fällen aber sieht die russische Masse den Verbrecher als einen Unglücklichen an, was ihrem religiösen Empfinden entspricht.

Der Hauptheld des Romans „Schuld und Sühne“, Raskolnikov, zählt sich zu derjenigen Kategorie der Menschen, die das Recht oder das Talent haben, ein neues Wort der Welt zu sagen: „Der ungewöhnliche Mensch hat das Recht, ein inoffizielles, inneres Recht, seinem Gewissen zu erlauben, gewisse Hindernisse zu überschreiten, und zwar in dem Falle, wenn es die Erfüllung seiner Idee (zuweilen einer für die ganze Menschheit rettenden Idee) fordert.“

Ein solcher Mensch habe das Recht, auf dem Wege zu seinem Ziel über die Leichen anderer Menschen zu gehen. Diese anderen seien die tiefer stehenden gewöhnlichen Menschen — „sozusagen nur ein Material, welches nur dazu taugt, um die sich Ähnlichen zu erzeugen.“ Zwischen den letzteren und den „Ungewöhnlichen“ finde ein ständiger und ganz gesetzlicher Kampf statt. Die Ungewöhnlichen seien „Herren der Zukunft“, sie bewegen die Welt und führen sie zum Ziel; „Die ungewöhnlichen Menschen müssen nach ihrer Natur Verbrecher sein. Die Schlußfolgerung: vive la guerre éternelle — bis zum Neuen Jerusalem natürlich.“

In den 60er und 70er Jahren begegnen wir einer ganzen Reihe von Verbrechen, welche teils einen klaren politisch-terroristischen Charakter haben, teils äußerlich den Eindruck der gewöhnlichsten, gemeinen Verbrechen machen — Raubmord, Diebstahl usw. Ungewöhnlich ist nur der soziale Stand des Täters; meistens sind es Studenten. Ein großes Aufsehen erregte in Moskau der Raubmord an einer alten Frau, begangen vom Studenten Danilov, dessen Beweggründe eine erstaunliche Ähnlichkeit mit den Ausführungen

Raskolnikovs zeigten[177]). Abstoßende Verbrechen begehen auch der berüchtigte Nečaev, der bekannte Revolutionär Leo Deutsch u. a.

Natürlich können und wollen wir nicht behaupten, daß diese Verbrechen unter dem Einfluß Raskolnikovs vollzogen worden sind. Dazu fehlen uns irgendwelche faktische Angaben und Zeugnisse. Und dennoch sehen wir einen gewissen psychologischen Zusammenhang dieser Erscheinungen mit den Ausführungen des Helden Dostoevskijs, und zwar in einem solchen Verhältnis, daß nicht der Roman als eine Widerspiegelung der krankhaften Stimmungen jener Epoche erscheint, sondern umgekehrt: man hat den Eindruck, als wenn alle diese Täter im Raskolnikov ihr Urbild sahen oder sehen wollten. Das Verbrechen Danilovs fand allerdings einige Tage vor dem Erscheinen des Romans bereits statt. Nečaev aber beging sein Verbrechen erst i. J. 1869, Deutsch i. J. 1874. Alle diese Taten haben einen gemeinsamen Ausgangspunkt, der darin besteht, daß den Tätern als „ungewöhnlichen Menschen", für welche sie sich alle halten, in gewissen Fällen das Unerlaubte erlaubt sei, und daß man zur Erlangung des sich gestellten Ziels über Leichen schreiten dürfe, usw. L. Deutsch erachtet noch in seinen Memoiren, die er ein halbes Jahrhundert nach dem Begehen seines Verbrechens geschrieben hat, obwohl er seine inneren Kämpfe vor der Ausführung schildert, seine Tat für notwendig, da die Revolution Opfer verlange[178]).

N. N. Strachov berichtet, daß er als Verbannter in einer der Städte des europäischen Rußlands einem jungen Mann begegnete, der „sich auf die Seite Raskolnikovs stellte und einige Zeit selbst den Gedanken hatte, ein ähnliches Verbrechen zu begehen"[179]). L. Tolstoj weist in der „Auferstehung" auch darauf hin, daß Revolutionäre ihre grausamen Taten nicht für schlecht, sondern für heldenhaft hielten: „Nur damit erklärte sich Nechludov jene erstaunliche Erscheinung, daß diese nach ihrem Charakter gutmütigen Leute, welche unfähig waren, jemandem ein Leid zuzufügen, noch es auch nur zu sehen, sich ruhig auf Menschenmorde vorbereiteten und fast alle in gewissen Fällen den Mord, als ein Mittel zur Erlangung des höchsten Ziels eines allgemeinen Wohls, für gesetzlich und berechtigt anerkannten."

Wenn aber Dostoevskij die Motive des Verbrechers psychologisch analysiert und im gewissen Grade begründet, so ist natürlich damit keineswegs gesagt, daß er das Verbrechen rechtfertigt. Im Gegenteil, er verurteilt es mit der ganzen Kraft seines Talents. Allein, wie ich schon mehrmals betonte, der Leser zieht aus dem Gelesenen Schlüsse, welche nicht immer mit den Schlüssen des Autors übereinstimmen. Er unterwirft sich nur der äußerlichen ästhetischen Form des Dichtwerks, nicht aber dem inneren Inhalt. Mit ungewöhnlicher Leichtigkeit ergreift er die so künstlerisch darge-

---

[177]) Russisches biographisches Lexikon: Dostoevskij.
[178]) Leo Deutsch. Za polveka, B. II, S. 120/133.
[179]) Russisches Biographisches Lexikon: Dostoevskij.

stellten Phrasen Raskolnikovs, und nur sehr schwer begreift er den philosophischen Gedanken Dostoevskijs. „Bei Dostoevskij reden seine Atheisten, Nihilisten und Wollüstlinge so überzeugend, daß der Leser völlig in ihren Bann gerät. Das eben ist das „Verführerische“ bei Dostoevskij; erst der Zusammenbruch, der Absturz des Himmelsstürmers zeigt, wie es der Dichter gemeint hat“, sagt A. Luther in seiner „Geschichte der russischen Literatur“ [180]).

Das sind also diejenigen psychologischen Zusammenhänge, die uns, glaube ich, erlauben, in gewissem Sinne und mit bedeutenden Einschränkungen, einen Einfluß des Romans Dostoevskijs auf krankhaft veranlagte junge Leute jener Epoche für möglich zu halten. Im übrigen wäre es natürlich grundverkehrt, Dostoevskij, der ein ausgesprochener Gegner der Revolution und der Revolutionäre war, für revolutionäre Taten verantwortlich zu machen.

Ich habe schon erwähnt, daß die ersten Schriften Dostoevskijs (vor und nach seiner Verbannungszeit) einer vollen Zustimmung der radikalen Kritik begegnet waren. Seine späteren Werke, besonders „Die Dämonen“, „Der Idiot“ u. a. schaffen aber einen Umschwung in der Einstellung der revolutionär gesinnten Intelligenz ihm gegenüber und bringen ihm den Ruf eines Reaktionärs ein. Zwar wird die Abneigung gegen ihn nach seiner berühmten Rede (bei der Enthüllung des Denkmals Puškins in Moskau) von einer vorübergehenden großen Begeisterung abgelöst, aber dieser Ruf bleibt dennoch an seinem Namen hängen. Kann Dostoevskij tatsächlich als ein Reaktionär betrachtet werden? Ist es überhaupt möglich, daß ein so hervorragender Geist, nachdem er selbst das Entsetzen der drohenden Todesstrafe und die Schrecken Sibiriens erlebt hatte, das despotische zaristische System erkannte und dennoch sein Talent in seinen Dienst gab? Wollen wir versuchen, diese Fragen zu beantworten.

In den Aufsätzen über Nekrasov und Turgenev stützte ich mich hauptsächlich auf Zeugnisse der Revolutionäre. Die Zeugnisse sind zahlreich vorhanden, da diese Dichter in einem unmittelbaren Verkehr mit den Revolutionären standen. Tolstoj und Dostoevskij hielten sich von den Revolutionären fern, darum fehlen uns persönliche Erinnerungen derselben über diese beiden großen Dichter. Wir müssen uns daher darauf beschränken, die Schriften der heutigen marxistischen Kritik zu untersuchen.

A. Lunačarskij schreibt: „Ein unmittelbarer Einfluß Dostoevskijs, oder richtiger zu sagen, eine Unterwerfung unter diesen Einfluß, ist für den Proletarier nicht nur schädlich, sondern auch schändlich, ja kaum möglich. Wenn eine solche Unterwerfung dennoch vorkommt, so beweist sie das Vorhandensein kleinbürgerlicher Elemente im Menschen, sei dieser Mensch ein Schriftsteller oder ein einfacher Leser“ [181]).

---

[180]) S. 345.
[181]) Die große Sovet-Enzyklopädie, B. 23, S. 345.

Maxim Gorkij nennt Dostoevskij einen „gefährlichen Schriftsteller, dessen Religion des Büßens und Leidens lähmend wirken müsse in einer Zeit, die an sich schon schwach und müde sei und von Dostoevskij nun erst recht gehindert werde, sich aufzuraffen und den Ausweg dort zu suchen, wo er einzig zu finden sei, in der befreienden Tat“ [182]).

Die Einstellung Dostoevskijs zu der politischen Revolution ist ausgesprochen feindlich. Die vollkommenste psychologische Schilderung derselben finden wir im Roman „Dämonen“. Die Revolution sei grausam und moralwidrig. Die Revolution sei die Sache der Erniedrigten und der Beleidigten, deren einziges Ziel sei, sich zu rächen und andere zu erniedrigen und zu beleidigen. Jede Revolution bringe Schrecken, Terror und Despotismus, den Sieg der niedrigsten Instinkte. Ein echter Revolutionär sei kein edler Beschützer von Schwachen und Bedrückten, sondern ein grausamer und rachsüchtiger Machteroberer (Verchovenskij in den „Dämonen“, Stavrogin). Das Wesen der Revolution bestehe in dem Streben der Unterdrückten zu Unterdrücker und der Sklaven zu Despoten zu werden. Die Revolution nehme die Fesseln von den einen ab und lege sie den anderen auf. Durch die Revolution würde nichts erreicht, nur die Rollen würden gewechselt. „Ohne Despotismus gab es noch niemals weder Freiheit, noch Gleichheit“, sagt Verchovenskij [183]).

Da es aber der revolutionären Kritik dennoch höchst unerwünscht ist, eine solche Autorität, wie die Dostoevskijs (dessen Prophezeiungen sich ja im bedeutenden Grade verwirklicht haben und dessen Popularität gerade dadurch immer größer wird), gegen sich zu haben, so versucht sie, eine eigenartige Theorie aufzustellen: das Schaffen Dostoevskijs sei „doppelseitig“, halb-revolutionär und halb-reaktionär; oder Dostoevskij sei doch für die Revolution, aber nicht für eine russische, sondern eine Weltrevolution usw.

In der bolschevistischen „Literarischen Enzyklopädie“ finden wir folgendes charakteristisches Zitat: „Im sozialen Demokratismus, der das Schaffen Dostoevskijs durchtränkt, leben aber neben den hochliberalen Momenten gleichzeitig auch reaktionäre Momente. Die Welt der Erniedrigten und der Beleidigten in den Schriften Dostoevskijs brennt im Feuer der Erregung und des Zerstörungsgeistes und bewirkt dadurch zweifellos einen revolutionären Einfluß. Allein hinter diesem Zerstörungsgeist der Erniedrigten und Beleidigten steckt keine schöpferische Kraft. Das revolutionäre Pathos in den Werken Dostoevskijs führt nicht zur Aufstellung neuer Ideale, zum Aufbau neuer Lebenssysteme, zum Kampfe mit dem umgebenden Niveau, sondern zur Versöhnung und Demut. Das Pathos der sozialen Entrüstung verwandelt sich in seine Antithese, in das

---

[182]) A. Luther: Geschichte der russischen Literatur. S. 344.
[183]) Dostoevskij: „Dämonen“.

Pathos der sozialen Unterwürfigkeit, die revolutionäre Begeisterung löst reaktionäre Trägheit ab“[184]).

Auch V. Pereversev schreibt in seinem „Das Schaffen Dostoevskijs“: „In den 40er und 60er Jahren erscheint Dostoevskij als ein Faktor des Fortschrittes, in den 80er Jahren als ein Faktor der Reaktion. Erst die marxistische Kritik erkannte in Dostoevskij sein richtiges Doppelgesicht: einen Revolutionär gegen die Reaktion und einen Reaktionär gegen die Revolution.“

Der „linke Es-Er“ (ein Mitglied des linken Flügels der sozialrevolutionären Partei), A. Steinberg, meint aber: („Das Freiheitssystem Dostoevskijs“): „Der engste Zusammenhang Dostoevskijs mit dem Problem der radikalsten aller Revolutionen — der ideellen und der geistigen Revolution — unterliegt heute schon keinem Zweifel mehr.“ Die Revolutionsidee Dostoevskijs besteht nach Steinberg in einer weltgeschichtlichen Mission Rußlands: „Dostoevskij dachte das russische Volk nur als eine einheitliche revolutionäre Partei, die ihre innere Einigung über alles stellt und darum in ihren eigenen Reihen keine Unterparteien zuläßt; alle inneren Uneinigkeiten seien schon deshalb untergeordnet und unbedeutend, weil sie die Frage des Schicksals Rußlands bis zum Range einer nur inneren Frage herabsetzten. Das Ideal Dostoevskijs — als eines Predigers und sozialen Führers — bestand aber gerade darin, durch seine Predigt an der Umgestaltung des allrussischen Volksorganismus in einer allmenschlichen revolutionären Organisation mitzuwirken. Vor der Stimme dieser allrussischen Mission, als deren Verkünder Dostoevskij sich selbst fühlte, sollten alle Uneinigkeiten zurückgesetzt werden.“

Alle diese Äußerungen sind m. E. höchst künstliche Konstruktionen, die nur dazu geeignet sind, das Schaffen des großen Dichters in einem falschen Lichte darzustellen. Von der Predigt einer „allmenschlichen revolutionären Organisation“ kann im Schaffen Dostoevskijs natürlich nicht die Rede sein. Vladimir Solov’ev betonte gerade den Versöhnungsgeist dieses Schaffens in seiner dritten Rede auf der Dostoevskij-Feier in Moskau. Wenn die Anschauungen Dostoevskijs auch eine gewisse Krise durchgemacht hatten, und zwar nach seiner Verbannungszeit, so stellt doch der Kreis der Anschauungen des Dichters ein bestimmtes einheitliches System dar. Das Einheitliche besteht darin, daß Dostoevskij ein Gegner jeder Gewalt, jedes Übels und jeder Tyrannei, sowohl der caristischen, wie auch der revolutionären, ist. „Wogegen er sich auflehnt, ist der äußere Zwang, das Bestreben, dem Menschen auch das vorzuschreiben, worüber er allein in seinem Innern zu entscheiden hat“ (Art. Luther)[185]).

„Bei seinem Verhältnis zum Carentum müssen wir nicht vergessen, daß es sich ihm nicht um den realen Carismus seiner Zeit

---

184) B. III, S. 405/6.
185) S. 348.

handelt, wie er sich etwa in der Person Nikolaus' I. verkörperte, sondern, daß ihm jenes ideale, patriarchalische Vertrauensverhältnis zwischen Monarch und Volk vorschwebte, wie es die Slavophilen erträumten und im alten Rußland schon verwirklicht sahen. Daß die Wirklichkeit des Augenblicks diesem Ideal keineswegs entsprach, wußte Dostoevskij sehr wohl, mag er in seinen politischen Aufsätzen noch so oft Ideal und Wirklichkeit in sehr bedenklicher Weise durcheinandermengen"[186]).

Diejenigen, die von dem großen Dichter ein festes politisches Programm, eine bestimmte parteiische Richtung fordern, begreifen nicht den Unterschied zwischen einem Dichter und einem Politiker. Wenn Tolstoj z. B. von Lenin im Lichte der bäuerlich-bürgerlichen Revolution beurteilt wird, so ist es nichts weiter, als ein Versuch, das große Talent in die Schablone fertiger Parteiprogramme einzusetzen. Sowohl Tolstoj, wie auch Dostoevskij sind Vertreter nicht einer bürgerlichen und nicht einer bäuerlichen, sondern einer kulturellen Revolution von Ideen. In seiner Psychoanalyse der Revolution entdeckt Dostoevskij jene Dissonanzen, welche schon mehrere echte Revolutionäre veranlaßt hatten, extreme Reaktionäre zu werden. Schon in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts sah Dostoevskij alle diejenigen Elemente der russischen Revolution voraus, welche jeder Russe nachher, als die „Beleidigten und Erniedrigten" die Macht eroberten, beobachten konnte — die Herrschaft der niedrigsten Instinkte, den Sieg der Barbarei, die Enttäuschung der Intelligenz.

Die Rolle Dostoevskijs beschränkt sich aber nicht auf die Rolle eines Propheten. Er hatte nicht nur prophezeit, sondern zu gleicher Zeit auch gewarnt. Seine Warnung blieb auch nicht ganz erfolglos. Denn durch seine tiefe Analyse der Revolution veranlaßte er viele Tausende russischer Leser, ihre Anschauungen zu ändern. Er veranlaßte sie, das ganze Entsetzen der gewaltsamen Revolution noch lange vor ihrem Ausbruch zu begreifen. Bis Dostoevskij war die ganze russische Intelligenz, das ganze russisch lesende Publikum fast durchweg revolutionär. Die Tätigkeit der aufklärenden Literatur der 40er und 60er Jahre, die Schriften von Bělinskij, Černyševskij, Pisarev revolutionisierten die Intelligenz derart, daß sie, unabhängig von ihren inneren Uneinigkeiten, wie Westler und Slavophilen, Sozialisten und Narodovolcy usw., in einer grundlegenden politischen Revolution ihr gemeinsames Ziel sah. Dostoevskij war der erste geniale russische Dichter, der den Mut und die Aufrichtigkeit hatte, sein Talent für die innere Befreiung des Menschen, aber gegen die versklavende politische Revolution zu verwenden. Er war der erste, der das ästhetische Exaltationsmoment in den Dienst der „Armen Menschen" stellte, um sie von der inneren Abhängigkeit aller schwachen Leute zu

---

[186]) ibid.

befreien, nicht aber, um sie zu belehren, die Despoten zu stürzen und selbst dieselben Despoten zu werden.

Die eigenartige Position der russischen Intelligenz in den ersten Tagen der Revolution, ihre Schwankungen, Zweifel usw. erklären sich hauptsächlich durch die Mannigfaltigkeit der geistigen Einflüsse, die an der Bildung der Psychologie dieser Intelligenz teilgenommen hatten. Diese Einflüsse wollen kommunistische Forscher allein in ökonomischen Voraussetzungen, in der Abhängigkeit der Intelligenz von der kapitalistischen Bourgeoisie sehen. Wir erklären sie aus der Wirkung der schönen Literatur des vorigen Jahrhunderts, einerseits der revolutionären, wie der von Nekrasov, Turgenev u. a., andererseits der „reaktionären", wie der Tolstojs und Dostoevskijs.

IX. Kurze Übersicht der russischen schönen Literatur nach den 80er Jahren des 19. Jahrh.

Ich untersuchte bis jetzt die Tätigkeit nur der vier Dichter Nekrasov, Turgenev, Tolstoj und Dostoevskij, weil mir gerade der Einfluß dieser Dichter auf die russische soziale Bewegung besonders bedeutend erscheint. Ich versuchte auch die Verhältnisse darzustellen, die diesen Einfluß ermöglichten und herbeiführten. Wenn ich in meiner Einleitung von den zweierlei Kunstauffassungen gesprochen habe, deren erste die Kunst (wie die schöne Literatur) als ein primäres Moment, als eine der Ursachen der sozialen Entwicklung betrachtet, so dürfen wir wohl in der Tätigkeit dieser Dichter eine Bestätigung dieser Theorie sehen. Sie selbst halten sich für Lehrer und Führer, die Gesellschaft schreibt ihnen den Erfolg der Freiheitsbewegung — die Bauernbefreiung — zu.

Bezeichnend sind folgende ironische Worte des größten dieser Lehrer, Tolstojs in seiner „Beichte". „Die Lebensanschauung meiner Schriftstellergenossen bestand nur darin, daß das Leben in Entwicklung begriffen sei und vorwärts schreite und daß der Hauptanteil an dieser Entwicklung uns zukomme, den Leuten des Gedankens, und von ihnen wiederum übten den bedeutendsten Einfluß die Künstler, die Dichter, unser Beruf ist es, die Menschen zu lehren. Damit man aber nicht darauf käme, die nahestehende Frage an sich selber zu richten: „Was weiß ich denn, und was soll ich lehren?", war in dieser Theorie die Erklärung aufgenommen, daß man das gar nicht zu wissen brauche, daß der Künstler und der Dichter unbewußt lehrten." Was aber die Dichter der Periode nach den 80er Jahren anbetrifft, so können sie jedenfalls schon nicht mehr als soziale Führer bezeichnet werden, ja sie erheben auch keinen Anspruch darauf. Garšin, Korolenko, Čechov, Sologub sind alle hochtalentierte Künstler, deren Schaffen die sozialen Verhältnisse der Epoche aber nicht beeinflußt, sondern nur widerspiegelt. Sie schildern in ihren Werken die Stimmungen der Intelligenz, üben aber auf sie keinen geistigen Druck aus. Sie führen nicht, sondern sie werden geführt. Selbstverständlich, wenn ich von der Einflußlosigkeit

dieser Dichter rede, so meine ich darunter hauptsächlich ihre politische Einflußlosigkeit. Denn einen allgemeinen kulturellen Einfluß hat natürlich jede schöne Literatur, indem sie das geistige Niveau des Lesers hebt und erweitert. Dieser Einfluß gehört aber zu denjenigen geistigen Faktoren, die in jedem Lande, in jeder Epoche vorhanden sind und die darum auch keine eigentümliche Erscheinung gerade des russischen Lebens darstellen. Darum ist die Tätigkeit dieser Gruppe der Dichter nur als ein sekundäres Moment zu betrachten und geeignet, die zweite Kunstauffassung zu illustrieren. Welches ist die Ursache, die diesen Umschwung der russischen Literatur herbeigeführt und den früher so mächtigen Einfluß gehemmt hat?

Das ist erstens die allgemeine Enttäuschung, die der außergewöhnlichen Begeisterung in der vorangegangenen Epoche folgte. Das ist ferner das Entsetzen der Gesellschaft nach dem Carenmord vor dem drohenden sozialen Umsturz. Endlich ist es die allgemeine Depression, die als eine Reaktion auf die geistige Überanstrengung der früheren Zeit anzusehen ist. Als eine natürliche Folge dieser Enttäuschung erscheint die Tatsache, daß der Leser sein unbedingtes Vertrauen zu seinem Lehrer, dem Dichter, verloren hat, zu jenem Lehrer, der ihn an den Rand des Abgrundes geführt hat. Auch fehlen dieser Epoche die Temperamente der Černyševskij, Pisarev u. a., die die Dichter früher so mächtig suggerierten.

Endlich ist es eine rein ästhetische Reaktion auf die Pisarevsche Herabsetzung des Schönen in der Literatur, welche die schöne Literatur in die Publizistik verwandelte und so weit ging, daß z. B. Glěb Uspenskij (ein Dichter — „Narodnik") mit Absicht seine schöne Sprache entstellte und poetische Ausdrücke durch einfache und alltägliche ersetzte[187]. Es ist selbstverständlich, daß diese Extreme eine Nachfrage nach der wirklich ästhetischen Literatur zur Folge hatten. Darum sehen wir in dieser Periode die Hebung des Interesses für fremde Literaturen (Übersetzungen aus Goethe), eine Erscheinung, die manche Literaturhistoriker als eine Wiedergeburt der schönen Literatur in Rußland bezeichneten (Kotljarevskij, Brückner).

Die politische Reaktion unter Alexander III. schafft einen politischen Pessimismus, und eine tiefe Hoffnungslosigkeit und neurasthenische Niedergeschlagenheit ist die wahre Stimmung der russischen Gesellschaft dieser Epoche. Eine neurasthenische Gesellschaft erzeugt eine neurasthenische Literatur; die Neurastheniker sind aber keine „führenden Geister" und keine Kämpfer.

Ein besonders typischer Neurastheniker war Vsevolod Garšin. N. Kotljarevskij schildert die Wirkung seiner Novellen folgendermaßen: „Diese Erzählungen machten unsere Nerven erzittern, es zog uns zu ihnen, wie zu einem quälend süßen Gift... Es war,

---

[187]) Kunst und Literatur in marxistischer Beleuchtung, B. III: „Pisateli — Narodniki."

als wenn ein Mensch, von dem wir Rat und Hilfe oder wenigstens ein starkes aufmunterndes Wort erwarteten, vor unseren Augen in Tränen ausgebrochen wäre.“

Den vollendetsten Ausdruck findet die pessimistische Stimmung in dem Schaffen zweier Dichter: A. Čechov und Fedor Sologub. Auch diese beiden hochtalentierten Künstler sind keine Führer und fordern den Leser keineswegs zur Tat auf. Čechov nimmt nie Partei, und das wurde ihm von der Kritik, die immer zuerst nach der politischen Überzeugung des Dichters fragte, sehr übel vermerkt. Man begriff einfach nicht, daß Čechov sich wohl über Gouverneure und Polizisten lustig machte, aber keine Studentenversammlungen schilderte und seine Helden nicht über soziale Fragen debattieren ließ. Weil man ihn in kein fertiges Schema einreihen konnte, nannte man ihn einen reinen Naturalisten ohne Überzeugung und ohne Wärme.

In seinem Brief an Suvorin schreibt Čechov: in Rußland seien früher Dichter gewesen, die ihren Gott hatten. Er erklärt weiter, daß er darunter einen Dienst an etwas verstehe, was dem Dichter als ein erhabenes Ziel erscheine. „Wenn dieser Gott, diese Idee nicht existiert, so geschieht das, was Ščedrin mit den Worten bezeichnete: „Der Dichter schreibt und der Leser liest.“ Ich weiß selbst nicht, ob ich für eine große Idee schreibe oder nicht. Zuweilen ist für mich meine Kunst nur eine elegante Handarbeit[188]), manchmal aber auch ein hohes Dienen.“

Lunačarskij meint, daß Čechov mit der ganzen Kraft seines Talents das Entsetzen vor der kleinbürgerlichen Wirklichkeit zu stärken suchte und die aus seinen Werken ausgehende Sehnsucht zum Kampf, zur Rache und zum Siege rufe[189]). Diese Auffassung ist freilich bezeichnender für die Gedanken Lunačarskijs als Čechovs, und Lunačarskij korrigiert sich selbst, wenn er einige Zeilen weiter bemerkt, daß Čechov nicht auf dem Gebiete der Politik und der Ökonomik, sondern auf dem Gebiete der reinen Kultur wirkte.

Noch viel pessimistischer war Sologub, dieser Sänger des Todes, für den überhaupt das ganze Sein nur Trug und Schein ist. Viel hellere Töne finden wir bei Korolenko, der aber auch nichts predigte und nie lehrhaft absichtsvoll war. Er entstellte die Wirklichkeit nicht, um durch seine Darstellung etwas „beweisen zu können, aber sah Dinge und Menschen so, wie er sie kraft seiner Natur sehen mußte, und sein klarer, gütiger Blick erfüllte des Lesers Herz mit Wärme und Liebe zu den Menschen und zum Leben, zugleich aber auch mit Unwillen gegen die „feindlichen Mächte“[190]).

Um den Jahrhundertwechsel werden nicht nur in Rußland, sondern in der ganzen Welt zwei Dichter berühmt, die Arthur Luther als „Sturmvögel der Revolution“ bezeichnet: Maxim Gorkij

---

188) „isjaščnoe rukodělie.“
189) A. Lunačarskij: Literarische Silhouetten.
190) A. Luther: Geschichte der russischen Literatur.

und Leonid Andreev. Gorkij, dessen Ruhm sicherlich viel größer ist, als er es wirklich verdient, ist der erste dichterische Prediger des Marxismus in Rußland. Nach dem Zusammenbruch der „Narodničestvo"-Bewegung, als der Glaube an das Heil des Bauernlebens ins Wanken geraten war und die furchtbare Hungersnot 1891/92 der Gesellschaft bewies, daß der russische Bauer wohl nur sterben könne, ohne zu klagen, aber nichts weiter — war der Marxismus, der eine messianistische Rolle schon nicht mehr dem Bauern, sondern dem städtischen Fabrikarbeiter zuteilte, ein neues Dogma, eine frische geistige Richtung. Gegenüber dem untätigen Pessimismus Čechovs und Sologubs erschien Gorkij als Prediger der umwälzenden Tat. Seine Helden sind die untersten Schichten der städtischen Gesellschaft — Barfüßler, Landstreicher, Bettler usw., die natürlich nach einem sozialen Umsturz streben, da sie sich in keine bestehende soziale Ordnung fügen können. In seinen Werken bis 1905, deren berühmteste die selbstbiographische Erzählung „Die Kindheit" und das Bühnenstück „Nachtasyl" sind, erscheint Gorkij als ein Nachfolger der großen russischen Literatur vor den 80 er Jahren. Seine dichterische Predigt zugunsten der Opfer der ungerechten sozialen Verhältnisse, seine Mahnung an die Reichen und Glücklichen, ihre Pflichten gegen die Ärmsten zu erfüllen, findet den größten Anklang in allen Gesellschaftsschichten. Nach 1905 ist Gorkij zu einem typischen politischen Schriftsteller geworden, der zudem seine politische Physiognomie mehrmals ändert. Seine weltbekannten Dichtungen „Die Mutter" und „Die Beichte" sind seltsamerweise in Deutschland viel berühmter geworden als in Rußland und werden selbst von Kommunisten als eine „Poetisierung des Erfurter Programms" bezeichnet[191]).

Leonid Andreev mit seinen mystischen Dichtungen („Anathema", „Die schwarzen Masken", „König Hunger" u. a.) kämpfte nicht gegen die Gesellschaftsordnung, sondern gegen die Weltordnung. Er hat in der russischen Literatur die Probleme von Chaos und Kosmos, Weltall und Individuum mit einer Produktion von alljährlich zwei Dramen und einem halben Dutzend Novellen zu lösen versucht. Seine allegorisierenden und symbolisierenden Dichtungen, die ihm einen unbeschreiblichen Erfolg brachten, waren aber nur von vorübergehender Wirkung und sind ebenso schnell vergessen worden, als sie erschienen.

Das in Rußland bekannteste Werk Andreevs ist sein „Sava". Eine außergewöhnliche Spannung der Entwicklung ist das Hervorragendste in diesem Drama. Brückner schreibt darüber folgendes: „Gewiß, wie andere Sachen Andreevs ist auch „Sava" nur eine Allegorie — ich kenne keine blutrünstigere in der ganzen Weltliteratur, wie zahm nehmen sich dagegen alle anarchistischen und antimilitaristischen Publikationen des Westens aus. Hier verliert sich völlig der Künstler, den wir in der Analyse seiner krassen

---

[191]) Kunst und Literatur in marxistischer Beleuchtung, B. III. Gorkij

psychopathischen Probleme bewundern mußten, der in unsäglich traurige, gedrückte Stimmung seine Bilder tauchte, dem das große Mitleid den Griffel zu führen schien; es bleibt nur der Agitator übrig. Und in dieser Agitation scheint die neueste russische Belletristik ganz aufgehen zu sollen, scheint sich künstlerische Aufgaben nicht mehr zu stellen."

X. Die Literatur und die Revolution.

Wenn in dieser Arbeit vom Zusammenhang der russischen Literatur mit der revolutionären Bewegung die Rede ist, so verstehen wir unter der letzteren ausschließlich die Entwicklung der russischen Intelligenz, welche ihren Abschluß in der Februarrevolution 1917 gefunden hat. Die bolschevistische Oktoberrevolution hat mit der Bewegung der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. wenig zu tun. Gegen die Intelligenz gerichtet, findet sie ihre Wurzel in der früheren Geschichte Rußlands, in denselben Elementen, welche die Pugačevščina hervorgerufen hatten, und unterscheidet sich von dieser und anderen Volksaufständen wohl nur durch ihren besser organisierten Staatscharakter, der vielleicht auf die Genialität Lenins, noch eher aber auf die Unfähigkeit der literarisch gebildeten Intelligenz zum praktischen Handeln zurückzuführen ist.

Wenn ich dennoch unten einen kurzen Überblick auch der Sovetliteratur gebe, so will ich damit nur die Bedeutung des literarischen Einflusses bis 1917 betonen, indem ich zeigen möchte, daß selbst ganz materialistisch denkende Bolscheviken die Literatur als einen höchst wichtigen sozialen Faktor betrachten. Gerade der Unterschied zwischen den beiden Revolutionen zeigt am deutlichsten das Überwiegen literarisch-ästhetischer Elemente in der Intelligenzrevolution 1917; in der bolschevistischen Revolution sehen wir dagegen das Überwiegen von praktisch materialistischen Elementen.

Der Charakter der russischen Intelligenz, ihre Schwäche und Unentschlossenheit, ihre politische Unreife treten deutlich in ihrer kraftlosen Position während des Aufstandes hervor. Im Kapitel „Kritik" sahen wir schon, daß die Literatur in Rußland zu einem Ersatz für die Wissenschaft geworden war und die großen russischen Kritiker diese Stellung der Literatur auch theoretisch begründeten. Dieser Standpunkt bestimmte die Rolle und den Einfluß der Literatur in Rußland. Statt exakter Begriffe der Wissenschaft war die russische Intelligenz in nebeligen Begriffen der Literatur erzogen, die sich je nach Umständen nach jeder Seite hin deuten lassen.

Wenn wir unter dem Begriff „Intelligenz" den gebildeten Teil der russischen Bevölkerung verstehen, so machen wir bestimmt einen Fehler. In West-Europa gibt es viel mehr gebildete Leute, und dennoch gibt es hier kein soziales Gebilde, welches der russischen Intelligenz entsprechen würde. Das, was die russische Intelligenz von allen anderen unterscheidet, ist ihre eigenartige ausgesprochen literarische Bildung. Die russische Studentenschaft bekam ihre Kenntnisse viel weniger von ihren Pro-

fessoren, als von den bei ihnen populären Literaten. Nicht eine spezielle Fachbildung, sondern eine allgemeine, und zwar hauptsächlich philosophisch-ästhetische Bildung war dort besonders geschätzt. Nicht exakte Kenntnisse auf einem bestimmten Wissensgebiete, sondern die Kenntnis der schönen Literatur zeichneten den russischen intelligenten Menschen aus. Darum auch betrachtete der Russe den Deutschen immer als einen zu „eng" gebildeten Menschen. Der theoretische Bolschevismus gründet sich auf die festen Fundamente der marxistischen Wissenschaft. Man kann verschiedener Meinung über die marxistischen Theorien sein, die Bestimmtheit und Exaktheit des Systems kann aber nicht bestritten werden.

XI. Die Rolle der schönen Literatur in Sovet-Rußland.

Die Bolscheviken berücksichtigten von Anfang an die Macht des literarischen Einflusses in Rußland; sie suchen dabei auf jedem Gebiet die Literatur, und die Kunst überhaupt, für politische Zwecke auszunützen.

In den Jahren 1922—24 fanden im Zentralkomitee der russischen kommunistischen Partei sogenannte „Literarische Beratungen" statt. Trockij, Bucharin, Lunačarskij, Voronskij u. a. nahmen an den Beratungen teil. Der Gegenstand der Beratung war die Politik der Partei hinsichtlich der schönen Literatur. Bei der Erörterung der Frage, wer von den damals schon zahlreichen bolschevistischen Dichtern als ein echter proletarischer Dichter und wer nur als ein „Poputčik" (d. i. ein Mann, der mit der Partei nur denselben Weg geht) anzusehen sei, stellte sich heraus, daß der einzige wirklich proletarische Poet nur der Leninsche Hofpoet Demjan Bědnyj war. In seinem Buch „Die Literatur und die Revolution" meint Trockij, Demjan habe mehr als irgendein anderer Dichter das Recht auf den Titel des Poeten des revolutionären Rußlands, er sei „ein Bolschevik der poetischen Waffenart". Er verstehe zu hassen, nicht wie ein Dilettant, sondern wie ein Mitglied der revolutionärsten aller Parteien. „Demjan dichtet ja nicht nur in den seltenen Fällen, wenn ihn Apollo zum heiligen Opfer auffordert, sondern Tag für Tag, wenn die Ereignisse und ... der Zentralausschuß rufen"[192]).

Obwohl Trockij selbst das Werk Demjans „dienstlich-sozial" nennt, wäre es nicht richtig zu denken, daß Demjan ein gewöhnlicher berufsmäßiger Gedichtemacher sei, der im Auftrage der Regierung amtliche Verse schreibt. Solche Verse liest kein Mensch, solche Dichter sind immer gänzlich einflußlos. Trockij schreibt: „Es ist nicht möglich, einen anderen Dichter zu finden, der so unmittelbar und so aktiv die Massen beeinflussen würde, und welche Massen? — Arbeiter, Bauern, Rotgardisten, Millionenmassen, — und wann? In der größten aller Epochen." Und etwas weiter lesen wir: „Wenn es keine „echte" Poesie ist, so ist es etwas Größeres als diese."

---

[192]) Leo Trockij: Die Literatur und die Revolution, Moskau 1923, S. 157/158.

Auch Sosnovskij schreibt in der Zeitschrift „Na Postu“: „Demjan ist kein Führer und kein Ideologe. Er ist nur ein bescheidenes Sprachrohr für die Ideen Lenins, für die Ideen des sich erhebenden Proletariats. Allein seine poetische Begabung erlaubte ihm, die Leninschen Ideen mit unerhörter Kraft in die Millionen der Volksmassen zu werfen und die Massen für diese Ideen in den Tod gehen zu lassen“[193]). Sosnovskij bezeugt, er habe eine ganze Reihe von Briefen, die bestätigen, daß Gedichte von Demjan, auf dem Schlachtfelde gelesen, Kämpfer zu Löwen gemacht hätten, die soeben noch müde, enttäuscht und kampfunfähig gewesen waren. Ein ehemaliger weißer Offizier bekunde, daß der weiße Truppenteil nach dem Lesen der Gedichte Demjans kampfunfähig und für die Weißen verloren gewesen sei. In demselben Aufsatz Sosnovskijs finden wir auch eine ganze Reihe von Zeugnissen, wie die Gedichte Demjans die Bauern zur Ablieferung von Getreide an den Staat veranlaßten, wie die verwundeten Rotgardisten in den Lazaretten diese Gedichte statt Arzeneien verlangten, „da sie besser helfen“ usw.

Es ist selbstverständlich, daß alle diese Zeugnisse äußerst übertrieben und dabei keineswegs sehr vertrauenswürdig sind. Es ist aber gar nicht so besonders wichtig, ob die Bauern von der Poesie Demjans so begeistert waren, daß sie ihr letztes Brot ablieferten, — sicherlich unterstützten in diesem Falle die Bajonette die Muse des Poeten. Wichtiger ist vielmehr, daß der Einfluß der Poesie, des ästhetisch geformten menschlichen Wortes, auch von den materialistisch denkenden Bolscheviken voll anerkannt wird. Und in diesem Sinne sind zwei Dokumente höchst bezeichnend, die ich hier anführe: die Resolution der I. Konferenz der proletarischen Dichter und die Resolution der schon erwähnten „literarischen Beratung“ über die Politik der Partei auf dem Gebiete der schönen Literatur.

Die erste Resolution lautet[194]): „Die schöne Literatur ist eine mächtige Waffe im Klassenkampf. Marx sagte: „die herrschenden Ideen einer Zeit waren immer nur die Ideen der herrschenden Klasse“. Wenn der Gedanke richtig ist, so ist auch unbestreitbar, daß die Herrschaft des Proletariats unvereinbar mit der Herrschaft einer nichtproletarischen Ideologie und speziell einer nichtproletarischen Literatur ist. Sollte das Proletariat in der Periode seiner Diktatur nicht alle ideologischen Positionen erobern, so hört es auf, die herrschende Klasse zu sein. Die schöne Literatur darf in der Klassengesellschaft nicht neutral sein; sie muß aktiv dieser oder jener Klasse dienen.

Ist das Gesagte für die Klassengesellschaft überhaupt richtig, so ist es besonders richtig für die jetzige Epoche — die Epoche der Kriege und der Revolutionen, die Epoche des verschärften Klassenkampfes. Darum erscheinen als eine reaktionäre Utopie alle Rede-

[193]) L. Sosnovskij: Der erste proletarische Dichter Demjan Bĕdnyj, „Na postu“ 1923, I, S. 121/32.
[194]) Zeitschrift „Oktjabr“ 1925, Nr. I, S. 161/166.

reien, auf dem Gebiet der Literatur sei friedliche Mitarbeit und friedlicher Wetteifer verschiedener literarisch-ideologischer Strömungen möglich. Der Bolschevismus kämpfte immer gegen diese reaktionäre Utopie. Auf dem Gebiet der Literatur wirken sich die Gesetze des Klassenkampfes genau so aus, wie auf anderen Gebieten des sozialen Lebens. Darum stand und steht der Bolschevismus immer auf dem Standpunkt der ideologischen Unversöhnlichkeit, der Unduldsamkeit, auf dem Standpunkt der bedingungslosen Exaktheit der ideologischen Linien.

Unter den zeitgenössischen Verhältnissen erscheint die schöne Literatur als eine der letzten Schauplätze, auf welcher der unversöhnliche Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie um die Vorherrschaft über die Zwischenelemente stattfindet."

Leo Trockij in seinem Buch „Die Literatur und die Revolution" leugnet das Vorhandensein einer besonderen proletarischen Literatur und proletarischen Kunst; sie seien auch nicht notwendig, da das proletarische Regiment nur ein vorübergehendes Übergangsregiment darstelle. Der historische Sinn und die moralische Erhabenheit der proletarischen Revolution bestehe darin, daß sie die Grundlagen einer Überklassenkultur, der ersten wahren menschlichen Kultur, aufstelle. Mit diesem „Trockismus" polemisierend, fährt die obige Resolution fort:

„Wenn das herrschende Proletariat seine eigene Literatur, seinen Film und sein Theater nicht schafft, so wird der ideologische Einfluß auf die nicht proletarischen Schichten der Bevölkerung, vor allem auf die Bauernschaft, unvermeidlich in den Händen von Vertretern der bürgerlichen Kultur und Kunst bleiben. Die Bauernschaft kann man nur zum Sozialismus führen, wenn das Proletariat allseitig sie beeinflußt, durch Sovets, Kooperation, Schule, Elektrifizierung, Armee, Literatur, Film, Theater usw. Auf allen diesen Gebieten kann sich das Proletariat nicht darauf beschränken, sich die alten Errungenschaften anzueignen. Es muß ein neues Wort sagen, neue noch nicht gesehene Errungenschaften, die der Größe der Epoche und der Aufgabe entsprechen, hervorbringen. Sonst werden auf die Bauernschaft Ideologen wirken, welche nicht den Einfluß der proletarischen Avantgarde widerspiegeln. Das bedeutet aber, die Bauernschaft nicht vorwärts zum Sozialismus, sondern rückwärts zum Kapitalismus zu führen.

Ohne selbständige Klassenkultur zu besitzen, ist es dem Proletariat nicht möglich, die Vorherrschaft über die Bauernschaft zu behalten. Die Arbeiterklasse muß die nichtproletarischen Schichten führen, und zwar nicht nur auf dem Gebiet der Politik und Ökonomik, sondern auch auf dem Gebiet der Kultur. Diese Aufgabe ist nur dann lösbar, wenn sie die Literatur genau so revolutioniert, wie die Politik und die Ökonomik.

Die proletarische Literatur ist sich bewußt, daß sie alles Wertvolle aus der klassischen und zeitgenössischen Kultur und Kunst

nehmen muß; die proletarische Literatur muß aber unvergleichlich weiter als die bürgerliche Literatur gehen.

Die proletarische Literatur der Sovetunion stellt sich nur das eine Ziel: der Sache des proletarischen Weltsieges zu dienen, alle Feinde der proletarischen Revolution schonungslos zu bekämpfen. Die proletarische Literatur wird die bürgerliche Literatur besiegen, weil die proletarische Revolution unvermeidlich den Kapitalismus besiegen wird"[195]).

Das zweite Dokument, die Resolution des Zentralausschusses der kommunistischen Partei über die Politik der Partei auf dem Gebiete der schönen Literatur[196]), enthält ziemlich dieselben Grundgedanken. Ich beschränke mich daher darauf, nur das Wichtigste aus ihrem Texte anzuführen.

Die soziale Aufgabe der Kunst wird folgendermaßen begründet: „Vor der Machtergreifung erhitzte die proletarische Partei den Klassenkampf und strebte danach, die ganze Gesellschaft zur Explosion zu bringen. In der Periode der proletarischen Diktatur steht die Partei vor der Aufgabe, mit der Bauernschaft einig zu werden und sie umzugestalten. Sie steht vor der Aufgabe, eine gewisse Mitarbeit der Bourgeoisie zuzulassen und diese langsam zu verdrängen; die technische und jede andere Intelligenz in den Dienst der Revolution zu nehmen und sie ideologisch der Bourgeoisie abspenstig zu machen. Der Klassenkampf wird also nicht beendet, er ändert aber seine Form; denn bis zur Machtergreifung strebte das Proletariat danach, die gegebene Gesellschaft zu zerstören, in der Periode seiner Diktatur tritt dagegen die „friedlich-organisatorische Arbeit" in den Vordergrund.

Das führende Proletariat muß eine entsprechende Position auch in der ideologischen Front einnehmen. Die Eroberung der Position auf dem Gebiet der schönen Literatur muß früher oder später zur Tatsache werden.

Die Politik der leitenden Partei auf dem Gebiet der schönen Literatur muß folgende sein: Die Partei sieht in den proletarischen Dichtern die künftigen ideologischen Leiter der Sovetkultur; deshalb muß sie mit allen Kräften die leichtsinnige Behandlung des alten Kulturerbes, sowie der Spezialisten des künstlerischen Wortes bekämpfen; es muß aber auch jene Position verurteilt werden, welche die Wichtigkeit des Kampfes für die ideelle Vorherrschaft der proletarischen Dichter unterschätzt.

Die literarische Kritik erscheint als eins der wichtigsten erzieherischen Werkzeuge in den Händen der Partei. Nicht für eine Minute dürfen die Positionen des Kommunismus verlassen werden. Die kommunistische Kritik muß schonungslos die gegenrevolutionären Erscheinungen in der Literatur bekämpfen, dabei aber den größten Takt, Vorsicht und Duldsamkeit in bezug auf diejenigen

[195]) Vgl. Anm. 194.
[196]) Die Zeitung „Pravda" vom 1. Juli 1925, Nr. 147.

Zwischenschichten walten lassen, welche mit dem Proletariat gehen können und werden. Die kommunistische Kritik muß aber auch den literarischen Kommandoton vermeiden. Die Kritik kann nur dann eine tiefe erzieherische Bedeutung haben, wenn sie sich auf ihre ideelle Überlegenheit stützen wird.

Die Partei muß dafür sorgen, daß die Personen in den Institutionen für Presseangelegenheiten ihrem Amt am besten entsprechen, damit eine wirklich richtige, nützliche und taktvolle Leitung unserer Literatur gesichert wird.

Es ist unbedingt erforderlich, für die Entwicklung der Nationalliteratur in den zahlreichen Republiken und Gebieten unserer Union Sorge zu tragen. Es muß eine schöne Literatur geschaffen werden, welche tatsächlich auf den Massenleser eingestellt ist. Durch die Ausnutzung der technischen Errungenschaften der alten Meister muß eine künstlerische Form ausgearbeitet werden, welche den Millionen verständlich ist.

Nur dann, wenn die Sovetliteratur und ihre künftige proletarische Avantgarde diese große Aufgabe gelöst haben, wird die kulturhistorische Mission der russischen Literatur erfüllt sein.“

Diese kulturhistorische Mission, diese soziale Rolle der Sovetliteratur scheint jedenfalls bis jetzt noch nicht erfüllt worden zu sein. In der heutigen Sovetkritik finden wir fast ausschließlich Klagen darüber, daß der wirkliche proletarische Dichter noch nicht erschienen sei. Die Kritiker (W. Poljanskij, P. Kogan, Lelevič, Majskij, teilweise auch Trockij, Lunačarskij und Voronskij) wetteifern in der Anklage der politischen Unzuverlässigkeit der heutigen Dichter. Alle Kritiker sind darin einig, daß selbst die hervorragendsten Vertreter der heutigen Literatur, wie Majakovskij, Jesenin, Bezymenskij, Pilnjak, Seifullina u. a. noch keine wirklichen proletarischen Typen geschaffen hätten. Wenn schon oft genug darauf hingewiesen worden ist, daß die alte russische Kritik einen geistigen Terror ausübte, der dem Terror der Regierung nicht nachstand[197]), so ist die heutige Kritik, welche sich auf die Regierungsvorschriften stützt und in ihren Diskussionen fast ausschließlich mit dem Namen Lenins operiert, zur despotischsten Allmacht geworden, die den gesellschaftlichen Gedanken in die ihr gewünschte Bahn lenkt. Weder die Kritik, noch die schöne Literatur verfügt aber bis jetzt über wirklich hervorragende Talente. Die bolschevistische Revolution erwartet noch ihren großen Dichter, sagt Trockij.

Trockij vergißt aber, daß jedes wirklich große Talent immer im Gegensatze zur gültigen Allgemeinheit steht, (insofern es sich nicht auf das Gebiet der sog. „reinen Kunst“ beschränkt: Goethe als größter Vertreter dieser Art der Kunst stand schon deshalb in keinem Gegensatze zur Allgemeinheit, weil er von ihr nichts wissen wollte. Damit erklärt sich auch die Abneigung der revolutionären

---

[197]) Vgl. A. Luther: Die Hauptströmungen der russischen Literatur in den letzten Jahrzehnten, „Osteuropa“ 1925/26, B. I, S. 246.

Kritik gegen ihn[198]). Durch diesen Gegensatz ist das Schaffen der „reaktionären" Dichter — Puškins[199]), Tolstojs und Dostoevskijs — zu einem mächtigen Element der russischen Freiheitsbewegung geworden. Um noch einmal die trefflichen Worte Wagners zu wiederholen: „Die wahre Kunst ist höchste Freiheit und nur die höchste Freiheit kann sie aus sich kundgeben, kein Befehl, keine Verordnung, kurz kein außerkünstlerischer Zweck kann sie entstehen lassen." Darum besteht auch die soziale Rolle des kommenden großen Dichters nicht in der Verherrlichung, sondern in der Bekämpfung des heutigen Systems in Rußland. Nicht Parteivorschriften und Resolutionen, nicht engpolitische, sondern allgemein-kulturelle Aufgaben der wirklich freien Kunst werden für ihn maßgebend sein.

Die gegenwärtige Rolle der Sovetliteratur scheint allerdings viel bescheidener zu sein. In voller Anerkennung ihrer Bedeutung für Propaganda- und Agitationszwecke hat die Regierung sie zur Mitwirkung an den alltäglichen Aufgaben des Sovetlebens herangezogen. Betrachtet als eine produktive Kraft, erscheint die Literatur als ein Bestandteil des Fünfjahrplanes. Majakovskij nannte sein Schaffen „Fabrik" und forderte für sich die Geltung eines Fachmanns („Spez"). Die als vollwertige Künstler erachteten Dichter (Bezymenskij, Gladkov) widmen ihre Tätigkeit fast ausschließlich der Bekämpfung von Stockungen in der Industriearbeit. In den Zeitschriften (z. B. „Literatur und Kunst") werden Verse als hervorragende künstlerische Leistungen gepriesen, welche sich durch nichts von den gewöhnlichsten Reklameversen in der Art von Minimax oder Urbin unterscheiden[200]). Die Literatur arbeitet im „sozialen Auftrage".

Die Exklusivität anderer russischer Dichter aber ruft die Sovetkritik hervor, welche diese Haltung als Geschmacklosigkeit brandmarkt und die „Dichter" als schädlich und als „Feinde des Proletariats" bezeichnet.

Natürlich hat die heutige Literatur den ästhetischen Charakter gänzlich eingebüßt. Über die ästhetischen Aufgaben der Kunst kann man freilich verschiedener Meinung sein. Für uns ist es hier wichtig festzustellen, daß die Bolscheviken die hervorragende Rolle der Kunst erkannt und sie zur Durchführung ihrer Ziele herangezogen haben. Diese Rolle wird, solange die Sovetliteratur nur über mittelmäßige Begabungen verfügt, mehr als gewissenhaft von den russischen Dichtern durchgeführt.

XII. Schlußwort.

Die soziale Rolle der russischen Kunst und Literatur, ihr Einfluß auf die sozialen Verhältnisse gründete sich vor allem auf den erstaunlichen Glauben russischer Revolutionäre und sozialer Führer

---

[198]) Vgl. z. B. Kunst und Literatur in marxistischer Beleuchtung, B. II. S. 185/6.

[199]) Puškin gilt auch als Vertreter der „reinen Kunst". Seine Einstellung zur gültigen Allgemeinheit war dennoch niemals so konservativ, wie es bei Goethe der Fall war.

[200]) Auch „Ogoněk", „Zvesda" u. a.

an die Macht des Schönen. Herzen erzählt, daß Bakunin während des Dresdener Aufstandes im November 1849 geraten habe, an den Mauern der Stadt Raphaels Madonna und die Gemälde Murillos als Verteidigungsmittel gegen die Preußen auszuhängen[201]). Es ist möglich, daß er dabei nur die Ehrfurcht des Gegners vor dem Schönen benutzen wollte. Allein schon dadurch, daß er die Möglichkeit einer solchen Ehrfurcht anerkennt, zeigt er einen charakteristischen kleinen Zug seiner eigenen Psychologie.

Phantastik und Romantik sind die auffallendsten Eigenschaften der russischen Revolutionäre: Nečaev, den wir gewiß als einen der nüchternsten Revolutionäre betrachten können, überlegt, in der Peter-Paulsfestung sitzend, den Plan, den Caren in derselben Festung gefangenzunehmen, einen Plan, der die höchst romantische Veranlagung dieses Verneiners jeder Romantik zweifellos klar macht. Der Plan wurde damals von der Partei ganz ernst erörtert[202]).

Diese phantastische Veranlagung, sowie das in der Natur der Slaven liegende Überwiegen der Sinneswahrnehmung, in Verbindung mit der zweifelhaften Theorie, daß Literatur und Wissenschaft gleichbedeutend seien (die Literatur stehe sogar höher als die Wissenschaft) begründet die Rolle und den Einfluß der Literatur in Rußland.

Die einzige Gegenmaßnahme der Regierung gegen den literarischen Einfluß war die Zensur. Daß dieses Mittel gänzlich unbrauchbar war, bezeugt unter anderen Baron Korff in seinem Bericht an den Minister Valuev: „Es ist jedermann bekannt, daß es bei uns trotz des Vorhandenseins der Zensur kein verbotenes Buch gibt und gab, welches nicht zu bekommen wäre. Gerade in der Zeit, als die Regierung am strengsten die bekannten Londoner Schriften[203]) verfolgte, verbreiteten sie sich in Rußland in Tausenden von Exemplaren und waren fast in jedem Hause, ja fast in jeder Tasche zu finden. Gerade in der Zeit, da wir besonders dafür sorgen, unsere Jugend vor den Doktrinen des Materialismus und des Sozialismus zu schützen, ist es schwer, einen Studenten oder sogar einen älteren Gymnasiasten zu finden, dem die Schriften nicht bekannt wären, in welchen die gesunden sozialen Begriffe und die Grundlagen der Moral und Religion verunstaltet werden. Diese Tatsachen sind nicht die Erscheinung nur unseres Lebens; sie sind überall vorhanden, wo die Zensur existiert. Sie geben auch Veranlassung zu der nicht geistlosen Vergleichung: Das Streben der Regierung, die Gesellschaft durch die Zensur vor dem Eindringen fremder Ideen zu schützen, sei gleichbedeutend mit dem Gedanken, daß man seinen Garten vor den Vögeln schützen könne, indem man das Gartentor schließt."

---

[201]) N. Jaffe-Gerschun: Bakunin und sein Einfluß auf die russische revolutionäre Bewegung, S. 21.
[202]) M. Kovalenskij: Die russische Revolution in Gerichtsprozessen und Dokumenten, B. I, S. 13.
[203]) Die in Rußland verboten gewesene Zeitschrift Herzens „Kolokol".

Die russische vorrevolutionäre schöne Literatur hatte zweifellos viel dazu beigetragen, die revolutionären Ideen zu popularisieren, sie den Massen zu suggerieren und diese in die den Führern erwünschten Bahnen zu lenken. Darum erscheint die schöne Literatur (unabhängig davon, wie man sie betrachtet, als primäres oder sekundäres Geschichtsmoment) als ein wichtiger Faktor in der Entwicklung Rußlands seit dem 19. Jahrh. und als einer der Ausgangspunkte der russischen Revolution. Ihre positive Bedeutung bestand in der Aktivierung der Massen, ihre negative Rolle bestand darin, daß sie die Stelle der Wissenschaft für sich beanspruchte und dadurch den Zusammenbruch der von ihr aufgezogenen führenden Schicht der russischen Bevölkerung — der Intelligenz — herbeiführte.

Aus der Vergleichung der Rolle der einzelnen Dichter dürfen wir wohl auch folgenden Schluß ziehen. Jedes durch das Talent des Autors erleuchtete und ästhetisch ausgeführte Literaturwerk wirkt in Rußland fortschrittlich, darum auch im gewissen Sinne revolutionär, da unter den Bedingungen des russischen Absolutismus die Begriffe „Fortschritt“ und „Revolution“ fast identisch waren (ebenso wie sich in Rußland alle Kulturelemente mit den revolutionären Elementen identifizierten). Deshalb ist auch der Unterschied zwischen „revolutionärer“ und „reaktionärer“ schönen Literatur in Rußland kaum richtig. Wenn diese Bezeichnungen dennoch allgemein-üblich sind, so dürfen wir, als Ergebnis dieser Untersuchung folgendes feststellen: Die Rolle der ersteren ist nie aus dem Gebiete des Dienstes an die vorübergehenden Tagesaufgaben herausgetreten. So verhält es sich mit den revolutionären Gedichten Nekrasovs, die ihre sozialpolitische Rolle schon längst ausgespielt haben und jetzt veraltet und nur als Dokumente der Epoche interessant sind, so auch teilweise mit den Romanen Turgenevs, insofern es sich nicht um seine ewig-schönen Natur- und Liebesschilderungen handelt. Und es ist gerade die „reaktionäre“ Literatur Puškins, Tolstojs und Dostoevskijs, die Kunstwerke für alle Zeiten, ja für alle Völker geschaffen hat und die nicht zum politischen, sondern zum mächtigsten und über alle Revolutionen gültigen sozial-kulturellen Faktor der russischen Geschichte geworden ist.

Benutzte Literatur.

Centrarchiv: Dela verchovnago ugolovnago suda i sledstvennoj komissii, kasajuščiesja gosudarstvennych prestupnikov, Moskva-Leningrad 1927.
Centrarchiv: Meždacarstvie 1825 goda i vosstanie dekabristov v perepiske i memuarach člěnov carskoj sem'i, Moskva-Leningrad 1926.
Dekabristy: Sobranie materialov, Leningrad 1926.
Vospominanija brat'ev Nikolaja, Alexandra i Michaila Bestuževych, Izd, „Ogni“, Peterburg 1917.
Baron A. E. Rosen: Zapiski dekabrista, Leipzig 1870.
A. V. Nikitenko: Zapiski i dnevniki, St. Peterburg 1904.
A. Gercen: Polnoe sobranie sočinenij, Leningrad 1919. B. VI. Der Aufsatz: „Du développement des idées revolutionaires en Russie.“
N. Kotljarevskij: Dekabristy, Peterburg 1907.
Mazaev: Sočinenija K. F. Ryleeva, Peterburg 1895.
A. Černovskij i M. Gavrilov: 14 dekabrja, Leningrad 1925.

M. N. Pokrovskij: Geschichte Rußlands von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, Lpzg. 1929 (deutsch).
A. Lunačarskij: Teatr i revolucija, Moskva 1924. Der Tempel oder die Werkstatt, Wien 1920 (deutsch). Očerki marksistskoj teorii iskusstv. Moskva 1926. Kulturnaja revolucija i obščestvennost', Moskva-Leningrad 1929. N. G. Černyševskij, Moskva 1928.
W. Hausenstein: Die Kunst und die Gesellschaft, „Novaja Moskva" 1923.
Franz Mehring: Gesammelte Schriften und Aufsätze in Einzelausgaben, Berlin 1929.
G. V. Plechanov: Polnoe sobranie sočinenij, Moskva 1928. Iskusstvo i literatura, Charkov 1929.
Vladimir Solov'ev: Smysl iskusstva, Berlin 1925. Izd. „Zarja".
A. Voronskij: Iskusstvo i žizn'. Izd. „Krug", Moskva 1924.
Rosa Luxemburg: Duša russkoj literatury, „Giz", Ptbg. 1922.
Čužak: Dialektika iskusstva, Čita 1921.
K. Stählin: Ueber Rußland, die russische Kunst und den großen Dichter der russischen Erde, Heidelberg 1913.
O. Hoetzsch: Rußland, 2. Aufl., Berlin 1917.
Ivanov-Razumnik: Istorija russkoj obščestvennoj mysli, Ptbg. 1911.
D. N. Ovsjaniko-Kulikovskij: Istorija russkoj intelligencii, Ptbg. 1914.
N. Rožkov: Russkaja istorija v sravnitelno istoričeskom osveščenii, Moskva-Petrograd 1922.
Georg Weber: Allgemeine Weltgeschichte, Lpzg. 1919.
Richard Wagner: Die Kunst und die Revolution, Bln. 1920.
Turgenev v vospominanijach revolucionerov semidesjatnikov, Moskva-Petrograd 1930. Aufsätze: P. Krapotkin: Memuary revolucionera. N. Piksanov: Turgenev i revolucionery 70-ych godov. P. L. Lavrov: I. S. Turgenev i razvitie russkago obščestva. M. Aškinazi: Turgenev i terroristy.
Grafa P. I. Kapnista sočinenija, B. II, Moskva 1901.
M. V. Dovnar-Zapolskij: Obzor novejšej russkoj istorii, Kiev 1912.
I. I. Zamotin: Sorokovye i šestidesjatye gody, Varšava 1911.
P. N. Zakulin: Iz istorii russkago idealizma, Moskva 1913, N. A. Nekrasov, Moskva 1928.
V. Bogučarskij: Aktivnoe narodničestvo semidesjatych godov, Moskva 1912.
A. Panaeva-Golovačova: Vospominanija 1824—1870, Leningrad 1928.
Vladimir Lenin: L. Tolstoj i rabočee dviženie. Izd. „Oktjabr' mysli", Moskva 1924. Lev Tolstoj, Aufs. in der Ztschr. „Socialdemokrat", Moskva 1910, Nr. 18.
V. Pereversev: Tvorčestvo Dostoevskago, Moskva 1922.
A. Steinberg: Sistema svobody Dostoevskago, Berlin 1927.
P. E. Ščegolev: Petraševcy, Moskva-Leningrad 1926.
N. N. Gusev: Dva goda s L. N. Tolstym, Moskva 1912.
M. Kovalenskij: Russkaja revolucija v sudebnych processach i memuarach, Moskva 1923.
Lemke: Epocha cenzurnych reform 1859—1865 godov, Ptbg. 1904.
L. Trockij: Die Literatur und die Revolution (deutsch), Wien 1924.
L. Sosnovskij: Pervyj proletarskij poet. Ztschr. „Na postu", Moskva 1923.
Friče: Očerki po iskusstvu, Moskva 1923.
A. Luther: Geschichte der russischen Literatur, Lpzg. 1924.
Verschiedene, im Text genannte, Aufsätze in den Zeitschriften: „Russkaja Starina", „Russkij Archiv", „Byloe", „Golos minuvšego", „Kniga i revolucija", „Osteuropa" u. a., sowie in den russischen Enzyklopädien: „Bolšaja sovetskaja enciklopedija" (Moskva 1926), „Literaturnaja enciklopedija" (Moskva 1929), „Russkij biogr. slovar" (Pbg. 1905), usw.
Die Werke von Puškin, Rylěev, Turgenev, Nekrasov, Tolstoj, Dostoevskij, Bělinskij, Černyševskij, Dobroljubov, Pisarev u. a.

II
BÜCHERBESPRECHUNGEN

Sborník prací I. sjezdu slovanských filologů v Praze 1929. — Bd. I im Drucke, Bd. II, 1137 S., Prag 1932.

Die Verhandlungsschriften des I. Slavistenkongresses zu Prag vom Herbst 1929 liegen nunmehr der Hauptsache nach ausgedruckt vor.

Wie die Herausgeber J. Horák, M. Murko, M. Weingart u. St. Petira in der Vorrede zum Schlußbande bemerken, stellte sich der zu Ehren des 100. Todestages des Abbés Josef Dobrovský, des Begründers der Disziplin, veranstaltete Kongreß ein zwiefach Ziel: einmal mit einer zweckmäßigeren Arbeitsorganisation bei großen wissenschaftlichen Unternehmen sich zu befassen, zum andern, einer durchgreifenden Regelung der slavischen Studien an Mittel- und Hochschulen nachzugehen. Dementsprechend wurde eine Sektionierung in drei Abteilungen durchgeführt. Über die geleistete Arbeit der erhebend verlaufenen Tagung und wie viel für das Angestrebte erreicht wurde, berichten die gedruckten, stattlichen Bände.

Der I. Band, der im Herbst 1932 erscheint, enthält die äußere Geschichte der Tagung, die offiziellen Begrüßungsansprachen, das Verzeichnis der erörterten Themen und den Verlauf der Debatte, die Entschließungen und das Teilnehmerverzeichnis. Als vor allem fruchtbar erwies sich für den Kongreß eine Zusammenstellung richtunggebender Fragen, namentlich solcher von prinzipieller und methodologischer Bedeutung; diese Vorsorge der vorbereitenden Sektionsausschüsse fand auf der Tagung lebhaften Anklang, so daß die Aussprachen ihren Zweck wohl erfüllten. Das Diskussionsprogramm wurde in eine literarhistorische, eine sprachwissenschaftliche und eine pädagogisch-didaktische Abteilung aufgeteilt und die Erörterung in diesen Sektionen vorgenommen.

Diese Diskussionen durften wohl besonderes Interesse erheischen. Die Themen der ersten Sektion waren:

Band II (Přednášky), ein imponierendes Buch von 1060 Textseiten, mit Registern und Inhaltsverzeichnissen gar 1137, dazu 10 Tafeln, gewährt sodann schon rein äußerlich eine genügende Anschauung über die Fülle der Referate, wie sie während der Tagung zur Erörterung gelangten. Außerdem sind zwei postume Aufsätze angeschlossen, die ursprünglich für den Sammelband „Josef Dobrovský" bestimmt waren. Kidrič war beim Abschluß dieses Werkes außerstande, seine wertvolle Leistung fertigzustellen und diese umfangreiche Abhandlung erschien inzwischen selbständig, wogegen der gehaltvolle Aufsatz Jocovs über das Thema „J. Dobrovský und Bulgarien" wenigstens hier vollinhaltlich aufgenommen werden konnte.

Die Anzahl der erstatteten literaturgeschichtlichen Referate ist recht ansehnlich: Barbulescu, Tschech. Geistigkeit bei den Anfängen neuzeitlicher Wissenschaft in Rumänien; Bem, Dostojevskij in seinem Kunststreit mit Tolstoj; Bilećkyj, Die Hauptrichtungen in der ukrain. literarischen Kritik der letzten 50 Jahre; Cartojan, Aus dem Slavischen übersetzte Volksbücher der Rumänen; Deržawin, Perun im sl. Folklore; Dvorník, Die Konstantinlegende vom Standpunkte der byzant. Geschichte; Florovskij,

Die Legende von Čech, Lech und Rus in der Geschichte der sl. Philologie; Gołąbek, Mickiewicz' „Bücher über die poln. Nation" und Kostomarows „Bücher über das Leben der ukrainischen Nation"; Janów, Zum polnisch-ruth. Schrifttum im XVI.—XVIII. Jahrh.; Javorskij, Bedeutung und Stellung Karpathenrußlands im Gesamtrahmen der russ. Literatur; Jelačić, Zur Geschichte der russisch-serbischen Beziehungen und ihrer Erforschung; Phil. Kolessa, Karpathenländischer Volksliederzyklus; Ol. Kolessa, Erforschung und Herausgabe der slav. Apokryphen; Kulakovskij, Die zeitgenössische polnische Dichtung; Laskaris, Tommaseo als griechischer Übersetzer serbischer Volkslieder; Mahler, Die russ. Hochzeitslieder; Matl, Romantik und Realismus in südsl. Literaturen des 19. Jahrh.; Maver, Das Studium der Übersetzungen als Mittel sprachw. und literar. Forschung; Ohijenko, Der Krechiver Apostolus aus den Sechzigerjahren des 16. Jahrh.; Orlov, Archive für slav. Kinderspiel und -lied; Panaitescu, Die slavo-rumän. Literatur und ihre Bedeutung für die slav. Schrifttümer; Páta, Lausitz-wendische Volksüberlieferung in ungebundener Rede; Patrick, Die Volksdichtung in Sovjetrußland; Pletnew, Notwendigkeit eines Studiums des Einflusses von Evangelium und Hl. Schrift auf die moderne Literatur; Pogodin, Bibliographie der Beziehungen zwischen Rußland und Serbien; Pražák, Gegenwärtiger Stand der slovakischen Literaturgeschichte und ihre weiteren Aufgaben; Rosenkranz, Turgenjew und Saltykow; Rozowa, Sumarokow und Krylow; Sakulin, Soziologisch-synthetischer Deutungsversuch der Literaturgeschichte; P. Savickij, Die Örtlichkeit im russischen Schrifttum; Siropolko, Bibliographie ukrainischer Werke und auf die Ukraine bezüglicher Philologie; Smirnow-Kutačeskij, Vom Motiv zur Soziologie; Stránský, Mittelalterliche Kunstdenkmäler in der serb. Volksepik; Swěncickij, Gemeinsame Grundlagen der ukrain. Literatur u. Kunst; Szyjkowski, Der Anteil Polens an der tschechischen Wiedergeburt; Schachmatow, Der slav. Gedanke bei den altrussischen Schreibern; Šwela, Slavische Spuren in der niederwendischen Literatur; Treimer, Julius Zeger und Rußland; Wosnessenskij, Ziele und Verfahren des vergl. Studiums der slavischen Literaturen; Vydra, Widerhall und Einfluß des altruss. „Sanges vom Heerzuge Igors" in der poln. und tschech. Literatur.

Die sprachwissenschaftliche Sektion wies gleichfalls zahlreiche Referate auf: Balota, Altslav. Einfluß und die leit. Lautgesetze bei der Bildung des Rumänischen; Batowski, Die Umschrift der Cyrillica; Baudouin de Courtenay, Isoglossen in der slav. Sprachwelt; Belić, Von der slavischen sprachwissensch. Bibliographie; Benni, Derzeitiger Stand der vereinheitlichten Lautumschrift; Bubrich, Über die russ.-finn. sprachlichen Wechselbeziehungen; Buzuk, Sprachgeographie als Hilfsverfahren sprachgeschichtlichen Studiums; Bykowskij, Die japhetitischen Vorfahren der Ostslaven; Czekanowski, Differenzierung der slav. Dialekte im Lichte des quantitativen Kriteriums; Doroszewski, Versuch einer bedeutlichen Klassifikation der Suffixe im Slavischen; Durnovo, Zur Frage des gemeinslavischen Zerfalls; Georgiewskij, Die Frage der Entstehung einer neuen slav. Sprache im fernen Osten und der Anteil der Einzelslavinen, Grigorjew, Wurzeln des russ. Uraldialekts Perm-Ufa-Orenburg; Húsek, Das Verhältnis von Sprachforschung und Volkskunde; Chlumský, Die Palatallaute und Rousselots Theorie; Jvšić, Homonymie in der Sprachgeographie des Serbokroatischen; Karinskij, Zum Problem sozialer Dialektologie; Kleczkowski, Deutsche Ausdrücke im Alttschechischen und Altpolnischen; Kowalski, Zur Art des Forschungsverfahrens bei türk. Entlehnungen in den slav. Sprachen; Kul'bakin, Über die Notwendigkeit eines vollständigen Verzeichnisses der slav. Handschriften; Kuraszkiewicz, Neue Probleme im Studium der slav. Nasallaute; Kuryłowicz, Die Herkunft der slav. Verbalaspekte; Lehr-Spławiński, Über die urslavischen Dialekte; Małecki, Die slav. Besiedlung Istriens im Lichte sprachhist. Forschungen; Meillet-Tesnière, Entwurf eines slav. Sprachatlasses; Meillet-Vaillant, Über die Herausgabe altslav. Texte; Milewski, Gegenwärtiger Stand und wichtigste Forschungsziele hinsichtlich der ausgestorbenen Elbeslaven; Mošin, Hauptrichtungen in der Behandlung der Warägerfrage während der letzten Jahre;

Nitsch, Notwendigkeit einer Auskunftsorganisation die Lexikographie betreffend; Otrębski, Zu den Zeitwörtern des altsl. Typs naricati; Pańkewyč, Der Phonograph im Dienste der Sprachforschung; Peškowskij, Wissenschaftliche Errungenschaften der russ. Unterrichtsliteratur auf dem Gebiete allgemeiner synt. Fragen; Pogorělow, Westslav. Bestände in Cyrills und Methods Wortschatz; Rozow, Nochmals über die ursl. Gruppen tort, tolt, tert, telt, Simowyč, Geschichtl. Entwicklung der ukrain. männlichen Taufnamen (Dim. und Augment.) mit besonderer Berücksichtigung ungebräuchlicher Ableitungen; Skok, Projekt eines jugosl. sprachl. Kartenwerks; Smal'-Stoćkyj, Unmittelbare Aufgabe der Slavistik; Szober, Psychologische Struktur und ihr Einfluß im slav. Satz; Tesnière, Die diakritischen Zeichen und die Lautumschrift; Trnka, Stenographische Methoden zur phonetischen Aufzeichnung bei Dialektaufnahmen; J. Vajs, Das Evangelium Assemanianum; Vasmer, Alte geographische Namen zwischen Elbe und Weichsel; Zilynśkyj, Zur Frage der dialektologischen Einteilung der ukrain. Mundarten.

In der pädagogisch-didaktischen Sektion gelangten zum Vortrag: Legras, Über ein Verfahren, welches das wissenschaftliche Studium eines beliebigen literarischen Teiles gestattet; Markovićeva, Die Geschichte der slav. Literaturen als obligates Unterrichtsfach an sämtlichen slav. Mittelschulen; Mrázek, Wie der slav. Gedanke an den tschechischen Lehrerbildungsanstalten betrachtet wird.

Brünn. Treimer.

Rudolf Kötzschke: Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrhundert. Quellensammlung zur deutschen Geschichte. Herausgegeben von E. Brandenburg und G. Seeliger. — Teubner, Leipzig-Berlin, 2. Auflage 1932.

Die Verluste deutschen Volksbodens nach dem Weltkriege und die demokratische Einstellung seit Bestehen der deutschen Republik zeitigten in der Geschichtswissenschaft einen neuen und verstärkten Antrieb zur Erforschung des Deutschtums, vor allem in den ostdeutschen Siedlungsgebieten. Damit hängt es wohl zusammen, daß die von Rudolf Kötzschke herausgegebenen Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Besiedlung in diesem Jahre eine zweite Auflage erlebten. In Stoff und Anordnung stellt sich diese neue Ausgabe als unveränderter Abdruck der ersten Auflage von 1912 dar, was dafür spricht, daß das bei Teubner in der Quellensammlung zur deutschen Geschichte seinerzeit erschienene Bändchen sich bewährt hat. Die Gruppierung der Quellenstücke ist nach landschaftlichen und zeitlichen Gesichtspunkten getroffen. Das erleichtert das Zurechtfinden und entspricht der natürlichen Teilung der Arbeitsgebiete, obwohl auch eine solche an sich sachgemäße Einteilung Fehlerquellen hinsichtlich der Auffassung über den deutschen Ostzug in sich beschließt. In den Hauptteilen wird die Siedlung des 12. Jahrh. der des 13. Jahrh. gegenübergestellt. Der Herausgeber bietet neben vorwiegend urkundlichem Stoff auch Auszüge aus wichtigen erzählenden Schriften, so aus Helmolds Slavenchronik und aus dem Gründungsbuche des Klosters Heinrichau in Schlesien. In glücklicher Auswahl sind hier Quellen zusammengestellt, die einen Einblick in die Siedlungsvorgänge mit allen ihren Auswirkungen gestatten. Von den für die einzelnen Landschaften wie für den Ostzug im allgemeinen wichtigen Dokumenten fehlt kaum eins. Die Sammlung ist ein treffliches Hilfsmittel zur Einführung in das Studium der Siedlungsgeschichte, sie kann darüber hinaus dem Forscher überhaupt als handliches Nachschlagewerk gute Dienste leisten.

Ebenso begründet wie erforderlich war es gewiß, auch Urkunden von umstrittener Echtheit aufzunehmen, wie die Urkunde des Klosters Dargun von 1174 und die sog. echte Stiftungsurkunde des Klosters Leubus von 1175. Denn auch die unechten Urkunden sind ja wertvolle Zeugen für die Zustände, freilich nicht der Zeit ihres angeblichen Datums, sondern der ihrer tatsächlichen Anfertigung. Die quellenmäßige Grundlage der Siedlungsforschung bilden vornehmlich Urkunden. Das könnte zunächst als ein

besonderer Vorteil erscheinen, da ja Urkunden im allgemeinen als unmittelbare, objektive Tatsachenberichte zu betrachten sind. Doch müssen wir auch hier ständig auf der Hut sein, gefälschte Schriftstücke nicht für echte anzusehen und zu werten, um nicht zu einer schiefen, der wirklichen Entwicklung nicht entsprechenden Auffassung der Verhältnisse zu gelangen. Es wäre daher vielleicht angebracht gewesen, die mitgeteilten fragwürdigen Schriftstücke als solche zu kennzeichnen. Weckung des kritischen Sinnes ist jedenfalls auf diesem Arbeitsgebiete eine Hauptaufgabe bei der Heranbildung des Forschernachwuchses. Diesen Gesichtspunkt wird auch die Einrichtung der Lehrmittel zu berücksichtigen haben. Die vorliegende Quellensammlung kann zu kritischer Übung verwandt werden. Hierfür ein Beispiel. Unter Nr. 61 b wird der Hauptinhalt einer Urkunde Herzog Barnims von Pommern mitgeteilt, worin dieser den Johannitern von Stargard ihren Besitz bestätigt. Die Stiftsgüter werden außerdem von allen landesüblichen Abgaben und Arbeitsleistungen befreit. Darauf folgen Sieglungsvermerk und Zeugen. Diese Verfügung, so heißt es weiter in der Urkunde, sei vom Herzog getroffen worden, um den Hospitalbrüdern nach freiem Ermessen in allen ihren Dörfern die Ansiedlung von Leuten zu deutschem Recht zu ermöglichen. Das Datum beschließt sodann den Urkundentext. Eigenartig ist nun die Stellung des letzten Passus zwischen Zeugen und Datum. Inhaltlich scheint eine allgemeine Siedlungserlaubnis des Herzogs zu deutschem Recht vorzuliegen. Dieser wichtigen Bedeutung nach müßte man den Satz im Hauptteil der Urkunde, nicht aber als Zusatzbestimmung kurz vor Schlüß erwarten. Nach dem Wortlaut jedoch ist die Schlußbemerkung weit eher eine Erläuterung des Urkundentextes als eine Verfügung. Sie klingt wie eine ursprüngliche Dorsalnotiz, die dann gelegentlich einer Abschrift der Urkunde mit in den Text an letzter Stelle aufgenommen wurde. Aus all dem ergibt sich, daß die Urkunde in dieser Form kaum als echtes Schriftstück angesehen werden kann.

Nicht immer ist es, wie in vorliegendem Beispiel, möglich, aus Inhalt und Form eines Dokuments selbst zuverlässige Schlüsse auf seine Echtheit zu ziehen. Die für die Beurteilung des urkundlichen Quellenstoffes einschlägige Literatur ist in den Veröffentlichungen der provinziellen Geschichtsvereine und in anderen Publikationen weit verstreut. In einer Sammlung, die wie die vorliegende in erster Linie für den Studierenden bestimmt ist, erscheinen uns Hinweise auf kritische Untersuchungen erwünscht, ja unerläßlich. Es ist daher besonders zu begrüßen, daß der Herausgeber am Kopf der mitgeteilten Urkunden die wichtigsten seither erschienenen Untersuchungen ergänzt hat, wozu er bei seiner umfassenden Kenntnis der Literatur zur Siedlungsforschung wie kaum ein anderer befähigt war. Die Literaturangaben erhöhen die Brauchbarkeit der siedlungsgeschichtlichen Quellen und die Eignung für ihren besonderen Zweck. Wir wünschen der Sammlung weite Verbreitung, auf daß sie einen tüchtigen Nachwuchs von Mitarbeitern werben und heranbilden helfe für das wichtige und ertragreiche Feld der Erforschung des deutschen Volkstums.

Breslau. Viktor Seidel.

Gabriel Korbut: Literatura Polska od początków do wojny światkowej. — 4 Bde. 2. verm. Auflage. Skład główny w Kasie im. Mianowskiego, Pałac Staszica, Warschau 1929—1931.

Das Korbut'sche Werk will keine Literaturgeschichte mit abwägenden ästhetischen, historischen, vergleichenden Wertungen geben, sondern als ein Handbuch dienen, welches über alles Wesentliche unterrichten soll. Der Untertitel des Werkes „książka podręczna informacyjna dla studjujących naukowo dzieje rozwojn piśmiennictwa polskiego“ ist, wie die Einführung zur ersten Auflage es wollte, so jetzt auch für die zweite richtunggebend.

Die vier Bände sind ein Werk ungewöhnlicher Arbeitskraft und mühseligster Detailarbeit, wie Inhaltsübersicht und Umfang der einzelnen Bände schon, ohne näheren Einblick selbst, dartun. Der erste Band behandelt

die Zeit vom 10.—17. Jahrh. auf 621 SS., Bd. zwei reicht bis 1820 mit 439 SS., im dritten Bande kommt die Epoche bis 1863 auf 607 SS. zur Darstellung, der Schlußband reicht bis 1914 auf 378 SS. Diese umfangreichen Lexikonbände sind mit den nötigen Indices und mit Zeittafeln gut versehen, so daß der Überblick über den Stoff und die zeitliche Abfolge ganz wesentlich erleichtert wird.

Es ist selbstverständlich, daß die überreiche Fülle des Stoffes eines so weit angelegten Werkes in mannigfachster Hinsicht, trotz des großen Umfanges dieser vier Bände, den Autor zur Beschränkung, zur Auswahl zwingt. Das macht sich unbestreitbar auch allenthalben, in jedem der Bände, geltend. Die Notwendigkeit einer Auswahl führt naturgemäß aber immer zu Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Autor und dem Beratung suchenden Leser, an dem es dann sein wird, seine Desiderien vorzubringen. Es ist sicher, daß auch selbst eine, alle diese Schwierigkeiten anerkennende Kritik manche Ergänzungen wünschen würde. Auf viele Einzelheiten haben die polnischen Kritiker des Werkes schon hingewiesen: angesichts ihrer wichtigen Ergänzungen kann von den unwesentlichen Einzelheiten, die mir, insbesondere für die ältere Zeit, also für den 1. Bd., und die neueren Epochen, den 4. Bd., etwa aufgefallen sind, hier abgesehen werden, um so mehr, als auch der deutsche Leser ergänzende Angaben genug finden kann, z. B. bei Łoś, bei dem auch bei uns hinreichend bekannten und verbreiteten Werke von Roman Pilat: Historja literatury polskiej, oder, für die neueste Zeit, in der 1930 wiederum neu aufgelegten „Współczesna literatura polska“ von Feldman-Kołaczkowski, abgesehen von einschlägigen, auch bei uns zugänglichen monographischen Darstellungen.

Gelegentlich sind mir nicht weiter begründete Abweichungen von sonst üblicher Datierung aufgefallen, die hier natürlich nicht kontrollierbar sind. Ich will nur ein Beispiel geben: Bd. 4, S. 122 ist als Geburtsdatum der Orzeszkowa der 26. Mai 1841 angeführt, während man sonst das Jahr 1842 gewöhnlich angegeben findet. Es fällt das um so mehr auf, als K. sonst doch recht genaue Hinweise gibt, wie etwa bald darauf S. 126 Anm. bei Prus-Głowacki. Dieser 4. Bd., die neueste Zeit enthaltend, macht an sich einen etwas ungleichmäßigen Eindruck. Abgesehen von der hier besonders schwierigen Materie erschließt das leidvolle Gedenken des fern verstorbenen Sohnes, dem das Geleitwort dieses Bandes gilt, ein menschliches Verständnis.

Das monumentale Werk Korbuts wird aber jedenfalls auf lange hin seinen Zweck, ein literarischer Handweiser zu sein, voll erfüllen. Die bewundernswerte Arbeitsleistung des Verf., gepaart, wie bei selbstlosen Arbeiten derart stets, mit dem notwendigen, wenn auch schweren Verzicht auf ein eignes Urteil, hat wirklich ein Standardwerk neu geschaffen.

Breslau. Erdmann H a n i s c h.

L e m b e r g , E u g e n : Grundlagen des nationalen Erwachens in Böhmen. Geistesgeschichtl. Studie, am Lebensgang Josef Georg Meinerts (1773—1844) unternommen. — Veröffentlichungen der Slav. Arbeitsgemeinschaft an der Dt. Universität in Prag, H. 10, Reichenberg i. B., Gebr. Siepel, 1932. 181 S.

In feinsinniger Weise schildert L., wie mit den durch seine kulturelle Grenzlage und den im Land waltenden Kräften gegebenen Besonderheiten sich die herrschenden Strömungen um die Wende des 18. zum 19. Jahrh. in Böhmen auswirkten, der Übergang vom Barock und Rokoko zur hier spät einsetzenden und kürzere Zeit als anderwärts tonangebenden, katholisch unterbauten Aufklärung und über Klassizismus und Restauration zur Romantik. Verf. legt dar, wie sich diesem Rahmen das Schaffen des Leitmeritzer Bürgersohns M. als Vertreter seiner aufstrebenden, neben dem Adel zumeist im Weg des Staatsdienstes die geistige Führung an sich ziehenden Schicht einpaßt. Besonderes Gewicht wird, wie es bei dem kurze Zeit (1805—1811) auch als Professor der Aesthetik sowie Geschichte der Künste und Philo-

sophie an der Prager Universität tätigen, durch ein Halsleiden zur Aufgabe seines Postens gezwungenen Schulmann M. geboten ist, auf die pädagogischen Grundlagen und deren Reform (F. Kindermann) im Sinne der katholischen Aufklärung gelegt, vor allem aber auf die nationalen Momente. Im allgemeinen geht die Entwicklung bei Deutschen und Čechen noch parallel. In enger Zusammenarbeit bildet sich auf beiden Seiten zunächst ein nur böhmisches Nationalgefühl im Gegensatz zu der Wiener Konzentration der Josefinischen Epoche und der gesamtdeutschen Bewegung, auf dem Herderischen Nationalbegriff fußend, heraus. Während die Hankaschen Fälschungen bei dem mit M. eng befreundeten Jos. Dobrovsky — 32 der zwischen beiden 1818—1829 gewechselten Briefe sind im Anhang abgedruckt — kühle Ablehnung fanden, wagte sich M. sogar an ihre Übersetzung, lernte hierzu noch in höherem Alter das Čechische und pries die neue Entdeckung in Hormayrs Archiv.

Aber die ersten Fanfarenstöße des beginnenden Kampfes schmetterten bereits in M.'s letzte Lebenszeit hinein. Schon rüttelte der Protestant Palacky, in Hussitismus und Brüdertum den Sinn der böhmischen Geschichte suchend, das nationale Gewissen seiner engeren Landsleute wach, und M. selbst wurde, durch seine wunderliche Liebe zur Gräfin Josephine Pachta auf deren Landsitz Partschendorf (n. ö. Neutitschein) verschlagen und dem böhmischen Wesen entfremdet, zum „gegenwärtig Primitiven", zur Volkskunde, und zwar von der exotischen zur deutschen geführt (Sammlung der Volkslieder des Kuhländchens). Diese beiderseitige Wendung zum Volkstümlichen förderte zugleich die Erkenntnis der nationalen Unterschiede und trieb zur Beachtung der sozialen und politischen Lage der unteren Volkskreise, in denen allein damals die čechische Sprache und Sitte noch fortlebte. M., der Dichter, Geschichtsforscher, Philosoph und Redakteur (Der Böhmische Wandersmann, Libussa) oder biedermeierliche Gelehrte schlechthin, der bei kurzem Aufenthalt in Jena besonders durch Anselm v. Feuerbach auch Beziehung zu Deutschland gewonnen hatte, ist, wie L. betont, kein Gestalter und Führer gewesen, vielmehr ein beliebig herausgegriffener Typus, der sich seiner Zeit und ihren bewegenden Kräften eingliedernd deren Spiegelbild getreulich verkörpert. — Ein gutes Personen- und Sachregister erleichtert die Benutzung des anregenden Buches.

Breslau. Manfred Laubert.

Heisz, Friedrich und **Hillen-Ziegfeld, A.: Polen wider Polen.** — Berlin, Volksbund-Verlag, 1932. 147 S.

Das Büchlein ist eine erweiterte Ausgabe vom dritten Korridorheft der genannten Zeitschrift. Es soll nach dem Vorwort in einer Reihe von Aufsätzen als Gegengewicht gegen die den Polen eigene „Genialität der Propaganda" eine kritische, aber keineswegs böswillige Darstellung des polnischen Wesens und einen „Aspekt des polnischen Volkstums" geben.

Die Beiträge sind von ungleichem Wert und bestehen teilweise nur in mehr oder minder amüsanten Anekdoten und Urteilen markanter Persönlichkeiten, wobei die Auswahl natürlich unvollständig ist und manche besonders lehrreiche Sentenzen wie etwa Rousseaus Rat zur Abstoßung der ethnographisch fremden Außengebiete oder des Čechenfreundes Alfred Meißner Erzählung über die gewerbsmäßige Zechprellerei der polnischen Kurgäste in Karlsbad fehlen. Am wichtigsten ist der zugleich umfangreichste Beitrag (S. 110—144): Das Urteil des Journalisten, der nach den Bekanntmachungen des Regierungsblattes: „Monitor Polski" die wirtschaftlichen, politischen und sonstigen Zustände des Landes in der Gegenwart sarkastisch beleuchtet. Der Aufsatz über Polens Mentalität ist Morniks ausgezeichnetem Buch über Polens Kampf gegen seine nichtpolnischen Volksgruppen entlehnt. Daran schließt sich ein Überblick über die Mißachtung der Minderheitsverpflichtungen nebst Abdruck der internationalen Verträge. Ziemlich unbedeutend ist R. van Ostens Schilderung der staatsbildenden Kräfte. Mieszko (statt Misika) sollte endlich aus deutschen Büchern ver-

schwinden. O., der anscheinend von der Umstrittenheit Kościuszkos nichts weiß und ihn im Stil der Romantik verherrlicht, erwähnt zwar dessen nicht polnische, sondern ukrainische (?) Abstammung, verschweigt aber Dąbrowskis deutsche Mutter (v. Lettow-Vorbeck) und überhaupt die Tatsache, daß einen verblüffend hohen Prozentsatz der polnischen Führer auf allen Gebieten und zu allen Zeiten Ausländer oder Mischlinge stellten und stellen (vgl. z. B. die Männer um den Litauer Pilsudski oder die Führer im wirtschaftlichen und geistigen Kampf um Danzig — Hilchen, Siebeneichen, Strasburger, Klarner, Butler, Aśkenazy, Lutman, Ringman usw.).

Besonders eindringlich wirken natürlich die Urteile von polnischer oder polenfreundlicher Seite, wie eine Rede Korfantys vom 10. September 1930 zum Haushaltplan oder die vernichtenden Verse des französischen Dichters Ph. Desportes, der Polen 1573 im Gefolge Heinrichs von Valois besuchte. Manchen Deutschen wird die Wiedergabe der berüchtigten Rota nebst Übersetzung interessieren. Wichtig ist auch die Affäre von Brest-Litowsk und Chamiers Behandlung des dunklen Politikers Thaddäus Holuwko (ermordet am 29. August 1930). Der Religionsgeschichte gehört der Aufsatz über das Thorner Bluturteil von 1724 an. — Hiernach kann das Buch als Aufklärungsmaterial nur empfohlen werden.

Breslau. Manfred Laubert.

Zu Heft I, S. 83 ff.

Herr Dr. F. Epstein, als Rezensent des Buches von Otto Brandt: Caspar von Saldern und die nordeuropäische Politik im Zeitalter Katharinas II., legt Wert auf die Feststellung, daß ihm keine Möglichkeit zur Einsicht in die Korrektur gegeben war. E. H.

III

ZEITSCHRIFTENSCHAU

Bulgarien

Ju. Trifonov: Despot Ivan Aleksandŭr i položenieto na Bŭlgarija sled velbuždskata bitka. — Pisanie na Bŭlgarskata Akademija na Naukitě. Kn. 43. Klon istoriko — filologičen 21. 1930. S. 61—91.

Bisher hat über den Verbleib Ivan Aleksanders bis zu seiner Thronbesteigung Dunkel geschwebt, diese Frage könnte aber geklärt werden, wenn man wüßte, wo er sich z. Z. der im Titel genannten Schlacht befand. Daß man auch über seine Herkunft nichts weiß, ist zum großen Teil auf das Schuldkonto des serb. Historikers Konstantin Nikolaević zu setzen, der dem nicht als Quelle zu wertenden Radoslav vom Kloster Tronoša irrige genealogische Angaben entnommen und in seinem Aufsatz „Srpski Kommeni" verbreitet hatte. Nicht nur serb. Gelehrte, sondern auch T. Florinskij in seinem „Južnye slavjane in Vizantija vo vtoroi četverti XIV v." hatte diesen Irrtum nicht durchschaut, doch erklärte sich letzterer gegen Nikolaević' Behauptung, daß unter Ivan A. Bulgarien sich im Vasallenverhältnis zu Serbien befunden habe. Den genealog. Wirrwarr aber hat erst V. Zlatarskij in seinem „Vopros o proischoždenii bolgarsk. carja Ivana..." (Sbornik po slavovedeniju. 2, 1906) geklärt, indem er nachwies, daß A. der Sohn Stacimirs war, der seinerseits ein Bruder des Radoslav gewesen ist. Doch ist dadurch nur die Frage der Familienherkunft des späteren Caren geklärt worden, nicht aber die, wo und was er bis zu seiner Thronbesteigung gewesen. Gegenteiligen Meinungen zuwider hält Verf. dafür, daß A. sich den Namen Asen' beigelegt, weil er mit dem Caren gleichen Namens blutsverwandt gewesen ist. Das geht aus einem Einschub in der mittelbulgar. Übs. der Manassechronik hervor, wo ihm Glück und Heil gewünscht wird und dem neuen Carigrad-Trnovo. Da heißt es „korenĕ sąšta Ioana prĕizjaštnago carĕ blŭgarom Asĕnĕ". Wie diese Blutsverwandtschaft war, ist nicht bekannt, doch wird der Gebrauch, den Enkeln den Namen des Großvaters zu geben, hier zum Aufschluß verhelfen können. A. wird durch seine Mutter Keraca ein Nachkomme des Sevastokrator Aleksandr gewesen sein, und somit auch ein Nachkomme Asen' I. Der Name A. tritt früher nicht unter den bulg. Herrschern auf.

Zur Frage nach A.'s Leben bis zur Thronbesteigung erinnert Verf. an eine Stelle im Vorwort des Zakonnik des Caren Dušan, wo ein Car Aleksandr erwähnt wird unter sieben Caren, die gegen Dušan und seinen Vater zu Felde gezogen waren. A. ist also bereits vor der Schlacht von Velbužd eine Person hohen Ranges gewesen. Das wird bestätigt durch eine Stelle im sogenannten Sbornik Jacimirskij, in einer Hs. aus dem 14. Jh. aus Loveč, deren Verläßlichkeit in bezug auf die Angaben über Aleksandr Verf. eingehend prüft. A. wird hier Despot genannt, und man kann sicher annehmen, daß er Despot des Gebiets von Loveč gewesen ist, auch nach dem Zakonnik Dušans muß man in ihm eine hochgestellte Persönlichkeit

vermuten. Dadurch wird auch die Thronbesteigung A.'s erklärlich. Er wird es gewesen sein, dem sich beim Einbruch des Andronik III. in die südbulgar. Städte der junge Ivan-Stefan schutzsuchend zuwandte. Er brauchte nicht nur gegen Andronik, sondern auch gegen ihm feindlich Gesinnte in Serbien Schutz. In einem Nachwort behandelt Verf. eingehend alle die Schlacht von Velbužd betreffenden Fragen, Anlaß dazu, Stärke der streitenden Heere, dem serbischen Sieg folgende Geschehnisse und das Verhalten der bulgarischen Boljaren. Den Anlaß dafür, daß Stefan auf die Herrschaft über Bulgarien verzichtete, sieht Tr. in dem Umstand, daß das bulgar. Heer zum großen Teil nach der Schlacht unversehrt vorhanden war, denn Michail verlor sie ja, weil große Streitkräfte unpünktlich ins Feld rückten. Die Kriegserfolge Ivan-Aleksandr's gegen Andronik III. beleuchtet Verf. unter Bezugnahme auf Äußerung eines Zeitgenossen im Nachwort zum Pěsnivec v. J. 1337. Emmy Haertel.

B. Filov: Starobǔlgarskata cǔrkovna architektura. — Spisanie na Bulgarskata Akademija na Naukitě. Kn. 43. Klon istoriko — filologičen 21. 1930. S. 1—59. Taf. 1—22.

Als Verf. seine „Altbulgarische Kunst" (Bern 1919) und später die vermehrte Ausg. in bulgarischer Sprache (Sofija 1924) herausgab, lagen bereits Vorarbeiten über altbulgar. Malerei vor, die Architektur aber war noch so gut wie unbearbeitet geblieben. Als erstes Hilfsmittel erschien im Godišnik na Narodn. Muzej für 1922—25 eine Art Katalog der ganz oder teilweise erhaltenen Kirchen und Klöster aus dem 4.—12. Jh. aus der Feder von Věra Ivanovna. Die Veröffentlichung von Plänen und Durchschnitten derartiger Denkmäler haben sich häufig auch da, wo sie von Architekten gefertigt worden waren, später als ungenau herausgestellt. Verf. will trotz mangelnder Vorarbeiten versuchen, die altbulgar. Architekturdenkmäler in ihrem Zusammenhang untereinander und mit außerbulgar. Bauten hier zu besprechen. — Die kirchliche Baukunst beginnt längst vor der bulgar. Zeit, schon im 4. Jh. fand in Serdika (Sofija) ein ein ökumenisches Konzil statt, ebenso sind bis zum Ende des 6. Jhs. in vielen später bulgar. Städten Bischofssitze nachweisbar. Die Ausgrabungen des Bulgar. Archäolog. Instituts haben über Erwarten reiche Funde aus ältester christl. Zeit zu Tage gefördert. Sicher haben diese ältesten Bauten stark auf die der bulgar. Zeit eingewirkt.

Innerhalb dieser vorbulgar. Epoche bespricht F. den ältesten Basilikatyp, den aus Kleinasien übernommenen mit Gewölbe, gleich ob mit oder ohne Kuppel, als dessen bedeutendster Vertreter die Sophienkirche in Sofija anzusehen ist und die wahrscheinlich noch aus dem 6. Jh. stammt. Es folgen einschiffige Kirchen von kreuzförmigem Grundriß und Rundbauten. — Aus ältester bulgar. Zeit ist nichts erhalten geblieben. Die große Basilika von Aboba vom Ende des 9. Jhs. ist das größte bisher aufgefundene Gebäude der Balkanhalbinsel und sichtlich eine Weiterbildung alter Bautraditionen. An Originalität wird sie überragt durch die vor zwei Jahren aufgedeckte Rundkirche von Preslav, anscheinend entstanden nach dem Vorbild der großen römischen Mausoleen, in ihrem Außenschmuck an glasierten Ziegeln aber anknüpfend an sassanidische Architektur. Ihre Datierung ist ungewiß, doch wäre es immer möglich, sie unter Berücksichtigung einer alten bulgar. Herkunft namentlich und zeitlich zu identifizieren als einen Bau etwa um 906. In Mazedonien haben sich viele Denkmäler aus ältester bulgar. Zeit erhalten, deren Pläne und Abbild. beigegeben sind. — In der Zeit des zweiten Bulgarenreichs nimmt der byzantin. Einfluß zu, es ist also auch erklärlich, daß sich das am Kirchenbau bemerkbar macht, doch bleiben manche sassanidische Traditionen erhalten. In den kleinen Begräbniskirchen von Bačkovo, Bojana u. a. O. läßt sich der Einfluß mesopotamischer Kirchen nachweisen, in anderen wieder armenischer. Unter den erhalten gebliebenen Kirchen aus dem zweiten Reich nehmen die von Trnovo den ersten Rang ein. Abgesehen von der von

Asen II. erbauten Basilika der Vierzig-Märtyrer ist dort ein Kirchentyp vertreten, der mesopotamische Einflüsse verrät; es sind einschiffige Gewölbekirchen, teils datierbar, teils undatierbar. Späterhin werden diese einschiffigen Bauten mit einem kreuzförmigen Kuppelbau kombiniert, eine eigenartige und für ihre Zeit charakteristische Form, die aber kaum auf bulgar. Boden ihren Ursprung gehabt haben wird. Sie erinnert an armenische Bauten und wird von dorther eingedrungen sein. Daneben findet sich nach byzantinischem Muster mancher Kuppelbau mit freistehenden Säulen zur Stützung der Vierung, namentlich in Mazedonien. — Alle diese Bauten aus dem 13. und 14. Jh. beweisen, daß die Baumeister jener Zeit nicht nur an die Lösung komplizierter Raumaufgaben gingen, sondern auch für reichen Außen- und Innenschmuck der Kirchen sorgten.

Emmy Haertel.

Jugoslavien

Arturo Cronia: Lazar K. Lazarević. — Rivista di letterature slave. 5 (1931), 4. S. 264—273.

I. Auf die Darstellungen von Stanojević für die politischen Geschehnisse, von Skerlić für Literaturgeschichtliches zurückgreifend, schildert Cr. das historische Milieu, dem Laz. entstammt, das Serbien der sechziger bis achtziger Jahre des vor. Jhs., innerhalb deren die Vertreter einer alten Zeit sich von jungen Generationen überrascht sahen, die gewaltsam den engen Horizont des Alten auseinandersprengen wollten und die Grundlagen der alten Moral angriffen, um ein neues nationales Bewußtsein zu schaffen. Strömungen, die natürlicherweise angefeuert und genährt wurden durch den neuen Gedanken in Westeuropa und seine russ. Geleitsmänner. Daneben besteht der romantische Zug nach wie vor, und im Alltagsleben erhält sich die Primitivität früherer Zeiten, ebenso wie in Schule und Kirche der patriarchalische Geist.

Emmy Haertel.

Jean Dayre: Marin Držić. Conspirant à Florence. — Revue des études slaves. 10 (1930), 1/2. S. 76—80.

Verf. weist auf 4 Briefe von der Hand D.'s, gezeichnet Marino Darsa Raguseo, in Florentiner Archiven hin, deren Veröffentlichung durch Rešetar in den Stari Pisci der Agramer Akademie bevorsteht. Aus diesen Briefen gewinnt man erst ein richtiges Bild von Persönlichkeit und Absichten des D. Bisher war das Ende seines Lebens in Dunkel gehüllt und sein Versuch, Cosimo I. zur Einnahme von Ragusa aufzufordern, um dort mit der Adelsherrschaft aufzuräumen und ein demokrat. Regiment einzuführen, war geeignet, ein schlechtes Licht auf ihn zu werfen. Aus den Briefen ist der sittliche Ernst zu ersehen, der D. bewog, den ital. Fürsten um Abhilfe unerträglicher Mißstände im oligarchisch regierten Ragusa anzuflehen, und besondere Bedeutung kommt dem ersten Schreiben v. 2. Juli 1566 zu, welches eingehend die ragusäischen Verhältnisse schildert.

Emmy Haertel.

Umberto Urbani: Anton Aškerc. — Rivista di letterature slave. Anno 5 (1930), 2. S. 101—112.

U. vergleicht Aškerc mit dem Helden einer seiner Werke: Assuero, der durch die Jahrhunderte wandelnd unter dem Kruzifix stehen bleibt, und seine Betrachtungen über die immer wieder zu dem Ruf „Kreuzige!“ bereite Menschheit in die Höhe ruft. Auf den Reisen im Orient, in den Ländern des Buddhismus und in Mittelmeerländern klassischer Kultur ist Aškerc immer wieder in den Schatten des Kreuzes zurückgekehrt. Entgegen anderen Meinungen glaubt U. behaupten zu können, daß Aškerc durch seine Beschäftigung mit anderen Religionen nicht als deren Apostel angesehen werden darf. Seine Religion ist immer die Freiheit des mensch-

lichen Gedankens gewesen, seine Ideale: Wahrheit, Gerechtigkeit, Fortschritt, und sein bevorzugter Gott: Christus. Die slovenische Kritik hat sein aus der Fremde heimgebrachtes Gedankengut noch längst nicht gesichtet, ebenso wie seine Beziehungen zur serbo-kroatischen Dichtung noch ungenügend untersucht sind. Kein anderer slovenischer Dichter steht Kurelac und Kranjcević so nahe wie Aškerc. Die slovenische Kritik sollte bedenken, daß auch kein anderer wie Aškerc geeignet ist, die These Ivan Cankars von der Lebensdauer des Slovenischen umzustürzen. Man hat zwar selbst von serbischer Seite kürzlich eine Verschmelzung des Slovenischen mit dem Serbischen bestritten, aber U. hält es nicht für ausgeschlossen, daß in ferner Zukunft durch die politische Vereinigung, durch Gleichartigkeit von Empfindungswelt und Stoffen auch eine linguistische Verschmelzung vor sich gehen könnte.

Aškerc hat in seinen Balladen und Romanzen die tragische Geschichte seines Volkes besungen. U. erinnert hier an die durch den magyarischen Magnaten Taki und Baron Turn verübten Grausamkeiten gegen das slovenische Landvolk und schließt mit dem Hinweis darauf, daß die kroatischen und slovenischen Dichter die Geister wachgerüttelt hätten zur Behauptung ihrer Nationalität. Emmy Haertel.

Fünfzig Jahre slovenischer Kultur. (L. Žimbrek, Pedeset godina slovenske kulture. — Hrvatska Revija, 1931, S. 280—86.)

Aus Anlaß des Jubiläums des 50jährigen Bestandes der führenden slovenischen Kulturzeitschrift Ljubljanski Zvon. Das kleine slovenische Volk zeigt bis zum heutigen Tag eine außerordentliche und unvergleichliche Adhäsion gegen außen hin und eine elementare Lebenskraft, Eigenschaften, denen es seine heutige raison d'être verdankt. Ihre Sprache und Schrift entwickelten die Slovenen von der Schrift- und Sprachreform des Bohorič über Prešeren und den Gegner Vraz' bis zu Cankar und der literarischen Gegenwart, die eifersüchtig die Tradition, wie ja überhaupt der Slovene sein kulturelles Prestige unter den schwierigsten Umständen zu bewahren verstand. Jede kulturelle Bewegung in Europa fand ihr Echo bei den Slovenen: Die protestantische Bewegung brachte Primož Trubar und Adam Bohorič, die Aufklärungszeit Zois und Valentin Vodnik, die romantische Ära die „Čbelica", Matija Čop und Prešeren, das Jahr 1848 die „Novice", Fran Levstik, Simon Jenko und Josip Jurčič, die Zeit der neuen Romantik und des Realismus Josip Stritar und mit ihm den Wiener Zvon, später den Laibacher Zvon, der um sich die besten slovenischen Dichter und Schriftsteller seiner Zeit scharte: Gregorčič, Jurčič, Kersnik, Levec, Tavčar u. a. So wuchs das slovenische literarische Leben von den ersten Anfängen über den Kreis um den Almanach Čbelica in sicherem klaren Aufstieg zum Organ Slovenski Glasnik und zur Zeitschrift Zvon, die den Gipfel bedeutet und die erste Affirmation reiner und echter Literatur brachte. 1867 sammelte der in Wien als Professor lebende Dichter, Ästhet und Kritiker Jos. Stritar, Verehrer Byrons, Goethes und Rousseaus, junge slovenische Universitätsstudenten zu einem literarischen Klub zusammen, in welchem in endlosen Debatten mit Jurčič, Levec, Celestin und den anderen Mitgliedern die Idee einer slovenischen rein literarischen Zeitschrift der Verwirklichung langsam entgegenwuchs. Die 1870 in Wien erscheinende erste Nummer des Zvon leitete eine neue Ära in der slovenischen Literatur ein. Neben Stritar standen als die tätigsten Mitarbeiter Levstik, Jurčič und Gregorčič. Nach einem Jahr ging die Zeitschrift, deren Name Zvon (Glocke) auf Hercens „Kolokol" zurückgeht, ein, erstand 1876 wieder und übersiedelte 1880 nach Laibach. Mit diesem Jahre ward unter der neuen Redaktion Jurčič, Kersnik, Levec, Tavčar, auch die literarische und politische Richtung eine andere. Die Verdienste Stritars sind gewaltig: Er erzog die junge Generation literarisch und ästhetisch und auch ein literarisches Lesepublikum. Er bereitete die Wege für die reine Literatur und für ein europäisches literarisches und geistiges Niveau. Er legte die Grundlagen der Kritik und

des modernen Literatursprachenstiles, schuf selbst literarisch eine Richtung des Ideenromantizismus, von dem sich allerdings die junge Generation bald abwendete. Der Laibacher Zvon vertrat geistig und literarisch die realistische Richtung, ein Echo des neuen europäischen Realismus. In seinem ersten Jahrgang brachte der neue Zvon den großen unter dem Einfluß des Gerstäcker-Romanes „Die Flußpiraten des Mississippi" stehenden Roman „Rokovnjači" von Jurčič. Nach dem 1881 erfolgten Tode des Jurčič übernahm die redaktionelle Hauptarbeit der talentierte Kritiker Fr. Levec. In den folgenden Jahren kamen neue Talente der realistischen Epoche zu Wort, 1895—96 tauchte vorübergehend Govekars Naturalismus auf. 1897 meldete sich in energischen kritischen Kämpfen die Moderne und setzte sich immer mehr durch, zumal sich der Zvon auf ihre Seite stellte. Der Zvon erweckte, erhielt und vertiefte auch das literarische Andenken an Prešeren, brachte viel neues Material und neue Studien über ihn, ebenso auch später über die stärkste slovenische Persönlichkeit der Moderne, über Cankar. Heute befindet sich die Moderne, die mit einer Reihe wirklicher Talente imposant in die slovenische Literatur eintrat und in den letzten 30 Jahren der Zeitschrift und der slovenischen Literatur eine neue Richtung und einen neuen Geist, eine neue Prosa (Cankar), eine neue Lyrik (Kette, Murn, Župančič) brachte, mit ihrem noch lebenden Barden Župančič am Ende. Einige ihrer fähigsten Talente gingen bereits in den hoffnungsvollsten Jugendjahren zugrunde: Kette mit 23 Jahren, Murn Alexandrov mit 22 Jahren. In den letzten Jahrzehnten kamen auch die neuen jungen Kräfte: Al. Gradnik, Cvetko Golar, Šorli, Edbin Kristan, Vlad. Levstik, Petruška, V. Molé, Fr. Albrecht, der jetzige Redakteur des Zvon, Glaser, Kraigher, Gruden, Ferdo und J. Kozak, Pavel Golia und Novačan; in den letzten Jahren die ganz jüngsten Srečko Kosovel, Jarc, B. Kreft, Ocvirk, A. Vodnik u. a., zu Wort.

Nimmt man zu den 50 Jahrgängen des Ljubljanski Zvon, der das Kulturwollen der liberalen slovenischen Intelligenzkreise verkörpert, noch die 40 Jahrgänge des parallel laufenden katholischen Dom in Svet, so ergibt sich ein fast vollständiges Bild und Abbild der slovenischen Kulturentwicklung der letzten 50 Jahre. Der Zvon gab in der Hauptsache drei Generationen Schriftsteller: Die erste Generation, die teils romantischen Idealisten und die neuen Realisten (Stritar Jurčič, Kersnik, Levec), die zweite nicht so homogene und zum Teile mit der ersten zusammenfließende Generation mit Aškerc, und die dritte, die slovenische Moderne, die stärkste, homogenste, positivste und fruchtbarste (Cankar, Župančič). Die Konturen der vierten, jetzt auftretenden Generation sind noch nicht scharf ausgeprägt. Alle diese Generationen sind als literarische Strömungen im Zvon entstanden, haben sich in ihm entwickelt und affirmiert. So ist die Geschichte des Zvon die Geschichte der slovenischen Literatur. Denn diese Zeitschrift sammelte durch ein halbes Jahrhundert alle latenten Energien um sich, gab ihnen einen Mittelpunkt, führte sie vorwärts und zum Ziele. Die Wiedergeburt der slovenischen Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die heute gereinigte und gefeilte slovenische Literatursprache, die hochentwickelte Literaturkritik und das gute Lesepublikum, das ist ihr Verdienst.

Josef Matl.

Slovenische Kulturprobleme. (A. Ocvirk, Slovenski kulturni problemi. — Ljubljanski Zvon 1931, S. 241—49, 321—27.)

Jede Zeit hat ihre besondere ideelle Zielrichtung. Das moderne Denken strebt nach einem möglichst vollständigen Verstehen der kulturellen Grundtatsachen und über und durch sie nach synthetischen Schlüssen. Es will gleichzeitig aus der kulturellen Vergangenheit die kulturelle Gegenwart vollkommener verstehen lernen. Wir erleben heute die Kultur als lebendiges Geschöpf, als Organismus. Die Wurzel dieser Auffassung finden wir in Nietzsches Anschauung von Geschichte und Welt, in Spenglers Morphologie, in der Geschichtsphilosophie Berdjaevs, in dem Vitalismus des Ortega y Gasset. Unsere Blickrichtung ist biologisch, morphologisch, vita-

listisch, dynamistisch; nicht mehr wie früher vorwiegend statistisch-bibliographisch, gegenstandsanalytisch. Wir sehen heute die Probleme der Kultur als Probleme des Lebens, als Probleme der Lebensformen und der Lebensenergien. So sind auch die slovenischen Kulturprobleme anzusehen. Was schuf die slovenische Kultur? Worin besteht ihr dauernder Zug und wie ist ihre metaphysische Gestalt und ihre seelische und geistige Struktur? Wo und wie beschaffen ist der besondere slovenische kulturelle Lebensstil? Welcher Art sind die slovenischen Kultursymbole? Hat die slovenische Kultur schon ihren Zenit erreicht? Von besonderer Wichtigkeit ist das Problem des Eigenen, Nationalslovenischen und des Kosmopolitismus, das Problem der Einwirkungen fremder, aus dem übrigen Europa stammender Ideen und kultureller Werte auf die slovenische Kultur, das Problem des Originalen und des kulturellen Eklektizismus. — Ohne starkes nationales Leben gibt es keine individuelle Kulturform, keinen besonderen Lebensinhalt, Lebensform und Lebensstil. [Ich halte diese Behauptung in ihrer kategorischen Allgemeinheit nicht für richtig. Es gab im Mittelalter einen westeuropäischen höfischen Kultur- und Lebensstil und es gab in der Neuzeit einen spezifisch österreichischen Kultur- und Lebensstil. Diese nationalistischen Auffassungen der Kultur sind Produkt der Romantik.] Die Kultur ist der Spiegel der seelisch geistigen Lebensgeschichte eines Volkes. Die Äußerungen, die Verkörperung dieser seelisch geistigen Geschichte sind zu finden — zunächst in elementarer Form — in der nationalen Aphoristik und ihrer Weltvorstellung, in den Volksgesängen, Volksmärchen, Volkserzählungen und Gebräuchen; in der weiteren differenzierten Entwicklung in der Kunst des Wortes, der Töne, der Farben, der Plastik, des Tanzes und in der philosophischen Konzeption, in den darin zur Geltung kommenden ethischen, moralischen, philosophischen und ästhetischen Normen. — Berdjaev sagt: „Alles, was die Kultur erreicht, ist symbolisch, nicht real. Wo ist der Gestalt gewordene slovenische Mythos, wo sind die elementaren Symbole des slovenischen Mythos? Als die elementarsten mythischen Symbole der slovenischen Kultur wären zu nennen: Lepa Vida, Peter Klepec, Kralj Matjaž (König Mathias) und Kurent. Diese vier Gestalten der slovenischen Volks- bzw. Kunstdichtung veranschaulichen und repräsentieren vier seelische Grundzüge des slovenischen Lebens und kristallisieren sich zu künstlerischen Symbolen. (Vgl. über die Gestaltung und die Hauptgestalten des slovenischen Volksmythos in den slovenischen Märchen und Volkserzählungen die neue Arbeit des Laibacher Germanisten J. Kelemina: Bajke in pripovedke slovenskega ljudstva. 1930. Družba sv. Mohorja.) In den Volksliedern von der Lepa Vida ist noch in ganz einfachen Zügen die unstillbare und ungestillte Sehnsucht des slovenischen Menschen nach der Ferne (hier nach dem wunderbaren Spanien und der spanischen Königin) gestaltet. In Prešerens Lepa Vida ist diese Sehnsucht bereits zur tragischen Bitterkeit aufgeflackert und zur Qual der Sehnsucht vertieft. Hier ist bereits der symbolische Sinn der ungestillten Sehnsucht und der Bitterkeit klar ausgedrückt. Auf dem gleichen Grundmotiv erwuchs dann das große Symbol der Sehnsucht, das Cankar in seiner Lepa Vida in die Form lyrischer Dialoge gestaltete. Gestaltete? Cankars Lepa Vida ist ätherisch, ohne feste Umrisse einer scharf abgegrenzten Persönlichkeit, mehr Vision, Ahnung und Sehnsucht armer Seelen, Symbol der slovenischen Mystik selbst. Cankar hob das Symbol der Lepa Vida zur höchsten Stufe empor, zum Symbol unerreichter, geheimnisvoll betäubender, unerfaßbarer und bis zum Tod anziehender Schönheit. Ebenso hat Cankar den Peter Klepec durch symbolische Vertiefung der Fabel der Volkserzählung gestaltet. Bei Cankar ist Peter Klepec nicht mehr der gewöhnliche schwächliche Hirt, sondern bereits Symbol der Biegsamkeit und Schwächlichkeit; in dem Nichtwiderstandleisten, Sichnichtauflehnen, in dem demütig geduldigen Dienenkönnen und freudigen Dienenwollen die Tragik der slovenischen Seele, der Zug der Passivität im slovenischen Menschen. „Die Geschichte von Peter Klepec hat kein Ende, sie verliert sich spurlos und lautlos im Nebel.“ Doch im Kralj Matjaž (geschichtliche Grundfigur: Mathias Corvinus) hob Cankar den Peter Klepec ins Große,

er erhob die Volkserzählung zum Symbol der slovenischen Erwartung, noch mehr zum Symbol des allmenschlichen slovenischen Messianismus, in dichterischer Vision und Ahnung, daß die ganze Welt in der slovenischen messianistischen Sendung erlöst werde. Von Peter Klepec zu Kurent (Cankars Novelle) ist nur ein Schritt. Kurent mit der Maske des lustigen Musikanten, der sich und die Abgründe seiner Seele im Wein betäubt. Kurent ist das Symbol des slovenischen Künstlers, geschaffen nach der Gestalt des Cankar'schen Lebens. Der Grundakkord aus Peter Klepec wiederholt sich von neuem: Bitterkeit, Erniedrigung, Dulden. „So weit ich schaute, ich sah kein frohes Gesicht. So weit ich ging, schlug man mich. Als die Liebe in mein Herz trat, verspottete und entehrte man mich. Ins Herz spien sie mir. Du aber mache, daß alle lustig sind, wenn ich unter sie trete." Es ist der Leidensweg des Künstlers und des darin verkörperten allmenschlichen Leides. Kurent ist der Künstler, der mit seiner Fidel und seinem Lied das slovenische Volk betört und berauscht. Er ist eigentlich seine Erkenntnis. Die Feierstunde seiner Qual und seiner sonderbaren übernatürlichen Liebe zur heimatlichen Erde: „Erde, liebe Erde, Mutter! Wenn Du kein Brot hast, gib mir Stein! Ich werde noch den Stein besingen." — In diesen vier Gestalten sind vier Grundsymbole der slovenischen Seelenstruktur gegeben. Daneben gibt es noch einige ausgeprägte slovenische Gestalten, die symbolische Züge in sich haben. Neben der Gestalt Prešeren wurde symbolisch Levstiks Martin Krpan, eine Variation des Peter Klepec Typus; dann die Gestalt Ivan Cankars selbst, der alle symbolische Formen des Slovenentums in sich umfaßt und im Hlapec Jernej (vor kurzem als „Knecht Jernej" auch ins Deutsche übersetzt und auch für die deutsche Bühne bearbeitet) eine Apologie der slovenischen Geschichte und ihrer Grundzüge schrieb. In diesen vier Symbolen slovenischer geistiger seelischer Sonderart werden folgende Grundmerkmale des slovenischen Lebens und des slovenischen Kulturorganismus aufgedeckt: 1. Als elementarstes Merkmal das ungestillte Sehnen, aus dem der poetische Elegismus erwächst, ein Zug, der die ganze slovenische Poesie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart durchzieht. Dieser Elegismus, diese Sehnsucht nach dem Unerreichbaren hat eine Abneigung vor der realistischen und extrem naturalistischen Veranschaulichung der Natur und der rein sachlichen Lebensbeobachtung und Lebensauffassung zur Folge, anderseits einen starken Subjektivismus des Erlebens und des Fühlens. 2. Aus der Sehnsucht erwächst die Erwartung einer Erlösung, die Erwartung der großen Stunde, die das Ende alles Leidens, aller Bitterkeit und alles Wartens sein wird. Das Ziel der Erwartung ist in geheimnisvolles mystisches Dunkel gehüllt. Also aus der Sehnsucht erwächst der slovenische Messianismus, die Idee der Erlösung, die Idee der Gnade. 3. Daher erleben die Slovenen in sich den Kampf zwischen der Wirklichkeit, Tatsächlichkeit und der kontemplativen Haltung, ein ins Unendliche gehendes Gefühls- und Stimmungsträumen. Das ist ein Element der slovenischen psychischen Originalität. Das ist diese slavische Weite, die zwischen zwei Polen, zwischen Wille und Kraft, kämpft und sich schließlich zu sehr in bloßes Sinnieren und Warten, in ein Ausweichen vor der Wirklichkeit, in Gefühlsreaktionen an Stelle einer kräftigen Willenshaltung verliert. 4. Schließlich erscheint noch als charakteristischer Zug ein gewisser slovenischer Pessimismus, der in einem gewissen slovenischen Fatalismus begründet ist. Man denke an den Mythos vom zehnten Bruder. Dieser Fatalismus zeigt sich auch in einem fortwährenden Wunsch nach Unterhaltung, nach trunkener Betäubung, in der die Konturen der Wirklichkeit verschwinden. Auch wenn berechnend und fleißig gearbeitet und geschafft wird, so erscheint Schaffen und Werk nicht als Ziel, sondern nur als Mittel. Ebenso bedeutungsvoll wie die Spaltung zwischen Wirklichkeit und Sehnsucht ist die Spaltung zwischen Kunst und Leben, zwischen Künstler und Publikum.

Das Problem der wechselseitigen Einflüsse fremder Kulturen, das Problem des Kosmopolitismus, also das Problem des Eklektizismus, der Stile, der Entwicklung und der Bildung ist bei den Slovenen als einem kleinen Volke an der Grenz- und Übergangszone dreier Kulturen, der

nördlich germanischen, der südlich romanischen und der südöstlich slavischen, von besonderer Wichtigkeit und Bedeutung. Das Problem der Einflüsse ist hier besonders wichtig für die Analyse der Stilübergänge im künstlerischen Leben, dann für die politische, wirtschaftliche, philosophische überhaupt für die intellektuelle Entwicklung, für die Erkenntnis der Reaktion auf das slovenische Leben und Schaffen. Während im Grunde des slovenischen Wesens, in seinem Blute und in seinem Fühlen slavische Elemente immer lebendig blieben, teils nur vegetativ, teils bewußt, griff in das gedankliche und intellektuelle Leben der Slovenen das germanische Element mit all seiner Logik und seiner rationellen Planmäßigkeit (Verwaltung, Schule usw.) tief in das slovenische Leben hinein und drückte ihm in tausendjähriger Oberherrschaft seinen Stempel, seine in dem slovenischen gesellschaftlichen Leben zu beobachtende gedankliche Kühle auf. (Auch dies halte ich für konstruiert, abgesehen davon, daß der Verfasser dem Wesen des Einflusses deutscher Geistigkeit auf die psychisch-kulturelle Bildung des slovenischen Volkstums überhaupt nicht in den wesentlichen Dingen gerecht wird. Ich bin Kind der deutsch-slovenischen Sprachgrenze, aber von dieser gedanklichen Kühle [miselna mrzlota] im slovenischen gesellschaftlichen Leben habe ich wahrhaftig nie etwas gespürt. Außer, der Verfasser denkt an die gewisse kleinbürgerliche Steifheit und den kleinbürgerlichen beschränkten konventionellen Formalismus des Besitz- und sozialen Dünkels, der ja überall in dieser Schicht zu finden ist.) — Im Südwesten trat der germanische Einfluß gegenüber dem romanischen zurück, der den slovenischen Elegismus zu lebendiger Rhythmik und Melodiosität vertiefte (Gregorčič). Bis zum 19. Jahrhundert lebte der slovenische Mensch seine Zeit des Erwachens. Erst im vergangenen Jahrhundert richtet er sich auf und begann seine Seele und seine Individualität synthetisch künstlerisch zu gestalten. Von der Lyrik Prešerens bis zur Prosa Cankars ist es kaum hundert Jahre. In dieser Zeit schuf der slovenische Mensch seine Sprache und seinen geistigen Gehalt, sein inneres Bild und sein Leben, im Ohre die mächtigen Lieder der Wellen fremder Kulturmeere und im Herzen die Sehnsucht nach den Ozeanen großer künstlerischer Entfaltung. Die heutige Lage: Nach dem Tode Cankars trat eine Zeit der inneren Spaltung, des Niederganges, Stillstandes und der Kraftlosigkeit ein. (Gemeint sind hier die modernistischen Strömungen, die ja übrigens nicht tief gingen.) Der slovenische Mensch warf das Erbe der Väter von sich, suchte gierig in den hastig und unruhig einander jagenden literarischen und künstlerischen, aber auch politischen und sozialen und ethischen neuen Strömungen und Forderungen Heil und Neuorientierung. Der Relativismus des Schönen brachte einen Relativismus der Kultur mit sich und mit ihm kam in das slovenische Leben der extrem-pathetische Internationalismus, doch hat sich in den letzten Jahren diese ästhetische Spaltung schon wieder gelegt. (Ich würde sagen: Es trat eine Differenzierung ein. Während bisher nur die liberale und die klerikale Kulturdoktrin als maßgebend und traditionell herrschten (die erste vertreten im Ljubljanski Zvon, die zweite im Dom in Svet), trat jetzt mit dem Expressionismus und der ihm entsprechenden geistigen und sozialen Haltung auch eine neue Kulturauffassung hervor, die mehr auf soziale Aktivität, Sachlichkeit und Wahrheit gerichtet war.) „Von einem besonderen Stil unseres Lebens, von unserer besonderen Lebensform können wir noch nicht sprechen. Es kann niemand verheimlichen, daß unser kulturelles Leben ganz tot ist, daß wir für jeden tieferen Gedanken, für jedes starke Wollen abgestumpft sind, daß wir nur vegetieren.“ Josef Matl.

Die Malerei bei den Slovenen. (Fr. Stelé, Slikarstvo kod Slovenaca. — Hrvatska Revija 1932, S. 537.)

Seit dem Beginn des slovenischen Protestantismus vergingen ganze 150 Jahre, bis sich die neue kompakte Kultur der Malerei entwickelte. Die gegenreformatorische katholische Restauration hatte der Malerei eine

ganz untergeordnete Rolle zugewiesen. Die Wände der Kirchen wurden zum größten Teile nur noch dekoriert, die solide Freskentechnik geriet in Vergessenheit und auf den Altären wurden die einstigen Bilder durch dekorative und figurale Plastik ersetzt. Es entwickeln sich zwar ein wenig die nichtkirchlichen Gattungen der Malerei, wie Porträt und Genre, aber das ganze 17. Jahrhundert bleibt doch eine Zeit, in der die Malerei in den slovenischen Gebieten zum großen Teil in fremden Händen, sei es holländischer wandernder Gewerbetreibender, sei es der Italiener, war. Viele Bilder werden importiert. Eine wichtigere Gruppe von Malern sammelte sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts um den gegenreformatorischen Laibacher Bischof Tomaž Hren (Chrön): Unter ihnen wurde von größerer Bedeutung der österreichische Deutsche Matthias Plainer. Das bedeutendste und durch seinen ikonographischen Inhalt für die Richtung des Kunstinteresses in dem Jahrhundert zwischen Protestantismus und dem reichen Barock symptomatisch ist das große Deckengemälde in der alten Grafenburg in Cilli. Für die Kunstrichtung dieser Zeit typisch und das vorhin genannte Kunstdenkmal illustrierend und erklärend ist die graphische Sammlung des Historiographen und Topographen Valvasor (Universitätsbibliothek Agram), an deren Ausarbeitung Deutsche, Holländer und Slovenen beteiligt waren. Die Arbeit des Valvasor-Kreises ist noch immer als Folge des Einflusses der nördlichen, besonders der deutschen Kulturbestrebungen zu betrachten. Inzwischen wuchs aber eine ganze Generation heran, die nach dem Programm der Jesuiten in Italien ihre Ausbildung genossen hatte. Damit wurde die bis dahin fast allein maßgebende nördliche künstlerische Richtung stufenweise durch die italienische Richtung ersetzt und die ganze künstlerische Kultur bekam eine neue Basis, die jener Phase des Barockstiles entsprach, die Ende des 17. und im Laufe des 18. Jahrhunderts in Süddeutschland und in Österreich eine eigene künstlerische Kultur auf kirchlichem und profanem Gebiete schuf. Den Beginn der neuen Ära der Barockkunst in Slovenien bildet das Todesjahr Valvasors 1693, gleichzeitig das Gründungsjahr der nach italienischem Vorbild in Laibach geschaffenen Academia operosorum, der Wiege der neuen Kunst. Die Zeichenschule dieser Academia, vielmehr aber noch das unmittelbar lebendig tatkräftige Interesse einiger Mitglieder der Akademie an der Durchführung des künstlerischen Programmes der Zeit führte zu einem neuen Aufblühen der slovenischen Malerei. Wie in der Architektur und Plastik, so waren jetzt auch in der Malerei die Italiener Vorbilder und direkte Anreger. Doch meldete sich eine im Geiste der neuen Ideale geschulte Zahl heimischer Kräfte und übernimmt die Ausführung der neuen Aufgaben. Die Tendenz der slovenischen Malerei äußerte sich jetzt vor allem in zwei Richtungen: in der Wandmalerei und in der Richtung des sogenannten Illusionismus, auch in der Altarmalerei mit Ölfarben auf Leinwand. Die erste Richtung leitet ihren Ursprung her von den Einflüssen des damals bedeutenden Bologneser und römischen Illusionismus (Pietro da Cortone, Pozza u. a.): Fresken im Schloß von Brežice (Rann), Domkirche in Laibach. Der bedeutendste slovenische Illusionist ist Franz Ilovšek, der eine ganze Schule im Freien schuf, während im benachbarten Steiermark Maler aus dem Wiener und Grazer Zentrum (Flurer,. Laubmann, Mölk, Kracker, Vogl) und in der kroatischen Grenzzone Maler der kroatischen Pauliner-Richtung tätig sind. Diese Richtung stirbt erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus. Der stilistische Zweck dieser illusionistischen Bilder besteht in erster Linie in der Verstärkung des pompösen Eindruckes des Raumes, ihr inhaltlicher Zweck in der Tendenz, die Illusion hervorzurufen, daß sich dieser Raum in die Höhe öffnet und durch diese Öffnung die Verbindung mit der überirdischen Welt der Heiligen hergestellt wird. Die Richtung der barocken Altarmalerei, ausgehend von dem traditionellen Altarbild, bekommt jetzt eine temperamentvollere Form, die bisherige Ruhe der Gestalten der Heiligen wird ersetzt durch innere Bewegtheit, die sich in den Bewegungen, in der Komposition, besonders aber in der Darstellung visionärer Geschehnisse und dramatischer Martyrien äußert. Die Hauptvertreter: der naturalisierte

Lothringer Valentin Metzinger, die heimischen Jelovšek, Bergant, Cebej, in Steiermark Weißenkirchen, Strauß sen. und jun., Jandl, Rannacher u. a. In den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts wurde der bekannte österreichische Meister dieses Stiles Kremser-Schmidt ins Land gerufen, der für Krain und Steiermark eine Reihe von Bildern schuf. Seit dieser zweiten Entwicklung der Malerei in Slovenien hörte die kirchliche Produktion auf, die erste und einzige Kunst zu sein. Zwei Richtungen gehen seit dieser Zeit bis heute durch die slovenische Malproduktion: die erste ist die kirchliche, die bereits seit Beginn von der Barocktradition lebt. Diese Richtung ist in ikonographischer Hinsicht eklektisch. Die zweite ist die profane, die nach ihrer künstlerischen Qualität die erstgenannte Richtung zum großen Teil überflügelte und seit Beginn des 19. Jahrhunderts die Führerrolle in der Entwicklung und Gestaltung der Malerei übernimmt. Im 19. Jahrhundert erwächst allerdings eine neue Generation von Kirchenmalern, die von den Romantikern, vor allem von den Nazarenern ausgehen. Ihr Hauptvertreter ist J. Wolf, gleichzeitig erster Lehrer einiger slovenischer Maler, die später zu großem Ansehen gelangten: So der Brüder Johann und Georg Šubić, die zwar ihre Ausbildung auf verschiedenen Akademien fortsetzten, deren Bilder aber doch das Beste darstellen, was die slovenische Malerei in der kirchlichen Domäne erreichte. Wolfs Epigonen reichen bis in die Nachkriegszeit hinein. Erst in jüngster Zeit begann sich eine neue ambitiose kirchliche Malerei zu entwickeln (H. Vurnik, A. Kralj). — Die profane Richtung beginnt mit dem intimen Porträt aus bürgerlichem Milieu. Ihre ersten Meister zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind die Deutschen Herrlein und Potočnik, ihr Hauptvertreter der Görzer Slovene J. Tominc (Biedermeier-Stil), daneben Fr. Cavcig (arbeitete in Wien), M. Langus u. a. Mit der Entwicklung des Interesses für die Naturschönheiten tauchte langsam auch die Landschaftsmalerei neben dem Porträt auf: Brüder Janča (arbeiteten Ende des 18. Jahrhunderts in Wien), Karinger, M. Pernhart. Inzwischen vollzog sich in Verbindung mit der allgemeinen Entwicklung des nationalen Gedankens bei den Slovenen eine wesentliche Veränderung sowohl hinsichtlich der Kunst und des Künstlers als Persönlichkeit, als auch hinsichtlich seiner Verbindung mit dem Volk und dem nationalen Leben. Diese Veränderung bereitete sich lange in der slovenischen Geschichte vor. Als Vorläufer dieser Veränderung können wir den lokalprovinziellen Patriotismus bei Valvasor, bei den Mitgliedern der Academia und den Barockkünstlern ansehen. Die Situation änderte sich weiter zugunsten der Entwicklung eines slovenischen Nationalbewußtseins, vor allem nach der französischen Revolution in der wichtigen Epoche der napoleonischen Illyrischen Provinzen. Der Maler Langus lebte bereits in enger Verbindung mit den nationalen Erweckern seiner Zeit und seit Wolf war die slovenische Künstlerschaft immer mehr mit dem gesamten kulturellen Leben des Volkes verbunden. Der genannte Wolf leitet die Epoche der modernen slovenischen Malerei ein. Er arbeitet zwar nicht direkt an ihrem Aufbau mit, sondern nur indirekt als erster Lehrer der ersten slovenischen Maler europäischen Formats, der Brüder Johann und Georg Šubić, die in dekorativen und selbständigen Arbeiten in Paris, Athen, Prag und Kaiserslautern tätig waren. Unter dem französischen Einfluß ging Georg Šubic zur realistischen Richtung über. In München gruppierte und formierte sich Ende des 19. Jahrhunderts um Anton Ažbe eine impressionistische slovenische Malergeneration (Ferde Vesel, Rihard Jakopič, M. Jama, Iv. Grohar, Al. Sternen). Diese Generation nahm die historische Aufgabe auf sich, den Künstler zu einem aktiven Faktor der nationalen Kultur zu machen, der nationalen Kultur, der nicht nur die Arbeit des Künstlers als Ausdruck der kollektiven Empfindung und der ästhetischen Bedürfnisse des Volkes, sondern auch seine ganze Persönlichkeit zu dienen hat. Obwohl die neuen künstlerischen Bestrebungen und das neue Ausdruckswollen beim Publikum der Heimat auf keinen Widerhall stieß, wurde trotzdem der Versuch gemacht, sich in der Heimat niederzulassen und eine bescheidene Existenz zu gründen. Aus dem Bewußtsein heraus, daß nur

eine organisierte Propaganda der neuen Kunst und des neuen besseren und höheren Kunstgeschmackes die neue Kunst zum siegreichen Durchbruch verhelfen könne, errichtete der Führer der Gruppe R. Jakopič in Laibach den ersten Kunstpavillon. Die Impressionisten, von denen die meisten heute noch tätig sind, waren in der Heimat nie populär und gingen auch in ihren Arbeiten nie aut Popularität aus. Ihr Bestreben ging dahin, in enger Verbindung mit den Erneuerern der modernen slovenischen Literatur, mit Cankar und Župančič, das Niveau ihrer künstlerischen Ausdrucksmittel aut eine allgemeine europäische Stufe zu bringen, anderseits diese Vervollkommnung in engster Verbindung mit der heimatlichen Landschaft und ihrer Poesie zu erreichen. Daher waren fast alle und fast ausschließlich Landschaftsmaler, Interpreten der Schönheit der slovenischen Erde. Der Impressionismus, die dritte Stufe der Entwicklung der slovenischen Malerei, ist von allen Entwicklungsphasen die kompakteste und die einzige, die, wenn auch mit internationalen Ausdrucksmitteln, den wesentlichen Zügen der slovenischen Seele, ihrem Lyrismus Ausdruck zu geben vermochte. Aus diesem Grund erklärt sich auch die Tatsache, daß der Impressionismus heute noch unter den Slovenen lebendig und verbreitet ist und sein Führer, der in Wien und München geschulte Jakopič auch von den neuen Nachkriegsströmungen als Repräsentant der slovenischen Kunst anerkannt wird. (Vgl. das wichtige autobiographische Bekenntnis, das R. Jakopič über seine und seiner künstlerischen Gefährten Entwicklung und Weg und künstlerische Bestrebungen gibt in dem Aufsatz: Kameraden und Ich — Tovariši in jaz. Ljubljanski Zvon 1931, Seite 250—259.) Neben dieser künstlerisch und national wichtigsten Gruppe war vor dem Krieg noch eine Reihe von slovenischen Künstlern tätig, die unter dem Einfluß der Wiener Sezession geschult, es sich zur Aufgabe machte, den Slovenen eine ausgesprochen nationale Kunst zu geben (M. Gaspari, Hinko Smerekar u. a.). Die künstlerische Revolution der Nachkriegszeit war trotz ihres überlauten Auftretens nur von kurzer Dauer und endigte mit Versuchen der absoluten Malerei, des abstrakten Symbolismus und Kubismus (Fr. Kralj), Primitivismus (V. Pilon), Konstruktivismus (Černigoj, der aus deutscher Schule stammte). Dieser Nachkriegsrevolution der Kunst ist als positive Leistung die Wiedergeburt der dekorativen und selbständigen Kunstgraphik zu verdanken (B. Jakac). Nach Jahren revolutionärer Versuche, die fast alle unter dem Namen des Expressionismus gingen, kam es zu einer schrittweisen Umorientierung seiner Vertreter in der Richtung der neu importierten sogenannten „Neuen Sachlichkeit". Diesen Weg ging auch die zweite und dritte Nachkriegsgeneration. Außerhalb dieser Hauptrichtungen entwickelten sich der Porträtist G. A. Kos, der Landschafter B. Jakac u. a. Die slovenische Emigration in Amerika gab ein starkes Talent in Gregor Prusheck-Perušek, der sich autodidaktisch vom Wald- und Bergarbeiter zu einem angesehenen Maler in Chicago emporgearbeitet hatte. Die Lage an der Grenze dreier bedeutsamer und dreier gegensätzlicher Kulturen und die Besonderheit der einförmig begrenzten geographischen Lage bewirkten, daß in allen drei Hauptepochen der slovenischen Malerei, in der gotischen, barocken und der modernen ein besonderes lokales Kolorit anzutreffen ist. Eine zweite Besonderheit der slovenischen Malerei ist die enge Verbindung von Natur und Kunst, damit ein starker Milieucharakter, ein Milieukolorit, den sie bei allen Anregungen aus München und Wien (heute aus Prag und Agram) behielt.

Josef Matl.

Rußland

Feliks Koneczny: Turanisches in der Russkaja Pravda. — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte. 5, 1931 (N. F. 1), 4. S. 520—526.

Gegenüber den meist viel zu hoch bewerteten byzantinischen Einflüssen auf die russische Geschichte vertritt Verf. den eurasischen Stand-

punkt, d. h. mißt dem turanischen Einfluß bei weitem größere Bedeutung bei. Für das Vorhandensein des turanischen Elements in der Russkaja Pravda sprechen einmal die Umgebung Groß-Novgorods von drei Seiten durch turanische Volksstämme, die Abwesenheit fester staatlicher Organisationen auf beiden Seiten — der „mir", die Vereinigung der nächsten Nachbarn, blieb bis Ende des 11. Jhs. die einzige heimatliche Organisation —, der Begriff des Fürsten fehlt bei Slaven wie bei den turanischen Völkern. Das der älteste Zustand. Die Fürsten treten erst in der „zweiten Redaktion" hervor. Verf. hat bereits früher die Meinung vertreten, daß die beiden Redaktionen nur den zufälligen Ort Novgorod gemeinsam haben. In der „zweiten Redaktion" treten die Fürsten nur als Grundeigentümer und Herren ihres Gesindes auf, die Fürstengewalt ist nach ostslavischem Urbegriff privatrechtlicher Natur. Paralleles findet sich im Turanischen, wo das Staatsrecht oft durch sehr große Verstärkung des Privatrechts des Herrschers entstanden ist. Die „dritte Redaktion" fällt in die Anfänge der Mongolenperiode. Die Kodifikation setzt sich aus byzantinischen, slavischen und turanischen Rechtsbegriffen zusammen. Die Bestimmung, daß das väterliche Gehöft dem Jüngsten zufällt, stammt aus dem Turanischen. Vielleicht war die Urbevölkerung Europas stark mongolisch. In Novgorod suchte man das Eigentum des Fürsten zu beschränken, in Suzdal' wurde der Fürst der Meistbesitzende, d. h. das spätere Moskauer Land erlag turanischem Einfluß. Ferner sind die Einrichtung des „zakup" d. h. angenommener Arbeitsleistung, die im voraus bezahlt werden muß, und der „knut" aus dem Turanischen zu erklären. Über diese turanischen Merkmale können erst Spezialforschungen Aufklärung bringen.

Emmy Haertel.

K. Forstreuter: **Russische Schreiber beim Deutschen Orden in Preußen.** — Zeitschrift für slavische Philologie. 8 (1931), 1/2. S. 85—92.

Preußen ist außenpolitisch und durch interne Fragen mit dem Russentum in Berührung gekommen. Handelsbeziehungen, Durchgangsverkehr und Ansiedlung von Russen auf preuß. Boden gaben dazu Anlaß. Zu russ. Kirchengemeinden aber kam es nicht. Der Orden konnte grundsätzlich keine andere Kirche dulden. Die angesiedelten Russen waren wohl Weißrussen, später mit der großen litauischen Welle im 15. und 16. Jh. auch russ. Mitläufer. Urkundlich läßt sich die Kenntnis der russ. Sprache an den Ordenskanzleien verfolgen, z. B. in Verträgen. Der Marschall des Ordens benötigte einen Kenner des Russischen, schon Mitte des 14. Jhs. Ob Namen mit dem Zusatz Rutenus auf russ. Nationalität hinweisen, ist sehr fraglich. Durch das Bündnis des Ordens mit dem Caren Vasilii 1517 wurde die Kenntnis des Russischen erforderlich, der Hochmeister bediente sich russ. Dolmetscher, hielt es aber für geraten, einen seiner Getreuen, Wolfgang Bock, durch einen Studienaufenthalt in Moskau ausbilden zu lassen. Mit dem Krakauer Frieden v. 1525 endete die Selbständigkeit des Ordensstaates und erst unter dem Großen Kurfürsten blühten die ständigen diplomat. Beziehungen zu Moskau wieder auf. Königsberg wurde zum Mittelpunkt des russ. Sprachstudiums, für dessen Aufschwung Hofrat Reyher anfangs des 18. Jhs. bahnbrechend geworden ist.

Emmy Haertel.

A. Savič: **Die Agrarwirtschaft der Klostergüter des Russischen Nordens im 14.—17. Jahrhundert.** — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte. 5, 1931 (N. F. 1), 4, S. 483—502.

Der Historiker, welcher sich mit der russischen Klosterwirtschaft beschäftigen will, findet sorgfältig angelegte Verzeichnisse der Klosterverwaltungen vor, in denen selbst untergeordnete wirtschaftliche Maßnahmen und geringe Vorratbestände zwecks periodisch abzulegender Rechenschaftslegung

eingetragen sind. Die für diese Untersuchungen zu Grunde gelegte Zeit umfaßt die Epoche des Übergangs der feudalen Erbgutswirtschaft mit Naturalleistungen zu der Erwerbswirtschaft mit Fronabgaben usw. Den territorialen Rahmen bildet der Russische Norden, dessen klimatische Verhältnisse eine intensive Bodenbearbeitung unmöglich machen. Gegen Mitte des 17. Jhs. war es den Klöstern im Norden gelungen, ausgedehnte Ländereien in ihren Besitz zu bekommen, auf denen sie Landwirtschaft, Fischfang und Salzsiederei betrieben. Diese Gewerbe haben für viele von ihnen hauptsächliche Bedeutung gehabt, während der Besitz an Ackerland meist zur Deckung des Bedarfs ganz ungenügend war. Zahlreich sind Berichte über den Kampf mit dem Walde zur Gewinnung von Ackerland, meistens wurde sogar noch der bereits gefällte Wald in Brand gesteckt und dann das Saatgut gestreut. Schwer haben Kriegszeiten, Hungersnöte und Epidemien diese nördlichen Gemeinden betroffen, namentlich die „litauische" Zerstörung hat sich verhängnisvoll erwiesen, manche Klöster im Kreise Novgorod waren in Trümmerhaufen verwandelt worden. Auch sehr große Klosteranlagen, wie der Kirillov-Belozerskij Monastyr, verfielen zeitweiser Verödung, namentlich haben hier, wie in der Troice-Sergievskaja Lavra die Kosakenkämpfe der Smutnoe Vremja sich schwer ausgewirkt.

Emmy Haertel.

R. Stupperich: Feofon Prokopovič in Rom. — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte. 5, 1931, (N.F.1), 3, S. 327—339.

Während der Kirchenfürst Feofan jetzt im hellen Licht der Geschichte dasteht, ist über seine Frühzeit noch kaum Sicheres zu sagen gewesen. Da sein Aufstieg erst die volle Erkenntnis seiner Persönlichkeit bringen würde, ist hier diesem Abschnitt seines Lebens nachgeforscht worden. Die benutzten Quellen sind: Vita Theophanis Prokopowicz in Scherers Nordischen Nebenstunden (= A), Vita autoris in Historia controversiae . . . (= B 1), Überarbeitung dieser Vita in Tractatus de processione spiritus sancti (= B 2), Markell Rodyševskij. Das Leben des Häretikers Feofan Prokopovič (= C).

Aus diesen unter sich differierenden Quellen sind nicht einmal Familiennamen und Geburtsdatum genau zu entnehmen. Nur der frühe Tod der Eltern steht fest und die Tatsache, daß der verwaiste Knabe durch seinen Oheim Feofan Prok aus dem Kiever Brüderkloster, dessen Namen er später selbst annahm, erzogen wurde. Feofan hat sicher schon frühzeitig sein Hauptinteresse auf Philosophie und Theologie gelenkt, doch hat ihn die scholastische Lehrmethode jener Zeit, die ihm zeitlebens verhaßt blieb, nicht befriedigt. Sein Wissensdrang führte ihn nach Polen, wo er sich zur Anerkennung des römischen Dogmas entschließen mußte. Näheres ist weder über seinen dortigen Aufenthalt noch über das Wie seiner Romreise bekannt. Er soll 1698 dort angekommen sein. Das Collegium Graecorum S. Athanasii, von Gregor XIII. zur Ausbildung von Griechen und Slaven für die Propaganda gegründet, nahm ihn auf.

Verf. hat das Registro degli Alunni des Collegio Greco eingehend untersucht, Material, das sich im Archiv der Congregatio de propaganda fide befinden soll, ist ihm nicht zugänglich gewesen. Am 14. Nov. 1698 waren drei ruthenische Mönche eingetragen worden, deren letzter: Samuel Cereizki aus Kiev Interesse beanspruchen kann, da verschiedene Anzeichen es nahe legen, in ihm Feofan zu sehen. Nach dem Register hat Feof. 3 Jahre im Collegio studiert, fast ausschließlich Philosophie, und zwar auch aristotelische. In A wird Feof. Magister und Doctor genannt, P. Morozov meint, er habe in Gegenwart des Papstes promovieren müssen. Aus A geht auch Feof.s eifrige Beschäftigung mit griechischen und lateinischen Kirchenvätern und klassischen Schriftstellern hervor. Die in A genannten neueren humanistischen Schriftsteller trugen dazu bei, F.s Kritik an der römischen Kirche zu schärfen und ihn mit der deutschen Reformation bekannt zu machen. Nach dem Register floh der Mönch Samuel Cereizki am

28. Oct. 1701 sine ulla causa aus dem Collegio. Hat Feofan auf der Flucht in die Heimat die Stätten westeuropäischer Geisteskultur und -Blüte kennengelernt, die er 1718 in einer Ansprache an Peter d. Großen erwähnt? In Rom hat man erfolglos nach dem Flüchtling gesucht. Von späterer Hand ist bei den Personalien im Register des Collegio erwähnt, daß er sich in der Heimat wieder der schismatischen Kirche anschloß. Emmy Haertel.

S. Jakobsohn: „Baron Alexander von Herzen" und die preußische Polizei. — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte. 5, 1931, (N. F. 1), 3, S. 378—388.

Die Person Herzens hat der preußischen Polizei, zu einer Zeit, wo er längst in London wirkte, wiederholt Ungelegenheiten bereitet in Rücksicht auf die politischen Beziehungen zu Rußland, wo man den Emigranten in Preußen vermutete. Der Anlaß dazu war ein, angeblich von der (zu jener Zeit bereits verstorbenen) Frau Herzens geschriebener Brief gewesen, der nach Moskau gerichtet, in die Hände der russischen Polizei gefallen war. Da man aus ihm entnehmen wollte, daß Herzen sich in der Umgebung von Danzig aufhielt, wurde die preußische Polizei auf die Spuren Herzens gehetzt, natürlich ohne Erfolg, ebenso wie bei mehreren späteren ähnl. Eingaben. Auch die Veröffentlichungen der russischen Freien Presse in London, die ihren Weg in deutsche Buchhandlungen gefunden hatten, wurden mehrfach Anlaß, daß aus Rücksicht auf russische offiziöse Wünsche ihre Ausstellung und ihr Verkauf verboten werden mußte. Emmy Haertel.

M. Alpatov: Drevnejšie russkie risunki. — Slavia. 9 (1930), 3. S. 566—572.

Auf dem Umschlag des Asketikons Vasilij d. Großen in der ehemaligen Synodialbibliothek v. J. 1388 waren bisher den Philologen zwei Skizzen entgangen, die für die Kunstwissenschaft von größter Bedeutung sind, weil es unter der Menge der Ikonen, Fresken und Miniaturen, die auf uns gekommen, so gut wie ganz an Skizzen fehlt. Die genannten Skizzen stellen Enoch und Noah dar. Sie sind am Rand des Blattes angebracht und haben sicher nicht den Zweck gehabt, als Buchscmuck zu dienen, sondern waren Entwürfe. Ob zu Ikone, Fresco oder Miniatur? Die Hl. Väter, noch dazu in Frontalstellung wie hier, haben gewohnheitsgemäß ihren Platz im Tambur unter der Kuppel zwischen den Fenstern gehabt. So stellen sie die berühmten Mosaiken der Kachrie Džami in Konstantinopel dar, wo die Gestalt Noahs leider stark gelitten hat, doch grade die Arche ist erkennbar und hat dieselbe Form, wie hier in der Federskizze. Auch in stilistischer Hinsicht besteht zwischen den beiden Darstellungen große Übereinstimmung, während die genannten Skizzen sich von dem Typ der Hl. Väter in der russ. Kunst (z. B. in der Neredica) auffallend unterscheiden. Verf. vermutet, daß der Zeichner einer der vielen gewesen sein mag, die durch Feofan Greks verfeinerte Formensprache beeinflußt worden sind, denn es wäre Utopie annehmen zu wollen, daß etwa diese Zeichnungen die Kopie einer verlorengegangenen Malerei Feofans sind. Die Nachklänge seines Stils sind in vielen Ikonen zu spüren, so bezeugt die Gestalt Vasilij d. Großen auf Blatt 1 der Hs. das Vorbild der Donischen Ikone, die ihrerseits starke Ähnlichkeit mit den Originalen Feofans aufweist.

Verf. verzichtet darauf, die beiden Skizzen datieren oder lokalisieren zu wollen, da er das für unmöglich hält. Nachdem es N. Nekrasov gelungen. aus irgendwelchen alten Klosteraufzeichnungen die Kunde aufzustöbern, daß Ikonenmaler ihren Prior aut dem Totenbett gezeichnet hatten, um danach sein Bild zu malen, ist es von Wert, daß nun endlich solch eine vorbereitende Skizze auf uns gekommen ist.

Emmy Haertel.

S. A. Rejser: Kievskaja rukopis' „Moej rodoslovnoj“ Puškina. — Slavia. 9 (1930), 3. S. 573—578.

In der ehemaligen Bibliothek der Kiever Universität, jetzt Vsenarodnaja Biblioteka Ukrainy, befindet sich die im Titel genannte Hs. des Puškinschen Gedichtes, die i. J. 1879 der Bibliothek von Herrn I. G. Savenko geschenkt worden war. Diese Hs. ist bisher nie angezweifelt worden und hat den besten Puškinausgaben als Originalredaktion gedient, obgleich nichts darüber zu ermitteln gewesen ist, wie Savenko zu ihr gelangt ist. Aus der hier wiedergegebenen Geschichte dieses Gedichts wird klar, warum davon eine Menge Abschriften existierten. R. hält, nach genauem Vergleich der Kiever Hs. mit einem verbürgten Autogramm Puškins, erstere für eine Abschrift von fremder Hand, der aber von Puškin selbst Überschrift und Unterschrift hinzugefügt worden ist, vielleicht, daß ein Freund das Gedicht für sich abgeschrieben und Puškin um eigenhändige Unterschrift gebeten hat. Emmy Haertel.

M. Al'tman: Videnie Germana. (Puškin i Dostoevskij.) — Slavia. 9 (1931), 4. S. 792—800.

Verf. nimmt auf den in Slavia Bd. 8 S. 82 ff. erschienenen Aufsatz Bems über Nachklänge Puškinscher Motive bei Dostoevskij Bezug. Die Verwandtschaft zwischen Herman und Raskol'nikov sei nicht zu leugnen, doch bestehe sie nicht in allen von B. angeführten Punkten und ginge teilweise weit darüber hinaus. Zuerst folgt die textl. Gegenüberstellung der nächtlichen Erscheinungen in der Pikovaja Dama und Prestuplenie i nakazane, d. h. hier die der Marfa Petrovna, die Svidrigajlov erscheint. In beiden Fällen hat kein Mord vorgelegen, sondern der Tod ist von selbst eingetreten, aber zu der Zeit, wo der Mord geplant war. Ein ähnlicher Fall ereignet sich im „Idiot“. Immer spielt in diesen Fällen nicht nur das von Puškin eingeführte Motiv: Teilnahme am Begräbnis eine Rolle, sondern es ergeben sich Parallelen in Menge, die beweisen, wie stark die Lektüre Puškin auf D. eingewirkt haben muß. Was dort aber nur keimweise vorhanden, ist hier zu ausgedehnten und tief ineinander verzweigten Ideengruppen geworden. Emmy Haertel.

Ettore Lo Gatto: Note su Turgenev. — Rivista di letterature slave. Anno 5 (1930), 2. S. 113—124.

Die „Zapiski ochotnika“. Die Veröffentlichung der Dokumente, betreff. die geheime Untersuchung, welche durch das Erscheinen der Zapiski in Buchform veranlaßt war (Ju. Oksman: I. S. Turgenev. Issledovanija i materialy), beweisen, daß bereits das Erscheinen der einzelnen Erzählungen im Sovremennik der Zensurstelle nicht ganz unbedenklich gewesen sein kann. Wenn auch diese Erzählungen untereinander keinen direkten Zusammenhang hatten, so war doch der gemeinsame Gedankeninhalt nicht zu übersehen. Der Realismus der bäuerlichen Gestalten wie Chor', Kalinyč usw., wird nur relativ einzuschätzen sein: es waren sichtlich nicht bäuerliche Durchschnittstypen, sondern Ausnahmen, die da geschildert wurden. Gegen die bisher übliche Überschätzung dieser Gestalten im Sinne eines realistischen Abbildes der von T. beobachteten Bauerntypen insgemein sind letzthin kritische Studien vorgegangen. Als eine Seltenheit unter ihresgleichen hatte sie bereits Skabičevskij bezeichnet. B. M. Sokolov hebt nun hervor, daß sie sich auch klassenmäßig, als dvorovye, von den übrigen Bauern unterschieden. Gerade als solche konnten sie allerdings ein besonders gutes Beispiel sein, um die Beziehungen zwischen Herrschaft und Leibeigenen zu charakterisieren, aber als typische Vertreter des Bauernstandes im großen und ganzen sind sie nicht anzusehen. Man wird also zugeben müssen, daß eine gewisse Idealisierung bei ihrer Schilderung vorauszusetzen ist, und diese idealisierende

Tendenz wird man verstehen dürfen auf Grundlage allgemein herrschender Strömungen in der übrigen europäischen Literatur. Lo G. erinnert z. B. an Auerbachs Dorfgeschichten. Er setzt sich mit der originellen Deutung des sozialen Gehalts der Zapiski seitens Leonid Grosmans in der Gesamtausgabe seiner Werke (T. 8. M. 1928) auseinander, der behauptet hatte, es sei T. viel weniger darauf angekommen, eine soziale Tendenz zum Ausdruck zu bringen, als die durch die Leibeigenschaft bedingten Zustände künstlerisch auszuwerten. Gerade die künstlerische Note in den Zapiski hinsichtlich Schönheit der Sprache, der Naturschilderungen usw. findet in neueren Studien eingehende Würdigung; Lo G. zitiert hier: Šuvalov, N. L. Brodskij und den von Ostrovskij herausgegebenen Band „Turgenev v zapiskach sovremennikov" (Lg. 29).

„Otcy i deti." Verf. tritt, nach einer eingehenden Besprechung der von der zeitgenössischen Kritik gegen das Konstruierte im Bazarov erhobenen Vorwürfe, an der Hand mehrerer Turgenevbriefe dafür ein, daß gerade in dieser Gestalt die vielgerühmte „Objektivität" Turgenevs bezweifelt werden muß. Es ist Tatsache, daß T. seinen Bazarov, nicht nur als Gestalt der eigenen Phantasie, sondern als Persönlichkeit geliebt hat. Er fühlte selbst ähnlich wie Bazarov zur Zeit der Entstehung des Romans.

Emmy Haertel.

E. Semenoff: La vie douloureuse d'Ivan Tourgueneff. — Mercure de France, 1. Juni 1932, Paris, S. 294—343.

In dieser Arbeit, die halb „biographie romancée", halb wissenschaftliche Untersuchung ist, wird zum ersten Male der Briefwechsel Turgenevs mit seiner unehelichen Tochter Pauline, die den Franzosen Bruère geheiratet hatte, veröffentlicht. Der Briefwechsel wirft neues Licht auf das zweite Lebensdrama T.'s, das sich in seinen letzten Jahren abspielte. Das junge Ehepaar Bruère befand sich dauernd in materiellen Schwierigkeiten; Turgenev mußte immerfort einspringen, erntete aber keinen Dank dafür: die Briefe der Tochter, der „kleinen Paulinette", so zum Unterschied von der „großen Pauline" Viardot genannt, bestehen nur aus Vorwürfen und Klagen. Das Verhältnis zwischen Pauline Bruère und der Familie Viardot war immer gespannt und spitzte sich nach dem Tode Turgenevs besonders zu, als Viardots den Versuch machten, der einzigen Tochter Turgenevs den Antritt der Erbschaft zu erschweren.

Eugenie Salkind.

Lettres de Léon Tolstoj à Charles Salomon. — Revue des études slaves. 10 (1930), 1/2. S. 205—220.

Es handelt sich um Briefe aus d. Jn. 1894—1900, die mit Ausnahme von zweien hier zum erstenmal veröffentl. werden. Die Erläuterungen dazu hat der Empfänger geliefert. Am Schluß ist ein langer Brief von ihm an T. zum Abdruck gelangt, der ein wichtiges Kapitel anschneidet: die Übersetzungen der Werke T.'s. Salomon weist auf deren Ungenauigkeit hin, macht dem Dichter den Vorwurf, daß er zum großen Teil daran selbst die Schuld trägt wegen des geforderten Hetztempos und bemängelt die allzu bereitwillig gespendete Etikette „vom Verfasser autorisiert". (Es sei hier darauf hingewiesen, daß z. B. Loewenfelds autorisierte Übs. von „Krieg u. Frieden" bei Diederichs Lücken aufweist, von denen der Verl. nichts wußte, und die er, als ich ihn darauf briefl. aufmerksam machte, nicht für gut hieß.)

Emmy Haertel.

Renato Poggioli: Studi su Blok. — Rivista di letterature slave. Anno 5 (1930), 1. S. 38—59.

„I versi della bellissima dama." — Blok ist der letzte lyrische Dichter in der von P. aufgezählten und charakterisierten Reihe von Dichtern, die ein mehr oder weniger unklar gestaltetes weibliches Ideal im Lauf der Jahr-

hunderte ersehnt und gesucht haben, und als solcher eine besonders interessante Erscheinung. Er hat diesem weiblichen Phantom Tausende von Versen gewidmet. P. deutet die Titel zu den drei Zyklen der „Stichi o prekrasnoj dame“. Der Titel des ersten, „Ante lucem“, als Hinweis auf das noch Unausgeglichene und nicht zur Meisterschaft Gediehene der meisten Dichtungen auch des zweiten und dritten Teils dieses ersten Gedichtbandes von Bl. wäre richtiger auf den ganzen Band zu übertragen gewesen. P. sieht in den feminilen Traumbildern des Blok etwas grundsätzlich anderes, als es ältere und neuere Mystiker geformt oder andere dichterische Naturen als Allegorie oder Symbol eingekleidet und erhoben haben: nämlich eine Art suggestives Resultat von Einstrahlungen der Außenwelt und unbewußt aus dem Innern des Dichters als Emanation hervorragender Züge der femininen Natur des Dichters selbst. P. findet in dieser Jugendlyrik Bloks etwas Dekadentes, Ungesundes, sein Buch sollte besser heißen „Gedichte von den Träumen über die „prekrasnaja dama“, als Gedicht über sie selbst, denn sie bleibt gestaltlos, und ungeachtet aller Schönheiten dieser Verse wird der Leser aus ihnen den Eindruck forttragen, daß irgendein Mangel in der Persönlichkeit des Dichters und in seiner geistigen Selbständigkeit zu spüren ist. Ebenso wie die Neger ihren Göttern schwarze Gesichter und platte Nasen geben, so strahlt das im Grunde doch religiös zu verstehende Bild dieser gestaltlosen und durchaus traumhaft bleibenden „Dame“ das noch Gestaltlose, Unmännliche des Dichters selbst aus. P. wird durch sie an theosophische Ideen erinnert. Umsonst aber wird Belyj, als begeisterter Jünger Steiners, versuchen darzutun, daß sie das treue Abbild der Sophia ist, wie sie aus religiösen Mythen des griechischen Orients bekannt ist.

P. führt die in der russischen Kritik (Čukovskij und Belyj) laut gewordenen Meinungen über die prekrasnja dama an und nimmt Stellung dazu. Er stellt seinerseits noch einmal die von der Kritik hervorgehobenen charakteristischen Momente aus den „Stichi“ zusammen, um sie im einzelnen kritisch zu werten. Man hat das Fehlen eines Gesichts bei ihr irrigerweise mit ihrem allegorischen Charakter motivieren wollen: Blok selbst spricht „Ich weiß, Du wirst Dein Antlitz ändern“ und meint damit, daß sie später eine Gestalt von Fleisch und Blut werden wird. Man hat ihren Eintritt in den „terem“ für das spezifisch Russisch in ihr Gewordene angesehen, und doch ist dieser terem nicht in Zeit und Raum zu verstehen und selbst nicht mehr russisch. Blok führt sie damit nur mythenhaft in die russische Vergangenheit ein. Sie wird erst „russisch“, als sie in den Teestuben, den Kneipen auf dem Nevskij zu finden ist und zur Katja aus den „Dvenadcať“ wird. Der terem ist bloß ein ähnlich dekoratives Element wie bei Rossetti der Himmelsbalkon. Man hat wahrgenommen, daß Blok in seinem ersten Gedichtband die Farben Gold und Blau bevorzugt und auch die Dama darein kleidet, man hat aber außer acht gelassen, daß eben diese Farben allen Symbolisten eigen sind, sie finden sich auch bei Ivanov und bei Belyj, der seinen ersten Gedichtband „Zoloto v lazuri“ genannt hat. P. führt die Bemängelung der einzelnen kritischen Aussprüche fort an der Hand längerer ins Italienische übersetzter Textstellen. Am eingehendsten verweilt er bei dem Motive des „Dvojnik“, den P. bei Blok und bei Dostoevskij durch das „andere Ich“ umschreiben möchte. Blok spricht zu diesem anderen Ich in „Dvojniku“ und läßt ihn selbst sprechen. P. findet hier Anklänge an Verlaines „Les fêtes galantes“ und sieht in den betreffenden Versen eine Vorwegnahme dessen, was Blok später als Bühnendichter gestaltet hat, wovon später die Rede sein soll. Hier weist er nur darauf hin, daß in diesem zweiten Ich der Kampf Bloks selbst zwischen Traum und Wirklichkeit gemeint ist. Im dritten Teil der „Stichi“ findet Blok den Weg in die Wirklichkeit, entdeckt das arbeitende Volk, an dem er vorher vorübergegangen ist ohne es zu beachten. Mit diesem Schritt in die Wirklichkeit verändert sich die Musikalität der früheren Verse, es kommt zugleich etwas in die Dichtung, das an den französischen Surrealismus erinnert. Alles in allem wirft P. dem ganzen ersten Gedichtband von Blok große Einförmigkeit der Sprache und der poetischen Bilder vor.

Emmy Haertel.

Renato Poggioli: Un' epopea rossa: „Konarmija" di I. Babel'. — Rivista di letterature slave. 5 (1930), 4. S. 295—303. 6. S. 471—480.

I. Der Besprechung des B.'schen Buches stellt Verf. Betrachtungen darüber voraus, ob nicht die Wiederaufnahme des bekannten Gogolschen Motivs von der über die ganze Welt rasenden Trojka durch Vsev. Ivanov im „Panzerzug Nr. 1469", durch das Hinwegrasen über verwüstetes Land in der „Konnaja armija" und durch den Ausspruch Majakovskijs in „Naš marš", daß der russ. Gott der rasende Lauf sei, wirklich den am meisten charakteristischen und verhängnisvollen Wesenszug des Russentums verriete. — Der Biographie B.'s folgt die Besprechung der „Konarmija", die Verf. für das beste seiner Bücher hält. Er stellt es durch das Epische der Schilderung in Parallele mit Flaubert und L. Tolstoj, die ihrerseits die größten Epiker der neueren Zeit sind. Um den Begriff des Epischen überhaupt zu definieren, greift Verf. zu der eigenen gefühlsmäßigen Vorstellung, daß ein Dichter nur dann wahrhaft episch gestalten könne, wenn er selbst an die absolute Wahrheit des geistig Erschauten glaubt. Dies sei bei B. herauszufühlen. Viele Stellen zeugen auch von Tolstojschem Einfluß, gewisse stilistische Eigenheiten aber sind von so ausgesprochen epenhaftem Zuschnitt, daß Verf. sie mit typischen Wendungen des Nibelungenliedes vergleichen möchte. Emmy Haertel.

V. Ermilov: Za rabotu po novomu. (Für die Arbeit auf neue Art.) — Krasnaja Nov. 1932, Mai, S. 166 ff.

Durch die Bestimmung des ZIK vom 23. April 1932 wurden die zur Genüge bekannten Verbände der proletarischen Schriftsteller und Dichter „Vapp", „Rapp" u. a. abgeschafft und an ihre Stelle ein einziger „Verband der Sovetschriftsteller" ins Leben gerufen. Diese Maßnahme wurde dadurch begründet, daß die Sovetliteratur nun stark und mächtig genug sei, um sich selbst vor den schädlichen Einflüssen zu schützen; die proletarischen Verbände schaffen nur eine ungesunde „Treibhausatmosphäre" und können nicht mehr geduldet werden.

Dieser Bestimmung des ZIK ist der vorliegende Artikel gewidmet; der Verf. findet nicht Lobesworte genug, um die „Leninsche Dialektik" des Dekrets zu preisen, deren Hauptverdienst darin besteht, daß sie Entwicklungsmöglichkeiten voraussieht und den Prozeßgang nach eigenem Gutdünken lenkt. — In der Sovetliteratur spiegelt sich der stürmische Erfolg der Sozialisierung wider. Die bourgeoise westliche Literatur dagegen befindet sich, gleich der kapitalistischen Wirtschaft, im Zustand der Agonie. — Folgt eine kurze Übersicht der westlichen Literaturen, mit der Emigrantenliteratur an der Spitze. Allgemeine Depression, reaktionäre Stimmung, Lebensunlust lassen sich erkennen in den pessimistischen Romanen der jungen Emigranten, im Manifest von Marinetti, wie in den Artikeln von Dussel in der „Nouvelle Revue Française", die bezeichnenderweise der Sovetliteratur gewidmet sind, oder in den hysterischen Aufsätzen der „Literarischen Welt". „Das Proletariat allein kämpft jetzt für die reine, unverfälschte Kunst." Die Jahre 1932—33 werden eine reiche literarische Ernte bringen; bedeutende Schriftsteller, wie V. Ivanov, Oleša, Pasternak, Sejfullina, Fedin, Leonov mache: sich daran, monumentale Werke ad gloriam des Sozialismus zu schreiben. — Noch vor 2 Jahren war die Wirtschaft wie die Literatur von Schädlingen bedroht. Die „Rapp" war im Recht, als sie gegen die reaktionären Pilnjak und Sergeev-Censkij die warnende Stimme erhob. Aber sie ging in ihren Verfolgungen zu weit, konnte nicht mehr zwischen Freund und Feind unterscheiden und belästigte mit ihren ungerechten Vorwürfen loyale Schriftsteller wie Leonov, Tichonov und Šaginjan. In dem neuen Verband der Sovetschriftsteller werden alle künstlichen Schranken fortfallen. Die größte Aufmerksamkeit der Sovetkritik gehört aber nach wie vor dem Schaffen der Stoßarbeiter, das eine großartige Entfaltung der Literatur verspricht. Eugenie Salkind.

Ettore Lo Gatto: Note di viaggio nell' U.R.S.S. — L'Europa Orientale. 11 (1931), 1./2. S. 49—70. 3./4. S. 104—144.

Verf., der im Januar und Februar d. J. zum zweitenmal die Sovetunion zu Studienzwecken bereist hat, stellt die Unterschiede gegenüber der Zeit von vor zwei Jahren fest, die Verschlechterung des Lebensstandards und die alles dominierende Fünfjahrplan-Politik. Zum Erstaunen der auf das Sovetregime Eingeschworenen hat Lo G. weit weniger Freude daran gehabt, das amerikanisierte neue Moskau zu betrachten, als das umsoviel mehr originelle und eindrucksvolle alte aufzusuchen, dessen Verschwinden er beklagt. Man erfährt, daß das Čudovkloster abgetragen worden ist, um einem modernen Bau Platz zu machen, daß Museen wie die Tretjakovskij-Galerie und das Tolstojmuseum zum Tummelplatz für Interessen des Klassenkampfes zu werden beginnen. Durch das Medium der Sprache war es Verf. möglich, sich den verschiedensten Volksschichten zu nähern und aus ihnen Schlüsse über Lebenshaltung und Gesinnung zu ziehen. Alle Gegenwartsfragen und -Bestrebungen: Arbeitstempo, Plakatpropaganda, atheistische Propaganda, das Verhalten der Bauern zur Kollektivwirtschaft u. a. m. versucht er auf Grund eigener Kenntnisnahme oder im Gespräch mit nicht Beamteten kennenzulernen und objektiv zu beurteilen. Sehr eingehend spricht Lo G. von dem Ikonenhandel nach dem Ausland und gibt einen Überblick über das seit dem Ausbruch der Revolution auf dem Gebiete der Ikonenrestauration und -Erforschung Geleistete. Niederdrückend bis zur Unerträglichkeit sind Schilderungen der Zustände, welche sich aus dem Zusammenpferchen der Menschen, dem zwangsweisen Zusammenwohnen ganzer Familien, oft aus sehr verschiedenen gesellschaftlichen Schichten, in ein oder zwei Zimmern (à la Kataev) ergeben. Aus solchen und anderen Zuständen aber Schlüsse auf die Psyche des Russen im Sovetstaat ziehen zu wollen, ist sehr schwer. Das Eingefühltsein in die russ. Geistesgeschichte, Vertrautsein mit der zu Resignation und Passivität neigenden russ. Natur: das kann manche psycholog. Tatsache erklären, aber bei weitem nicht alle Rätsel der russ. Psyche der Gegenwart lösen helfen.

Emmy Haertel.

Ukraine

D. Dorošenko: Das deutsche Recht in der Ukraine. — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte. 5, 1931 (N. F. 1), 4. S. 502—520.

Die vielseitigen Beziehungen, welche zwischen dem Kiever Großfürstentum, dem späteren galizisch-wolhynischen Königreich und Deutschland bis zur Mitte des 14. Jhs. bestanden, brachten es mit sich, daß sich das Magdeburger Recht auf ukrainischem Boden einbürgern konnte, so daß es sich bis zur Mitte des 19. Jhs. dort hielt. Das Eindringen deutschen Rechtes ist hier dabei ohne Einwirken deutscher Elemente erfolgt und unabhängig von deutscher Kolonisation. Aus dem 13. Jh. haben sich keine Urkunden galizischer Städte über die Einführung des deutschen Rechts erhalten, dagegen vielfach für das 14. Jh. Als Galizien Polen einverleibt wurde, erfuhr die Verbreitung des deutschen Rechts noch eine Beschleunigung, und zwar wurde es jetzt nicht zur Stärkung der deutschen, sondern der polnischen Kolonisation verliehen. Man besetzte die galizischen Städte mit polnischen Kolonisten und war bemüht, die einheimische Bevölkerung vom munizipalen Leben fernzuhalten. Als Mitte des 14. Jhs. ein großer Teil des ukrainischen Territoriums unter litauische Herrschaft kam, wurde mehreren Städten vom litauischen Großfürsten deutsches Recht verliehen, nach der Meinung Halbans, um durch die Wehrhaftigkeit der Städte und ihre Sorge für die Wehranlagen sich selbst einer Sorge zu entheben. Verf. charakterisiert die durch die Einführung deutschen Rechtes geschaffenen Rechts- und Verwaltungsverhältnisse. Nachdem einmal in Polen wie in Galizien zumeist deutsches Stadtrecht eingeführt war, sind dann bei Neu-

einführungen dieses Rechtes wohl diejenigen polnischen oder galizischen Städte zum Muster genommen worden, die schon von altersher nach deutschem Recht organisiert waren. — Von ukrainischen Forschern wird der Vorteil des deutschen Rechtes für die ukrainischen Städte zur Zeit der Polenherrschaft häufig negiert, man macht dann aber meist das deutsche Recht verantwortlich für den Niedergang der Städte, während die spezifischen Unzulänglichkeiten der polnischen Staatsordnung dabei übersehen werden. Antonovyč meinte, „der Geist des Magdeburger Rechts ist der Bevölkerung der ukrainischen Städte fremd gewesen“ und „Die Bürger der ukrainischen Städte konnten sich an dieses Recht nicht gewöhnen“. Ähnlich hatte auch Vladimirskij-Budanov geurteilt. Eine bessere Einsicht in die wirkliche Sachlage haben Dovnar-Zapol'skij und F. Taranovskij bewiesen. — Verf. sieht in dem durch das deutsche Stadtrecht herausgebildeten Korporationsgeist und der Entwicklung des Zunftwesens den Keim für das Entstehen der kirchlichen Bruderschaften, denen Ende des 16. und Anfang des 17. Jhs. eine bedeutende Rolle im kulturellen und nationalen Leben der westukrainischen Gebiete zufiel.

Nachdem Verf. die Schicksale des Magdeburger Rechts innerhalb der einzelnen Teile der Ukraine, auch des Kosakenstaates und der später zum Russischen Reich gehörigen Landesteile skizziert hat, hebt er bes. die Bedeutung dieses Rechts für die linksufrige Ukraine hervor, wo selbst die Organisation der Dorfverwaltung nach städtischem Muster gebildet war.

Emmy Haertel.

Fedenko Panas: Z diplomatyčnoji dijalnosty Danyla Hreka. (Aus der diplomatischen Tätigkeit von Danylo Hrek.) — Abhandlungen des Ukrainischen Pädagogischen Instituts in Prag. Bd. 1, Prag 1929, S. 441—469.

Der Aufsatz behandelt eine der interessantesten Seiten der diplomatischen Geschichte der Ukraine, nämlich die Versuche des Hetmanns Chmelnyckyj, ein engeres Bündnis mit dem schwedischen König Karl X, Gustav anzuknüpfen. Sein tätiger diplomatischer Agent, Daniel Hrek aus Athen, der zu diesem Zwecke bestimmt wurde, leitete das ganze verwickelte diplomatische Spiel der ukrainisch-schwedischen Beziehungen in den Jahren 1654—1657, wobei er vor allem die Teilung Polens zwischen Brandenburg, Schweden, Siebenbürgen und der Ukraine vermitteln wollte. Die Verhandlungen zwischen diesen Staaten waren auf dem besten Wege, aber der plötzliche Tod des Hetmanns Bohdan Chmelnyckyj setzte ihnen ein Ende.

M. Antonovyč.

Narižnyj Symon: Hetmanstvo Ivana Vyhovskoho. (Regierungszeit des Hetmanns Ivan Vyhovskyj.) — Abhandlungen des Ukrainischen Pädagogischen Instituts in Prag, Bd. 1, 1929, S. 159—188.

In diesem sehr interessanten Aufsatz wendet Verf. seine Aufmerksamkeit der Ausnahmestellung zu, die Vyhovskyj in der Reihe der ukrainischen Hetmane einnahm. Nach der Analyse der Quellen kommt er zu dem Schluß, daß V. seine Stellung nur als die eines Regenten für die Zeit der Minderjährigkeit des gesetzmäßigen Hetmanns Georg Chmelnyckyj betrachtete. Damit erscheint uns die Stelung V.'s als vereinzelt in der ganzen Kosakengeschichte. Aber eben diese seine der Gewohnheit der Kosaken nicht angepaßte Ausnahmestellung verminderte seine Autorität und verursachte schließlich seinen baldigen Fall, trotz glänzender Außenerfolge seiner kurzen Regierungszeit (günstiger Vertrag mit Polen, Sieg bei Konotop über die Russen). Wir sehen hier V. in der ganz neuen Beleuchtung eines treuen Anhängers der Dynastie Chmelnyckyj's und nicht als Zerstörer von dessen Werk, wie es bisher angenommen wurde.

M. Antonovyč.

A. Eršov: Geldrrechnung und Münze in der Ukraine des 17. bis 18. Jahrhunderts auf Grund der ukrainischen Historiographie von 1918—1929. — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte. 5, 1931 (N. F. 1), 3, S. 340—348.

Das Buch V. Šugaevskijs: Moneta i denežnyj ščet v levoberežnoj Ukraine v 17 veke (1918), in welchem Bestand und Namen der Münzen, Verhältnis der Rechnungseinheiten zu einander und ihr Verhältnis zur Münze dargestellt ist, hatte eine Polemik zur Folge, veranlaßt durch die Kritik E. Onackijs (in „Naše Mynule“ 2, 1918), in der zur Beurteilung jener Verhältnisse unterschiedslos Quellen der Linksufrigen wie der Rechtsufrigen Ukraine herangezogen wurden. Da hiermit ein bedeutender methodologischer Unterschied zwischen der Arbeit des Rezensenten und des Verf. offenbar wurde, wandte sich Šugaevskij gegen des ersteren historische Zeugnisse, die sich auf die Rechtsufrige Ukraine beziehen, mit der Behauptung, daß sich der Geldumlauf in beiden Teilen stark unterschied. Auch in sonstigen Einzelheiten widersprach er den Erörterungen Onackijs.

Die in der Polemik ungelösten Fragen wurden z. T. gelöst in Einzelschriften Eršovs, bes. haben seine Arbeiten die Bedeutung türkischer und anderer orientalischer Münzen im Geldumlauf der Ukraine zum Gegenstand gehabt. Die sog. Braclaver „tinfy“ waren nach P. Neselovskij keine Münzen der Stadt Braclav in Podolien, sondern falsche Silbermünzen mit poln. Stempeln, im Auftrag Friedrichs d. Großen geprägt, und zwar in Breslau, dem ehemaligen Vroclavl.

Eine andere Gruppe von Arbeiten sind der Frage gewidmet: Hat die Ukraine im 17. Jh. eine eigene, von ihrer Regierung geprägte Münze besessen? M. Slabčenko vertrat die Anschauung, daß Hetman Bohdan Chmelnickij in Čigirin seine eigene Münze geprägt hätte, worauf I. Krajpkevič u. a. die Prägung eigener Münzen auch bei anderen Hetmanen nachweisen wollte. Šugaevskij widerlegt diese Ansichten und meint, daß es im 17. Jh. in der Ukraine keine eigenen Münzen gab. Es entspann sich auch über diese Frage eine lebhafte Erörterung. Die Frage nach dem Vorhandensein einer eigenen ukrainischen Münze gilt nun als im negativen Sinne entschieden. Emmy Haertel.

K. Koperzynskyj: Zur Geschichte der Publizistik des XII. Jahrhunderts. — Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg. XCIX/II, 1930, S. 81—96.

Verf. untersucht hier die Polemik des unierten Bischofs Josaphat Kuncevyč und Kassian Sakovyč gegen das Werk des orthodoxen Schriftstellers Vassyl Suražškyj. I. Losskyj.

M. Vosniak: Drei Beiträge zum polemischen Schrifttum. — Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg. XCIX, E, 1930, II, S. 1—50.

Verf. untersucht hier in erster Linie eine handschriftliche Kopie des i. J. 1595 in Wilna erschienenen Werkes „Die Union“. Durch den Vergleich des gedruckten Textes mit der Kopie wird bewiesen, daß sie von einem Ukrainer sehr frei verfertigt worden ist, das gedruckte Werk dagegen von einem Weißruthenen. Es wird außerdem bewiesen, daß der Verfasser dieses Werkes kein anderer als der unierte Metropolit I. Potij gewesen ist, was durch eine dieser Kopie beigefügte Widmung bekräftigt wird.

In einem weiteren Abschnitt befaßt sich Vosniak mit der Rolle, die dem unierten Missionär, dem Griechen Peter Arkadij, in der durch die Kirchenunion hervorgerufenen Polemik zufällt. Der letztere war auch Mitverfasser der im J. 1595 erschienenen „Antirresis“, welche Publikation eine Antwort auf das von seiten der Orthodoxen herausgegebene Werk „Apokrisis“ darstellte.

Der dritte Abschnitt ist dem Polemisten Lev Krewza gewidmet. Es wird dabei bewiesen, daß Krewza der Verfasser der im J. 1603 erschienenen „Verteidigung der Florentinischen Union“ war, welches Werk bis jetzt irrtümlicherweise dem unierten Metropoliten Potij zugeschrieben wurde.

Zum Schluß werden drei, bis jetzt nicht veröffentlichte Briefe von Potij beigefügt. I. Losskyj.

Stepan Smal-Stoćkyj: Die Dichtungen Ševčenko's. — Mitteilungen der Ševčenko Gesellschaft in Lemberg. B. XCIX, 1930, S. 233—244.

Zu den Versuchen der zeitgenössischen kommunistischen Kritiker und Literarhistoriker, die gesamte literarische und kulturelle Entwicklung der Ukraine im Sinne des Klassenkampfes zu entstellen, gehören zahlreiche Versuche, den größten ukrainischen Dichter, Taras Ševčenko als einen gottlosen Rebellen darzustellen. Wie willkürlich dabei mit den Werken Ševčenko's umgegangen wird, beweist hier Prof. Smal-Stockyj, der einige dieser Werke einer tieferen Analyse unterzieht. Dabei wird auf die Religiosität des Dichters hingewiesen, die sich in seinem gesamten literarischen Schaffen widerspiegelt. Sein religiöses Bewußtsein wird zwar durch die offizielle Kirche nicht befriedigt, dadurch lassen sich seine häufigen Angriffe gegen die orthodoxe Geistlichkeit erklären, weil die letztere, seiner Meinung nach, sich zu weit von dem christlichen Ideal entfernt hatte.

I. Losskyj.

Myron Korduba: Zur Beamtenlaufbahn Kuliš'. — Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg. B. C., 1930, S. 327—377.

Der vorliegende Aufsatz ist der Tätigkeit von Kuliš als dem russischen Beamten in Polen gewidmet. K. kam nach Warschau im November 1864 und wurde bald darauf zum Beamten des sogenannten Verfassungs-Komitees ernannt. Außerdem redigierte er die „Sammlung der administrativen Verordnungen“. Ein großes Hindernis für die Beamtenlaufbahn Kuliš' war aber seine Verurteilung im J. 1847 als des Mitgliedes der Cyrillo-Methodianischen Bruderschaft. Er wurde damals aus dem Staatsdienst entlassen, als er im Besitz eines sehr niederen Ranges war. Die weitere Beförderung war aber von der Amnestie des Caren abhängig. Durch die Warschauer und Petersburger Gönner und Freunde unterstützt, erlangte Kuliš im J. 1865 die Amnestie. Während der ersten Zeit seines Warschauer Aufenthaltes näherte sich Kuliš dem Fürsten Čerkavskij und der letztere setzte es durch, daß K. zum Direktor der Abteilung für religiöse Angelegenheiten befördert wurde. Die Abreise Čerkavskijs aus Warschau und die bald darauf folgenden Enthüllungen über die ukrainische Propaganda, die K. unter seinen Freunden in Galizien betrieb, führten dazu, daß bereits im Jahre 1867 K. seinen Dienst quittieren mußte, kurz darauf, als er zum Hofrat befördert wurde.

I. Losskyj.

Leonid Bileckyj: An der Schwelle der neuen ukrainischen Komödie und des Singspiels. — Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg. B. XCIX, 1930, S. 173—212.

Verf. untersucht hier sehr gründlich die in der ukrainischen Literaturgeschichte viel umstrittene Frage der Genese der ersten ukrainischen Komödien von Kotljarevśkyj und Gogol (Vaters des berühmten Dichters N. Gogol, der als Verfasser einiger ukrainischer Lustspiele bekannt ist). Prof. Bileckyj kommt dabei zu folgenden Ergebnissen: Die Komödien von Gogol sind bereits in den Jahren 1809—1813 entstanden, also um einige Jahre früher als die von Kotljarevśkyj. Dadurch wird die vielfach vertretene Ansicht widerlegt, daß Gogols Lustspiel „Prostak“ sein Entstehen den

Einwirkungen Kotljarevśkyjs zu verdanken hat. Es läßt sich dagegen feststellen, daß Kotljarevśkyj, als er seine „Natalka Poltavka" und „Moskal čarivnyk" schrieb, von dem erwähnten Werke Gogols beeinflußt wurde. Dadurch wird „der bescheidene aber originelle Dichter" Gogol zum Begründer des neuen ukrainischen Dramas.

Was das Thema des erwähnten Lustspiels „Prostak" anbetrifft, so wurde hier von Gogol ein Ereignis, welches in Wirklichkeit stattfand, zugrunde gelegt. In der Ausarbeitung dieses Themas wurde Gogol von der mündlichen novellistischen Tradition, von den alten ukrainischen Intermedien und in der Art des dramatischen Aufbaus vom russischen Lustspiel des 18. Jahrhunderts beeinflußt. I. Losskyj.

Kateryna Hruševska: Die ukrainischen Volksdumen in französischer Übersetzung. — Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg. B. XCIX, 1930, S. 251—260.

Die alte ukrainische Volkspoesie hat schon längst ihre Übersetzer in fremde Sprachen gefunden. Was die Übersetzungen ins Deutsche anbetrifft, so braucht man nur an die bereits im Jahre 1845 erschienene „Poetische Ukraine" von Bodenstedt zu erinnern. Die ersten französischen Übersetzungen erscheinen erst in der von Rambaux herausgegebenen Monographie „La Russie epique" im J. 1876. Der Verfasser dieses Werkes hat an dem Archäologischen Kongreß in Kiev im J. 1874 teilgenommen, die Bekanntschaft mit führenden ukrainischen Wissenschaftlern gemacht und ist da mit der ukrainischen Volksdichtung vertraut geworden. Aber in seinem Buche begnügt sich Rambaux mit der Wiedergabe des Inhalts von einigen Dumen (historische Lieder) und bloß eine Dume findet bei ihm wörtliche Übersetzung. Durch das Buch Rambaux' wurden aber andere Verfasser zu den Übersetzungen der ukrainischen Dumen angeregt. Im vorliegenden Aufsatz werden zwei weitere Ausgaben der ukrainischen Dumen angegeben, und zwar die von Adam Chodźko: „Les chansons historiques de l'Ukraine et les chants des Latyches des bords de la Dvina occidentale", Paris 1879, und von Achille Millien „Les chants oraux du peuple russe", Paris 1893. Die beiden Sammlungen aber sind vollständig unzulänglich nicht in bezug auf die Übersetzung, sondern auch mit Rücksicht auf die beigefügten Kommentare.

I. Losskyj.

Bidnov, V.: Doslidžennja cerkovnoji istoriji v pravoslavnych krajinach. (Forschungen zur Kirchengeschichte in orthodoxen Ländern.) — „Duchovnyj Sijač", Kreminec 1931 (Sonderdruck im Selbstverlag des Verfassers), S. 20.

Verf. setzt voraus, daß dank der kulturellen Rückgängigkeit des griechisch-orthodoxen Ostens Europas auch die Geschichte der orthodoxen Kirche viel weniger durchgearbeitet ist als etwa die Kirchengeschichte West- und Mitteleuropas. Die erste Stelle in der kirchengeschichtlichen Forschung im Osten gebührt zweifellos der Ukraine und Rußland. Die Ukraine hatte bereits im 16.—17. Jahrh. ihr eigenes gut entwickeltes System der Kirchenschulen, das Rußland im 17. Jahrh. unter der Führung ukrainischer Lehrer nachgebildet hat. Jedoch bis zum Anfang des 19. Jahrh. wurde die Kirchengeschichte an diesen Schulen mangelhaft gelehrt und schlecht besucht. Erst nach 1814 wurden dem Studium der Kirchengeschichte weitere Aussichten eröffnet und allmählich bekamen nicht nur die geistlichen Schulen, sondern auch die Universitäten besondere Katheder der Geschichte der Kirche; die allgemeinen Arbeiten aus diesem Gebiete blieben stets unter fremdem Einfluß, vor allem der protestantischen Historiker (z. B., Neander), obwohl auch auf diesem Gebiete manche vortrefflichen Leistungen geschaffen wurden, wie z. B. die Arbeiten Lebediv's aus der Geschichte der

allgemeinen Konzile. Aber besondere Fortschritte machte die territoriale Kirchenforschung. Hier sind besonders zu erwähnen die zwölfbändige „Geschichte der russischen Kirche“ des Kiever Professors Bulhakov. Der größte Teil seiner Arbeit (Bde. 1—4, 9—12) behandelt eben die ukrainische Kirche; weiter der Moskauer Prof. Holubynskyj, dessen „Geschichte der russischen Kirche“ der Zensurschwierigkeiten wegen nur in zerstörten Bruchstücken erscheinen konnte. Wertvoll sind auch die Arbeiten Holubiv's aus der Geschichte der Kiever Akademie. In anderen Ländern der orthodoxen Kirche ist die kirchengeschichtliche Forschung noch in ihren Anfängen; eine rühmliche Ausnahme macht nur Griechenland mit seiner 1837 gegründeten theologischen Fakultät, die besonders um die eigene griechische Kirchengeschichte sich die größten Verdienste erwarb. M. Antonovyč.

D. Čyževśkyj: Skovoroda-Studien. I. Skovoroda und Angelus Silesius. — Zeitschrift für slavische Philologie. 7 (1930), 1/2, S. 1—33.

Č. geht von der auffallenden Übereinstimmung in der Symbolik Rilkes (Stundenbuch) und Sk.s aus, z. B. bei beiden das Rad als Sinnbild der Ewigkeit, der Same das des göttlichen Lebens. Bei beiden das Fleisch gleich dem Gewand, Gott gleich dem Körper, bei beiden auch der Mensch gedeutet als Traum Gottes. Für beide ist auch Gott eine Fülle der Widersprüche. Die Frage, ob Rilke, der etwas russisch konnte und Kiev und das Höhlenkloster besucht hatte, etwa Skovoroda gelesen, ist unwesentlich, da beiden die gleiche geistige Grundlage gemeinsam ist: sie wurzeln in der abendländischen Mystik, die ihrerseits zurückgeht auf die Kirchenväter und den hellenistischen Platonismus. Die Symbole dort sind die gleichen wie bei Skovoroda und Rilke. Besonders nahe steht Skovoroda Angelus Silesius und Valentin Weigel, und es ist wahrscheinlich, daß er sie gelesen hat. — Verf. zählt die lange Reihe der Übereinstimmungen zwischen Sk. und Angelus Silesius auf, die sich auch auf ihre Einseitigkeit hinsichtlich der Tugendlehre erstreckt, in der beide der gleichen Passivität huldigen, wie sie auch anderen asketischen Schriften eigen ist. Dagegen sind vereinzelt Unterschiedlichkeiten zu vermerken, so Ideen, die bei Angelus Silesius im Mittelpunkt stehen und bei Sk. nebensächlich behandelt sind, während wieder bei anderen das umgekehrte Verhältnis zu beobachten ist. Es ist unbekannt, was Sk. von der deutschen Mystik gelesen, daß er aber eine gewisse Neigung für die Deutschen gehabt, ist bezeugt. Die Originalität seiner Gedanken zu bezweifeln wäre ebenso unberechtigt, wie wenn man ein gleiches über Angelus Silesius sagen wollte. Sk. hat selbst seine engere Weltanschauung als „uralt“ angesehen und als noch aus der vorchristlichen Theologie stammend. Emmy Haertel.

Dmytro Čyževśkyj: Die philosophische Methode Skovoroda's. — Mitteilungen der Ševčenko Gesellschaft, Lemberg. B. XCIX, 1930, S. 145—171.

D. Čyževśkyj tritt hier der oft vertretenen Ansicht, daß Skovoroda ein Philosoph „ohne System“ war, entgegen. Obwohl die Art, in der S. sich in seinen Werken auszudrücken pflegte, uns ziemlich systemlos erscheint, läßt sich bei ihm keineswegs ein systematisches Denken und eine Art eigene Methode verleugnen. S. bedient sich der sogenannten dialektischen Methode, die wir bei den Vertretern der alten Philosophie — besonders Plato, Plotinus und Proklus finden. Als charakteristisches Beispiel dieser Methode weist der Verfasser auf den, bei S. häufigen, Antinomismus, den wir auch bei Plato, Plotinus und Apostel Paulus finden. Weiter wird auf die für S. charakteristische dialektische Synthese, die in einem Kreis ihr Symbol findet, verwiesen. Hier folgt ebenfalls der ukrainische Denker den Vertretern der alten Philosophie. I. Losskyj.

K. Čechovič: Josif Dobrovs'kij i ukrains'ka mova. — Slavia. 9 (1930), 4. S. 697—725.

Es war schon ukr. Zeitgenossen aufgefallen, daß D., der doch alle slav. Sprachen untersucht und gruppiert hatte, nichts vom Ukrainischen als selbständige Sprache, ja nicht einmal als besonderem Dialekt gesagt hat, während er z. B. das Čechische vom Slovakischen schied. Es soll hier untersucht werden, inwieweit ihm das galizische Ruthenisch und die Sprache der Ukraine bekannt gewesen ist. D. hatte schon 1817, nach neuerlichen Forschungen also jahrelang vor Abfassung seiner „Institutiones" (1822), ruthenische Texte von Bandtke und Mich. Gošovič bekommen, bestehend aus Volksliedern und einem Dialog in poln. Transkription, mit denen er sich nachweislich beschäftigt hat. Er bezeichnete ihre Sprache als „russisch", was damaligem deutschen Sprachgebrauch für galizisches Ruthenisch entsprach. Er hielt die Ruthenen für „wirkliche wenn auch ausgeartete Russen" und ihre Sprache für ein unter slovak. Einfluß abgeändertes Russisch. Seine Pläne, die Ukraine selbst zu bereisen, sind leider nicht zur Ausführung gelangt, er hat aber für dieses Land aus verschiedenen Gründen viel Interesse gehabt. Die Bezeichnungen für Land und Leute wechseln bei ihm: Russia minor, kleinruss., russ. (gleichbedeutend mit ruthenisch) und auch der unglückliche terminus „poln.-russisch" kommt bei ihm, ebenso wie bei Bandtke, vor. D. hielt demnach die Unterschiedlichkeiten des Ukrainischen vom Russischen für Polonismen. Er kannte sie aber sehr gut, bemerkte z. B. im Igorlied die Ukrainismen, dessen Verf. er für einen „Malo- oder Rotrussen" hielt. Spätere ukr. Denkmäler schienen ihm „ein ... Gemengsel von Altslovenischem, Kleinrussischem und Polnischem" aufzuweisen, und im Wortschatz Kotljarevskis fielen ihm die vielen westslav., vom Russischen verschiedenen Wörter auf. Er kam dadurch zu der Folgerung, daß Ukrainisch keine besondere Sprache, sondern nur ein durch poln. Einfluß ausgeartetes Russisch sei.

Um diesen Standpunkt zu verstehen, muß man die in D.s Briefwechsel mit anderen zeitgenössischen Gelehrten enthaltenen Meinungsäußerungen über Fragen der dialektalen Einteilung innerhalb der Slavinen zu Rate ziehen, denn ein solcher Briefwechsel bedeutete zu jener Zeit etwa dasselbe, was heut für die Forschung Fachzeitschriften bedeuten. Aus solchen brieflichen Äußerungen D.s geht hervor, daß er bei Dialektscheidungen in erster Linie auf Ausbildung einer Buchsprache Wert legte. Wo literarische Denkmäler fehlten oder, seiner Meinung nach, nicht vorhanden waren, wollte er eine selbständige Sprache nicht anerkennen, wie z. B. bei den Bulgaren, über deren ältere Literatur ihn erst Kopitar aufklärte. Für D. waren überhaupt die slav. Einzelsprachen mehr oder weniger eine Mißbildung der slav. Ursprache, der „Serbica antiqua incorrupta", im heutigen Serbisch z. B. verurteilte er die Vokalisierung des l (vuk, vidio). So galt ihm auch das Ukrainische für ein verdorbenes Prärussisch, dessen literar. Denkmäler seiner Meinung nach für die ältere Zeit kirchenslavisch, für die spätere in einem Gemisch von Kirchenslavisch, Ukrainisch und Polnisch verfaßt waren. Emmy Haertel.

Polen

Maksymiljan Baruch; Jarosław Wojciechowski: Kamienica Książąt Mazowieckich. (Das Haus der Masovischen Herzoge.) — Przegląd Historyczny, Bd. 27 (1928), S. 1—75.

Das Towarzystwo Miłośników in Warschau hat seinen Sitz in einem Hause des Stary Rynek, in dem jeder Stein ehrwürdige Geschichte ist. Und diese Geschichte wird uns hier erzählt. Allem Anschein nach stammt das Gebäude aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts und es war damals die Wohnstätte des Vogtes von Warschau, somit herzogliches Eigentum. Nach dem Verkauf der Vogtei an Piotr Pielgrzym (1408), der ein eigenes Haus

besaß, blieb das seiner Vorgänger im unmittelbaren Besitz der Herzoge, und aus jener Zeit stammt der fortan durch die Jahrhunderte bewahrte Name „Herzogshof". 1470 kam es an die Patrizierfamilie der Kazub. Wir finden dann als Eigentümer die Geschlechter der Szałapski, Plumhof (deutscher Herkunft: Blumhof!), und seit der Mitte des 17. Jahrhunderts einander rasch folgende Käufer. Seit 1913 gehört das Haus dank einer Schenkung des Adam Fürst Czartoryski der Gesellschaft der Geschichtsfreunde. Wojciechowski analysiert die Bauweise des im Laufe der Zeit aus verschiedenen Komplexen zu einer harmonischen Einheit gewordenen Herzogshofs. Alle Stile, von der Spätgotik bis zum Rokoko sind vertreten. Gute Bildbeilagen erläutern den Text. Otto Forst-Battaglia.

Jan Dąbrowski: La Pologne et l'expédition de Varna en 1444. — Revue des études slaves. 10 (1930), 1/2. S. 57—75.

Verf. schildert die politischen Strömungen in Polen, die dem Tode Władysław Jagiellos vorausgingen, eine nach Böhmen neigende, nicht von katholischen Tendenzen getragene, und eine die Verbindung mit Ungarn verfolgende. Diese letztere wurde nach Władysławs Tode, im Interesse seines unmündigen Nachfolgers, aufs eifrigste von Bischof Zbigniew Oleśnik in Krakau betrieben. Er hielt die orientalische Frage für Polen als das Wichtigste, sowohl in Rücksicht auf Polens Verhältnis zum Papst wie auch in Sachen der Glaubensunion. Aus diesen Erwägungen mußte er auf den jungen König einzuwirken suchen, daß er ein Bündnis mit Böhmen aufgab und sich um die ungar. Krone bewarb, nicht weil ihm Ungarn am Herzen lag, sondern, weil hierdurch die Möglichkeit gegeben war, an einen türkischen Feldzug und den Zug nach Byzanz zu denken, wodurch auch die ruthenische und schlesische Frage hätte günstig beeinflußt werden können. Die Mehrheit des poln. Adels war gegen derartige Kriegspläne, und zwar aus gutem Grunde. Man sah die Zwecklosigkeit ein, sich der ungar. Krone wegen Blutopfer aufzuerlegen, während das eigene Land des Königs bedurfte. Dieser Gesinnung hatte man auf dem Kongreß von Sieradz energischen Ausdruck gegeben. War sich der poln. Adel hierüber einig, so bestand zwischen den Wünschen Oleśnickis und der päpstl. Politik, vertreten durch den Kardinal Cesarini, eine Divergenz. Oleśnicki rechnete damit, daß wenn Polen durch den Vertrag von Preßburg selbst mit Nachteilen aus den Streitigkeiten mit Habsburg herauskommen würde, dann die Bahn frei wäre zur Lösung der oriental. Frage. Aus dem für Polen sehr ungünstigen, 1442 geschlossenen Vertrag von Győr, wo nur Elisabeth von Ungarn Vorteile davontrug, wird der Einfluß Cesarinis ersichtlich, in dessen Sinne auch der Ratgeber des Königs Nicolas Lasocki (Stellvertreter für Oleśnicki, der in Polen geblieben war) wirkte. Man schmeichelte den Kreuzzugsträumen des jungen Königs zu Beginn des türk. Feldzugs, in Polen aber erwärmte man sich nicht für diesen Krieg, auch Oleśnicki bleibt uninteressiert für ihn. Man hatte auch in Polen Grund, die von Cesarini betriebene Politik zugunsten der Florentiner Union mit scheelen Augen zu betrachten. Verf. zeigt im weiteren, wie und aus welchen Gründen das Poln. Reich auch den zweiten Feldzug Władysławs gegen die Türken nicht gutheißen konnte, und für wie verhängnisvoll man Lasockis Einfluß auf ihn ansah. Die Note von Piotrków, welche die Meinung der Nation dem König gegenüber zum Ausdruck brachte, beweist das aufs beste.

Emmy Haertel.

Ignace Chrzanowski: Jan Kochanowski: L'homme.
Jacques Langlade: Jan Kochanowski: L'humaniste. — Revue des études slaves. 10 (1930), 1/2. S. 36—38, 39—56.

Im knappen Umriß gibt Chrzan. ein Bild von K.'s hervorstechendsten Charaktereigenschaften: Ausgeglichenheit in Urteil und Handeln, Selbst-

bescheidung und Stolz. Seine Haltung in Glaubensfragen wird im Gegensatz zu Rej charakterisiert.

L. folgt den Etappen, auf denen Koch. mit dem Humanismus in Beziehung trat: Krakau, Königsberg, Padua. Die Universität Krakau war zu jener Zeit im Abstieg, aber grade die klass. Sprachen wurden davon nicht betroffen. In Königsberg wurden Luther und Cicero, Psalmen und profane Dichtung in gleicher Weise mit Leidenschaft studiert. Die Reformation sollte Koch. nicht nachhaltig beeinflussen, aber in der Dichtung hat sie tief auf ihn eingewirkt. In Padua hat Robortello als Lehrer von Stil und Metrik entscheidenden Einfluß auf Koch. gewonnen. Hier tauchte er ganz im lateinischen Meer unter. Neben der latein. Dichtung verlockt ihn die Muttersprache. Vielleicht hätten Petrarca und Speroni nicht genügt, um den Anlaß dazu zu geben. Verf. mißt dem Einfluß der Reformation und dem Beispiel Ronsards große Bedeutung bei. Er versucht in einer Tabelle zu verdeutlichen, inwieweit bei sämtl. Schriften K.'s antike Vorbilder nachzuweisen sind und bespricht eingehend seine Übersetzertechnik bei der Revision der ciceron. Übersetzung der Phaenomena des Aratos.

In dem Abschnitt „L'humanisme dans l' oeuvre polonaise" behandelt Verf. der Reihe nach: das literarische Programm, Ideengehalt und Form. Abschließend stellt er fest, daß ohne den Humanismus Koch. nicht das geworden wäre, was er ist: eingehendes Studium, langsames Sich-Einleben und bewußte Nachahmung der Antike erklären einen großen Teil seiner Werke. Doch verschwindet nicht der moderne Mensch, der Pole hinter dem Humanisten. Er vereinigt in sich Antikes in Idee, Stil und Ästhetik mit nationalen oder persönl. Elementen, und darin besteht seine wahre Größe. Kochanowski hat, ein Jahrhundert vor Racine, diese Synthese vollzogen.

Emmy Haertel.

Giovanni Maver: Una recente monografia su Jan Kochanowski e il rapporto tra il poeta polacco e la letteratura italiana. — S. 222—240.

Verf. bespricht die außerordentlichen Vorzüge der Monographie von Windakiewicz „Jan Kochanowski" (Kraków 1930) und billigt die darin befolgte chronologische Methode, die an sich gerade bei den Werken Kochanowskis nicht leicht ist angesichts gewisser Schwierigkeiten der Chronologisierung. W. hebt besonders den patriotischen Grundzug des Dichters hervor. Die Monographie bringt zum erstenmal eine Darstellung der literarischen Entwicklung K.'s im engen Anschluß an Lebensepochen und Zeitumstände und scheidet, was M. besonders schätzenswert findet, nicht die lateinischen Dichtungen als eine Sondergattung von denen in polnischer Sprache. Indessen folgen aus dieser Anordnung auch gewisse Nachteile. In dem Kapitel „Poezja patrjotyczna" ist manches besprochen, was mit Patriotismus nur wenig zu tun hat und besser in das Kap. „Poezja dworska" gehörte. M. fände es wünschenswert, daß nach der chronologisch-analytischen Untersuchung von Werk und Leben noch eine synthetische folgte, die gewisse, Kochanowski inhärierende und nicht gelegentlich hervorgerufene Eigenschaften, wie z. B. die Liebe zur Natur und Familienleben, seine kulturellen Triebe und vor allem seinen Patriotismus als solchen mehr hervortreten ließe.

Von besonderer Bedeutung, gerade für die italienische Forschung, ist das Problem: welchen Anteil hat die italienische Kultur auf die Entwicklung K.'s gewonnen, ein Problem, welches übrigens von den Anfängen der Kochanowski-Forschung an bis jetzt nicht aufgehört hat die Geister zu beschäftigen, und das zugleich an die Frage rührt, wo der Ursprung der polnischen Dichtung zu suchen ist. W. selbst hat i. J. 1922 darüber einen italienisch abgefaßten Aufsatz „Il soggiorno di Giovanni Kochanowski a Padova" (in: Omaggio dell' Academia Polacca di Scienze e Lettere all' Università di Padova nel settimo centenario della sua fondazione. Cracovia. S. 55—70) geschrieben. Schriften von Morawski, Brahmer und Kot haben

späterhin das gleiche Problem behandelt. Verf. stimmt den von W. vertretenen Gesichtspunkten nur teilweise zu, er ist z. B. nicht davon überzeugt, daß Kochanowski schon in Krakau angefangen habe, lateinische Schriften abzufassen. W. hatte das aus Elegia I, 12, Vers 7—16 geschlossen. Für den Verf. steht es fest, daß Kochanowski an dieser Stelle, wo von der Liebe die Rede ist, die ihn vom Kriegshandwerk abgezogen, die Paduaner Kurtisane Lydia gemeint ist, und nicht wie andererseits behauptet wird, die Liebe als allegorische Gestalt. Die folgenden Verse derselben Elegie sprechen direkt von dieser Lydia. Volle Beweiskraft, daß K. erst in Italien angefangen habe zu dichten, soll den betreffenden Versen damit freilich nicht beigemessen werden, einen Beweis für das Gegenteil erbringen sie aber auch nicht. Verf. hält die Auffassung von Stanisław Dobrzycki in „Historija literatury polskiej" (S. 105) für richtig, daß Kochanowski seine Bestimmung, Dichter zu werden, während des Aufenthalts in Italien erkannt habe.

Verf. zitiert Windokiewicz' Aussprüche über den Grad des italienischen Einflusses bei K. Er kann nach W. nicht sehr bedeutend gewesen sein, da sich Anklänge an die zeitgenössische Literatur ebensowenig bemerkbar machen wie Nachahmung Petrarcas, dessen Canzoniere K. gekannt hat. Tatsächlich erwähnt K. in seinen Werken nur drei italienische Dichter: Dante, Petrarca und den fast vergessenen Dichter Vida, genauer gekannt wird er nur Petrarca haben. Unbestreitbar eine sehr geringe Ausbeute! Man sollte aber nicht Anklänge an die italienische Volksdichtung übersehen. Die „Fraszka" „Do Reiny" entspricht fast wörtlich einem in D' Anconas „La poesia popolare italiana" (S. 413) zitierten Liedchen. M. findet sich auch in dem Zyklus „Sobótka" an alte italienische Tanzlieder erinnert. Sollte nicht auch Kochanowskis Vorliebe für das carpe diem mitzuerklären sein durch den hedonistischen Lebensgehalt einer so bekannten Dichtung wie Lorenzo da Medicis „Chi vuol esser lieto, sia..."? Kochanowski, der persönlich keinem italienischen Dichter nahegetreten, wird an dem Volk und seiner Dichtung Interesse gehabt haben. Die Bedeutung, welche W. dem Einfluß des französischen Dichters Ronsard auf K. beimißt, dürfte kaum gerechtfertigt sein. Auch Sinko vertritt die Ansicht, daß aus der Nennung Ronsards in Elegie III, 8 nicht ein tiefgehender Einfluß zu erschließen sei und hält dafür, daß nicht Paris, sondern Padua als „Wiege" der polnischen Dichtung anzusehen ist. Kot hat nachgewiesen, daß der in genannter Elegie figurierende Carolus der Flame Karl Utenhoven, ein Freund Ronsards gewesen ist, und dieser bekannte Humanist wird K. bei dem Haupt der „Pléiade" eingeführt haben. Wichtig vor allem ist, daß Kochanowski zuerst lateinisch und später erst in seiner Muttersprache gedichtet hat. Das Beispiel, sich des heimischen „volgare" zu bedienen, kann ihm nur Italien, nicht Frankreich, gegeben haben. W. hatte in seiner Jubiläumsschrift selbst darauf hingewiesen, daß K. den Traktat „Delle lingue" des Paduaners Sperone Speroni gekannt und sich für die Frage um die Geltung des volgare in der Literatur interessiert haben wird. Sinko hat (Przegląd Współczesny, Januar 1928) sogar in einer der Fraszki einen unverkennbaren Anklang an Speronis Abhandlung nachgewiesen. W. wird diesen Tatsachen wohl nur deswegen in seiner Monographie nicht gerecht, weil ihn der Gedanke, K. habe durch das Bekanntwerden mit Ronsard ein bestimmtes „Programm" für die eigenen Dichtungen sich auferlegt, nicht los ließ. Als Modernist wird Ronsard Kochanowski sicher nähergestanden haben als die zeitgenössischen Italiener. Wenn man feststellt, daß die Anregung, polnisch zu dichten, für Kochanowski nur von Italien ausgegangen sein kann, so soll damit nicht gesagt werden, daß er italienische Vorbilder nachgeahmt hätte.

Enrico Damiani: Sulle traduzioni dei „Treny". — S. 214—221.

Die Treny sind in die vier hauptsächlichsten Kultursprachen übersetzt worden: ins Deutsche, Englische, Französische und Italienische. D. bespricht eingehend Vorzüge und Nachteile der 1919 erschienenen französischen Übers. unter dem Kryptonym L. R. mit Vorw. von Ad. van Bever (Paris, Levé), die

als Vorgänger nur die Übersetzung von Mickiewicz vom J. 1841 hat. In der genannten neuen Übers. sind aus kaum gerechtfertigten Gründen mehr oder weniger starke Abweichungen vom Original zu verzeichnen. Unter diesem Gesichtspunkt ist dagegen sehr eine von der University of California Press herausgegebene Übers. von Berkley (1928) zu loben. Nur in einigen unwichtigen Fällen besteht zwischen Original und Übers. eine Diskrepanz. D. stellt mit Bedauern fest, daß es ihm nicht gelungen ist, die deutsche Übers. einiger Treny vor Fertigstellung seines Aufsatzes zu erlangen, die in Posen im Verlage von Vukadimović im Laufe dieses Jahres erschienen ist. In Italien wurde die erste Übers. der Treny im Auszug 1865 und eine zweite 1886 veröffentlicht. Vollständig wurden die Treny nur vom Verf. übersetzt, und zwar in erster Veröffentlichung 1926 (durch die Gesellschaft „Adamo Mickiewicz". Rom: Signorelli). Da er an der eigenen Arbeit keine Kritik vornehmen kann, beschränkt sich D. darauf, über die von ihm angewandte Übersetzungstechnik einiges zu sagen.

Jubiläumsnummer für Kochanowski.

Rivista di letterature slave. Anno 5 (1930). 3.

Giovanni Maver gibt nebst Biographie des Dichters und Aufzählung seiner Werke eine Würdigung seiner geistigen Persönlichkeit: Bildung, Temperament, Patriotismus usw. in gesonderten Abschnitten behandelnd, um am Schluß zu betonen, daß Kochanovskis Dichtungen ein getreues Spiegelbild seines geistigen Gleichgewichts sind.

Marina Bersano Begey: Treny e „tumuli". — S. 167—173.

Verf. stellt die Treny vergleichsweise den Naeniae des Gioviano Pontano gegenüber. Sie hält es für sehr wahrscheinlich, daß Kochanowski sich von ihnen angezogen gefühlt hat, ungeachtet des großen Abstandes, der zwischen ihm, als überzeugten Christen, und dem durchaus heidnisch-klassisch eingestellten Pontano bestand.

Wolfango Giusti: L' addio alla Polonia del Desportes e la risposta del Kochanowski. — S. 174—182.

G. erinnert an die lateinischen Verse Kochanovskis, mit denen dieser die Königswahl Heinrichs von Valois begrüßt, und an die später folgenden, die seine Verwunderung über das immer noch nicht erfolgte Eintreffen des neuen Königs in Polen zum Ausdruck gebracht, aus denen die großen Erwartungen des Dichters zu ersehen sind, die er an diese Königswahl knüpfte, auch wenn man die überschwänglichen Ausdrücke als symptomatisch für derartige carmina wertet. Diesen Erwartungen mußte die bitterste Enttäuschung folgen, als Heinrich kurze Zeit nach der Ankunft Polen heimlich verließ, und dieser Enttäuschung folgte wiederum gerechter Zorn, nachdem Desportes, der Begleiter des Königs, seine zynischen Verse „Adieu, Poloigne, adieu, plaines desertes..." als Abschiedsgruß an Polen gedichtet hatte, die zugleich als Ausdruck der Gefühle Heinrichs selbst gelten mußten. Kochanowskis Entgegnung „Gallo crocitanti" verrät in ihrer Mischung von Ironie, unverkennbarer Gereiztheit und dem Wunsch, die geschmähte Heimat zu verteidigen, einen ungleich höheren dichterischen Wert, als ihn die voraufgegangenen Lobsprüche haben. Hier sind nicht stereotype Modelle nachgebildet worden, sondern es klingt eine individuelle Note an. G. möchte behaupten, daß diese lateinische Dichtung K.'s die Vorzüge und zugleich die Fehler des Journalismus in sich trägt.

Enrico Damiani: Note sui „Treny" di Kochanowski. — S. 183 bis 213.

D. stellt die „Treny" über die Psalmenübersetzung K.'s. Zwar sind auch für sie Vorbilder in der antiken Literatur vorhanden, doch die Originalität der Treny besteht in dem wundervoll-menschlichen Gehalt dieser Toten-

klage um ein geliebtes Kind. Sie stellt ein vollständig neues dichterisches Motiv dar. D. bespricht die neunzehn Klagegesänge nach ihrem psychischen Gehalt, als Phasen des väterlichen Schmerzes. Hier, wie auch bei Besprechung ihrer Metrik, macht D. auf gelegentliches Spielen mit Metaphern und Formen aufmerksam, die erkennen lassen, daß diese Dichtungen an der Schwelle des 17. Jahrh. stehen. Er weist hier, wie auch im Kommentar zu den dem Aufsatz folgenden Übersetzungen der Treny ins Italienische aus seiner Feder, auf die klassischen Vorbilder in den einzelnen Versen hin und auf die unverkennbaren Anklänge an die polnische Volksdichtung, z. B. da, wo die kleine Ursula Abschiedsworte in den Mund gelegt bekommt, die an den Abschied der Bauernmädchen von den Eltern vor der Verheiratung erinnern. Emmy Haertel.

Zdisław Kaczmarek: Źródła poglądów estetycznych Karola Libelta. (Die Quellen der ästhetischen Anschauungen Karol Libelts.) — Ruch Literacki. Bd. 4 (1929), S. 105—108.

Karol Łepkowski: Mickiewicz a Libelt. (Mickiewicz und Libelt.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 51.

Kaczmareks Aufsatz, der Extrakt einer größeren Arbeit, stellt in der Entwicklung von Libelts ästhetischen Ansichten vier Phasen fest, die von einer klassizistischen Auffassung im Sinne der Aufklärung über Hegel, Schelling und Vischer zur romantischen Theorie der „natürlichen" Schönheit führen. Das Originelle bei Libelt liegt in der Systematisierung der harmonisch verarbeiteten fremden Ideen und in einer auf scharfsichtiger Beobachtung beruhenden selbständigen Wertung der das Theoretische begründenden Tatsachen.

Łepkowski schildert die erst freundlichen, dann recht gespannten Beziehungen, in denen Mickiewicz und Libelt zueinander standen. In Berlin sind beide im Jahre 1829 zusammengetroffen. Libelt schwärmte für Hegel und Mickiewicz hatte für den deutschen Philosophen nichts übrig. Anno 1847 saß Libelt im Gefängnis als Mitangeklagter im großen Polenprozeß und Mickiewicz riet zum Appell an die Milde des preußischen Königs. Erst der Tod brachte Versöhnung, der zum Zeichen Libelt für ein Mickiewicz-Denkmal spendete. Otto Forst-Battaglia.

Edward Łepkowski: Walenty Wańkowicz. — Tęcza 1928, Nr. 46.

Derselbe: Antoni Kozakiewicz. — ibid. 1929, Nr. 34.

Wincenty Trojanowski: Marjan Wawrzeniecki. — ibid. Nr. 1.

Wańkowicz (1799—1842), ein Schüler von Rustem und der Wilnaer Kunstakademie, war mit dem jungen Mickiewicz befreundet, von dem er ein vorzügliches Portrait gemalt hat. Die verheißungsvolle Entwicklung des langsam heranreifenden Talentes, das sich als Miniaturist bewährt hatte und dann dem Historienbild großen Stils zuwandte, wurde von Towiański gestört, der den Künstler in seinen Bannkreis zog. Wańkowicz ist in Paris gestorben, nachdem er die letzten Jahre untätig an sektiererische Schwärmereien vergeudet hatte.

Kozakiewicz, ein Altersgenosse und Nachahmer von Matejko, ragt mit seinem Wirken bis in unsere Zeit. Der im Jahre 1928 verstorbene Greis blieb bis zuletzt schaffensfroh und den Prinzipien seiner Jugend getreu. Der Originalität entbehrte er völlig. In ihm war der Geist Pilotys bis an die Schwelle der Gegenwart lebendig. Von Matejko und Grottger, die er im übrigen in den Stoffen und in der Manier imitierte, trennt ihn die Verschiedenheit der bei ihm auf die Fähigkeit zu sauberer Technik beschränkten Begabung. Kozakiewicz hat den größten Teil seines Lebens in Wien und München verbracht. Erst kurz vor seinem Tod ist er nach Polen heimgekehrt.

Wawrzeniecki, Matejkos Schüler, hat sich nur in seiner Zeichnung zum Meister bekannt. Die sadistische Lust am Grauenhaften und Grausamen, eine nicht immer durch das Thema gerechtfertigte verschleierte Erotik, sind für die Art des sehr raffinierten Malers charakteristisch, der bald an Callot, bald an Rops erinnert, ohne irgendwie deren Maß zu erreichen. Otto Forst-Battaglia.

Stefan Napierski: Teatr Nowaczyńskiego. (Das Theater Nowaczynskis.) — Wiadomości Literackie, 1929, Nr. 20.

Napierski sieht als die wesentlichen Eigenschaften von Nowaczyńskis Dramen — in denen er gemeinsam mit den Stücken von Rostworowski, Winawer, Witkiewicz und dem ungenannten Goetel den Ertrag des spärlichen polnischen Schaffens der Gegenwart erblickt, der auf der Szene Bestand haben wird — folgendes an: 1. das Europäertum (was heißt das? und wieso ist gerade der urpolnische, auch im Stoff, selbst als Antisarmate, stets polnische Nowaczyński „Europäer"?). 2. die Überzeitgemäßheit (Nowaczyński sei der einzige unter den lebenden Autoren der Vorkriegszeit, der nicht veraltete, trotzdem er immer sich selbst wiederholt ... Und Sieroszewski, Strug, Weyssenhof, die zwar alle auf der abschüssigen Ebene sich befinden, doch zum mindesten nicht „gealtert" sind. Und Boy, reich an Reiz, der nie veraltet?) 3. Die triumphierende Intelligenz, die das Theater zur Stätte des Spiels eines der Effekte sicheren Verstandes macht und vor der inhärenten Tragik, dem Schicksalhaften zurückschreckt. 4. Das „Insinuieren einer Atmosphäre", das heißt auf das Historische bezogen, das in den Dramen Nowaczyńskis nie fehlt: die Kunst, zu überzeugen, daß es eigentlich so gewesen sein konnte. Damit verbunden 5. der Stil, der sich aus der Stilgemäßheit herleitet. 6. Die „Diabolik", Perversität eines Dichters, der zu seinem Werk durch übersteigerte Reize verlockt werden muß. 7. Statt der Charaktere, die zu zeichnen der „von außen her" sehende Intellektualist unfähig ist, Typen, konstruierte Marionetten.

Otto Forst-Battaglia.

Leopoldowi Staffowi w hołdzie. (Leopold Staff zur Huldigung.) — Sondernummer der Wladomości Literackie 1929, S. 28.

Am 14. November 1928 hat Staff, der bedeutendste unter den lebenden polnischen Lyrikern und heute der unbestrittene Nachfolger von Kasprowicz in der Hegemonie über den polnischen Parnaß, seinen 50. Geburtstag gefeiert. Aus diesem Anlaß brachten ihm die Wiadomości Literackie eine Huldigungsgabe dar, die dauernden Wert besitzt. Zunächst finden wir eine Reihe poetischer Beiträge, von Staff selbst, dann, ihm geweiht und gewissermaßen Tribut der dem Meister so sehr verpflichteten Dichter aus dem Kreise des „Skamander", von Lechoń, Tuwim, Iwaszkiewicz, Wierzyński, aber auch, und das ist für Staffs Position bezeichnend, von führenden Poeten anderer Gruppen, von Zegadłowicz, der den „Czartak", von Słobodnik, der die „Quadriga", von Mieczysław Braun, der die Pseudo-Klassizisten und von Morstin, der den reinen Klassizismus vertritt, von der Neoromantikerin Felicja Kruszewska, von Jastrun und Kołoniecki, die wir mit einigem Befremden in diesem glänzenden Kreis erblicken. Indes den Literaturhistoriker werden vor allem die Prosa-Artikel interessieren. Unter ihnen schiebt sich Władysław Kozickis herzliche und aufschlußreiche Erinnerung an die gemeinsam verlebte Jugendzeit des Poeten in den Vordergrund. Eine Atmosphäre ersteht vor uns wieder, das Lemberg Fin de Siècle, etwa dem Berlin von anno Café Größenwahn und dem Wien aus der Café-Griensteidel-Periode der neuesten Literaturgeschichte vergleichbar. Staff, der Sohn braver Bürgersleute, ist schon an der Universität der Mittelpunkt einer Schar von Dichtern, Künstlern, jungen Gelehrten, die vom Kaffeehaus her die Welt aus den Angeln heben wollen, im Hôtel George (literarisches Nomen et Omen!) Champagner trinken und inzwischen ihren

Weg sucher und machen. Politische Gegner finden sich beim Stammtisch zusammen: hier Roman Dmowski, der Schöpfer des neuen allpolnischen Gedankens und Ludomil German, der Inbegriff des k. k. schwarzgelben Galizianers, Wasilewski, die Kościelski, Bernacki, Kasprowicz, Makuszyński, Maler, Bildhauer, Journalisten ... Dieses wahre Märchen von gar nicht so uralten Zeiten, in denen die Portion Schweinebraten mit einem Glas Bier 30 Kreuzer kostete, ist sehr schätzbares Material für die Genesis der Staffschen... „Träume von der Macht“. Mit dem Jahre 1914 brechen die Reminiszenzen ab und die Stätten des freundschaftlichen Zusammenseins sind auch alle abgebrochen. Eheu, fugaces und doch mit einem Gruß an Staff, dem auf der Höhe Angelangten, so endet Kozickis Blatt des Gedächtnisses.

Ostap Ortwin geht den Grundlagen des „Staffismus“ nach und kehrt den Blick von der Erde aufwärts zu den Sternen, wo die Ideen wohnen. Den Kern der etwas nebelhaften Ausführungen bildet der Satz, daß „auch das „Ucho igielne“, die letzte Phase des Staffismus, nicht eine neue, plötzliche Wendung, die Bekehrung eines Atheisten zu Gott, darstellt. Nur die Bezeichnungen und die Terminologie haben sich geändert ... Gott war es immer, der dem Dichter durchs ganze Leben, Schritt für Schritt folgte“. Wenn in diesen Dingen Spiel, wenigstens mit den Worten, gestattet wäre, könnte man Ortwin entgegenhalten, daß vielleicht Gott dem jungen Staff folgte, daß aber erst der alternde Dichter umgekehrt dem Gott gefolgt ist, dessen Nähe einst vom Werk des Nietzsche-Jüngers noch mehr „terriblement absent“ war als bei Proust. Józef Wittlin findet in der Form des Dichters, eines echten Parnassien, Würde und Harmonie, und diese Form spiegelt, so meint der feine Kritiker, den edlen Gehalt einer großen Seele und großer Probleme wider. Stefan Kołaczkowski stellt im Gegensatz zu Ortwin und im Einklang mit den Tatsachen fest, daß Staffs Dichtung in zwei deutlich voneinander durch den Einschnitt des Weltkriegs geschiedene Perioden zerfällt. Den Sinn der ersten, gepredigt in den Gedankendramen von vor 1914 sieht Kołaczkowski in der Lehre vom Leben, vom festlichen Erleben des Außerordentlichen als Inhalt und Krone des Daseins. Den Augenblick, der zu schön ist, um zu verweilen, gilt es in der Erinnerung und deshalb, da beständig der Alltag unsere Wege kreuzt, in der stolzen Abkehr vom Gemeinen, von der Wirklichkeit, von der banalen Umwelt zu erhalten. Diese urromantische, mit Nietzsches Preis des Übermenschen sich verknüpfende Überzeugung ist im denkbar größten Widerspruch zu der franziskanisch-universalistischen Weltanschauung des späteren Staff.

Karol Irzykowski erörtert die Motive in Staffs sechs Dramen, zeigt die Analogien zum Symbolismus eines Maeterlinck und zur Bergsonschen Philosophie, zu deutschen Klassikern. Er verteidigt die Bühnenfähigkeit dieses Theaters, das meines Erachtens dennoch stets Buchdrama bleiben wird, wie es ohne den Drang nach der Szene konzipiert und geschrieben worden war. Theater ist in seiner echtesten Form stets Handlung und zwischen der Idee und der Tat klafft der unlösbare Kontrast, den nur ein faules Kompromiß zu beseitigen vermag. Ein Ideendrama, an sich contradictio in adjecto, kann nur durch Bravourstücke der Schauspieler für eine Weile gerettet werden — und bei Staffs „Skarb“ ist das z. B. im Jahre 1904 durch die Kunst der Solski, in Krakau durch Sosnowski geschehen —. Es wird immer wieder von der Bühne verschwinden und sich völlig erst bei der Lektüre erschließen.

Kazimierz Czachowski hat zur Jubiläumsnummer eine Bibliographie der von Staff vollendeten und gedruckten Übersetzungen aus fremden Sprachen beigesteuert. Die trockene Aufzählung enthüllt uns zugleich sonst wenig beachtete Verdienste eines wahren Dichters und Meisters der Sprache, der seiner Literatur durch meisterliche Übertragung fremde Schöpfungen neu schenkte — Verlaine, Diderot, La Rochefoucauld, Merimée, Romain Rolland, d'Annunzio, die „Fioretti“, Leonarda da Vinci, Goldoni, Michelangelo, Amicis, Deledda, Hamsun, Jacobsen, Strindberg, Lagerlöf, Pontoppidan,

Ostenso, Bojer finden sich auf der Liste und an deutschen Geistesheroen Goethe, Nietzsche, von modernen deutschen Autoren Thomas Mann, Hauptmann, Wassermann — und die Tragödie des polnischen Poeten, der seine Kraft, um das nackte Leben zu fristen, an Machwerke wie Marguerittes oder Anets Romane verschwenden muß. Otto Forst-Battaglia.

Witold Noskowski: Ze wspomnień o Fałacie. (Aus Erinnerungen an Fałat.) — Tęcza 1929, Nr. 31.

Mieczysław Wallis: Juljan Fałat. — Wiadomości Literackie 1929, Nr. 30.

Sechsundsechzigjährig ist vor drei Jahren der große polnische Landschaftsmaler Fałat gestorben. Die Gunst des Schicksals hatte den Sohn eines armen Organisten hoch emporgetragen. Der reich begabte Jüngling durfte die Welt sehen und an den Stätten der ewigen Kunst seine Technik vervollkommnen. Die Protektion der Radziwiłł half kräftig mit. Schließlich fand Wilhelm II. noch als Kronprinz an dem Polen Gefallen. Fałat blieb lange Zeit der bevorzugte Hofmaler des Kaisers. Aus Berlin wird er 1895 als Nachfolger Matejkos zum Direktor der Krakauer Kunstakademie berufen. In dieser Stellung entfaltet er eine emsige Tätigkeit. Freilich geriet Fałat, dessen Temperament stark und wenig verträglich war, bald mit allen Kollegen und zuletzt mit der Jugend in Konflikt. Ein großer Streik untergrub seine Position und er, der Hochverdiente, mit den größten und berechtigten, gerechtfertigten Hoffnungen Begrüßte, schied verbittert von seiner Wirksamkeit. Im neuen Polen entschädigte ihn die allgemeine Anerkennung auch seitens früherer persönlicher Gegner für die erlittenen, durchaus nicht immer unverschuldeten Kränkungen. Prof. Treter hat 1926 die Summe von Fałats Schaffen in einer vortrefflichen, illustrierten Schrift gezogen, auf die ich hier verweise. Wallis hat der dort gezeichneten Charakteristik nicht viel hinzufügen. Noskowski berichtet einige Anekdoten, aus denen vor allem das Selbstgefühl des Malers hervorgeht.

Otto Forst-Battaglia.

Polnische Kunst der Gegenwart.

Tadeusz Boy-Żeleński: André Gide et le Peintre Polonais Witold Wojtkiewicz. — Pologne Littéraire 1929, Nr. 30.

Józef Kisielewski: W pracowni rzeźbiarza. (In der Werkstatt eines Bildhauers.) — Tęcza 1929, Nr. 29.

Z. St. Klingsland: Edward Wittig. — Pologne Littéraire 1928, Nr. 23/24.

Derselbe: La Peinture de Roman Kramsztyk. — ibid. Nr. 27.

Derselbe: L'Art graphique de Skoczylas. — ibid. 1929, Nr. 28.

Derselbe: Les Enluminures d'Artur Szyk. — ibid. Nr. 29.

Derselbe: La Peinture de Léopold Gottlieb. — ibid. Nr. 30.

Derselbe: Et toute la jeune Peinture polonaise? — ibid. Nr. 34.

Derselbe: Czermański w Paryżu. (Czermański in Paris.) — Wiadomości Literackie 1929, Nr. 2.

Edward Kozikowski: Hanna Nałkowska-Bickowa. — Tęcza 1928, Nr. 39.

Derselbe: Zbigniew Pronaszko. — ibid. 1929, Nr. 9.

Edward Łepkowski: Leon Wyczółkowski. — ibid. Nr. 15.

Henryk Majkowski: O plaketach i medalach Jana Wysockiego. (Über die Plaketten und Medaillen von Jan Wysocki.) — ibid. Nr. 5.

J a n M r o z i ń s k i : Władysław Marcinkowski. — ibid. 1928, Nr. 45.
D e r s e l b e : Leon Dołżycki. — ibid. 1929, Nr. 11.
D e r s e l b e : Marcin Różek. — ibid. Nr. 19.
D e r s e l b e : Henryk Jackowski. — ibid. Nr. 23.
J a n P a r a n d o w s k i : Z pracowni Kazimierza Sichulskiego. (Aus der Werkstatt von Kazimierz Sichulski.) — ibid. Nr. 24.
I r e n a P i o t r o w s k a - G ł ę b o c k a : Drzeworytnictwo w Polsce. (Der Holzschnitt in Polen.) — ibid. Nr. 2.
M i e c z y s ł a w S t e r l i n g : Remarques sur la caricature polonaise moderne. — Pologne Littéraire 1929, Nr. 30.
A r t u r M a r j a Ś w i n a r s k i : Kilka uwag o grafice Janusza Marji Brzeskiego. (Einige Bemerkungen zu Janusz Marja Brzeskis Graphik.) — Tęcza 1929, Nr. 5.
D e r s e l b e : O drzeworytach Władysława Lama. (Über die Holzschnitte von Władysław Lam.) — ibid. Nr. 12.
S t e f a n S z u m a n : O rzeźbach Szukalskiego. (Über die Plastiken Szukalskis.) — ibid. Nr. 31.
M i e c z y s ł a w W a l l i s : Der neueste polnische Holzschnitt. Die Schule des Skoczylas. — Pologne Littéraire 1928, Nr. 28.
D e r s e l b e : Die Graphik von Wacław Wąsowicz. — ibid. 1929, Nr. 32.
E d w a r d W o r o n i e c k i : Jan Peske. — Tęcza 1929, Nr. 12.

Die polnischen Zeitschriften allgemeinen und literarischen Charakters widmen gerne der zeitgenössischen Kunst breiten Raum. Sie verteilen im allgemeinen die Rolle so, daß die „Tęcza" der bodenständigen, die „Pologne Littéraire" der international orientierten Richtung den Hauptplatz einräumt. Indes findet man auch in der „Pologne Littéraire" manche Artikel über ihrem Wesen nach streng nationale Künstler. Begreiflicherweise lenkt diese Zeitschrift ihre Aufmerksamkeit stark auf die in Paris wirkenden Polen. Boys Aufsatz erinnert daran, wie der damals noch unbekannte Wojtkiewicz mit einem Schlag berühmt wurde, als Gide gelegentlich eines Aufenthaltes in Berlin dessen Werke sah und dem nie persönlich gesehenen Maler sofort spontan seinen Beistand anbot. Wojtkiewicz wurde des Erfolges nicht lange froh. 28 Jahre zählte er, als ihn Gide aus dem Dunkel rief; mit 30 Jahren trug man den früh Vollendeten, 1909, zu Grabe. Er hinterließ Werke, in denen sich liebenswürdige Schalkhaftigkeit mit der Melancholie eines Pierrot lunaire vereint. Auch in der Karikatur hat er seinen Platz.

Leopold Gottlieb war einer von Wojtkiewiczs Freunden. Er steht heute auf der Höhe eines berechtigten internationalen Ruhms. Seine Porträts, ein phantastischer Realismus, der nicht frei ist von Neigung zur Ironie, wetteifern mit belebten Gruppenkompositionen von erstaunlicher Bewegtheit. Kramsztyk, auch ein „Pariser" und ein sehr beliebter Maler der polnisch-(jüdischen) Gesellschaft, ist ein richtiger Hofmaler der Geldfürsten und ihrer Prinzessinnen. In diesen Bildnissen ist nur müde Degeneration und selbst bei jugendlichen Modellen vermag man statt an den Frühling eher an Witkiewiczs „Abschied vom Frühling" zu denken. Von den „ganz jungen" polnischen Pariser Malern, die Klingsland präsentiert, wird man einstweilen nur konstatieren, daß sie trotz mancher revolutionärer Gebärde brav dem Impressionismus oder dem Realismus treu geblieben sind, und daß einige, vor allem Strzałecki, Jarema, Czapski, Boraczok, sehr viel Talent besitzen.

Eine besondere Erwähnung gebührt Artur Szyk, einem jüdischen Künstler, der auf das glücklichste mit seiner religiösen und nationalen

Tradition die polnische und dazu die beste westliche Schule verbindet. Er hat ein in unserer Zeit seltenes Genre mit höchster Vollendung gepflegt: die „illuminierte Handschrift“. Die letzte Probe seiner erlesenen Kunst, der in Paris enthusiastische Anerkennung wurde, ist eine Bilderhandschrift des Statuts von Kalisz (das Bolesław von Polen 1264 den Juden als Privileg erteilt hat und die Grundlage der späteren Rechtsstellung der Juden war). Szyk ist bei seiner Arbeit vom edlen, heute verschwundenen Patriotismus des gente Judaeus, natione Polonus beseelt. (Er hat sich auch als Freischärler im Krieg gegen Rußland 1920 hervorgetan). Die Vollbringung ist der Absicht ebenbürtig. Klingsland stellt das fest und jeder entzückte Beschauer wird ihm beipflichten. Der historisch Empfindende zumal, der vor einer so restlosen Wiederbelebung eines „toten“ Genres wie die Enluminure sich schier einem Wunder gegenüber fühlt. Szyks Handschrift wird in einer beschränkten Anzahl im Druck erscheinen. Ich lenke die Aufmerksamkeit der deutschen Fachwelt und der Kunstverständigen auf diese Publikation. Kaum geringere Triumphe als die „ernste“ Malkunst hat in Paris die polnische Karikatur gefeiert. Zdzisław Czermański, einer ihrer Meister, hat vor allem durch seine geistreichen Travestien berühmter Gemälde des Louvre und zeitgenössischer Pariser Koryphäen sich ausgezeichnet. Er hat, wie jeder große Karikaturist, ein sicheres Gefühl für die Schwächen der aufs Korn Genommenen; er weiß, wo das Erhabene durch eine kleine Retouche zum Lächerlichen wird. Seine „à la manière“ erinnern in mehr als einer, und jedenfalls in der entscheidenden Beziehung an die unsterblichen literarischen Parodien von Muller-Reboux. Was soll man vorziehen? Die Wahl wird uns schwer zwischen dem entmajestatisierten François I. Clouets, dem zum lustigen Lebe-König umgekrempelten Charles I. van Dycks, und den Foujitas, van Dongenhs Kißlings. Fürwahr, diese Foujitas und van Dongens sind noch echter als echt. Und welch ein unvergleichlicher politischer Karikaturist ist dieser Czermański! Dieses eine Bild, mit dem genialen Einfall: Piłsudski mit seinen vertrautesten Beratern. Der Marschall sitzt inmitten eines Vielecks einander zugekehrter Spiegel, die alle das eine Bild des mit hochgezogenen Brauen und herabsinkendem Schnurrbart einen Bericht lesenden Diktators reflektieren. Sterling tut Czermański Unrecht, wenn er ihn inmitten einiger sehr ungleicher Rivalen als e i n e n der Repräsentanten der polnischen Karikatur hinstellt.

Diese Karikatur blüht. Weniger durch die Quantität, als durch die Qualität ihrer Mitarbeiter. Es ist eine Geschmacksverirrung, den polnischen Schönpflug Kamil Mackiewicz mit seinen verhatschten Militärbildern, die reichlich grobkörnigen Zaruba und andere Choristen aus dem „Barbier von Warschau“ (so heißt der polnische, mitunter wirklich sehr simple Simplicissimus) mit Czermański und mit dem zweiten genialen Karikaturisten, Sichulski, in eine Reihe zu rücken. Diese beiden sind die Meister und die originellen Schöpfer. Jotes, Głowacki, einander sehr ähnlich, leiten sich von Gulbransson her. Grus als Tier-Karikaturist hat auch von dem großen Norweger gelernt. Den Schüler der französischen Scherzbilder im Stile des „Rire“, Świdwiński, hat Sterling nicht erwähnt.

Parandowskis feine Studie über Sichulski beschäftigt sich gar nicht mit dem Karikaturisten. Sie zeigt vor allem die herrliche religiöse Malerei dieses vielseitigen Künstlers und auch dessen großes Historiengemälde „Bolesław Chrobry vor der Goldenen Pforte zu Kiev“, das auf der Landesausstellung zu Posen die allgemeine Bewunderung erregte. Der heute Fünfzigjährige ist bereits zu der unbestrittenen Glorie gelangt, die ihn aus der Sphäre der Kritik in die des Historischen emporhebt.

Dort hat Leon Wyczółkowski längst Bürgerrecht. Schüler von Gerson, Matejko, Brandt, hat der Künstler bald dem Geschichtsgemälde im Stile seiner Lehrer abgeschworen. In der Ukraina reifte er, nur im Technischen Erinnerung an seine Schülerzeit bewahrend, zu sich selbst. Seine Landschaften und seine Porträts sind von gleicher Vollendung. Überall der Sinn für eine höhere, verklärte Wirklichkeit. Impressionen, die der empfängliche Blick des Malers zur objektiven Wahrheit wandelte. Ohne den eigentlichen

Vertretern des polnischen Impressionismus anzugehören, hat Wyczółkowski doch denen die Wege gebahnt. Er ist bis ins hohe Alter schaffensfroh und schaffenskräftig geblieben. Erst nach dem 60. Jahr seines Lebens wandte er sich dem Hauptgebiet seiner Alterstätigkeit zu, der Graphik.

Meister des polnischen Holzschnitts ist Władysław Skoczylas. Seine Kunst ist aus der Landschaft und aus dem ererbten Blut erwachsen. Von den Bergbewohnern der Tatra entlehnte er nicht nur den in endlosen Variationen gestalteten Stoff für seine schönsten Schöpfungen, sondern auch die auf keine fremde Tradition zurückgehende Form, die unmittelbar in polnischer und — so müssen wir zu Klingsland hinzufügen — in allgemein volkstümlicher Überlieferung wurzelt. Skoczylas ist im Holzschnitt das Äquivalent zu Tetmajer, Orkan, Witkiewicz, zu Reymont in der Literatur: ein Gefährte der urhaften Naturmenschen, deren primitive Leidenschaftlichkeit und Romantik sich in diesen ebenso primitiv ... scheinenden und wahrhaft romantischen Kunstwerken wiederfindet. Freilich vor dem Religiösen versagt die schon angefaulte Naivität. Die Räuberszenen, die Charakterköpfe, die Dorf- und Haldenlandschaften, die Schnitterinnen gelingen Skoczylas aufs vollkommenste: seine Heiligen haben nicht den ursprünglichen Zauber, der den ganz kindlichen Figuren des Wowro (jenes unverfälschten, des Lesens und Schreibens unkundigen Volksbildhauers, den Zegadłowicz entdeckte und bekannt machte) anhaftet.

Skoczylas hat auch als Lehrer bedeutende Verdienste. Unter seinen Schülern sind Bogna Krasnodębska, Tadeusz Kulisiewicz auf dem Wege zu Großem. Kulisiewicz übertrifft den Lehrer zum Beispiel in der Erfassung des Religiösen. Sein „Dorfschnitzer", ein wahrer Wowro, und die Krasnodębska besitzen den skurrilen Humor, dessen Skoczylas völlig ermangelt, einen Humor, der freilich bei religiösen Themen peinlich wirkt, wenn er auch da unfreiwillig auftreten mag.

Wie anders die raffinierte, mit allen erdenklichen Reminiszenzen, an allen ersinnlichen Traditionen genährte Holzschnittkunst von Władysław Lam. Wie dieser Pole den Don Quijote illustriert: eine prächtige, aber rein zerebrale Ausnützung aller Möglichkeiten, die von der Naivität der Skoczylas-Manier himmelweit (oder auch diabolisch) entfernt ist! Ein beträchtliches Talent, etwa ein Lam, der sich an Skoczylasschen Stoffen gerne versucht, nur noch nicht seiner selbst gewiß und die Wege suchend, Janusz Marja Brzeski sündigt häufig durch Verquickung des Inkommensurablen: ein Kuhstall wird im Stil eines modernen Wohnpalastes dekoriert.

Jedenfalls, der polnische Holzschnitt ist auch in der Gegenwart auf der Höhe seiner Traditionen, deren Erinnerung in dem von der retrospektiven Ausstellung des Muzeum Wielkopolskie veranlaßten Artikel von Piotrowska-Głębocka aufgefrischt wird.

Eine Studie über Henryk Jackowski gilt dem ausgezeichneten Künstler, der neben Mehoffer den Ruhm der polnischen Glasmalerei nach dem Westen trug — seine Vitragen in der Ste. Chapelle stehen hinter denen der Freiburger Kathedrale nicht zurück — und auch in der Heimat Wunderschönes vollendet hat (Bromberg, Florianskapelle). Ist Jackowski von den französischen Impressionisten und Puvis de Chavannes beeinflußt und gleicht er darin dem ihm verwandten Peske, dem Frankreich zur dauernden Heimat geworden ist; liegt die Begabung dieser beiden vorzüglich auf dem Gebiet der Landschaft und der religiösen Malerei, so gehen Dołżycki und Pronaszko von den vorimpressionistischen Meistern wie Cézanne und von den französischen Kubisten um Vlaminck aus. Im Porträt und in der Dekoration ist ihre Stärke. Pronaszko gehört zu den besten Theatermalern der Gegenwart. Seine Illustrationen zum „Faust" sind viel umstritten und beachtet worden.

Von den der Bildhauerei gewidmeten Aufsätzen ist der über Edward Wittig am wichtigsten. Mit Zamoyski hat er in Paris der polnischen Skulptur hohes Ansehen erworben und diese zwei übertreffen an wahrhaft schöpferischer Begabung fast alle in Polen wirkenden Rivalen. Werke wie Wittigs „Eva", „Kampf" und der „sterbende Krieger" sind von be-

zwingender brutaler Kraft, voller Leben und Bewegung. Einen anderen Aspekt der polnischen Seele finden wir in den durchgeistigten, weicheren Skulpturen von Dunikowski (in dessen Werkstätte uns Kisielewski geleitet), an dem die religiöse Kunst einen wahren Bahnbrecher moderner Auffassung, die sich doch der Tradition bewußt bleibt, gewann. Seine Arbeiten in polnischen Kirchen erwecken Bewunderung um so eher, je weniger uns die süßliche, konventionelle, in photographischer Treue ihr Genügen und ihren Endzweck erblickende Plastik von Marcinkowski befriedigt, dessen 50jähriges Jubiläum und 70. Geburtstag noch nicht den überschäumenden Enthusiasmus eines sonst so geschmackssicheren Kritikers wie Mroziński rechtfertigen, der ein wenig dem bescheidenen Talent zugute bringt, was dem sicher vortrefflichen Charakter Marcinkowskis eignet. Marcin Różek, der beim Wettbewerb um das Denkmal auf dem Posener Freiheitsplatz Marcinkowski den Rang räumen mußte, hat viel mehr originelle Einfälle. Seine Süße des Barocks ist nicht mit der Süßlichkeit Marcinkowskis zu verwechseln. Und wenn Różek einfach realistisch kommt, wie mit seinem „Säer", dann ist er der großen Kunst ganz nahe. (Ich bezweifle freilich, daß er je ihren Bezirk betreten wird.) Sehr hoch schätze ich dagegen die Fähigkeiten der Nałkowska-Bickowa, die aus der Schule Wittigs und Dunikowskis hervorgegangen, über die Jahrhunderte hinweg auf sonst seltene Lehrmeister zurückgreift: die alten Ägypter und ihre hieratische Starre. Szukalski endlich ist die Verkörperung urslavischer Kunst, darum dem Volkstümlichen geneigt. Technisch von kühner Selbständigkeit und Vollendung im anatomischen Detail, dabei von leidenschaftlicher und leidvoll nach Ausdruck ringender, ins Metaphysische strebender Dynamik. Die miteinander nicht recht verschmolzenen Elemente seiner Plastik vermögen nicht jenen Eindruck des Abgeschlossenen, in sich Geschlossenen hervorzurufen, den wir, von vorübereilenden Modeströmungen frei, als Schönheit empfinden. Fesselnd und ergreifend sind diese Bildwerke trotzdem. Man versteht, im Angesicht etwa des Mickiewicz-Denkmals in Wilna sowohl den Streit als den Enthusiasmus, den sie auslösten.

Die Studie Majkowskis schildert den Werdegang Professor Jan Wysockis, heute die bedeutendsten polnischen Medailleurs, eines durch seinen zehnjährigen Aufenthalt in München (1910/1919) auch in Deutschland wohlbekannten Künstlers. Dr. Otto Forst-Battaglia.

Władysław Witwicki: „Bibljoteka Medycka." (Die „Bibliothek von Medyka".) — Wiadomości Literackie 1929, Nr. 38.

Witwicki, der bekannte Lemberger Psycholog, preist nach Gebühr das Mäzenatentum der Familie Pawlikowski, die ein in Polen seltenes Beispiel freigebiger und gar nicht dilettantischer Liebe zu Kunst und Wissenschaft darstellt, zu dem wir im Kreis des Landadels kein zweites Gegenstück finden. Von Mieczysław Pawlikowski, dem Begründer der Krakauer demokratischen Zeitung „Nowa Reforma" über dessen Söhne Jan Gwalbert, den Nationalökonomen und feinsinnigen Słowackikenner, Tadeusz, den Direktor des Krakauer Theaters, bis zu Michał, dem Sohn Jan Gwalberts und gegenwärtigen Besitzer von Medyka, Jan, dessen Bruder, hat die Familie ihren Namen mit goldenen Lettern in die polnische Geistesgeschichte eingeschrieben. Auch die Frauen waren ihrer Männer nicht unwert. Die Gattin Jans ist Marja Pawlikowska, die charmante Dichterin, selbst aus hochkultiviertem Haus, die Tochter des Malers Wojciech Kossak; Michał hat eine Tochter der symbolistischen Poetin Maryla Wolska (D-moll) zur Frau, und sie ist die Enkelin von Wanda Monné, der Braut Grottgers. In dieser Umwelt entstand die „Haus"publikation „Bibljoteka Medycka", die, mehr als bibliophiles Spiel, Werke der schönen Literatur und eine Studie über die Liebe Grottgers zu Wanda Monné enthält.

Otto Forst-Battaglia.

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS HERAUSGEGEBEN VON

OTTO AUHAGEN-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-BERLIN, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMIDT-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND VIII HEFT IV
1932

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58

I

ABHANDLUNGEN

PETERS DES GROSSEN ANTEIL AN DER WISSENSCHAFTLICHEN UND KÜNSTLERISCHEN KULTUR SEINER ZEIT.

Von Walther Hinz.

Einführung.

Die Frage nach dem persönlichen Anteil Peters d. Gr. an höherer Kultur, nach seinen Leistungen auf kulturellem Gebiet ist bisher nie selbständig gestellt worden. Dieser auf den ersten Blick seltsam erscheinende Umstand findet seine Begründung wesentlich in der Vieldeutigkeit des Begriffes „Kultur". Die Schwierigkeit bestand nicht nur darin, die bloß zivilisatorisch bedeutsamen Tatsachen auszuscheiden; es bedurfte vielmehr noch einer Einengung des geläuterten Kultur-Begriffes, um den Verlauf der kulturellen Entwicklung Peters überhaupt erfassen zu können. Angesichts dieser rein methodisch bedingten Erschwerung der Fragestellung erklärt sich ohne weiteres das Fehlen umfassender einschlägiger Arbeiten. Demgegenüber kommt anderen möglicherweise wirksamen Gründen geringere Bedeutung zu.

Eine klare begriffliche Abgrenzung der Arbeit wurde so zur unbedingten Voraussetzung. Andererseits mußte eine solche Fassung des Kultur-Begriffes allgemeingültig sein, weil Peter als Russe nicht zum abendländischen Kulturkreis gehört. Bei der Einmaligkeit seines besonderen Schicksals konnte von vornherein nur eine den Übergängen gerecht werdende Abgrenzung nach großen, allgemeinen Richtlinien zu brauchbaren Ergebnissen führen.

Aus diesen Erwägungen heraus beschränkt sich daher diese Untersuchung auf die im aufnehmenden wie im schöpferischen Sinne wissenschaftlichen und künstlerischen Lebensäußerungen Peters I. Die Grenzgebiete religiöser und sozialer Kultur werden nicht mit einbezogen, denn das erste Gebiet fällt mehr in den Aufgabenkreis anderer Fächer, und das zweite, die soziale Betätigung Peters, ist genugsam bekannt und unlösbar mit seiner politischen Tätigkeit verknüpft.

Dem Neuordner Rußlands wird man nicht gerecht, wenn nicht auch seine Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaften und selbst der Kunst zu seiner Beurteilung herangezogen werden, so ungewohnt

diese Behauptung zunächst klingen mag, sonderlich hinsichtlich Peters künstlerischer Betätigung, die nicht auf Freude am Schönen sich beschränkte, vielmehr durchaus schöpferisch zutage trat.

Aus der Besonderheit der vorliegenden Arbeit als einer monographischen Darstellung der Kulturtätigkeit Peters folgte andererseits von selbst die Notwendigkeit einer Beschränkung bei der Stoffauswahl. Nur solche Tatsachen wurden erwähnt, die geeignet waren, Peters Anteil an höherer Kultur zu beleuchten. Infolgedessen konnte die Aufgabestellung in den einzelnen Kapiteln nur lauten: das Verhältnis Peters zur geographischen Wissenschaft, zur Baukunst, zum Theater usw. und nicht: die geographische Wissenschaft, die Baukunst, das Theater usw. unter Peter I., denn jede Aufgabe dieser Art würde — abgesehen davon, daß solche und ähnliche Fragen längst anderweitig behandelt worden sind — für sich allein schon über den Rahmen einer Arbeit wie der vorliegenden weit hinausgehen.

Um über den geeigneten Weg zur Herausarbeitung des Bildes der petrinischen Kulturtätigkeit Klarheit zu schaffen, müssen noch einige weitere Erwägungen grundsätzlicher Art vorausgeschickt werden.

Wenn im Zusammenhang mit der Gestalt Peters I. Fragen höherer Kultur zur Erörterung stehen, so können von vornherein Einflüsse Westeuropas als Voraussetzung angenommen werden. Weiter ergibt sich von selbst, daß, wenn Peter aus dem Westen Anregungen kultureller Art empfing, dies vorwiegend auf seinen Auslandsreisen geschehen mußte. Deren Bedeutung erhellt aus der einfachen Berechnung, daß Peter fast ein Sechstel seiner Herrscherzeit in Westeuropa zubrachte. Im vorliegenden Fall erhalten diese Reisen erhöhte Wichtigkeit durch folgende Überlegung. Peter hatte in der Ausländersiedlung (Nemeckaja Sloboda) bei Moskau schon früh in Umrissen die Technik Europas kennengelernt und sich ihrer in genialer Weise bei Azov (1696) bedient. Die Besiegung der Türken war nur durch die Hilfe fremder Schiffsbaumeister und Ingenieure geglückt, und bei seiner lebhaften Neigung für das Seewesen mußte dieser Umstand — in Verbindung mit weitreichenden politischen Plänen, die er schon damals hegte — in ihm den Wunsch erwecken, die „Kunst" der Ausländer in Rußland heimisch zu machen, nach petrinischer Auffassung: den Schiffsbau selbst gründlich zu erlernen.

So unternimmt also Peter die große Reise des Jahres 1697 mit einem klaren Ziel[1]), dem er mit seiner ganzen Tatkraft zu-

[1]) Der Brief, den Peter am 10./21. September 1697 aus Amsterdam an den Patriarchen Adrian in Moskau schrieb, läßt über dieses Ziel keinen Zweifel: „Wir handeln nach dem Wort Gottes an den Urvater Adam und arbeiten; allein solches tun wir nicht erzwungen, vielmehr zur besseren Erlernung des Seewesens, damit wir vollkommen geschickt zurückkehren und gegen die Feinde des Namens Jesu Christi durch seine Gnade Sieger werden mögen." (Pis'ma i bumagi imperatora Petra Velikago, I, 194.)

steuert. Das will sagen: alle Dinge, die nicht zu diesem Ziel gehören, berühren ihn nicht — und umgekehrt: was er im Westen an Anregungen empfängt, entspricht ziemlich eng seinen Wünschen und Neigungen und erlaubt daher einen Rückschluß auf seine Gedanken- und Tatenwelt zu jenem Zeitpunkt. Wo also Peter während der ersten Reise in Holland oder England Äußerungen höherer Kultur auf sich wirken läßt, da entsprachen sie seinen damals wirksamen natürlichen Neigungen. Tatsächlich ist diese Berührung auf wenige Sondergebiete beschränkt geblieben und zeigt durchaus Formen, die höchstens als Übergänge zu höherer Kultur bezeichnet werden dürfen. Aber selbst dies ist für die Beleuchtung der in den darauffolgenden zwanzig Jahren in ihm sich abspielenden Entwicklung von Wichtigkeit.

Betrachtet man nun — unter Übergehung der kleinen Reisen nach europäischen Badeorten usw. — die zweite große Auslandsreise Peters, die diesmal auch einen Besuch Frankreichs umfaßt, so erkennt man bei tieferem Eindringen, daß das für die erste Reise Gesagte auch für die zweite gilt, nur hat sich der Gesichtskreis Peters inzwischen ungemein erweitert. Die Neigung, die er damals (1697/98) seinen Lieblingsfächern zuwandte, ist nun (1716/17) zwar nicht verschwunden, aber doch weniger vorherrschend; dafür sind eine Reihe ganz neuer Gebiete aufgetreten, denen er sich nicht minder lebhaft widmet, als einst dem Schiffsbau. Diese neuen Gebiete aber gehören schon eindeutig höherer geistiger und künstlerischer Gesittung an. Da sie nicht erst im Ausland selbst, also erst in Paris etwa, auftreten, vielmehr — wie noch zu zeigen sein wird — durchaus vorbereitet sind, so ist auch hier der Schluß zwingend, Peters natürliche Eigenart habe, von wenigen. äußeren Anregungen abgesehen (Leibniz, Studium ausländischer Bücher), in sich selbst durch die Beziehungen zu erfahrenen Mitarbeitern und seine ständige Betätigung, also durch organisches Wachstum eine Entwicklung erfahren, die ihn bei der zweiten Reise zu einer innerlichen, verarbeitenden Aufnahme westlicher Kultur befähigte.

Diese teilweise vorgreifenden Bemerkungen sollen lediglich begründen, daß eine solche Untersuchung der Reisen Peters uns von außen her, nur durch Vergleich der im Ausland aufgenommenen Anregungen, Einblicke in seine innere Entwicklung verschaffen; die daraus sich ergebende Erkenntnis bleibt aber so lange unzulänglich, bis eine Darlegung und Erörterung der kulturellen Leistungen Peters sie ergänzt und festigt. Somit gliedert sich die Arbeit von selbst in eine Beleuchtung der Auslandsreisen, die den Anstoß zu Peters kultureller Entwicklung geben, und in eine Untersuchung derjenigen seiner Taten und Schöpfungen, die, auf die im Westen empfangenen Anregungen zurückgehend, seinen Anteil an der wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur seiner Zeit erweisen.

I. Die Auslandsreisen Peters des Großen.

Die erste Reise.

„Vires acquirit eundo."

Im Frühjahr 1697 brach Peter I. aus Moskau auf und gelangte über Riga, Königsberg, Brandenburg und Hannover endlich nach Holland. Unterwegs hatte er zwar viel Neues erlebt, aber nirgends sind Anzeichen einer Berührung mit höherer Kultur im oben bezeichneten Sinne festzustellen. Wie er nun zuerst in Zaandam, dann in Amsterdam auf den Schiffswerften arbeitete, wie er rasch sich neue Fertigkeiten auf technischem Gebiet erwarb, kurzum sein ganzes Aufsehen erregendes Verhalten in Holland — dies alles ist längst bekannt und bedarf keiner Wiederholung. Hier soll nur das zusammengestellt werden, was die Anregungen kultureller Art angeht, die Peter möglicherweise dort empfangen hat. Bei seinen auf das Handwerksmäßige gerichteten Beschäftigungen muß natürlich die Grenze des Begriffes „Kultur" etwas nach unten zu verschoben werden; ja, meist handelt es sich einfach um Übergänge, bei denen es schwer fällt, die geistigen Bestandteile von den rein stofflichen zu scheiden. Trotzdem dürfen sie nicht vernachlässigt werden, da sie für die spätere Entwicklung die Voraussetzung abgeben. —

Welche von den Dingen, die als Ausdruck der höheren Kultur des ausgehenden 17. Jahrhunderts betrachtet werden können, erregten in Holland nun Peters I. Anteilnahme? Vorwiegend waren dies die Gebiete der Naturwissenschaften, der Medizin, Geographie und Mathematik. Nicolaas Witsen, der hervorragende und gelehrte Bürgermeister der Stadt Amsterdam, mit dem Peter fast täglich Umgang pflog, wählte für ihn Lehrer aus. Jan Albertszoon van Dam genoß damals das Ansehen eines erfahrenen Mathematikers und Kenners der Schiffahrtskunde, und in diesen Fächern unterrichtete er auch den Caren[1]. Peter verlangte ferner Unterweisung in der Astronomie. Die Regierung von Amsterdam ließ deshalb nicht nur eine Art Observatorium auf einem der Bollwerke der Stadt errichten, sondern sie ließ auch aus Rotterdam den rühmlich bekannten Natur- und Sternkundigen Christian Hartzoeker kommen, um den Caren in den Fächern zu unterweisen, die ihm wünschenswert erscheinen sollten[2]. Das Plänezeichnen brachte ihm Adam Silo bei, ein seltsamer und in vielerlei Künsten erfahrener Mann, so recht nach dem Herzen Peters — er war Schiffsbaumeister, Musikinstrumentenmacher, Spiegelschleifer, Maler, Schriftsteller und Satyriker in einer Person[3]. Witsen verschaffte Peter ferner Gelegenheit, mit dem Anatomieprofessor Fredrik Ruysch in Beziehung zu treten. Dieser war vor allem berühmt durch seine genaue Kenntnis des Verfahrens, menschliche Leichname durch Einspritzungen in gutem Zustand zu erhalten, und sein weitbekanntes Kabinett wurde von den Fremden „als het grootste wonder van Holland" besucht. Als der Car diese reiche Sammlung zum ersten Mal be-

sichtigte, stand er betroffen und „als geheel verrukt“. Sie erregte in höchstem Maße seine Anteilnahme, und er wurde nicht müde, Fragen zu stellen. Er besuchte das Kabinett mehrmals, und sein Verhältnis zu dem Professor wurde immer herzlicher[4].

Bei seinem ersten Aufenthalt in Amsterdam ließ Peter keine Gelegenheit ungenützt verstreichen, um das Museum Jacob de Wilde's aufzusuchen, das besonders durch den Reichtum seiner Sammlungen alter griechischer, mazedonischer und römischer Münzen berühmt war, ferner durch seine heidnischen Götzenbilder, Kameen und allerlei Antiken[5]. Es ist möglich, daß Peter in Zaandam schon damals die Naturalien- und Antikensammlung des Cornelisz Calf gesehen hat; sicher ist es allerdings nicht, denn das Vorhandensein dieser Sammlung wird erst 1721 erwähnt, und über die Zeit ihrer Entstehung finden sich keine Angaben, so daß Peter sie vielleicht erst 1717 kennenlernte[6]. Eine bedeutende naturkundliche Sammlung besaß in Amsterdam auch der Architekt Simon Schynvoet, sie wurde vom Caren mehrmals besichtigt[7].

Durch den Besuch dieser „Kunstkammern“ erwachte in ihm der brennende Wunsch, selbst eine solche zu besitzen, und so erwarb er eine Menge seltener Tiere, darunter ein Krokodil, Vögel, Fische und Insekten, auch Mißgeburten und anatomische Präparate[8] [2]).

Von Amsterdam fuhr Peter im Oktober 1697 nach Rotterdam und weiter über den Haag nach Leyden, wo sich der Car so sehr für die Einrichtung der dortigen Universität interessierte, daß der Rektor ihm die Satzungen mit einer genauen Beschreibung dessen, was auf die Hochschule Bezug hatte, in lateinischer Sprache überreichen ließ[10]. Außerdem besichtigte er in Leyden die sogenannte „Snijkamer“, das Theatrum Anatomicum, dann auch den Kräutergarten. In diesem Zusammenhang wird zwar allgemein der Name Boerhave's, des „grooten lichts der geneeskunde“, genannt, allein Scheltema[11] macht darauf aufmerksam, daß dieser 1701 dort nur Lektor und erst 1709 Professor wurde. Doch ist es deshalb nicht nötig, den Besuch der Anatomie in Leyden erst für die zweite Reise 1717 anzusetzen, wo er wahrscheinlich nur wiederholt worden ist.

Zu Delft, das darauf besucht wurde, brachte Peter seine Yacht wegen des Volksandranges in die Mitte der Schie und ersuchte den berühmten Antonius van Leeuwenhoek, zu ihm an Bord zu kommen. Hier ergötzte er sich mit der Betrachtung der Mikroskope dieses Mannes und mit Versuchen, vor allem über den Blutumlauf bei Fischen; mehr als zwei Stunden blieb Leeuwenhoek bei dem Caren[12].

---

[2]) Peters Interesse für naturkundliche Seltenheiten wurde jedoch nicht erst in Holland geweckt, denn schon in einem Brief des Caren vom 28. April/9. Mai 1697 aus Libau an Andrej Vinius[9] findet sich folgende bezeichnende Stelle: „Hier sah ich ein Wunderding, das man bei uns für erlogen hielt: nämlich bei einem gewissen Mann in der Apotheke in einem Gläschen, in Spiritus, einen Salamander, den ich herausnahm und in Händen hielt; er ist wort-wörtlich so, wie man darüber schreibt.“

Bei seiner Rückkehr nach Amsterdam gegen Ende des Monats Oktober 1697 besichtigte Peter erneut alle Naturalien- und Münzkabinette und eine Reihe öffentlicher Anstalten, von denen Witsen ihm Pläne beschaffen mußte, darunter auch solche von Gärten[13]. (Bereits am 18. September 1697 hatte er dem Hortus medicus, dessen Reichtum an seltenen Gewächsen bekannt war, einen Besuch abgestattet[14].)

Einmal, am 26. August 1697, hatte Peter in Amsterdam auch das Theater besucht, als die holländische Regierung die Gesandtschaft dorthin eingeladen hatte. Das Stück, das man gab, hieß „Cupido"; den Schluß bildete ein Ballett. Die Aufführung scheint dem Caren gefallen zu haben[15].

Zu Anfang des Jahres 1698 reiste Peter nach England. Mit der Wissenschaft kam er dort nur durch wenige Gelehrte in Berührung, vor allem mit Edmund Halley, dem hervorragenden Mathematiker und Astronomen, dessen Erfahrungen bezüglich der Schwankungen der Magnetnadel den Caren sehr interessierten[16]. Er besuchte den Gelehrten am 20. März 1698, verbrachte mehrere Stunden bei ihm und schied sehr befriedigt von der Unterredung[17]. „Am fünften Tag" (16. April), heißt es in diesem Zusammenhange in dem von Huyssen geführten Reisetagebuch, dem sogenannten „Žurnal", „fuhr man nach dem Mittagessen flußaufwärts zu einem berühmten Mathematiker; am sechsten Tag (17. April) gegen Abend fuhr man in einer Schaluppe zu einem anderen Mathematiker." Es ist jedoch weder gewiß, ob mit dem „berühmten Mathematiker" wieder Halley gemeint ist, d. h. ob Peter in England zwei oder drei Gelehrte besucht hat, noch enthalten die Quellen Angaben über die Person des am 17. April aufgesuchten Mathematikers[18].

In England sah der Car auch (am 10. März) die erste gute Büchersammlung, nämlich die erzbischöfliche Bibliothek in Canterbury, die ihn höchlichst erstaunte; er erklärte, er habe nie gedacht, daß es so viele gedruckte Bücher auf der Erde gäbe[19].

Für Kunst hatte Peter zu jener Zeit offenbar kein Verständnis[3]), denn er ging durch den Londoner Palast (Kensington House), ohne die Gemälde darin auch nur eines Blickes zu würdigen. Aber über dem Kamin in einem Raum des Königsschlosses war eine Platte angebracht, die durch eine sinnreiche Einrichtung die Windrichtung anzeigte — über diese Platte geriet er in helle Begeisterung[20].

Einige Male war Peter in London auch in der Oper, wo die „Prophetin" von Beaumont und Fletcher gegeben wurde. Es war

---

[3]) Mit Ausnahme vielleicht hinsichtlich kunstgewerblicher Gegenstände; wenigstens läßt sich ein Brief des Caren so deuten, den er am 1./12. März 1698 aus Deptford an A. Vinius richtete: „Aber was du, Euer Gnaden, schreibst, daß die goldenen Täßchen, so von Euch geschickt werden, hier als Wunderding gelten möchten, so denke ich darüber anders, denn seit Lebzeiten habe ich in Moskau keine solchen chinesischen Sachen gesehen wie hier." (Pis'ma i bumagi Imperatora Petra Velikago, Bd. I, 1, S. 230.)

eine damals neue und erfolgreiche Oper, denn die Darbietung war sowohl hinsichtlich der Maschinerie als auch der Kostüme reich und wirkungsvoll ausgestattet[21]. Auch hier scheint die Aufführung dem Caren gefallen zu haben, aber wenn er noch mehrmals im Londoner Theater war, so spielten dabei seine Beziehungen zu der Schauspielerin Cross eine wesentliche Rolle, und so sind diese Besuche nicht rein als Ausdruck der Freude an Bühnenvorführungen zu werten.

Von London aus besuchte Peter am 6. und 7. April 1698 das Schloſ in Windsor, das lebhaften Eindruck auf ihn gemacht zu haben schien, wie sich aus Bemerkungen des „Žurnal“ schließen läßt[22]. Darin heißt es: „Man kam in der Stadt Windsor an, und in ihr ist der königliche Palast sehr prächtig.“ Auch von dem tags darauf besichtigten Schloß in Hampton Court lautete das Urteil: „sehr prächtig“. Am 19. April stattete der Car in Oxford der Universität und der öffentlichen, im Hochschulgebäude untergebrachten Naturalien- und Antikenkammer einen Besuch ab[23].

Vor seiner Rückreise nach Holland besuchte Peter die Läden der Londoner Kunsthändler und kaufte von ihnen allerlei Modelle, die ihm für sein Volk von Nutzen schienen[24]; auch erwarb er, wie aus den damaligen Zeitungen hervorgeht, die berühmte „geographische Uhr“ des John Carte, die anzeigte, wieviel Uhr es in allen Teilen der Welt sei, ob Tag oder Nacht, wann die Sonne das Jahr über auf- und untergehe, ihren Eintritt in den Tierkreis und verschiedene andere merkwürdige Dinge[25].

Die Auswahl von Fachleuten für seinen Dienst sowohl in England als (nach seiner Rückkehr) in Amsterdam zeigt deutlich, was damals für Peter im Vordergrund seiner Neigungen stand. Der Astronom und Mathematiker Fergharson von der Aberdeen’schen Universität sollte ihm eine Marineschule schaffen, der Ingenieur Perry die Vereinigung der Wolga und des Don bewirken; an die hundert holländische und englische Chirurgen waren für Heer und Flotte bestimmt; der Graveur Pierre Picard sollte Peters Feldzüge in Kupfer stechen und russische Bücher mit Stichen und Vignetten ausschmücken[26].

Als fertiger Meister des Schiffsbaues verließ Peter am 15. Mai 1698 Holland und reiste über Halle und Leipzig, deren Universitäten er einen Besuch abstattete, nach Dresden, wo er am 1. Juni abends elf Uhr ankam. Der Car äußerte den Wunsch, sogleich die Kunstkammer zu besehen, und er tat dies beim Schein der Fackeln bis zum Anbruch des Tages, vor allem die mathematischen Instrumente und das Handwerkzeug[27]. Am anderen Tag ließ man zum Essen Trompeter, Pauker und Hoboisten hören, da „Trompeter und Pfeifer die liebste Musik des Czaren“ waren[28]. Nachmittags ward wieder bis zum Einbruch der Dunkelheit die Kunstkammer besucht, desgleichen mehrmals am 3. Juni, immer „mit der Präcaution, daß ihn Niemand sehe“[29].

Schließlich fuhr Peter weiter nach Wien, wo er Arsenal, Hofbibliothek[4]), Schatzkammer, Münzkabinette und „Kunstkammern" besichtigte. Doch empfing er in der Kaiserstadt keine Anregungen kultureller Art, die über die in Holland und England erhaltenen hinausgingen. Der Strelizenaufstand bereitete seinem Aufenthalt in Westeuropa ein unerwartetes Ende, und die Reise nach Italien, deren Folge vielleicht eine tiefergehende kulturelle Befruchtung Peters hätte herbeiführen können, unterblieb.

Die „Zwischenreisen" der Jahre 1711 und 1712/13.

Die zwischen der ersten und zweiten großen Reise liegenden kürzeren Auslandsreisen begannen erst mit der zweiten Hälfte des Jahres 1711, das heißt nach dem Feldzug an den Pruth, und führten zunächst ausschließlich nach Deutschland, wohin er teils aus politischen Gründen, teils zum Besuch von Badeorten reiste. Diesen Reisen der Jahre 1711 und 1712/13 kommt größere Bedeutung in kultureller Hinsicht wesentlich nur dadurch zu, daß Peter auf ihnen zu Leibniz in Beziehung trat.

Im September des Jahres 1711 finden wir Peter auf dem Weg nach Karlsbad in Dresden. Wiederum stattet er zuerst der Kunstkammer einen Besuch ab, dann der Orangerie und dem großen Garten[30]. Nach Peters Rückkehr aus Karlsbad war es Leibniz in Torgau, wo am 6. November die Hochzeit des Carewitsch Aleksej Petrovič mit der Wolfenbütteler Prinzessin Sophie Charlotte gefeiert wurde, endlich gelungen, beim Caren eine Audienz zu erhalten, die am 28. oder 29. Oktober 1711 stattgefunden haben muß[31]. Es ist nicht bekannt, was auf ihr vorging, aber aus einigen Stellen in Leibniz'schen Briefen kann geschlossen werden, daß er Peter zu wissenschaftlichen Beobachtungen anregte, vor allem hinsichtlich der Erforschung der Schwankungen der Magnetnadel[5]), wofür sich der Car schon in London lebhaft interessiert hatte. Doch scheint auch von anderen Untersuchungen wissenschaftlicher Art die Rede gewesen zu sein[6]). Von den tieferen Beziehungen zwischen

---

[4]) Damals noch nicht das prächtige Werk des Fischer von Erlach. Wien stand 1698 noch vor der architektonischen Neugestaltung durch den Barock.

[5]) Aus einem Brief Leibnizens an Fabricius (aus Hannover vom 8. Dezember 1711): „Curabit, me hortante, ut observationes declinationis magneticae per vastum ejus imperium instituantur." (Abgedruckt bei Guerrier, Leibniz in seinen Beziehungen zu Rußland und Peter dem Großen, S. 194, Nr. 134.) Vergleiche auch das über die van Verden'sche Karte auf Seite 388 Gesagte.

[6]) Aus einem Brief Leibnizens an La Croze (aus Hannover vom 14. Dezember 1711): „J'ai eu l'honneur de parler au Czar à Torgau et Sa Majesté fera faire des observations magnétiques dans ses vastes États. Elle paroit encor disposée à favoriser d'autres recherches, et si vous voulez, Monsieur, marquer des points qui mériteroient d'être recherchés dans la Russie, dans la Sibérie, et dans la Chine même, j'espère que ce Monarque donnera des ordres pour nous favoriser." (Abgedruckt bei Guerrier, a. a. O. S. 194, Nr. 135.)

den beiden großen Männern ist später ausführlicher zu handeln; im Zusammenhang mit Peters Auslandsreisen sollen hier nur die persönlichen Berührungen erwähnt werden. In Verbindung mit dem Aufenthalt in Torgau ist auch ein Besuch der „öffentlichen Komödie“ zu erwähnen.

Im folgenden Jahr wiederholte der Car seine Badereise nach Karlsbad, und bei der Fahrt von Pommern (wo er sich infolge seiner Kriegstätigkeit aufgehalten hatte) nach Dresden kam er auch über Oranienburg, wo König Friedrich I. von Preußen ein Schloß besaß. „Dort geruhte Ihre Majestät gegen drei Stunden zu verweilen, besichtigte den Garten, die Springbrunnen und dergleichen, denn jener Park ist sehr schön angelegt; dann war man im Schloß des Königs, das auch äußerst prächtig erbaut ist“[32].

Von Oranienburg ging die Reise nach Berlin, und am 13. Oktober 1712 fuhr Peter nach Potsdam, dessen Schloß und Park ihm sehr gefielen[33], ebenso das zu Berlin[7]).

In Dresden, wo er am 20. Oktober ankam, suchte er zunächst die Hofkirche[8]) auf. Am andern Tag besah er die Mineralien-Sammlung des Kammerherrn und Bergrath Grafen von Lesgewang[34].

Der sich anschließende Karlsbader Aufenthalt wurde dadurch bedeutsam, daß hierbei eine zweite Zusammenkunft Peters mit Leibniz stattfand, allein diesmal auf Verlangen des Caren[9]). Die Audienz muß am 6. oder 7. November 1712 stattgefunden haben[35], aber wir wissen nicht sicher, ob Leibniz in Karlsbad oder auch danach auf dem Weg nach Dresden, wohin nach Peters Wunsch er dem russischen Hofe folgte, Gelegenheit fand, mit dem Caren über wissenschaftliche Dinge zu sprechen. Doch scheint es, daß Peter sich mit ihm über Fragen der Gesetzgebung unterhielt, denn er ließ ihm bald darauf sagen, er gedenke ihn zur Verbesserung der russischen Gesetze zu gebrauchen. Gleichzeitig verlieh ihm der Car den Titel eines russischen Geheimen Justiz-Rates[36]

Wieder in Dresden ließ Peter am 19. November 1712 bei dem Grafen Lesgewang „in Erz laboriren“. Um drei Uhr begab

---

[7]) Peter schätzte die Werke Andreas Schlüters vor allen und war glücklich, als er ihn 1713 in seine Dienste nehmen konnte.

[8]) Damals noch nicht der Barockbau Gaetano Chiaveris.

[9]) Dies geht deutlich aus folgenden zwei Stellen hervor: Baron von Schleiniz schrieb am 28. September 1712 aus Greifswald (wo Peter sich damals aufhielt) an Leibniz: „... Sa M. Czarienne m'a depuis ordonné de vous faire sçavoir, Mr., qu'elle vous veut parler, et que vous avez à vous préparer pour aller joindre Sa M. au Carlsbad. ...“ (Guerrier, a. a. O. S. 252, Nr. 160.) Der zweite Beleg findet sich in dem Brief, den General J. D. Bruce am 24. Oktober/4. November 1712 aus Karlsbad an Leibniz schrieb: „Dero Geehrtes von 23 Sept. St. n. habe mit großem Vergnügen erhalten, auch so fort S. Cz. Mt. die schrifftliche Entwerffung ihrer Gedanken über die verlangten 2 puncta (Abweichung der Magnetnadel und Sprachproben der Fremdvölker Rußlands — der Verf.) hinterbracht, welche mir denn anbefohlen E. Ex. zu schreiben, daß sie sich anhero nach Carlsbad verfügen möchten, indem S. Mt. verlangen tragen mit E. Ex. mündlich sich zu unterreden.“ (Guerrier, a. a. O. S. 260, Nr. 166.)

er sich auf das Gewandhaus in die deutsche Comödie, „welche von einem vollen Bauer handelte, in welcher Sie Sich sehr vergnügt anstellten“. Der 20. November ward einer genauen Besichtigung des mit vielerlei Kunstwerken, darunter auch mit einer Kameen- und Münzensammlung[37] ausgestatteten Hauses des berühmten Hofjuweliers Dinglinger auf der großen Frauengasse gewidmet. Dann begab sich der Car in den Königspalast, um das Modell zum neuen Schloß[10]) zu besehen[38].

Am nächsten Tag ging er in des verstorbenen Kaufmanns Koch Garten, weil er gehört hatte, daß „rare Schildereien darin vorhanden seien“; den Abend des 22. beschloß die deutsche Comödie. Folgenden Tags wurde die Kunstkammer zwei Stunden besichtigt; dann wieder, kurz vor der Abreise, Lesgewang aufgesucht[39].

Zwar blieb Peter noch bis zum März 1713 in Deutschland, doch lag der Nachdruck seiner Tätigkeit in dieser Zeit durchaus auf Diplomatie und Kriegführung. Von kulturgeschichtlichem Interesse sind lediglich der Besuch in Gottorp im Januar 1713, wo er den berühmten Globus geschenkt erhielt[11]), und der Aufenthalt vom 1. bis 4. März 1713 in Hannover, in welcher Stadt er öfters das Theater besuchte[40], und kurz darauf in Braunschweig. Hier war er nicht nur in der Oper, sondern er besichtigte auch die Gemäldesammlung, wobei er „in allen ein sonderbares Vergnügen spüren lassen“[41]. Dann aber trat Peter die Heimreise an und gelangte am 22. März/2. April 1713 wieder nach Petersburg.

Diese kleineren Reisen der Jahre 1711 und 1712/13 zeigen in kulturgeschichtlicher Hinsicht zwar schon gewisse neue Züge gegenüber dem ersten Besuch in Westeuropa; allein die Anzeichen, die auf eine kulturelle Eigenentwicklung Peters schließen lassen, sind noch zu unbestimmt, um eine Auswertung der bisher gewonnenen Ergebnisse zu ermöglichen. Es bedarf daher einer unmittelbar anschließenden Behandlung der letzten großen Reise Peters

Die Auslandsreise der Jahre 1716 und 1717.

Am 27. Januar/7. Februar 1716 begann die zeitlich längste und zugleich die kulturgeschichtlich bedeutsamste Reise Peters I. nach Westeuropa. Der damals Vierundvierzigjährige hatte nicht nur auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet hervorragende Erfolge errungen — er hatte auch eine kulturelle Verfeinerung er-

---

[10]) Sehr wahrscheinlich handelt es sich hier um das Modell des Pöppelmann'schen Zwingers, der 1711 begonnen und 1722 vollendet wurde.

[11]) „A Gottorp ... il vit un grand Globe céleste en dedans, & terrestre en dehors, fait sur un dessin de Ticho de Brahé. Douze personnes peuvent s'asseoir dedans autour d'une table, & y faire des observations Célestes, en faisant tourner cet énorme Globe. La curiosité du Czar en fut frappée, il le demanda au Roy de Dannemarck, & fit venir exprès de Pétersbourg une Frégate qui l'y porta.“ (Aus dem Éloge Fontenelle's bei Peters Tod, abgedruckt in: Histoire de l'Académie Royale des Sciences, Jahrg. 1725, S. 116/17.)

nach dem Westen, immer natürlich mit der Beschränkung auf die kulturgeschichtlich aufschlußreichen Einzeltatsachen.
fahren, die ihn Fragen der Wissenschaft und Kunst eine viel tiefere Anteilnahme entgegenbringen ließ als dies vor zwanzig Jahren in Holland und England der Fall gewesen war.

In Königsberg, wo der Car Anfang März eintraf, stieß er bei der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt in der Radziwill'schen Bibliothek auf eine Handschrift der Nestorchronik. Unverzüglich ordnete er an, daß sie abgeschrieben und die Abschrift nach Petersburg gesandt werden solle, was auch geschah[42]. In Danzig — hier hielt er sich fast zwei Monate auf — kaufte er für seine Kunstkammer die vorzügliche Sammlung des Dr. Gottwald, die aus Mineralien, Muscheln, seltenen Steinen und einer großen Anzahl verschiedenartiger Bernsteine mit darin eingeschlossenen Insekten und Pflanzen bestand[43]. Auch besuchte er in dieser Stadt das Museum des Doktor Breynius, das durch seine prächtige Bernstein- und Mineraliensammlung, sowie durch eine „japanische Flora" berühmt war[44]. Am 11. März war Peter bei dem Bischof von Ermeland, Potockij, dessen reichhaltige Bibliothek er bewunderte[45]. Bei dem Danziger Bürger Johann von Guck erstand er am 8./19. März, wie aus den Quittungen über die Ausgabe von Kabinettsgeldern hervorgeht, zwei große Gemälde, die für seinen Palast in Petersburg bestimmt waren[46]. Einige Tage darauf besuchte er das Kloster und die Gärten der Stadt Oliva[47]. Schließlich verdient noch Erwähnung der Einkauf von Büchern in Danzig am 21. März / 1. April 1716, die einen Betrag von 928 Gulden ausmachten[12]). Die Titel dieser Bücher liefern wertvolle Aufschlüsse über die Gebiete, für die Peter sich zu jener Zeit interessierte. Mehr als ein Drittel sind Städte- und Länderbeschreibungen, dann kommen verschiedene Werke über Baukunst, Kriegswesen, Mathematik und Physik, über Wasserkünste und Irrgärten, endlich philosophisch-symbolische Schriften, eine Anstandslehre, sogar ein Klassiker: Caesar.

Am 11. Mai 1716 verließ Peter Danzig, und am 21. Mai traf er in Schwerin ein, wo er eine Woche blieb. Hier liebte er besonders den Aufenthalt im Park mit dem Ausblick auf den Schweriner See[48]. Am 5. Juni fuhr er nach Hannover und, ohne sich in der Stadt aufzuhalten, zum Kurfürsten in dessen Lustschloß Herrenhausen. Das Pochodny Žurnal[13]) bemerkt dazu bezeichnenderweise: „Bei diesem Haus ist ein hübscher und großer Garten, in dem viele Springbrunnen und andere Wasserspiele und -maschinen vorhanden sind"[49].

---

[12]) Die Liste der Bücher findet sich unter den Beilagen S. 437/38.

[13]) Diese — in Deutschland leider nicht auftreibbare — Quelle stammt teils aus der Feder Peters selbst, teils aus der von Leuten seiner nächsten Umgebung, oft einfach auf einen Kalender geschrieben. Die pochodnye žurnaly enthielten Tag für Tag die wichtigsten Angaben über Befinden, Aufenthalt und Tätigkeit des Caren. Auszüge finden sich bei Brinkner in: Putešestvija Petra Velikago za granicu v 1711 do 1717 g.

Allein schon am nächsten Tag trinkt der Car in Pyrmont den Brunnen. Der Aufenthalt in diesem Ort ist kulturgeschichtlich bedeutsam vor allem infolge der dritten und zugleich letzten Zusammenkunft mit Leibniz, die in die letzte Woche des Aufenthaltes Peters in Pyrmont fiel, von der wir aber nur wissen, daß wahrscheinlich dieselben Gegenstände wie früher besprochen wurden, vor allem die Frage der Verbindung Asiens mit Amerika [50].

Schon am dritten Tag nach seiner Ankunft kaufte der Car Bücher [14]) für 1 Dukaten, am 5./16. Juni drei „Kunstbücher", am 7./18. Juni Bücher und 66 „gedruckte Garten-Blätter" für fast 5 Dukaten, am nächsten Tag „gedruckte Blätter mit chinesischen Künsten", wieder am nächsten für 36 Taler Bücher, am 10./21. Juni zehn „Fontänen-Blätter" und ein Buch über Parkwesen, endlich am Tag der Abreise, dem 15./26. Juni, Bücher für über 20 Dukaten [51]. Es ist sehr schade, daß der oft so kleinlich genaue Kabinetts-Sekretär Čerkasov nicht auch die Titel aufführte, aber schon die bloße Tatsache dieser Käufe, der wir bei den vorhergehenden Reisen nirgends begegnen, ist bedeutsam, vor allem auch der Anteil Peters an Dingen der Kunst und des Parkwesens.

Leibniz begleitete den Caren bei der Abreise aus Pyrmont bis Herrenhausen [15]). Wahrscheinlich besichtigte Peter bei dieser Gelegenheit in Hannover auch die Münzensammlung des alten Abbé Melan [52]. Am 29. Juni reiste er ab, und in der nun folgenden Zeit traten erneut Fragen der Kriegsführung und der Politik so sehr in den Vordergrund, daß von seinem Aufenthalt in Dänemark in kulturgeschichtlicher Hinsicht nur soviel zu erwähnen ist, daß Peter in Erwartung seiner Truppen im August 1716 fast täglich die Kopenhagener Akademie und die dortigen Museen besuchte. Ein versteinertes Brot fesselte seine Aufmerksamkeit so sehr, daß ihm die Hälfte davon für seine Kunstkammer geschenkt wurde [53].

Die nächsten Monate (September bis November des Jahres 1716) waren für Peter zwar reich an Ereignissen und Taten, aber erst mit dem Näherrücken der holländischen Reise wird der geschichtliche Verlauf für unseren Gesichtspunkt ergiebiger. Am 4. Dezember finden wir den Caren in Hamburg, wo er mehrere private Sammlungen naturkundlicher Art besichtigte [16]). Am selben Abend besuchte Peter ferner die Oper [54]. Von Hamburg aus machte er sich auf den Weg nach Holland, und am 18. Dezember 1716 traf er in Amsterdam ein. —

---

[14]) Vergl. auch die Bücherkäufe in Danzig.

[15]) Aus einem Brief Leibnizens an Bourguet aus Hannover vom 2. Juli 1716: „J'ai fait ma cour au Czar aux eaux de Pirmont, et aussi ici, puisque Sa Majesté est demeurée deux nuits après son retour des eaux à une maison de plaisance tout proche d'ici." Gemeint ist Herrenhausen. (Angeführt aus Guerrier, a. a. O. S. 360.)

[16]) „S. M. Czarienne ... fut voir chez un fameux Droguiste plusieurs Raretez naturelles." (Mercure Historique, LXI, S. 625.)

Peters zweiter Aufenthalt in den Niederlanden.

Die ersten drei Wochen seines Aufenthaltes in Amsterdam benutzte er zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, die er jetzt mit wissenderen Augen betrachtete als im Jahre 1697. Es ist unmöglich, die Fülle der Einzelheiten erschöpfend zu berichten. Bald besichtigte er, wie es im Pochodnyj žurnal heißt[55], „ost- und westindische Muscheln und Vögel", bald fuhr er nach dem Lustort seines Geschäftsträgers Christoffel Brandt, wo er „im Park lustwandelte", zuweilen war er auch im Theater[17]). Keine Sammlung, kein Denkmal, keine Seltenheit entging ihm, doch war es diesmal nicht mehr Witsen, der den Führer abgab, obgleich er noch lebte, sondern der russische Gesandte, Fürst Boris Ivanovič Kurakin[18]).

Die Politik war in den Hintergrund gerückt; es war, als suche der Car Entspannung bei den Merkwürdigkeiten der Natur und den Schätzen der Kunst. Im Gegensatz zu der in England so deutlich hervortretenden Gleichgültigkeit gegenüber der Malerei sehen wir ihn jetzt alle nur auffindbaren Gemäldesammlungen besuchen. Auch gab Peter damals sich sehr mit dem Studium von Gartenplänen ab — man erinnert sich an die entsprechenden Bücherkäufe in Danzig und Pyrmont — und zwar im Zusammenhang mit dem in Peterhof geplanten Park[56].

Diese Lebensweise Peters wurde jäh durch schwere Krankheit volle zwei Monate unterbrochen. Wie in Pyrmont benutzte er anscheinend seine — diesmal allerdings erzwungene — Muße zu Lektüre, denn die Kabinettsgelder-Quittungen bezeugen drei Bücherkäufe in Amsterdam[19]), die alle in jene Zeit fallen. Ungefähr ein Viertel der fraglichen Werke betrifft Gartenbau und Parkwesen, dann kommen Abhandlungen über Baukunst, Länder- und Städtekunde, Handelsgeschichte, Optik, Zeichenkunst usw.

Erst Anfang März war der Car wieder so weit hergestellt, daß er nach Zaandam fahren konnte, wo er viel mit Cornelisz Calf zusammen war, so daß wir vermuten dürfen, er habe diesmal bestimmt dessen Sammlung besichtigt, von der schon oben (S. 353) die Rede war.

In die Zeit seines zweiten Aufenthaltes in Holland fallen auch größere Erwerbungen Peters für seine Kunstkammer. Die treffliche Sammlung von anatomischen Präparaten, an welcher Ruysch vierzig Jahre gearbeitet hatte, und des Apothekers Seba große Sammlung

---

17) So wohnte er am 21. Dezember 1716 der Aufführung einer Oper bei, der Vertonung des Trauerspiels „Gysbrecht van Amstel". (Scheltema, a. a. O. Bd. II, S. 12.)

18) „Comme le Prince de Kourakin est grand amateur des Arts, & qu'il a connaissance de ce qu'il y a de plus rare dans cette Ville, Son Exc. prend soin de conduire S. M. Cz. dans les Maisons, où il y a des Cabinets de raretez, & des Monuments dignes de sa curiosité." (Lettres historiques, 1716, S. 691.)

19) Eine Liste dieser Bücher findet sich unter den Beilagen S. 438.

aller bekannten Land- und Seetiere kaufte er für ansehnliche Summen[57]. Ferner erstand er eine große Anzahl Blätter der berühmten Pflanzen- und Tiermalerin Sybille Merian[20]).

Am 18. März verließ Peter Amsterdam und reiste über den Haag, wo er sich mit Versuchen zur Bestimmung der Ortslänge abgab[21]), nach Leyden. Hier besuchte er wie vor zwanzig Jahren Anatomie und Universität, deren Gründungs- und Lehrplan er sich aufschrieb[58]; nachdem er noch die Bibliothek und die ausgezeichnete Gemäldesammlung des Herrn de la Courte besichtigt hatte[59], fuhr er über Rotterdam nach Antwerpen weiter. Am Morgen des 12. April besichtigte er dort die Karmeliter-Kirche, die „Maler- und Künstekammer" und Kirche und Bibliothek der Jesuiten. Den Nachmittag verwandte er auf den Besuch mehrerer Privathäuser, von denen man ihm gesagt hatte, sie enthielten wertvolle Gemälde und Seltenheiten[60], vor allem das eines Kanonikus, dessen Sammlung Werke von Rubens, Michelangelo, van Dyck, Poussin und anderen bedeutenden Meistern enthielt[61]. „Den 2. (13.) frühe um sieben Uhr besahe er wieder Jesuiter-Kirchen, unter welchen die eine sehr kunstmäßig gebauet, und mit Marmorarbeiten und mit sehr schöner Malerey gezieret ist", heißt es in Peters Tagebuch[62]. Zwei Tage darauf besuchte der Car in Brüssel die Kathedrale zu St.-Gudula, am 17. April die Seltenheiten im Palais Thurn und Taxis[63]. Über Gent, Brügge und Dünkirchen, wo er drei Gemälde erwarb[22]), gelangte er am 25. April nach Calais, von wo aus er nach zehn Tagen die bedeutsame Reise nach Paris antrat.

---

20) Über diesen Kauf findet sich in den Kabinettsgelder-Quittungen folgende Bemerkung: „Am 2. (13.) Januar (1717) befahl Ihre carische Majestät, dem Amsterdamer Bürger George Hezel für zwei große Bücher, (welche auf Befehl Ihrer Majestät Doktor Areskine [Peters Leibarzt] gekauft hat), in welche Pergamentblätter eingeheftet sind, auf die mit vortrefflichster Meisterschaft allerlei Blumen, auch Schmetterlinge, Fliegen und andere Tiere jeglicher Art gemalt worden (welche Pergamentblätter an Zahl 254 Blatt ausmachen), dreitausend holländische Gulden auszubezahlen." (Sbornik vypisok iz archivnych bumag o Petre Velikom, Bd. II, S. 77.)

21) Darüber berichtet Andrej Nartov (zwanzig Jahre lang Denščik Peters) in seinen Aufzeichnungen: „Als Peter im Haag war, erfuhr er, daß ein dortiger Mathematiker die Ortslänge bestimmen könne; er beschloß, persönlich den Versuchen beizuwohnen. .. Jener Gelehrte hatte auf einem Schiff (auf dem Vijver-See) eine achteckige Kabine errichtet .. und der Herrscher besaß die Geduld, in diesem nach allen Seiten abgeschlossenen Raum mehr als drei Stunden .. mit dem Erfinder auszuhalten." Obwohl die Frage der Ortsbestimmung nicht gelöst war, gab ihm Peter 100 Dukaten und lud ihn zur Fortsetzung seiner Versuche nach Rußland ein. (Aus: A. Nartov. Dostopamjatnyja povestvovanija i reči Petra Velikago, im „Moskvitjanin", Jahrgang 1842, Anekdote Nr. 144, S. 134/35.)

22) Wiederum ist es die Buchführung über die Ausgabe von Kabinettsgeldern, die als einzige Quelle diesen Umstand vermerkt: „Am selben Tag (13./24. April 1717) wurde auf Befehl Seiner Zarischen Majestät in Dünkirchen einem Manne für drei Bilder: eines mit dem Hafen, das andere mit der Stadt, das dritte mit der Beschießung Dünkirchens durch die Engländer, 150 Livres ausbezahlt." (Sbornik vypisok iz archivnych bumag, Bd. II, S. 59.)

Peter I. in Paris.

Die Ursachen, die Peter veranlaßten, diese Reise nach Frankreich zu unternehmen, sind mannigfacher Art. Gewiß spielten Fragen der Politik — so hegte er damals unter anderem auch den Plan einer Verheiratung seiner Tochter Elisabeth mit dem jungen König Ludwig XV. — ja vielleicht der Finanzen bei dem Besuch in Paris eine wichtige Rolle, aber es ist durchaus möglich, daß Peter auch den Wunsch hegte, die französische Kultur an ihrem Quellpunkt kennenzulernen, nachdem sie ihm zuvor nur in Auswirkungen entgegengetreten war. Für diese Annahme spricht auch die Art und Weise, wie er seinen Pariser Aufenthalt gestaltete, den er fast ausschließlich zu ernsthafter Beschäftigung mit wissenschaftlichen und künstlerischen Aufgaben und Gegenständen verwandte, so daß ihm so gut wie keine Zeit zu großen politischen Verhandlungen übrig blieb.

Die wenigen Wochen, die Peter in Paris verbrachte, sind kulturgeschichtlich von einschneidender Bedeutung und liefern den Schlüssel zu manchen bis jetzt schwer verständlichen Tatsachen. Sie bedürfen daher einer besonders eingehenden Darstellung.

Am 11. Mai 1717 waren die ersten Begrüßungs- und Empfangsfeierlichkeiten vorüber, und ungeduldig brach Peter schon in aller Frühe auf, die Stadt zu besichtigen. „Den Vormittag war er in den Arsenalen und in den Häusern des Königs, auch da wo allerley metallene Bildsäulen gegossen werden, in dem Apotheker-Garten, in andern Gärten und in einer Apotheke, wo er anatomische Sachen besahe“ [64]. Unter den „Häusern des Königs“ ist wohl der Louvre zu verstehen, in dem es schon damals „verschiedene Maschinen, Zeichnungen und Gemälde“ [65] zu sehen gab; im Apotheker-Garten befanden sich das Naturalienkabinett und das unter Duverney stehende Theatrum Anatomicum, das besonders durch dessen Wachspräparate berühmt war, die auf den Caren einen tiefen Eindruck machten [66]. — Nachmittags besuchte er den jungen König Ludwig XV.

Am nächsten Tage „besahe er die Gobelins, wo die vortrefflichen Tapeten gemacht werden, wie auch die Anatomie und das Observatorium“ [67]. Die Herstellung der Gobelins interessierte ihn lebhaft, um so mehr, als er kurz vorher selbst Wandteppichwirker in seine Dienste genommen hatte. Im Observatorium gab es außer den eigentlichen Instrumenten auch zahlreiche Modelle mathematischer und physikalischer Apparate [68].

„Den 14. des Morgends nahmen sie die Königl. Mahler-Academie in hohen Augenschein, und bezeigten über die raren Gemählde ein sonderbahres Vergnügen, ließen sich auch die Plans von allen Städten, Fortifications und Hafen des Königreiches zeigen“ [69]. Hierauf begab er sich in den Louvre zur Besichtigung des Magasin des marbres du Roi, war auch „da, wo Bildsäulen gemacht werden“ und ging danach im Jardin des Tuileries spa-

zieren[70]. — „Nachmittags gaben Se. Czaar. Majest. dem Regenten die Gegen-Visite. Se. Königl. Hoheit .. führeten .. dieselbe in ihr Zimmer (im Palais Royal), allwo sie ihnen ihre Galerie und kostbahre Gemählde sehen ließen"[71]. An diesen Empfang schloß sich ein Besuch der Oper; doch scheint er von ihr nicht allzu begeistert gewesen zu sein, denn er ging vor Spielende weg.

Am folgenden Tag „war er in dem Apotheker-Garten, in der Apotheke, und besahe anatomische Sachen"[72]. Der botanische Garten unterstand damals dem Père Sébastien (Maillart), einem Karmeliter, der schon bei Ludwig XIV. wegen seiner Fachkenntnisse hohes Ansehen genossen hatte; mit ihm unterhielt sich Peter häufig.

Den 17. Mai fuhr er nach Meudon, wo ihm sowohl das königliche Lustschloß als auch der Park sehr gefielen[73], und nach Sceaux[23]). Am nächsten Tag besichtigte er das Observatorium des Maréchal d'Estrées in Issy, am übernächsten erneut die anatomischen Wachspräparate Duverneys. Am 20. Mai erkrankte der Car, aber bald war er wieder hergestellt und am Nachmittag des 21. „begaben sie sich in den Pallast von Luxenburg, allwo sie ihre Visite bey der Hertzogin von Berry ablegen wolten. .. Nach abgelegter Visite, verlangten Se. Czaar. Maj. die Zimmer der Hertzogin zu sehen, und wurden auch von derselben in die große Gallerie geführet, welche von dem berühmten Rubens war gemahlet worden[24]). Se. Maj. bezeigten vieles Vergnügen und Verwunderung über diese Gemählde, und erhoben sich in den Garten[74].

Den 22. Mai verwandte Peter auf die „Besuchung allerhand Künstler und geschickter Leute. Dem Herrn Buterfield einem berühmten Mechanico thaten sie die Ehre an, daß sie ihn in Begleitung des Printzen Kourakin und anderer vornehmen Herren besuchten, damit sie die Experimente, welche gedachter Mechanicus mit dem Magnet-Stein machte, observiren könnten. Se. Czaar. Maj. unterredeten sich lange Zeit mit dem Herrn Buterfield in Holländischer Sprache"[75]; auch bestellte der Car bei ihm einen großen Globus[25]). Danach begab er sich in das Haus des Herrn Pajot d'Osembray in Bercy (heute Paris), der die reichste Mechanik-Sammlung jener Zeit besaß und für seine Leistungen auf diesem Gebiet zum Ehrenmitglied der Académie des Sciences ernannt worden war[76]. Dort traf Peter auch den Père Sébastien an, der in

---

[23]) In dem von Jean Buvat herausgegebenen „Journal de la Régence" heißt es in Bd. I, S. 267: „Le 17 mai, il fut à Sceaux, où M. le duc et madame la duchesse du Maine le reçurent, et de là il fut à la Maison de la Muette, au bois de Boulogne, où mad. la duchesse de Berry le reçut, et ensuite au palais du Luxembourg."

[24]) Es handelt sich hier um die heute im Louvre befindliche Bilderreihe riesigen Ausmaßes, die der Werkstatt Rubens' entstammt und eine Verherrlichung der Medici darstellt.

[25]) „.. zo deed hy, door den berugten Mathematis Instrumentmaker Bukerfield, een groote Globe voor hem vervaardigen." (Europische Mercurius, 1717, S. 294.)

diesem Hause viele der von ihm erfundenen Maschinen hatte und ihm zahlreiche Versuche vorführte, die ihn ungemein befriedigten [77].

„Den 12ten (23.) speisete er zu Mittage bey dem Regenten, Herzog von Orléans, zu St. Cloud, und spatzierte bis gegen Abend in dem Garten, der nach Versailles der schönste ist“ [78]. Die Wasser spielten, und die Schönheit des Parkes machte auf Peter einen tiefen Eindruck. Das Schloß enthielt zu jener Zeit ein bemerkenswertes Kabinett, wahrscheinlich mit naturkundlichen Seltenheiten. Am Abend kehrte Peter über das Bois de Boulogne nach Paris zurück.

„Den 13ten (24.) Nachmittag reisete er nach Versailles, und besahe das Königliche Schloß und die Zimmer“ [79]. Es besteht kein Zweifel, daß Peter dort einen starken und bleibenden Eindruck empfing, denn dies bezeugen nicht nur die Berichte der Zeitgenossen [26]) oder die Tatsache seiner — wie im folgenden noch zu sehen sein wird — häufigen Besuche, sondern auch die Auswirkungen bei der Gestaltung der petrinischen Lustorte.

In den Räumen des Versailler Schlosses war auch ein Medaillen-Kabinett untergebracht, das Peter bei dieser Gelegenheit besichtigte [27]).

„Den 14ten (25.) ganzen Tag brachte er in dem dasigen Garten [28]) zu, wo deswegen alle Fontänen und andere Wasserkünste spielten. Er war auch zu Trianon, ... fuhr auf dem Teiche in einer bedeckten Chaloupe, und besahe die Menagerie, ein kleines Königliches Haus an der linken Seite des Gartens, wo die Gesellschaft an den Lustfontänen ihr Vergnügen hatte.

Den 15ten (26.) speisete er Mittags zu Marley, und spatzierte hernach in dem dasigen Garten, weswegen denn die Cascade [29]), die Fontänen und alle anderen Wasserkünste spielten“ [80]. Peter besuchte in Marly auch die berühmte Wasserhebemaschine [81], die unter Ludwig XIV. zur Speisung der Springquellen, Wasserbecken usw. in Versailles, Marly und St. Cloud errichtet worden war [82]. Gegen Abend kehrte er nach Versailles zurück.

Am nächsten Tag — wieder in Paris — „besahe er das Königliche Kabinett in den Thuilleries“ [83], desgleichen die Biblio-

---

[26]) Hierher gehört etwa folgende Stelle aus der schon erwähnten „Gazette de la Régence“ (S. 182): „Mardi il fut à Versailles où il a couché. Dès qu'il descendit de carrosse dans la cour, la première vue qui se présenta à ses yeux l'étonna fort et le dedans encore plus.“

[27]) Dieser Umstand ist zwar nur indirekt bezeugt, insofern als Peter bei seinem nächsten in Frage kommenden Besuch des Schlosses dieses Kabinett „erneut“ aufsuchte. Nach Schumacher [6] hatte diese Sammlung „auf Erden nicht ihresgleichen“.

[28]) Folgende Stelle aus dem Tagebuch Dangeau's bezeugt, mit welcher Ungeduld Peter sich an die Besichtigung des Versailler Parkes machte: „.. avant l'heure qu'il avoit donnée à M. d'Antin il avoit déjà traversé les jardins à pied et s'étoit embarqué sur le canal.“ (Marquis de Dangeau, Journal, Band XVII, S. 96.)

[29]) „.. il fut surtout frappé d'admiration à la vue de la cascade d'Agrippine ..“ (C. Piton, Marly-le-Roi, S. 219.)

thek[30]), wo man ihm zwanzig Saffianbände mit Kupferstichen der Versailler Gärten und Gebäude und der Feldzüge Ludwigs XIV. nach Bildern des van der Meulen zum Geschenk machte[84], ein Werk, das zu Lebzeiten Peters nicht aus seinem Kabinette kam.

„Den 19ten (30. Mai) reisete er nach Fontainebleau“[85], wo es ihm aber nicht sonderlich gefiel[31]). Nachdem er zu Schiff wieder in Paris eingetroffen war, fuhr er am 2. Juni nach Saint-Denis, wo er die frühgotische Kathedrale, die Sakristei, die Königsgräber und das neubegonnene Kloster besichtigte. Nach der Rückkehr über St.-Ouen erging er sich in den Gärten des Duc de Tresmes[86].

Den 3. Juni abends reiste Peter nach Trianon, wo er volle vier Tage blieb. Es machte ihm besondere Freude, im Wagen den Park zu durchstreifen, mit einer Gondel die Kanäle zu befahren und die ganze Umgebung genau zu besichtigen[87]; von den schönsten Stellen wurden Ansichten für ihn angefertigt[88]. Auch ließ er zu seiner Unterhaltung sechzehn Musikanten aus Paris kommen[32]).

Am 7. Juni besuchte Peter erneut Marly, wo er ebenfalls vier Tage sich aufhielt[33]). Diese Lustorte gefielen ihm außerordentlich, und er scheint von allem Pläne aufgenommen zu haben[89].

Den 11. ging er von Marly über Saint-Germain-en-Laye, wo er beide Schlösser, das alte und das neue, genau besah und sich lange auf der Terrasse aufhielt[90], nach Trianon, und übernachtete dort. Am anderen Morgen besichtigte der Car erneut das Schloß zu Versailles und das Medaillen-Kabinett[91]. Nachmittags wurde in seiner Gegenwart in der Pariser Münze eine Medaille mit seinem Bild geprägt, die auf der Rückseite jenes Wort trug, das als Sinnspruch diesem Abschnitt vorgesetzt wurde: Vires acquirit eundo.

---

[30]) „M. l'abbé de Louvois, bibliothécaire du Roi, lui fit voir plusieurs anciens manuscrits grecs, enrichis de très-belles miniatures. .. On lui fit voir les pièces les plus rares et les plus curieuses qui se conservent dans cette nombreuse bibliothèque, et entre autres le tombeau de Childéric, père de Clovis, premier roi chrétien. On lui fit remarquer un gros cachet d'or en manière de bague qui se met au doigt, dont on prétend que ce prince scellait ses lettres, parce qu'on lit autour de ce cachet ces mots bien gravés: Childerici regis, avec beaucoup d'autres pièces d'or du même tombeau, une tête de boeuf très-bien faite, émaillée de rouge, que l'on s'imagine avoir été son idole, plusieurs pièces de monnaies romaines d'or, .. sa hache d'armes, que le Czar appliqua sur ses deux joues par une manière de vénération pour la valeur de cet ancien monarque des Français.“ (J. Buvat, Journal de la Régence, Bd. I, S. 269/70.)

[31]) Im Tagebuch Dangeau's (Bd. XVII, S. 99) heißt es darüber: „.. mais il n'est pas charmé de Fontainebleau comme des autres maisons royales.“

[32]) „Le Czar étant à Versailles et à Trianon fit venir seize joueurs d'instruments qui le divertirent pendant quatre jours, principalement le soir jusqu'à trois et quatre heures du matin.“ (Buvat, Journal de la Régence, Bd. I, S. 275.)

[33]) „Il a employé le tems qu'il y a demeuré, à peu près comme à Trianon, se promenant presque tout le jour, & examinant les Jets d'eau, les Cascades & les Statües, avec une attention surprenante; il alloit sourtout à chaque instant, voir la Cascade d'Agrippinne.“ (B. J. Nestesuranoi, Mémoires du Règne de Pierre le Grand, Bd. III, S. 600.)

Darauf besah er sich die Münzensammlung und die andern Merkwürdigkeiten des Gebäudes [34]).

Am Nachmittag des 13. Juni fuhr Peter zum Duc d'Antin, der eine schöne Sammlung von Gemälden und Stichen besaß [92], und blieb bis abends bei ihm. Es ist sehr wahrscheinlich, daß hierbei eine Theateraufführung stattfand, die Peter gefallen zu haben scheint [35]).

Den 14. Juni besuchte der Car frühmorgens die Sorbonne, über die er sich sehr befriedigt äußerte [93]. Besonders fesselten seine Aufmerksamkeit slavische Handschriften, die man ihm zeigte [94]. Am nämlichen Tag besuchte er im Collège des Quatre Nations, das von Kardinal Mazarin gegründet worden war, den Geometer Pierre Varignon, dessen Kenntnis der statischen Physik damals allgemein bewundert wurde. Von ihm fuhr Peter zu Pigeon, dem Erbauer eines sich bewegenden Globus, der dem Caren so sehr gefiel, daß er ihn für 2000 Taler ankaufte [95].

Am folgenden Tag war er zum zweiten Mal in den Gobelins. Man fragte ihn, welche von den Wandbehängen ihm am besten gefallen habe. Als er einen bezeichnete, der die Geschichte Don Quixote's darstellte [36]), wurde ihm dieser Gobelin im Auftrag des Königs als Geschenk übersandt [96].

Den 17. Juni lud Peter den Geographen Delisle morgens zu sich und unterhielt sich durch Vermittlung eines Dolmetschers lange mit ihm über Lage und Ausdehnung seiner Gebiete, und um dem Gelehrten eine genauere Vorstellung davon zu ermöglichen, befahl er, ihm zwei auf seine Veranlassung hergestellte handgezeichnete Karten Rußlands auszuhändigen. Hierauf fuhr er zu dem berühmten Chemiker Geoffroy, der ihm eine Reihe von Versuchen vorführte [97] und ihm seine Naturaliensammlung [6] zeigte, danach erneut zum Observatorium, wo er über zwei Stunden blieb [37]).

---

[34]) „Après cela, Mr. de Launay (Directeur de la Monnoye des Médailles aux Galéries du Louvre) le conduisit dans le Cabinet des Médailles, & lui montra toutes les autres curiositez de cette Maison, que le Czar parut voir avec plaisir.“ (Mercure Historique, 1717, LXIII, S. 64.)

[35]) Dies kann aus einer Bemerkung der Kabinetts-Buchführung geschlossen werden, in der es heißt: „Am selben Tag (2./13. Juni 1717) wurden an den Gesandten, Fürsten Kurakin, 75 Livres ausbezahlt, damit er sie laut Befehl Ihrer Majestät den Komödianten im Hause des Duc d'Antin übergebe.“ (Sbornik vypisok, II, 66.) Da Peter nicht allzu freigebig war, kann aus diesem Geschenk wohl auch gefolgert werden, die Darbietung habe ihm gefallen.

[36]) Diesem aus sechs Teilen bestehenden Wandteppich lagen Gemälde des Charles-Antoine Coypel zugrunde, dessen Meisterwerk eine große in Compiègne befindliche Bilderreihe über die Gestalt des Don Quixote darstellt.

[37]) „Sie besuchten hierauf wiederum das Observatorium, und muste der Herr Cassini, als Director dieses Observatorii, gestehen, daß er nicht ein eintziges Experiment gemacht, welches Sr. Czaar. Majest. wäre unbekannt gewesen, und könne man nicht genung bewundern, wie hoch es dieser Monarch in denen Mathemathischen Wissenschaften gebracht.“ (Europäische Fama, 1717, 201. Teil, S. 804.)

Tags darauf wollte der Car eine Augenoperation mitansehen und befahl daher seinem Leibarzt Areskine, einen erprobten und kunstreichen Augenoperateur ausfindig zu machen. Der Anatomieprofessor Duverney bezeichnete zu diesem Zwecke den Engländer Woolhouse, der in Gegenwart des Caren einen mit Star behafteten Kriegsbeschädigten operierte [98].

Am 19. Juni endlich kam der König zu Peter gefahren, um Abschied zu nehmen, da die Abreise des Caren auf den nächsten Tag angesetzt war, worauf Peter nach der Akademie der Wissenschaften aufbrach, wo aus diesem Anlaß eine außerordentliche Sitzung einberufen worden war, unter dem Vorsitze des Abbé Bignon. Die Gelehrten waren bestrebt, dem Caren alles zu zeigen, was es auf dem Gebiet der experimentellen Wissenschaften Neues und Bemerkenswertes gab [88]): de la Faye führte ein Modell seiner Wasserhebemaschine vor, Lemery gab chemische Versuche zum besten, Réaumur zeigte die von ihm hergestellten, für die Veröffentlichung eines kunstgeschichtlichen Werkes bestimmten Zeichnungen, Dalesme erläuterte die Wirkungsweise seiner neuen Hebemaschine usw. [99].

Peter besah sich alles mit größter Aufmerksamkeit, und er hat bei dieser Gelegenheit zweifellos einen starken und unmittelbaren Eindruck von der wissenschaftlichen Tätigkeit des Westens gewonnen. Dieser Besuch hatte außerdem ein bedeutsames Nachspiel. Bei seiner Rückkehr nach Rußland erhielt der Car die Nachricht, die französische Akademie wolle ihn zu ihrem Mitglied wählen. Abbé Bignon machte unterm 10. August 1717 Peters Leibarzt Areskine davon Mitteilung, der darauf in einem Schreiben am 17. November antwortete (siehe Beilage III) indem er sich zunächst für die Verzögerung entschuldigte. Weiter schrieb Areskine: „Seiner Majestät ist es eine lebhafte Genugtuung, daß Ihre erlauchte Gesellschaft Ihn der Aufnahme unter die Zahl ihrer Mitglieder würdig erachtet, ... und durch sorgfältige Erforschung aller Seltenheiten seiner Staaten und des darin gefundenen Neuen, sowie durch deren Mitteilung an die Akademie wird Sich Seine Majestät bemühen, den Namen eines nützlichen Mitgliedes Ihrer berühmten Versammlung zu verdienen."

Bei Erhalt dieses Briefes beschloß die Akademie, wie aus dem Bericht über die Sitzung vom 22. Dezember 1717 hervorgeht, einstimmig und ohne Abstimmung, den Caren als Akademiker hors de tout rang anzuerkennen. —

Aber kehren wir nach dieser Abschweifung, die zur Beleuchtung der nachhaltigen Wirkung des Pariser Aufenthaltes auf Peter erforderlich war, zurück zum Ausgangspunkt. Der Car besichtigte nach der Académie des Sciences auch die Académie des belles lettres, „und wurde Ihnen daselbst die Historie von Ludovico dem

---

[88]) „Elle (l'Académie) se para de ce qu'elle avoit de plus nouveau & de plus curieux en fait d'expériences ou de machines." (Histoire de l'Académie, 1725, S. 118.)

XIV. in Medaillen gezeiget. Hier gefiel es dem Czaar so wohl, daß er des folgenden Tages Nachmittage um zwey Uhr verlangte, die Medaillen der Könige von Franckreich, insonderheit von Ludovico dem XIV. nochmals durchzusehen“[100].

Zu erwähnen ist noch, daß Peter während seines Pariser Aufenthaltes, vor allem kurz vor der Abreise, vielerlei Dinge eingekauft hatte, vor allem wissenschaftliche Geräte und Ziergegenstände[39]).

Dann aber verließ er — wie es scheint, ungern[40]) — die Hauptstadt am 20. Juni 1717 und reiste über Spa, wo er fast vier Wochen zur Kur weilte, nach Aachen. Am 26. Juli traf er dort ein und besichtigte mit Interesse den Dom, aber noch mehr schienen die Schwefelniederschläge aus den Dämpfen der heißen Quellen seine Aufmerksamkeit zu fesseln, denn er betrachtete sie eine halbe Stunde[101]. Die Fahrt ging nach kurzem Aufenthalt weiter über Maastricht, Rotterdam nach Haarlem und Amsterdam, wo er am 2. August ankam.

Während dieses dritten Aufenthaltes in Holland zeigte sich besonders deutlich die Anteilnahme, die Peter jetzt der Kunst entgegenbrachte. Er suchte die damals bekanntesten Maler auf und sah ihnen öfters stundenlang bei ihrer Arbeit zu. Auch beteiligte er sich an den öffentlichen Versteigerungen und erwarb eine Reihe von Gemälden. Die vlämische und holländische Schule[41]) sagte seinem Geschmack vor allem zu, und von ihr wieder besonders See- und Schiffsstücke[102]. Er besuchte auch einmal die Malerin Henriette van Pee, die damals durch ihre vortrefflichen Miniaturen berühmt war. Der Car betrachtete ihre Werke mit großer Befriedigung und forderte die Künstlerin sogar auf, nach Rußland zu kommen, erhielt jedoch abschlägigen Bescheid[103].

Am 2. September trat Peter die Heimreise an und kam über Magdeburg am 19. des gleichen Monats nach Berlin. Er besichtigte dort vor allem das Münz- und Antikenkabinett[104], vermutlich auch die private Münzen- und Stiche-Sammlung des Geheimen Rats von Knippenhausen[105]. Ferner beschaffte er sich, treu seiner in Holland und Paris erworbenen Gewohnheit, einen Plan des kgl. Schlosses und Parkes in Berlin[106].

---

[39]) „Plusieurs ouvriers lui ont apporté de leurs curiosités et entre autres quelques belles estampes dont il a mis plusieurs de côté.“ (Barthélemy, Gazette de la Régence, S. 175.) — Auch unter den Kabinettsgelder-Quittungen finden sich vom 18. und 19. Juni zwei Hinweise auf den Einkauf von Möbeln, Marmorstatuen, Urnen, Wandteppichen, Gemälden und Instrumenten, für ungefähr 6000 Livres. (Sbornik vypisok iz archivnych bumag, II, 68/69.)

[40]) Nartov berichtet (a. a. O. Anekdote Nr. 126), der Zar habe bei der Wegfahrt aus Paris gesagt: „Schade, daß die Umstände zu Hause mich zwingen, diesen Ort so rasch zu verlassen, wo die Wissenschaften und Künste in Blüte stehen.“

[41]) Im besonderen Rubens, van Dyck, Brueghel, Jan Steen, van der Werff, Wouwerman, Mieris, Ostade, van Huysum, Lingelbach, Bakhuizen, van de Velde und Silo.

Zehn Tage darauf war der Car bereits in Danzig. Von seinem Aufenthalt dort heißt es in einem Ukas: „Als Ihre Großcarische Majestät sich in der Gemeindekirche zu Sankt Marien befand, gefiel Ihr das Bild vom Jüngsten Gericht besonders wohl“ [107]; er wünschte es zu kaufen, aber die Stadt gab es nicht heraus [42]).

Endlich, am 21. Oktober 1717, traf Peter wieder in Petersburg ein.

Kurze Erörterung der bisher gewonnenen Ergebnisse.

Die Darstellung der Auslandsreisen Peters I. unter dem besonderen kulturgeschichtlichen Gesichtswinkel, wie er oben festgelegt wurde, ist abgeschlossen.

Betrachtet man — unter Vernachlässigung der weniger wichtigen „Zwischenreisen“ (1711 und 1712/13) — die zweite große Reise durch das Prisma der ersten, so zeigt sich als hervorstechendste Erscheinung eine umfassende Erweiterung des geistigen Gesichtskreises Peters. Diese Erweiterung erstreckt sich auf fast sämtliche Gebiete der abendländischen Kultur zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Die Neugier für alles Merkwürdige in der Natur, die kindliche Freude an Kunstkammern, am Panoptikumhaften, wie sie 1697/98 sich so deutlich offenbarte, hat einer vertieften Auffassung Platz gemacht. Das Merkwürdige wird in Paris nicht mehr nur bestaunt, sondern zu erforschen versucht. Aus planlosem Besuchen wird überlegtes Besichtigen. Das im engeren Sinn Nützliche verliert zwar nicht an Bedeutung, aber es hört auf, Selbstzweck zu sein, es wird vielmehr Voraussetzung für Höheres. Das Wort vom „genialen Handwerker“ gilt 1717 nicht mehr. Seine inzwischen erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen ermöglichen ihm jetzt Vergleiche und Folgerungen, für die der Ausdruck „wissenschaftlich“ nicht zu hoch gegriffen ist. Vielleicht das Bedeutsamste aber: Peter bekundet Geschmack am Schönen, für das er 1698 noch nicht empfänglich war; er empfindet jetzt Genuß beim Anblick von Werken der Malerei und Baukunst. Wie stark das Erlebnis der französischen Barockarchitektur den Caren beschäftigte, läßt sich freilich erst an den Auswirkungen erkennen; aber es wird schon durch den Umstand angedeutet, daß Peter von den sechs Wochen seines Pariser Aufenthaltes ein ganzes Drittel in den Lustorten Ludwigs XIV. verbrachte.

Die kulturelle Eigenentwicklung Peters in den zwanzig Jahren, die zwischen den beiden großen Auslandsreisen liegen, könnte noch an zahlreichen kleineren Beispielen erwiesen werden, etwa an dem

---

[42]) Es handelte sich dabei um ein noch heute dort befindliches Werk des Hans Memling; wie sehr Peter an diesem Bild lag, beweist der Umstand, daß er, weil er im Augenblick nicht über genügend Geld verfügte, wenige Wochen darauf den Fürsten Dolgorukij nach Danzig entsandte, um es von dem Geld zu kaufen, das die Danziger ihm auf Grund von Wechseln schuldeten; nach Tatiščev (erwähnt bei Golikov, Dejanija Petra Velikago, VI, 258) sollte Dolgorukij bis zu einem Gebot von 50000 Taler gehen. Er konnte aber nichts erreichen.

immer ausgeprägter werdenden Umgang des Caren mit hervorragenden Gelehrten und Künstlern, an den erst 1716/17 auftretenden Bücherkäufen usw.; allein dies wird in anderem Zusammenhang besser beleuchtet werden können. Eines aber muß schon jetzt erwähnt werden: die besondere Bedeutung des Pariser Aufenthaltes, die sogar im Rahmen der zweiten großen Reise, in den er sich einfügt, bemerkbar wird.

Dies aufzuzeigen ist allerdings insofern nicht ganz leicht, als der Besuch Frankreichs schon sehr in das Ende des Aufenthaltes in Westeuropa fällt und zudem Fragen der Politik in dieser Zeit wieder mehr in den Vordergrund rücken. Der dritte Aufenthalt in Holland hebt sich vom zweiten (unmittelbar vor Paris) nicht sehr ab, es liegt über ihm spürbar eine Art Heimreisestimmung, um so mehr, als es in Amsterdam nichts Neues mehr zu besichtigen gab.

Deutlich aber wird die besondere Rolle des Pariser Aufenthaltes bei folgender Überlegung: 1697/98 wurde Peter von der Kultur Westeuropas gestreift, zufällig und mit Beschränkung auf ihre niederen Formen; die Jahre 1711 und 1712/13 brachten mancherlei Anregungen, die seine kulturelle Entwicklung förderten; 1716 ist die geistige Berührung schon inniger und — besonders dann in Holland — bewußt erstrebt, aber doch immer als Entspannung, als Mittel zur Erweiterung bereits erworbenen Wissens. In Paris dagegen wird für Peter die Auseinandersetzung mit der geistigen und künstlerischen Kultur jener Zeit zum Selbstzweck, dem er mit völliger Hingabe nachgeht. Nichts anderes hat daneben mehr Raum. Er überläßt die politischen Verhandlungen seinen Begleitern und ist dafür den ganzen Tag in Bewegung, damit ihm ja nichts Wesentliches entgehe. Und man darf sagen, daß er dieses Ziel erreicht hat. —

Die Erklärung für das in Paris mit solcher Heftigkeit sich äußernde Bestreben Peters, die Kultur Westeuropas ganz in sich aufzunehmen, ist vielleicht darin zu suchen, daß seit den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts die kulturelle Vorherrschaft in Europa von den Niederlanden auf Frankreich übergegangen war und 1717 das Werk Ludwigs XIV. noch in höchstem Glanze dastand. Offenbar hat das tüchtige, rege, aber innerlich verflachte Holland Peter nicht das zu geben vermocht, was er in Frankreich in so reichem Maße fand: lebendige, schöpferische Kultur. Darin besteht letzten Endes die Bedeutung der zweiten großen Reise, daß sie Peter in unmittelbares Kultur-Leben einführte. Entscheidend aber war hierbei, daß Peter 1717 in hohem Maße innerlich vorbereitet war, daß er bereits eine sehr persönliche kulturelle Entwicklung durchgemacht hatte. Die Annahme einer solchen Entwicklung wird zwingend bei bloßem Vergleich der äußeren Umstände, die mit seinen Auslandsreisen verknüpft sind; sie wird zur Gewißheit bei der Untersuchung der kulturellen Tätigkeit Peters, die aufzudecken im folgenden versucht werden soll. —

II. Die Kulturleistungen Peters des Großen.

Seine Beschäftigung mit den „Kunstkammer-Wissenschaften".

Die Bezeichnung „Kunstkammer-Wissenschaften" leitet Sinn und Berechtigung aus geschichtlichen Erwägungen her. Gemeint sind damit diejenigen Wissensgebiete, die zur Ausrüstung einer Kunstkammer beitrugen, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert fast jeder europäische Fürst sich hielt. Zu ihnen gehören nach heutigen Begriffen im wesentlichen Tier- und Pflanzenkunde, Anatomie, experimentelle Physik und Chemie, teilweise auch Altertumsforschung, Versteinerungskunde und Völkerkunde. Diese Wissenszweige bildeten in den ihnen zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch eignenden rohen Formen für die Menschen jener Zeit — vor allem auch für Peter — eine Einheit oder zumindest eine zusammengehörige Vielheit. Bei einer Untersuchung der wissenschaftlichen Betätigung Peters I. würde eine Aufteilung der verschiedenen Fächer nach heutigen Gesichtspunkten das geschichtliche Bild vollkommen zerschlagen. Sein Verständnis für das Wesen der Wissenschaft entwickelte sich zunächst ganz unmerklich; den Anlaß zu dieser Entwicklung im Hinblick etwa auf die Naturwissenschaften und die ihr nahestehenden Gebiete bildet ausschließlich seine Kunstkammer. In dem Maße, wie er sie ausbaut, wird auch seine Auffassung von diesen Dingen gereifter und vertiefter, bis er schließlich zu tatsächlich wissenschaftlicher Betätigung vordringt, die weit über den ursprünglichen Bereich der Kuriositätensammlung hinausgreift. Bei dieser letzten Stufe kann man vielleicht von einer Beschäftigung Peters mit naturkundlichen, mit altertums- oder völkerkundlichen Fragen sprechen; allein er empfand dies wahrscheinlich durchaus als etwas Einheitliches, Zusammengehöriges, und seine ganze Entwicklung in dieser Hinsicht wird nur verständlich, wenn man von dem Begriff der Kunstkammer ausgeht. Wir hielten es darum für nützlich, den Ausdruck „Kunstkammer-Wissenschaften" in der bereits oben dargelegten Bedeutung einzuführen. —

Den Grund zu seiner Kunstkammer hatte Peter bereits bei dem ersten Aufenthalt in Holland gelegt. Nach seiner Rückkehr nach Rußland gedachte er, seine auf der Reise geknüpften Beziehungen zum Ausbau seiner Sammlung zu verwerten. So ist uns ein Schreiben des Il'ja Kopievskij[43]) aus Amsterdam vom 4. August 1700 überliefert, das folgendermaßen beginnt:

„Laut Ukas Deiner Erlauchtesten Carischen Majestät schicke ich Seemuscheln und andere ausländische indische Sachen, nämlich ein kleines Krokodil und verschiedene Insekten"[108]. Um das Jahr 1701 — also unmittelbar nach der Schlacht bei Narva — schickte

[43]) Kopievskij, ein in Amsterdam lebender Pole, beherrschte das Russische recht gut, und so verwandte ihn Peter als Übersetzer, sowie als Herausgeber russischer, aus der Druckerei des Jan Thesingh hervorgehender Bücher.

der Car an Witsen einige Naturalien mit der Bedingung, Ruysch die Hälfte davon abzugeben. Aus dem von einer Sendung seltener Tiere begleiteten Dankschreiben Ruysch's läßt sich schließen, Peter habe nicht ein Geschenk, sondern einen Austausch beabsichtigt[44]). Der Nordische Krieg bereitete diesen Beziehungen jedoch rasch ein vorläufiges Ende. — Die Betreuung der Kunstkammer hatte der Car nach seiner Rückkehr vom Ausland seinem Archiater Areskine, einem schottischen Arzt, übertragen; auch ließ er zu ihrer Ergänzung aus der großen Apotheke zu Moskau verschiedene anatomische Präparate in sie überführen[109]. Endlich besitzen wir aus etwas späterer Zeit ein eigenartiges Zeugnis, das sich auf ein billiges Verfahren zur Vermehrung der Kunstkammerschätze bezieht und den zweiten Teil eines Ukas' vom 28. Januar / 8. Februar 1704 bildet. Danach sollten in allen Gemeinden „die Hebammen bei Todesstrafe die Säuglinge, die auf irgendeine besondere Weise oder unnatürlicherweise oder durch irgendein Wunder geboren werden, nicht umbringen oder verheimlichen, vielmehr davon den Geistlichen dieser Gemeinden Anzeige erstatten"[110]. Daß es auf die Bereicherung der anatomischen Sammlung ankam, geht aus einem späteren Ukas vom 13./24. Februar 1718 hervor.

Macht man sich die schwierige politische Lage klar, in der Peter sich bis zur Schlacht von Poltava befand, so wird es verständlich, daß wir in der Zeit vor diesem Ereignis und unmittelbar danach fast keine Anzeichen finden, die auf eine ausgesprochene Beschäftigung des Caren mit den „Kunstkammer-Wissenschaften" schließen lassen könnten, obgleich wir annehmen dürfen, der Car habe seine Sammlung stetig durch neue seltene Stücke erweitert, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot. Als er am 12./23. September 1715 an seinen Amsterdamer Geschäftsträger Christoffel Brandt wegen Übersendung seltener indischer Muscheln schrieb, die hauptsächlich zum Ausbau einer Parkgrotte dienen sollten, wanderte ein Teil davon auch in die Kunstkammer[111]. Oder er läßt beispielsweise, als im Januar des Jahres 1716 in der Nähe von Samarqand allerlei Götzenfiguren gefunden werden, die Grabungen unverzüglich fortsetzen[45]), aber er hat sie nicht von sich aus veranlaßt. Diese Sammel-

[44]) In dem Brief des Dr. Ruysch aus Amsterdam vom 16. Juli 1701 heißt es darüber: „Da Ihr, Großer Herrscher, Eure Carische Majestät geruhten, dem hiesigen Herrn Bürgermeister Witsen ein Glas mit Eidechsen und Würmern mit der Bedingung zu übersenden, daß er sie zu gleichen Teilen zwischen uns aufteile, so händigte der genannte Herr sie mir auch aus und forderte mich auf, ich solle Eurer Carischen Majestät als Gegengabe verwunderliche Sachen aus Ost- und Westindien schicken." (Abgedruckt bei Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 250.)

[45]) „Der Fürst Gagarin .. hatte auf erhaltene Nachricht, daß an dem Ost-Ende der Caspischen See in der Gegend von Samarkand .. man einige Mineralien entdecket, daselbst aus Sibirien Leute hingesandt, und den Grund untersuchen lassen. — Nachdem diese Leute einige Zeit in der Erde gearbeitet, hatten sie viele uralte kupfferne Figuren gefunden, und dem Gagarin, dieser aber Sr. Czar. Majestät, als eine große Seltenheit, nach Petersburg geschicket. .. Se. Majestät befohlen, bey obgedachten Samarkand

tätigkeit des Caren zielt — das tritt deutlich hervor — nicht auf Erhaltung oder gar Erschließung wissenschaftlichen Materials etwa in ethnographischer oder naturkundlicher Hinsicht; sie ist lediglich der Ausdruck seiner fast kindlich anmutenden Freude am Seltsamen und Merkwürdigen. Der Einfluß der ausländischen Vorbilder, vor allem der Amsterdamer und Dresdener Kunstkammern, ist unverkennbar; ihnen will er es in jeder Beziehung gleichtun.

Mit der zweiten großen Auslandsreise ändert sich das Bild vollkommen. Die Anregungen Westeuropas fallen jetzt auf einen günstigeren Boden als 1697/98 und bewirken, daß Peter zu tätigen, schöpferischen Maßnahmen übergeht. Schon in Danzig wird dieser Umschwung bemerkbar. Bei der Besichtigung des Breynius'schen Museums bat er, vermutlich unter dem Eindruck dieses reichhaltigen Kabinetts, um Angabe eines Gelehrten, der zur Durchführung von Reisen in Rußland zwecks Abfassung einer Beschreibung alles Beachtenswerten bereit sei[112]. Breynius empfahl den Doktor Daniel Gottlieb Messerschmidt, der Car traf vorläufige Abmachungen mit ihm und schickte ihn einstweilen nach Petersburg. Von der großzügigen Erwerbung naturkundlicher Sammlungen in Danzig und darauf in Holland war bereits im 1. Kapitel die Rede. Aber darauf beschränkte sich Peters Augenmerk schon nicht mehr. Von Paris aus erteilte er dem seit 1712 in seinen Diensten stehenden Arzt und Gelehrten Dr. Gottlob Schober den Auftrag[46]), die warmen Quellen am Terek auf ihre Heilkraft hin zu untersuchen und die Gegend nördlich vom Kaukasus zu beschreiben. Das wissenschaftliche Ergebnis dieses Unternehmens war ein wertvoller Bericht über die natur- und völkerkundlichen Verhältnisse des bereisten Gebietes[113].

Die kulturgeschichtlich außerordentlich bedeutsamen Folgen der zweiten großen Reise zeigten sich sehr bald. Wir besitzen ein Zeugnis, das wahrscheinlich in die Zeit unmittelbar nach Peters Rückkehr fällt und auf seine Auffassung von der Bedeutung völkerkundlicher Funde ein helles Licht wirft. Es handelte sich um Gräberfunde im Gebiet der Wolgabaschkiren; trotz des ungemein hohen Preises, den die Kalmücken verlangten, war Peter offenbar bereit, die Gegenstände zu erwerben, weil man infolge mancherlei Umständen „nicht mehr zweifelte, daß diese Antiquitäten die Zierrahten seyn müsten, mit welchen die ehmaligen Scythischen Könige begraben worden." Sie konnten aber nicht mehr aufgetrieben werden, und als ein in der Gegend wohnhafter Holländer namens Eingeborenen an Nachforschungen gehindert, und „solchergestalt

weiter zu miniren, und glaubten, daß man so wohl noch mehr dergleichen Sachen .. entdecken würde." (Weber, Das veränderte Rußland, Teil I, S. 124.)

[46]) Daß dieser Auftrag von Paris aus erteilt wurde, ist deshalb wahrscheinlich, weil am 24. Juni/5. Juli 1717 in Petersburg ein Senatsukas darüber erlassen wurde. (Archiv pravitel'stvujuščago senata, Bd. I, S. 43, Nr. 486.)

van Doort sich selbst nach dem Fundort begab, wurde er von den gerieht dieses gute Vorhaben ins Stecken, und erweckte bey dem Czaren die Begierde, auf seiner vorhabenden Reise nach Astrakan mit Gewalt diese nüzliche Nachsuchung fortsezen zu lassen[114]."

Dieser Satz eines Zeitgenossen Peters, des hannöverschen Geschäftsträgers Weber, scheint eine Andeutung zu sein, daß der Car jetzt offenbar gewillt ist, eigene Schritte zur Aufdeckung wissenschaftlichen Materiales zu ergreifen; und tatsächlich beginnt mit dem Jahr 1718 seine schöpferische Betätigung auf dem Gebiete der „Kunstkammer-Wissenschaften".

Am 13./24. Februar des Jahres 1718 erläßt Peter einen Ukas[115], der in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert ist. Der erste Teil betrifft die Herbeibringung von Mißgeburten für die Kunstkammer und stellt eine erweiterte Wiederholung und Begründung des bereits erwähnten Ukas' vom Jahre 1704 dar; der zweite Teil bezieht sich auf vorzeit- und altertumskundliche Funde. Er beginnt mit folgender, für Peter sehr bezeichnenden Einführung:

> „Sintemalen es bekannt ist, daß im Geschlecht der Menschen wie der wilden Tiere und der Vögel Monstra zur Welt kommen, das heißt Mißgeburten, die man immer in allen Staaten als Wundergeschöpfe sammelt, weshalb auch vor einigen Jahren schon ein Ukas erlassen wurde, damit man solche herbeischaffe, wofür Bezahlung versprochen wurde, und einiges ist auch schon beigebracht worden, nämlich: zwei Säuglinge, jeder mit zwei Köpfen, und zwei, die mit den Körpern zusammengewachsen sind."

Mit Recht bemerkt dazu aber der Car, dies sei angesichts der Ausdehnung seines Reiches gar wenig, und er erkennt auch den Grund für die geringe Wirkung seines ersten Erlasses (vom 28. Januar / 8. Februar 1704), nämlich die Verheimlichung durch das ungebildete Volk,

> „in dem Glauben, daß solche Mißgeburten durch Teufelswerk, Hexerei und Zauberkunst entstünden."

Dies sei aber doch unmöglich, da dem Teufel über nichts Geschaffenes Macht gegeben sei. Die Erläuterung der Ursachen für die Entstehung anatomischer Mißbildungen gibt Peter zugleich Veranlassung zu einer kleinen medizinischen Vorlesung:

> „Die Ursache ist vielmehr ein innerer Schaden, oder auch Schrecken und Einbildung der Mutter während der Schwangerschaft, wie es viele Beispiele dafür gibt; worüber die Mutter erschrickt, solche Male haben dann die Kinder; auch wenn sie sich anstößt oder krank wird und anderes."

Nach dieser Vorausschickung folgt der eigentliche Erlaß:

> „Deshalb wird jetzt dieser Ukas erneuert, damit endlich solche Mißgeburten vom Geschlecht der Menschen wie der Haustiere, der wilden Tiere und der Vögel in jeder Stadt den Komman-

danten gebracht werden: und dafür wird ihnen Geld gegeben, nämlich: für eine solche von Menschen 10 Rubel, für eine von Haus- oder wilden Tieren 5 Rubel, für eine von Vögeln aber 3 Rubel, alles für tote; für lebendige jedoch von Menschen 100 Rubel, von Haus- und wilden Tieren 15 Rubel, von Vögeln 7 Rubel; ist sie aber besonders wunderbar, dann wird auch mehr gegeben; ist der Unterschied vom Gewöhnlichen gering, dann weniger."

Durch die Aussetzung hoher Belohnungen steigert Peter in wirksamer Weise den Anreiz zur Befolgung seiner Verfügung; um aber ganz sicher zu gehen, fügt er ausdrücklich hinzu:

„Dazu wird noch bemerkt, wenn eine solche (Mißgeburt) bei besseren Leuten zur Welt gekommen ist und diese sie aus Scham nicht bringen wollen, in diesem Falle gilt, daß sie nicht verpflichtet sind zu sagen, von wem sie stammt, und die Kommandanten haben keine Befugnis zu fragen: woher? sondern müssen, nachdem sie sie entgegengenommen haben, sofort Geld ausbezahlen und die Leute entlassen. Wer aber entgegen diesem Ukas sie verheimlicht, gegen den soll man Anzeige erstatten, und wer überführt wird, von dem soll man zehnmal soviel Strafe nehmen, als dafür ausbezahlt worden wäre, und dieses Geld ist den Angebern auszuhändigen."

Im zweiten Teil kann Peter sich kürzer fassen, da hier kein solcher Widerstand seitens der Bevölkerung wie bei der Beschaffung von Mißgeburten zu überwinden ist:

„Auch wenn wer in der Erde oder im Wasser irgendwelche alte Sachen findet, nämlich: ungewöhnliche Steine, Knochen von Menschen oder Vieh, Fischen oder Vögeln, aber keine solchen, wie sie es heute gibt; oder dann auch solche, die gegenüber dem Gewöhnlichen sehr groß oder sehr klein sind, weiter irgendwelche alte Aufschriften auf Steinen, Eisen oder Kupfer, oder altes und heute ungebräuchliches Rüstzeug, Geschirr und überhaupt alles, was sehr alt und ungewöhnlich ist: das ist auch herbeizuschaffen, und dafür wird genügend bezahlt werden, nach Ansehen der Sache; denn ehe man es nicht gesehen hat, kann kein Preis festgesetzt werden."

Plötzlich fällt dem Caren ein, daß er es unterließ, Anweisungen hinsichtlich der Behandlung toter Mißgeburten zu erteilen; er holt dies daher im Schlußabschnitt auf folgende — wiederum so überaus kennzeichnende Weise — nach:

„Die oben erwähnten Mißgeburten aus dem Geschlecht der Menschen wie der Tiere sind, wenn sie sterben, in Spiritus zu legen; sollte keiner zur Hand sein, so in Schnaps; zur Not auch in einfachen Wein; dann ist alles fest zu verschließen, damit nichts verdirbt. Solcher Wein wird aus der Apotheke besonders vergütet."

Dieser Erlaß, in dem jeder Satz petrinisches Gepräge trägt, verdiente näheres Eingehen schon allein durch die Ausführlichkeit und Genauigkeit, mit der er abgefaßt ist und die zugleich erweisen, welche große Bedeutung der Car nunmehr diesen Dingen beimißt. Früher versuchte er nebenbei und ohne Kosten seine Sammlung zu vergrößern; jetzt ist er, der sparsame Herrscher, zu recht beträchtlichen Geldopfern bereit. Die sachliche und belehrende Art, wie der Inhalt des Erlasses dargestellt wird, legt die Vermutung nahe, Peter habe auf der Reise der Jahre 1716/17 die Erkenntnis des tieferen Sinnes wissenschaftlicher Forschung gewonnen, zu der er nun sein möglichstes beisteuern will.

Dieser Ukas leitet eine Reihe von Maßnahmen ein, die alle vom gleichen Geist erfüllt sind.

Am 22. April / 3. Mai 1718 gab der Car Anweisung zur Erstellung von Räumen für die Kunstkammer, die bis dahin im Sommer-Palais untergebracht worden war[116]. Er plante einen Bau, der in sinnvoller Weise Museum, Bibliothek und Observatorium in sich vereinigen sollte. Zwar wurde mit der Ausführung nach dem Entwurf des deutschen Architekten Mattarnovy[117] sofort begonnen; aber da die Sammlungen sich rasch vergrößerten, wartete Peter die Fertigstellung nicht ab, sondern führte 1719 das Naturalienkabinett einstweilen in das beschlagnahmte Kikin'sche Haus über[118], wobei er auf das Ordnen und Unterbringen der Gegenstände mehrere Tage verwandte.

Am 11./22. Juni 1718 erging folgender Ukas, den der Car eigenhändig verfaßt hatte, als Ergänzung zu dem entsprechenden Erlaß vom Februar desselben Jahres:

> Für menschliche Gerippe (wenn sie übermäßig groß sind) tausend Rubel, für einen Schädel aber fünfhundert Rubel.
>
> Für Münzen und andere Sachen, die mit Aufschriften versehen sind, das Doppelte dessen, was sie kosten. Für Steine mit Aufschriften nach Ermessen.
>
> Ein Grab mit Gebeinen soll nicht verkauft, sondern herbeigeschafft werden. Wo solche vorkommen, ist von allem eine Zeichnung zu machen, wie alles gefunden wurde“[119].

Diese für jene Zeit ungemein hohen Beträge zeigen, welchen Wert in Peters Augen altertums- und vorzeitkundliche Funde jetzt besitzen, und es liegt nahe, darin mit eine Folgeerscheinung der Anregungen zu sehen, die er in der Bibliothèque du Roi in Paris (Grab des Childerich, siehe oben S. 366) empfangen hatte.

Zu Beginn des Jahres 1719 kam er auch auf seinen bereits in Danzig gehegten Plan zurück, nämlich sein Reich von einem Gelehrten bereisen und wissenschaftlich erschließen zu lassen. Besonders kam es ihm hierbei auf solche Gebiete an, die ihm persönlich weniger bekannt waren. Er beauftragte daher am 14./23. Februar 1719 den Doktor Messerschmidt, sieben Jahre auf Kronskosten Rußland und im besonderen Sibirien in natur-, erd- und völkerkundlicher

Hinsicht zu erforschen; alle besonderen Funde sollte er unverzüglich an den Caren nach Petersburg schicken.

Wir haben es hier mit der ersten rein wissenschaftlichen Forschungsreise in Rußland zu tun — denn die Aussendung des Dr. Schober hatte insofern einen praktisch-nützlichen Hintergrund, als es Peter auf die Auffindung von Heilquellen ankam — und wenn ihre Früchte infolge ungünstiger Umstände für die Wissenschaft auch zum Teil verloren gingen [47]), so bleibt doch die Leistung Peters als solche bestehen. Sie ist um so beachtlicher, als der Entschluß, eine derartige Unternehmung auszurüsten, ihm gleich zu Anfang seiner zweiten Auslandsreise kam: ein Umstand, der es wahrscheinlich macht, daß Peter sich schon früher mit solchen Gedanken getragen hatte; so hatte es offenbar nur eines kleinen äußeren Anstoßes bedurft, um sie zur Tat werden zu lassen. Man wird daher nicht umhin können, die Beauftragung Messerschmidts als eigene, persönliche Leistung des Caren zu bewerten.

Im Februar des Jahres 1721 schickte Peter seinen Bibliothekar Schumacher mit einer Reihe von Aufträgen ins Ausland, die fast sämtlich wissenschaftliche Angelegenheiten betrafen (siehe Beilage V). Diese Aussendung ist durchaus eine Folgeerscheinung der Reise der Jahre 1716/17; die Beziehungen, die der Car auf ihr mit fremden Gelehrten und Künstlern angeknüpft hatte, sollten dadurch gepflegt und ausgebaut werden. So haben wir es hierbei grundsätzlich mit einer Parallele zu dem Austausch von Naturseltenheiten zwischen Peter und Ruysch vom Jahre 1701 zu tun. Deutlicher aber kann die Entwicklung, die Peter während dieser zwanzig Jahre in geistiger Hinsicht durchlaufen hat, nicht sichtbar gemacht werden, als eben durch die Aufdeckung dieser Parallele. Damals sandte er nach Amsterdam Würmer und Eidechsen, jetzt dagegen übermittelt er der Pariser Akademie unter anderem eine Abhandlung aus der Feder Messerschmidts über die Vogelwelt Sibiriens [120] und einige Pergamentrollen aus mongolischen Gräbern, die mit unbekannten goldenen Schriftzeichen bedeckt waren. 1701 wünschte er „verwunderliche Sachen aus Ost- und Westindien“ zu erhalten; 1721 betrifft die Liste, die er Schumacher mitgibt, astronomische Modelle, kunstgeschichtliche Drucke, ein „akustisches Rohr“, anatomische Wachsbilder, Wärmemesser, Geräte für Versuche auf dem Gebiet der experimentellen Physik, Naturalien, eine vollständige Bücherei, die Anbahnung eines Schriftwechsels mit Gelehrten „zur Mehrung der Künste und Wissenschaften“ usw. Während einst die kulturellen Beziehungen im wesentlichen auf Holland beschränkt blieben, führen sie jetzt nach den wichtigsten Staaten ganz Europas, in erster

---

[47]) Bei Messerschmidts Rückkehr war der Car bereits gestorben, und so zog sich die Drucklegung seiner Forschungsergebnisse bis gegen Ende des 18. Jahrh. hin, ohne selbst dann alle Schriften zu umfassen; inzwischen aber hatten andere Forscher sich mit den gleichen Aufgaben befaßt, ohne von Messerschmidts Vorarbeiten Kenntnis zu haben.

Linie aber nach Frankreich [48]) — auch dies ein Kennzeichen für den nachhaltigen Einfluß, den Paris auf Peter ausgeübt hat.

Durch diese Reise Schumachers erhielt die carische Kunstkammer einen beträchtlichen Zuwachs: mathematische und physikalische Instrumente, eine schöne Sammlung antiker Gold- und Silbermünzen [122], eine camera obscura, eine laterna magica [123] u. a. m. Aber noch ehe sein Bibliothekar zurückgekehrt war, hatte Peter schon neue Maßnahmen zum Ausbau seiner Naturaliensammlung ergriffen. Im Dezember 1721 erging an den Statthalter von Sibirien ein Ukas [49]), der den Ankauf seltener Tiere und Kristalle verfügte und Maßnahmen für das Auffinden von Mammutknochen anordnete. So stand das Kabinett des Caren bald keiner der besten Sammlungen ähnlicher Art in Europa nach, und es war Peter so sehr ans Herz gewachsen, daß er es, wenn er sich in Petersburg aufhielt, regelmäßig zwei- bis dreimal wöchentlich besuchte [124].

Eine Anfrage des Statthalters von Sibirien, Fürsten Čerkasskij, ob das in Gräbern gefundene Gold für den Caren aufgekauft werden solle, gab Peter Veranlassung zu dem Ukas vom 16./27. Februar 1721, wonach folgendes verfügt wurde:

> „Merkwürdige Dinge, die in Sibirien gefunden werden, soll der Gouverneur von Sibirien oder wer sonst zuständig ist, zum jetzigen Preis aufkaufen und sie ohne vorheriges Einschmelzen an das Berg- und Manufaktur-Kollegium senden, das hierauf, ebenfalls ohne eine Einschmelzung vorzunehmen, an Seine Majestät Bericht erstatten soll“ [125].

Verschärft wurde diese Vorschrift noch durch Abschnitt 6 des Erlasses vom 28. Februar / 11. März 1721:

> „Es soll bei harter Strafe verboten sein, irgendwelches Geld, das hier im Reiche geprägt worden ist, umzuschmelzen, besonders aber alte Münzen und Kopeken“ [126].

Peters Verständnis für den Wert alter Edelmetallgeräte steht zwar schon für die Zeit vor Poltava einwandfrei fest [50]), seine Freude

---

[48]) Von den 13 Aufträgen an Schumacher entfallen 5 auf Frankreich, 2 auf Deutschland, 2 auf Holland, 1 auf England, die restlichen 3 gleichmäßig auf alle.

[49]) Dieser Erlaß ist in der Vollständigen Gesetzes-Sammlung des Russischen Reiches zwar nicht enthalten, aber wir kennen seinen Inhalt durch eine Verordnung des Statthalters Fürsten Čerkasskij an den Kommissar von Turinsk, Stepan Kazimerov, in der es heißt: „Nach dem Ukas des großen Herrschers sollst du zum jetzigen Preis bei Leuten jeden Ranges, Russen und Ausländern, lebende Tiere und Vögel verschiedener Art kaufen, welche des Menschen Verwunderung erregen, und auch selbstgewachsene Kristalle, von denen Klumpen abzuschlagen sind, etwa zwei Pud oder mehr. ... Wo man Mammutstoßzähne gefunden hat, ist mit höchster Sorgfalt nachzuforschen, damit man wenn möglich die Knochen dieses Tieres bis aufs letzte Stück heil zusammenbringen kann, worauf sie nach Tobolsk in Obhut zu schaffen sind...“ (Pamjatniki sibirskoj istorii XVIII veka, Band II, S. 292/93.)

[50]) Dies bezeugt folgende Stelle aus einem eigenhändigen Brief des Caren vom 21. Juni/2. Juli 1707 aus Ljublin an Ivan Alekseevič Musin-

an Geld- und Schaumünzen war auf seinen Reisen mehrmals, besonders auch in Paris, in Erscheinung getreten; durch den Erlaß vom 11./22. Juni 1718 waren auch die ersten Schritte erfolgt, um Münz- und ähnliche Funde in die Hände des Caren zu leiten; aber erst die beiden vorerwähnten Ukase zeigen, welche Bedeutung ihnen Peter jetzt beimißt.

Der persische Feldzug des Jahres 1722 bedeutete keine Unterbrechung der auf Förderung der „Kunstkammer-Wissenschaften" gerichteten Tätigkeit des Caren, er bot im Gegenteil Veranlassung zu verschiedenen Maßnahmen, in denen das ernsthafte Verhältnis Peters zu Altertums- und Völkerkunde immer deutlicher sichtbar wird.

Als er nämlich am 8./19. Juni von Kazan' aus nach Astrachan aufbrach, kam er bei der Fahrt die Wolga hinab in die Nähe der zwischen Kazan' und Simbirsk am Ostufer des Stromes gelegenen Ruinen von Bolgar, der alten von Tîmûr Läng zerstörten Hauptstadt der Wolgabulgaren. Der Car besah sich mit der ihm eigenen Wißbegierde alle noch vorhandenen Überreste. Er fand noch ungefähr fünfzig steinerne Gebäude, von denen zehn Räume und vier Türme noch fast ganz waren. Nachdem er befohlen hatte, einige Gebäude und Türme auszumessen, besichtigte er den alten Friedhof der Stadt, wo noch zahlreiche steinerne Grabplatten mit Aufschriften in armenischer und arabischer Sprache sichtbar waren[127]. Unverzüglich ließ er diese sorgfältig abschreiben, ins Russische übersetzen und Abschriften samt Übersetzungen nach Petersburg in sein Kabinett senden[128]. Aber er erkannte auch die Notwendigkeit von Ausbesserungsarbeiten, um diese wichtigen Überreste wenigstens in dem Zustand zu erhalten, in dem er sie fand, und darum richtete er kurz nach seiner Ankunft in Astrachan an den Statthalter von Kazan' ein Schreiben, in dem er die nötigen Anweisungen dazu erteilte.

Auf der Kriegsfahrt begleitete ihn auch ein Gelehrter namens Ch. Fr. de Patron Baudan, der sich, wie aus seinen Arbeiten hervorgeht, besonders mit vergleichender Sprachforschung und Altertumskunde befaßte[129]. Er gehörte wie Schober und Messerschmidt zu den Forschern, die Peter zur wissenschaftlichen Erschließung des Landes aussandte[51]). Zu ihnen ist ferner Major Johann Gustav

---

Puškin: „Das Silber, das sich im Schloß und an anderen Orten befindet, welches jünger als dreißig Jahre ist, das befehlet umzuschmelzen, aber was älter ist, das ist nicht umzuschmelzen." (Pis'ma i bumagi, Bd. V, 1, Nr. 1815, S. 319.)

[51]) Daß Peter hier durchaus planmäßig zu Werke ging, erhellt aus folgender Stelle in einem Brief (vom 14./25. Februar 1721), den sein damaliger Leibarzt Blumentrost auf seine Anweisung verfaßt und dem Bibliothekar Schumacher zur Übermittlung an die Pariser Akademie ausgehändigt hatte: „Il faut que je vous dise aussi qu'Elle a envoyé en Sibérie, il y a deux ans, un de ses Médecins qui est parfaitement au fait de l'Histoire naturelle, pour y faire les observations nécessaires... Il y en a deux autres qui travaillent sur le même sujet à Astrakan & Casan, ensorte que nous espérons de nous voir bien-tôt en état de pouvoir vous en donner une

Gärber zu rechnen, der vom Caren während des persischen Feldzuges beauftragt wurde, in Dâgestân und Šîrvân längere Zeit völkerkundliche Untersuchungen anzustellen — freilich mit der aufs Nützliche gerichteten Nebenabsicht, die Ergebnisse bei der Grenzbestimmung gegen die Türken verwerten zu können[130].

Trotz aller Aufgaben, die Peter aus der Kriegführung erwuchsen, vergaß er seine Kunstkammer auch während des persischen Feldzuges nicht, wie aus einem Schreiben[52]) vom 22. Oktober/2. November 1722 aus Astrachan hervorgeht, in welchem er dem Oberbauleiter Ul'jan Jakimovič Sinjavin in Petersburg genaue Anweiweisungen für ihre Fertigstellung erteilte[131].

In das Jahr 1722 fallen noch weitere zwei Belege für die lebhafte Anteilnahme des Caren an völker- und altertumskundlichen Fragen. Hierher gehört einmal die Absendung des Kriegs-Kommissärs Ivan Unkovskij an den Kontaischa der Kalmücken, der unter anderem den Auftrag erhielt, möglichst viele Nachrichten über diese Völkerschaft einzuziehen, so daß durch ihn tatsächlich die Kenntnis von der Dsongarei wesentlich vermehrt wurde[132]. Der andere Beleg bezieht sich auf ein altes Götzenbild, das sich auf einem sibirischen Felsen befinden sollte. Kaum hatte der Car davon gehört, ließ er durch den Senat am 31. Juli 11. August 1722 einen Ukas ergehen, wonach von dem betreffenden Ort ein Plan aufgenommen und das Standbild selbst genau gemessen und abgezeichnet werden sollte.

Im Jahre 1723 kam Peter auf den Gedanken, seinen Landmessern außer ihrer eigentlichen Vermessungstätigkeit (vergl. das folg. Kap.) noch eine altertumskundliche Aufgabe zu übertragen. Es wurde ihnen eine ergänzende Weisung übersandt, deren dritter Punkt lautete: „Öde große Städte oder irgendwelche Gebäude, die an wüsten Orten gefunden werden, und aus Stein und verfallen sind, zu beschreiben“[133].

Für das nächste Jahr finden sich wieder mehrere Zeugnisse, aus denen hervorgeht, mit welchem Eifer sich Peter dem Ausbau seiner Kunstkammer widmete. Der über sämtliche russische Bergwerke gesetzte Generalmajor Jacob van Hennin, ein Utrechter, war angewiesen, erdgeschichtliche Merkwürdigkeiten und dergleichen stets nach Petersburg in das Kabinett des Caren zu senden[53]). Am

relation plus ample, & si j'ose dire, complète de tout ce que la Nature produit dans les vastes États de Sa Majesté Czarienne.“ (Histoire de l'Académie Royale des Sciences. Jahrg. 1720, S. 130.)

[52]) Dieser Brief lautete: „Herr Direktor. Die Kunst-Kammer ist in Stein auszulegen und wie ich denke auch zu streichen. Aber da man mit der Anfertigung der Schränke für die Sachen noch nicht begonnen hat, so hole bei Empfang dieses Briefes Schumacher, dem das Kabinett anvertraut ist, damit er Dir eine Aufstellung gebe und die Stellen zeige, wo und was zu machen sei, und danach handle unverzüglich, damit ich die Kunst-Kammer im kommenden Sommer fertig vorfinde. Peter.“

[53]) Hennin schrieb am 4./15. April 1724 aus Sibirien als Antwort auf einen Brief des Caren vom 29. Januar/9. Februar desselben Jahres unter

4./15. April 1724 erging ein Ukas zwecks Aussendung zuverlässiger Leute zur Besichtigung eines von einem Bauern namens Ivanov gefundenen Grabes mit Münzen bei den Altrussen[135]. Als er den Grafen Rumjancov an der Spitze einer Gesandtschaft nach Konstantinopel abschickte, gab er ihm den Doktor Buxbaum mit, welcher unterwegs naturkundliche Beobachtungen anstellen und unbekannte asiatische Pflanzen, griechische Münzen und andere Seltenheiten zurückbringen sollte[136].

Endlich ist noch die Erforschung der Pflanzenwelt des Landes durch den 1724 nach Rußland gekommenen französischen Arzt Deschiseaux zu erwähnen, dem Peter 300 Rubel jährliches Gehalt aussetzte. Auf Verlangen des Archiaters Blumentrost, der auf carischen Befehl einen botanischen Garten anlegen sollte, verfaßte Deschiseaux eine Denkschrift über die Pflanzensammlungen jener Zeit und entwarf den Plan für einen Garten zur Aufzucht fremdländischer Pflanzen in Petersburg[137].

Damit ist die Darstellung der Betätigung Peters I. auf dem Gebiet der „Kunstkammer-Wissenschaften" abgeschlossen; diese bildet aber nur einen Teil seiner wissenschaftlichen Leistungen.

Mit wenigen Worten ist die Entwicklung vorläufig so zu umreißen: Die 1697/98 empfangenen Anregungen wirken sich dahin aus, daß in Peter der lebhafte Wunsch erwacht, auch eine solche Kunstkammer zu besitzen, wie er sie im Westen vielfach kennengelernt hatte, und so beginnt er eine eifrige Sammeltätigkeit, deren Einzelheiten uns wohl nur zu einem geringen Teil überliefert sind. Die Haltung Peters gegenüber den an der Ausrüstung seines Kabinetts beteiligten Wissensgebieten scheint nun zwanzig Jahre hindurch sich gleich zu bleiben, d. h. sie erweckt den Eindruck, daß es ihm während dieser Zeit nur um die ziemlich planlose Beschaffung von Merkwürdigkeiten zu tun war.

Kaum aber hat Peter seine letzte Auslandsreise angetreten, so verschiebt sich das Bild schon etwas; es verändert sich völlig in den Jahren nach seiner Rückkunft bis zu seinem Tode. Aus seiner Betätigung auf dem Gebiet der „Kunstkammer-Wissenschaften" in diesem letzten Zeitabschnitt spricht unverkennbar eine völlig andere Grundhaltung, ein Wissen um die Bedeutung und den inneren Wert dieser Dinge. Dieser Umschwung ist so ausgeprägt, daß es unmöglich ist, ihn auf die äußeren Anregungen in Westeuropa allein zurückzuführen, so wichtig auch deren Rolle gewesen sein mag. Wir kommen vielmehr zu der Überzeugung, daß die Erklärung dieses Umschwunges in einer persönlichen Entwicklung Peters, in einem äußerlich zunächst nicht sichtbaren Heranreifen wesentlich mit zu suchen ist, das ihn zu einem inneren Ver-

---

anderem: „Erze und Kristalle jeglicher Art schicke ich oder bringe ich selbst in die Kunst-Kammer; in den hiesigen Gebieten gibt es mancherlei Erze, und außerdem fand ich ein Stück Holz von einem Ast, der in gutes Kupfererz geraten war, und ein anderes Holz in Kies." (Golikov, a. a. O. Band X, S. 360/61.)

ständnis für wissenschaftliche Fragen befähigte. Entscheidend für seine Beschäftigung mit den „Kunstkammer-Wissenschaften“ blieb freilich der Einfluß des Auslandes, vor allem Frankreichs; er verlieh der in Peter vorhandenen Befähigung zu wissenschaftlichen Leistungen den erforderlichen Auftrieb, deren verhältnismäßig dichte Kette bis zu seinem Tode nicht mehr abriß. —

Peters I. Betätigung auf dem Gebiet der Geographie und Astronomie.

Erd- und Himmelskunde betrachtete Peter zu Beginn seiner Herrscherzeit lediglich als Voraussetzung und Grundlage für die Anwendung der Kriegskunde zu Land und zur See. Zur Herstellung der Karten, ohne die er als Feldherr nicht auskommen konnte, bedurfte es gründlicher Kenntnisse in diesen beiden Wissenschaften, und so sehen wir den Caren schon frühzeitig mit ihnen beschäftigt. Holland lieferte wohl die Möglichkeit zum Betreiben solcher Studien, aber Anregungen dazu hatte er schon in der Nemeckaja Sloboda bei Moskau empfangen; so ist es erklärlich, daß Peter 1697 in Amsterdam von sich aus Unterricht in Sternkunde, Mathematik und Planzeichnen verlangte. Die Einnahme von Azov hatte in ihm den Wunsch erweckt, mit den südeuropäischen Staaten Handelsbeziehungen zu Schiff anzuknüpfen: der erste Schritt zu diesem Ziel war die Anfertigung einer genauen Karte des Don, die nach Peters eigenen Angaben bereits vor seiner Abreise ins Ausland begonnen wurde[138].

Nach seiner Rückkunft schritt der Zar auf dem bereits eingeschlagenen Weg mit Nachdruck weiter. 1699 erfolgte eine Aufnahme des Azov'schen Meeres, und zwar unter persönlicher Beteiligung Peters bei Gelegenheit einer Fahrt, die er zur Begleitung seines nach Konstantinopel abgehenden Gesandten Jemeljan Ukraíncov bis Kertsch unternahm. Der Kapitän des betreffenden Schiffes, Tamburg, hatte außerdem den Auftrag erhalten, den Bosporus und seine Ausmündung ins Marmara-Meer aufzunehmen[139]. Im selben Jahr wurde in Amsterdam[54]) auf carische Anordnung in russischer Sprache ein astronomisches Werk gedruckt, mit dem Titel: „Klare und sehr ausführliche, schön bebilderte Darstellung und Erläuterung der Drehung der Himmelskreise, zur Benutzung auf ein Bild ein-

[54]) In der Druckerei des von Peter mit weitgehenden Sonderrechten ausgestatteten Jan Thesingh, dessen Bestallungsurkunde (vom 10./21. Februar 1700) deutlich die Anteilnahme des Caren an erdkundlichen Fragen zum Ausdruck bringt: „Und Wir“, so heißt es darin, „der große Herrscher, Unsere Carische Majestät, haben ihn, Jan Thesingh, bestallt und ihm befohlen, in jener Stadt Amsterdam europäische, asiatische und amerikanische Land- und See-Karten und -Risse zu drucken.“ Weiter unten ist zu lesen: „.. wurde eine Bestallung erteilt .. dem Holsteiner Elisar Isbrand über den Druck in Holland und die Ueberführung nach Unserer Carischen Majestät Moskowitischem Reich von Tafeln mit Beschreibung in Plänen und in Büchern über unser Sibirisches Reich und die Städte und Länder und Flüsse des Chinareiches .. in slavischer und holländischer Sprache.“ (Polnoe Sobranie Zakonov, Bd. IV, Nr. 1751, S. 6—8.)

tragen“[140]. 1703 erschienen in Moskau Karten von Ingermanland, Karelien, Polen und Litauen, der der seit 1699 in Peters Dienst stehende Holländer Adriaen Schoonebeck in Kupfer gestochen hatte[141]. In der Folgezeit wurden so noch viele Karten hergestellt, die rein kriegstechnischen Zwecken dienten, weshalb sie hier nicht weiter behandelt werden.

Während dieser Zeit trat deutlich auch die lebhafte Anteilnahme hervor, die Peter der Astronomie auch in den schlimmsten Kriegsjahren entgegenbrachte. Der Engländer Fergharson mußte alle im Lande sichtbaren Finsternisse errechnen; „sie mögen auch seyn, wo sie wollen, entweder in Pohlen, zu Petersburg, zu Veronize (Voronež) oder zu Azoph, so lassen sie sich allezeit von Herrn Fergharson einen Abriß nebst einer Nachricht überschicken, wie starck die Finsternisse, sonderlich die von der Sonnen an demjenigen Ort, wo sie um solche Zeit seyn, oder zu seyn gedencken, sich ereignen würden“[142]. Am 10./21. April 1706 erschienen sogar in den ‚Védomosti‘ zum erstenmal Voranzeigen solcher Finsternisse[143].

Bezeichnend für die nachhaltige Wirkung der auf der ersten Reise empfangenen Anregungen erdkundlicher Art ist auch der Umstand, daß Peter sich noch nach neun Jahren eines Globus’ entsann, den er in Amsterdam gesehen hatte. Am 29. Januar / 9. Februar 1707 fragte er bei seinem holländischen Geschäftsträger Brandt an, „wo der kupferne Globus jetzt hingeraten, und falls er nicht verkauft, zu welchem Preis er zu haben“. Nach Erhalt des Bescheides, man verlange 6000 Gulden für ihn, doch sei er wohl billiger käuflich, antwortete der Car umgehend (am 17./28. Juni, von Ljublin aus): „Den großen kupfernen Globus wollet nicht fahren lassen, sondern ihn ohne Eile so billig als möglich aufkaufen (wäre es auch erst in einem Jahr)“[144].

Im März des Jahres 1710 erschien das erste erdkundliche Werk in russischer Sprache, das Peter hatte übersetzen lassen (vermutlich aus dem Holländischen) und dessen Titel lautete: „Geographie oder kurze Beschreibung des Erdkreises“[145].

Als ungefähr um dieselbe Zeit dem Caren das Gerücht zu Ohren kam, der Nordküste Sibiriens gegenüber liege ein großes Land, erging sogleich der Befehl, es aufsuchen zu lassen, den der Statthalter von Sibirien, Fürst Matvej Petrovič Gagarin, dem Wojewoden von Jakutsk, Dorofej Trauernicht, übermittelte[56]). Es

[56]) Der Befehl hatte folgenden Wortlaut: „Man solle von denjenigen Insuln, die der Mündung des Flusses Kolyma und dem Lande Kamtschatka gegenüber liegen, mit allem Fleiße sich erkundigen, was für Völker dieselbe bewohnen. unter wessen Gebothe sie stehen, wovon sie sich ernähren, wie groß die Insuln seyen, und wie weit sie von dem festen Lande entlegen, welche Erkundigung denen nach selbigen Orten zu schickenden Befehlshabern und Cosacken aufzutragen, mit dem Versprechen, daß sie dafür eine besondere gnädige Vergeltung von Ihro Zarischen Majestät sich gewärtigen sollten, was aber geschehen würde, davon solle man mit besonderen Bothen an Se. Zarische Majestät Bericht abstatten.“ (Sammlung Russischer Geschichte, Müller, Band III, S. 33/34.)

wurden tatkräftige Schritte aber erst unternommen, als Fürst Gagarin am 28. Januar / 8. Februar 1711 erneut Trauernicht aufforderte: „Nach dieser Insul .. ist vor allen Dingen, und zwar noch in dem jetzigen 1711ten Jahre die Abfertigung zu bewerkstelligen. Dieses schreibe ich Euch auf Befehl Ihro Carischen Majestät“ [146].

So wurde durch den Kosaken Merkurij Vagin im Jahre 1712 die neusibirische Inselgruppe entdeckt. Schon im August des Jahres vorher aber hatten Danilo Ancýforov und Ivan Kozyrévskij die Kurilen aufgesucht. Nach diesem ersten Versuch wurden 1712 und 1713 noch zwei Erkundungsfahrten von Kamtschatka nach den Kurilen unternommen, die beide auf den schon erwähnten Befehl des Caren vom Jahre 1710 zurückgingen und von Ivan Kozyrevskij geleitet wurden [147].

Diese Forschungszüge bedeuten gegenüber den kartographischen Leistungen der früheren Jahre eine fraglos höhere Stufe erdkundlicher Betätigung, und obwohl auch bei ihnen die Absicht sehr stark auf praktischen Nutzen gerichtet ist [56]) — diesmal in wirtschaftlicher Hinsicht — wird man ihnen die Bezeichnung ‚wissenschaftlich‘ nicht ohne weiteres absprechen können.

Jedenfalls war ein Anfang gemacht, eine Grundlage geschaffen, von der aus später eine streng wissenschaftliche erdkundliche Erforschung ausgehen konnte.

Der nächste Schritt war die Auffindung eines Seeweges nach Kamtschatka. 1713 hatte Peter den Befehl dazu dem Statthalter von Sibirien übermittelt, der ihn am 26. Juli / 6. August 1713 aus Tobolsk an die ‚Prikáznaja Poláta‘ in Jakutsk weitergab. Am 23. Mai 1714 kamen einige von Fürst Gagarin geschickte Schiffszimmerleute nach Jakutsk, die am 3. Juli unter Anführung des Kosaken Kosmas Sokolov mit 20 Kosaken nach Ochotsk abgingen und im Juni 1716 wurde zum ersten Mal das Ochotskische Meer von den Russen befahren [148]; seine eigentliche geographische Erschließung erfolgte allerdings erst nach 1717.

Schließlich ist für die Zeit vor der zweiten großen Reise noch die Absendung des Lorenz Lang als Gesandten des Caren an den Kaiser von China zu erwähnen, der beauftragt war, unterwegs über alles sorgfältige Aufzeichnungen zu machen, vor allem auch in erdkundlicher Hinsicht [57]).

---

[56]) Dies geht klar aus dem Ukas des Wojewoden von Jakutsk an Kozyrevskij hervor, in dem es hieß, „daß er sich der Gränzen des Landes .. wohl erkundigen, auch von denen nahgelegenen Insuln, und unter wessen Botmäßigkeit sie stünden, genaue Nachrichten einziehen, auch die ohne Obrigkeit lebende zum Tribut zwingen, vor allen Dingen aber von dem Japonischen Reiche in Erfahrung zu bringen trachten solle, wie man dahin gelangen könnte, was die Einwohner für Gewehr hätten, auf welche Art und mit was für Geschicklichkeit sie Krieg zu führen pflegeten; ob es zu vermuthen, daß sie nach dem Exempel der Chineser mit denen Russen in Freundschaft und Handlung treten, und welche Waren sie wol aus Siberien verlangen mögten?“ (Weber, Das veränderte Rußland, III. Teil, S. 159.)

[57]) Lang reiste am 18./29. August 1715 von Petersburg ab; sein Reisetagebuch ist abgedruckt bei Weber, a. a. O. Teil I, S. 72 ff.

Bei den bisher angeführten Tatsachen zeigt sich ein beträchtlicher Unterschied gegenüber dem im vorigen Abschnitt für die Kunstkammer-Wissenschaften Gesagten insofern, als Peters Eigenentwicklung vor 1716 dort im wesentlichen untätiges Verständnis zeitigte, das seiner Freude am Sammeln von Merkwürdigkeiten entsprang, während er bis zum gleichen Zeitpunkt auf dem Gebiet der Erdkunde und Astronomie bereits wirkliche Leistungen aufzuweisen hat. Die Kenntnis dieser Wissensgebiete bildete eben die Voraussetzung für die Erreichung mannigfaltiger staatswirtschaftlicher und politischer Ziele: so bedeutete die Kenntnis der erdkundlichen Verhältnisse Kamtschatkas und des Ochotskischen Meeres die Grundlage für die Beherrschung dieser Gegenden wie für die Eintreibung des Jassak (Zinses); so hätte die Auffindung eines Wasserweges nach Indien ungeheure wirtschaftliche Möglichkeiten erschließen können — darum hegte Peter seit langem Pläne solcher Art, und er hatte kaum seine zweite große Reise angetreten, als er sich, von Libau aus, an die Ausführung des zuletzt genannten, von wirklichem Weitblick zeugenden Unternehmens machte. Am 14./25. Februar 1716 übersandte er dem Gardehauptmann Fürsten Aleksandr Bekovič-Čerkasskij nach Astrachan für dessen Forschungszug nach Chiva, der zur Auffindung von Goldsand ausgerüstet worden war, eine ausführliche Weisung, deren siebenter Abschnitt die Absendung eines zuverlässigen Mannes verfügte, der, als Kaufmann verkleidet, einen Wasserweg nach Indien ausfindig machen und alle Wege genau aufzeichnen sollte [149]. Der Car schickte zwar gleichzeitig dem Leutnant Kožin einen ähnlichen, auf seinen Namen ausgestellten Ukas (siehe Beilage VI); da aber Kožin sich mit Bekovič überworfen hatte, sandte dieser, als ihn der Nakaz des Caren fünf Tagemärsche hinter der Mündung der Embá erreichte, nicht Kožin, sondern einen sprachenkundigen Tataren, den Mirza Tevkelev [58]). Blieb dessen Absendung auch erfolglos [59]), so bedeutet das für jene Zeit außerordentlich kühne Unterfangen trotz der ihm zugrunde liegenden wirtschaftlichen Beweggründe doch eine beachtliche Leistung Peters in erdkundlicher Hinsicht, und dies um so mehr, als sie offenbar nicht vom Ausland angeregt worden war.

Immerhin brachte die Reise der Jahre 1716/17 und im besonderen der Pariser Aufenthalt auch auf erdkundlichem Gebiet für den Caren eine Vertiefung seiner seitherigen Auffassung. Als äußerliches Anzeichen dafür ist vielleicht der Umstand zu werten, daß er vom Ausland aus Befehl nach Petersburg sandte, zwei Werke über

---

[58]) Der Name ist offenbar russifiziert und lautete ursprünglich wohl Tevkel.

[59]) Ein Sturm verschlug ihn nach Astarâbâd, und der dortige persische Gewalthaber verhaftete ihn; er erhielt zwar später durch die Bemühungen des russischen Gesandten in Persien, Artemij Volynskij, seine Freiheit wieder, aber das war schon nach der Ermordung des Fürsten Bekovič-Čerkasskij durch die Chivaer. (Golikov, a. a. O. Bd. VII, S. 62.)

Erdkunde und eines über Sternkunde zu übersetzen [60]). Hierher gehören ferner die Versuche zur Längenbestimmung, denen er 1717 im Haag beiwohnte. Endlich aber dürfen wir mit Sicherheit sagen, daß die Gespräche des Caren mit Leibniz und später mit dem französischen Hofgeographen Delisle und anderen Mitgliedern der Akademie ihm mannigfache Anregungen brachten. Solche Unterredungen mit Gelehrten über ein Gebiet, das ihm aus dem Zwang seiner Herrschertätigkeit heraus vertraut geworden war, mußten ihm um so großeres Vergnügen bereiten, als er hierbei mehrmals in der Rolle eines Belehrenden auftreten konnte, der die Irrtümer des Fachmannes richtigstellte [61]). Mit neuen Einsichten auch in erdkundlicher Hinsicht kehrte Peter nach Rußland zurück, wieder hatte das Ausland mit seiner lebendigen wissenschaftlichen Kultur in ihm den Drang nach neuer Erkenntnis, das Streben nach eigenem Forschen ausgelöst. Nur so ist die Tatsache erklärlich, daß er sich unmittelbar nach seiner Rückkunft an die Lösung dreier großer erdkundlicher Aufgaben machte: die Anfertigung einer genauen Karte des Kaspisees, die Vermessung seines Reiches nach einheitlichen Gesichtspunkten und die Entscheidung der Frage, ob Asien mit Amerika zusammenhänge. Alle diese Unternehmungen waren schon begonnen oder wenigstens vorbereitet; jetzt nimmt sie Peter mit Nachdruck auf. Er hat ihre Bedeutung für die Wissenschaft erkannt, es geht nun nicht mehr bloß um unmittelbar praktische Vorteile des Staates. Die Augen Westeuropas, das fühlt er deutlich,

---

[60]) Es ist ein Senatsukas überliefert, wonach am 14./25. Dezember 1716 der General-Auditor Cruys beauftragt wurde, das Buch „Einführung in die Geographie“ übersetzen zu lassen. (Archiv pravitel'stvujuščago senata, Bd. I, Nr. 455, S. 40.) Im Juni des Jahres 1718 erschien auch ein Werk über diesen Gegenstand, mit dem Titel: „Allgemeine Geographie der Himmels- und Land/Wasser-Kreise mit ihren Eigenschaften und Wirkungen, in drei Büchern beschrieben“; es war aus dem Lateinischen übersetzt und hatte einen englischen Arzt in Amsterdam, namens Bernhard Varenius, zum Verfasser. Da im April des Jahres darauf die russische Übersetzung eines Werkes des damals berühmten Geographen Johann Hübner erschien, ist anzunehmen, daß Peter die entsprechende Verfügung ebenfalls noch im Ausland erlassen hat. Der Titel dieses Buches lautete: „Des Land/Wasser-Kreises kurzgefaßte Beschreibung. Fragen und Antworten aus der alten und neuen Geographie.“ (Pekarskij, a. a. O. Bd. II. Nr. 390 (S. 431) und Nr. 410 (S. 453).) Das astronomische Werk endlich — eine 1698 erschienene Arbeit des damals berühmten Astronomen Huyghens mit dem Titel: Cosmotheoros sive de terris coelestibus earumque ornatu conjecturae, erschien kurz nach Peters Rückkehr und ist insofern bemerkenswert, als es in Rußland für höchst gottlos galt, weil hier zum erstenmal das kopernikanische Weltbild an Stelle der Tycho de Brahe'schen Auffassung trat [150].

[61]) Delisle der Ältere legte ihm eine Karte des Kaspischen Meeres vor, die Peter für falsch erklärte, da die Ostküste nicht so weit von der Westküste entfernt sei und die großen Flüsse Turkestans gar nicht in das Kaspische Meer sich ergössen, sondern in ein anderes Wasserbecken, den Aralsee, von dem die Franzosen jetzt zum ersten Male etwas hörten. Auf Wunsch Delisle's verbesserte Peter diese Karte durch einen Federstrich, welches Blatt .. noch in der Bibliothek der Pariser Akademie aufgehoben wird. (K. E. von Baer, Peters des Großen Verdienste um die Erweiterung der geographischen Kenntnisse, S. 201/02.)

sind mit Staunen auf Rußland gerichtet; es muß nach den kriegerischen auch geistige Leistungen vollbringen, wie sie einer neuen Großmacht würdig sind. —

Die kartographische Aufnahme des Kaspisees war schon vor 1716 von Fürst Bekovič-Čerkasskij in Angriff genommen worden, jedoch nur am Nord- und Ostufer, und zudem waren die Ergebnisse nicht sehr zuverlässig; so hatte Peter noch am Tag seiner Abreise ins Ausland dem Lieutenant Kožin befohlen, er solle von Astrachan aus die Ufer des Kaspischen Meeres aufnehmen und nachprüfen, ob die Karte des Fürsten Bekovič richtig sei[151]. Wenige Monate nach der Rückkehr aus Westeuropa beauftragte der Car, dem es jetzt auf wissenschaftliche Genauigkeit ankam, den Fürsten Urusov, gemeinsam mit Kožin die Vermessung durchzuführen; sie sollten auch, wenn noch Zeit dazu sei, auf dem Meer kreuzen und die vorhandenen Inseln und Untiefen auf die Karte eintragen (siehe Beilage IX). Da Urusov und Kožin mit ihrer Aufgabe nicht fertig wurden, bestimmte Peter im Januar 1719 den Kapitänleutnant Carl van Verden und den Leutnant Fëdor Sojmonov zur Fortsetzung des Werkes. Beide hatten sich durch Treue und Geschicklichkeit während ihres Dienstes unter des Caren eigener Aufsicht ausgezeichnet[152]; dieser Umstand läßt erkennen, welche Sorgfalt Peter auf die Auswahl der für diesen Zweck erforderlichen Leute verwandte.

Am 30. November / 11. Dezember 1719 übergab Sojmonov dem Caren zu Petersburg die von der Westküste des Kaspisees angefertigte Karte[62]); Peter war darüber sehr erfreut und schickte ihn nach einigen Wochen zurück nach Astrachan mit dem Befehl, im folgenden Sommer mit den Vermessungsarbeiten fortzufahren und auch die Südküste aufzunehmen[153]. So wurde Ende des Jahres 1720 die erste zuverlässige Karte des Kaspischen Meeres fertiggestellt und gedruckt; bemerkenswert ist der Umstand, daß auf ihr auch die Abweichung der Magnetnadel an sechs verschiedenen Orten eingetragen war: zweifellos eine Frucht der Leibniz'schen Anregungen. Peter beeilte sich, die neue Karte durch seinen Bibliothekar Schumacher im Jahre 1721 der Pariser Akademie zu übermitteln, in der berechtigten Überzeugung, durch ihre Anfertigung der geographischen Wissenschaft einen wichtigen Dienst geleistet zu haben. Die Absendung der Karte bedeutete eine Art Danksagung des Caren an die Akademie für seine am 22. Dezember des Jahres 1717 erfolgte Aufnahme als „membre hors de tout rang"; dies geht deutlich aus dem Begleitschreiben hervor, das er seinem

---

62) In dem Begleitschreiben van Verden's vom 17./28. Oktober 1719 heißt es: „Ich melde Eurer Majestät, daß ich, Euer alleruntertänigster Knecht, mit drei kleinen Schnauen auf dem Kaspischen Meere kreuzte, und zwar von Astrachan am persischen Ufer entlang bis zur Mündung des Flusses Kûrâ. Von diesem Ufer samt Inseln und Flüssen übersende ich Eurer Majestät eine Karte." (Sobranie pisem imperatora Petra Igo k raznym licam s otvetami na onyja, Band IV, S. 236.)

Bibliothekar mitgab (siehe Beilage IV). Die Akademie wiederum betrachtete von nun an den Caren als ein wirklich die Wissenschaft unmittelbar erweiterndes Mitglied ihrer Körperschaft[154].

Die zweite große erdkundliche Aufgabe, an deren Lösung sich Peter verhältnismäßig bald nach der Rückkehr von seiner letzten Auslandsreise machte: — die einheitlich durchgeführte Vermessung des ganzen Reiches zwecks Schaffung einer Übersichtskarte — war ebenfalls in den Anfängen schon vorbereitet. Wir besitzen ein glaubwürdiges Zeugnis, daß der Gedanke an ein solches Unternehmen den Caren schon vor dem Jahre 1710 beschäftigte[63]). Es ist ferner ein Befehl Peters aus dem Jahre 1714 belegt, wonach die Entfernungen der Orte an den sibirischen Flüssen ausgemessen und auf Karten eingetragen werden sollten[155]. Drei Jahre danach beginnt — wenngleich noch unregelmäßig — bereits die Aussendung von Landmessern aus der Petersburger See-Akademie zur Abfassung von Einzelkarten; so wurde 1717 als erster ein gewisser Fedor Molčánov nach Sibirien gesandt. Einen größeren Umfang nahm diese Vermessungstätigkeit erst im Jahre 1719 an: dem nach Peking abgehenden russischen Gesandten Izmailov[64]) wurden die Landmesser Michaíl Ignat'ev und Fëdor Baluev beigegeben, während zehn weitere nach den Verwaltungsbezirken Voronež und Astrachan abgefertigt wurden. Aus einem Bericht im Jakutsker Archiv geht ferner hervor, daß der Car in diesem Jahr auch die Entfernung von Jakutsk nach Ochotsk hatte ausmessen lassen[156]. Als 1720 Major Licharev an den Irtysch entsandt wurde, um einen Verbindungsweg nach der Stadt ‚Erken' (Jarkand) zu suchen, begleiteten ihn die Landmesser Ivan Zachárov und Peter Čičagov[157]. Endlich erging am 9./20. Dezember 1720 ein Ukas, welcher am 22. Dezember / 2. Januar 1721 wiederholt wurde[65]) und der folgenden Wortlaut hatte:

> „Der Große Herrscher befahl: Die in der (See-) Akademie zu St. Petersburg Geodäsie und Geographie erlernt haben, sollen in die Gouvernements geschickt werden zum Abfassen von Landkarten, und sie sollen Gehalt aus den Einkünften der Gouvernements beziehen, jeder das Nämliche, und zwar sechs Rubel pro Mann im Monat."

Die durch diese planmäßige Aussendung von Landmessern gewonnenen Einzelkarten wurden nach und nach dem Regierenden

[63]) „Es hat sich der Zar öfters verlauten lassen, wie er vorhätte, einmal gewisse Leute abzuordnen, welche eine genaue Karte von seinen Landen verfertigen sollten, und zwar sollte dies geschehen, sobald er Friede und mehr Zeit haben würde, darauf zu gedenken." (J. Perry, Der ietzige Staat von Rußland oder Moscau unter ietziger Czarischen Majestät, S. 96.)

[64]) Izmailov selbst mußte laut dem ihm vom Caren mitgegebenen Nakaz erdkundliche Beobachtungen anstellen: „III. Unterwegs sind sorgfältig Aufzeichnungen über Lage und Entfernung aller dortigen Städte und Orte .. zu machen." (Golikov, a. a. O. VII, 457.)

[65]) Siehe Polnoe Sobranie Zakonov, Bd. VI, Nr. 3682, S. 266 und Bd. VI, Nr. 3695, S. 277.

Senat zugestellt. Außerdem sammelte man noch eine große Menge erdkundlicher Aufzeichnungen, die auf verschiedenen Unternehmungen teils im Innern des Reiches, teils in den angrenzenden Ländern entstanden. Hierher gehören die Reisen Messerschmidts, Gärbers, Unkovskij's usw., von denen bereits in anderem Zusammenhang die Rede war; ferner auch die Aussendung des Florio Beneveni [66]) nach Bochârâ im Jahre 1718. Dieser Italiener, der die persische und türkische Sprache beherrschte, verweilte in der Bucharei bis nach Peters Tode und sammelte zahlreiche erdkundliche Nachrichten sowohl dort als auch im Kaukasus und in Persien, da ihn seine Reise über diese Gebiete führte [158]. So kam allmählich ein mannigfacher und umfangreicher Bestand an Unterlagen zusammen, aus dem später die beiden von Kirilov und der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Atlanten entstanden [159].

Zu Beginn des Jahres 1719 unternahm Peter auch einen ersten wissenschaftlichen Versuch zur Lösung der dritten Aufgabe, nämlich der Frage, ob Asien mit Amerika durch Land verbunden oder durch ein Meer getrennt sei. Bei diesem Entschluß ist der Einfluß Leibnizens außer Zweifel [67]); aber der Car hatte auch von sich aus schon Vorarbeiten geleistet, vor allem durch die Einführung der Schiffahrt auf dem Ochotskischen Meere. Im Januar des Jahres 1719 sandte er nun die Landmesser Fëdor Lúžin und Ivan Jevreinov mit folgendem Befehl [68]) nach Sibirien:

---

[66]) In seiner Weisung heißt es unter anderem: „Unterwegs, besonders aber im Gebiet des Chans von Bochârâ, soll er alle Plätze, Landungsorte und Städte und alle anderen Siedlungen besichtigen, auch was für Flüsse, kleine und große, ins Kaspische Meer fließen .. und über alles soll er sorgfältig berichten, doch so, daß es die Bocharaer nicht bemerken." (A. N. Popóv, Snošenija s Chivoju i Bucharoju pri Petre Velikom, in: Zapiski imp. russk. geografičeskago obščestva, Bd. IX, S. 271.)

[67]) Hierher gehört einmal folgende Stelle aus einem Brief Leibnizens vom 22. November 1711 aus Wolfenbüttel an den Generalfeldzeugmeister J. D. Bruce: „Ich höre daß Seine Czarische M. leute aus Sibirien nacher Norden und dem Eiß Cap zu gehen lassen, möchte wissen, was sie mit gebracht und ob es dienen könne, die Frage vom meer zwischen Asia und America aufzulösen, welches viele zugeben, andere aber leugnen. Diesen Zweifel kann niemand besser als der Czar der Welt benehmen und wird solches rühmlicher auch an sich selbst wichtiger seyn als was die Egyptischen Könige getan, den Ursprung des Nilus zu erfahren." (Guerrier, a. a. O. Nr. 132, S. 192/3.) Ferner findet sich in einer um die Mitte des Jahres 1716 entstandenen Denkschrift Leibnizens über die Verbesserung der Künste und Wissenschaften im Russischen Reich folgender Abschnitt: „Es kann auch durch ordre S. Cz. Mt. außgefunden werden, ob Asien gegen Norden zu umbschiffen, oder ob das äußerste Eißcap an Amerika hange, welches die Engländer und Holländer durch gefährliche Schiffahrt vergebens gesuchet." (Guerrier, a. a. O. S. 348.) Dann war auch bei den Besprechungen des Caren mit Leibniz in Pyrmont und Hannover im Juni 1716 davon die Rede (siehe oben S. 360.)

[68]) Poln. Sobr. Zak. Bd. V, Nr. 3266, S. 607. Sie hatten allerdings noch geheime Anweisungen erhalten, und man hat mit ziemlichem Recht vermutet, daß sie auch beauftragt waren, nach dem Mineral zu forschen, das die Japaner von den Kurilen holen sollten, nämlich nach Silber. (Baer, a. a. O. S. 159.)

„Ihr sollt nach Tobolsk reisen und von Tobolsk, nachdem ihr dort Begleiter genommen, sollt ihr nach Kamtschatka fahren und weiter dahin, wie euch gesagt wurde, und die dortigen Gegenden beschreiben: ob Amerika mit Asien zusammenhängt, was sehr sorgfältig zu untersuchen ist, nicht nur nach Süd und Nord, sondern nach Ost und West, und alles richtig auf die Karte einzutragen; wegen eurer Absendung aus Tobolsk aber und wegen der Zuweisung von Fuhrwerken und Begleitern und des übrigen, wessen ihr bedürfen werdet, ist ein Ukas an die Landräte und die übrigen Verwaltungsbehörden des Gouvernements Sibirien ergangen."

Die Lösung der ihnen gestellten Hauptaufgabe gelang ihnen zwar nicht, doch fertigten sie eine brauchbare Karte von Kamtschatka und den Kurilen an, die Jevreinov dem Caren übergab, als dieser 1722 auf dem Weg nach Persien sich gerade in Kazán' aufhielt. Peter betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit und hörte die Beschreibung der Reise an[160]. So blieb der Stand der Dinge bis zum Winter des Jahres 1724. Da tat der Car, einen Monat vor seinem Tode, den entscheidenden Schritt.

Am 23. Dezember 1724 / 3. Januar 1725 unterschrieb er einen eigenhändig verfaßten Nakaz an den Flottenkapitän Vitus Bering, der gemeinsam mit Martin Spanberg und Aleksej Čirikov die Frage der Verbindung Asiens mit Amerika endgültig lösen sollte. Diese wichtige und für Peters Befehlsweise ungemein kennzeichnende Verfügung lautete[69]):

1. Man soll in Kamtschatka, oder an einem anderen Orte, ein oder zwei Schiffsböte mit Verdecken bauen.
2. Mit diesen Schiffsböten soll man längs der Küste, welche nach Norden verläuft, (segeln), und wahrscheinlich, da man ihr Ende nicht kennt, ist dieses Land ein Teil von Amerika.
3. Und deswegen soll man suchen, wo sie mit Amerika zusammenläuft, und wenn man irgendein europäisches Schiff sieht, von ihm erfragen, wie die Küste heißt, und es aufschreiben und selbst an der Küste landen, wahrhafte Nachrichten einziehen, und nachdem man sie auf eine Karte gebracht hat, zurückkehren.

In den ersten Tagen des Jahres 1725 erteilte der Car hierauf dem General-Admiral Apraksin die nötigen Anweisungen für die Abfertigung des Forschungsunternehmens. Dieser Vorgang wird von Peters Denščik Andrej Nartov in seinen Aufzeichnungen beschrieben, und da er sie persönlich miterlebte und die Niederschrift fast unmittelbar darauf erfolgte, so kann sein Bericht als unverfälschter Ausdruck der Einstellung Peters zu dieser Frage gewertet werden, weshalb die entscheidende Stelle daraus hier wiedergegeben sei: „Indem er (der Car) dem herbeigerufenen General-Admiral die Anweisungen übergab, sagte er: „Meine schlechte Gesundheit hat

[69]) In der Übersetzung von Baer, a. a. O. S. 42.

mich gezwungen, zu Hause zu sitzen, da fiel mir in diesen Tagen wieder ein, woran ich schon lange gedacht habe und dessen Ausführung durch andere Dinge verhindert wurde, nämlich die Auffindung eines Weges über das Eismeer nach China und Indien. — Auf dieser Seekarte ist der sogenannte Anian'sche Weg eingezeichnet, und zwar nicht ohne Grund. Bei meiner letzten Reise hörte ich von gelehrten Leuten in Gesprächen, daß ein solches Unterfangen möglich sei. Da dem Vaterland keine Gefahr von Feinden mehr droht, muß man daran denken, dem Staat durch Kunst und Wissenschaften Ruhm zu gewinnen. Sollten wir bei der Erforschung eines solchen Weges nicht glücklicher sein als die Engländer und Holländer, die oftmals versuchten, die amerikanischen Küsten aufzusuchen? Darüber habe ich eine Weisung geschrieben, die ich wegen meiner Krankheit deiner Fürsorge, Fëdor Matvéevič, anvertraue, damit du die Anordnungen dazu treffest, auf daß alles nach den einzelnen Punkten so ausgeführt werde, wie es nötig ist"[161].

Der Forschungszug ging teilweise bereits am 24. Januar / 4. Februar ab.

Am 28. Januar / 8. Februar starb Peter. Am 5./16. Februar verließ Bering selbst Petersburg. So hat der Car „auf diese Weise gleichsam mit seinem letzten Lebenshauche die größte geographische Entdeckung nach dem Auffinden von Amerika, — die Erkenntnis der Trennung der alten Welt von der neuen — eingeleitet"[162].

Fassen wir in kurzen Zügen zusammen, wie sich die Entwicklung Peters in bezug auf sein Verhältnis zu Geographie und Astronomie darstellt. Für die Anfänge ist entscheidend der Umstand, daß der Car schon vor der ersten Auslandsreise durch seine praktische Tätigkeit als Feldherr mit Erd- und Himmelskunde in ihrer Nutzanwendung sich beschäftigt hatte, so daß er in Westeuropa in dieser Hinsicht nichts wesentlich Neues kennen lernte, im Gegensatz zu den „Kunstkammer-Wissenschaften", die sich ihm zum erstenmal in Holland zu eröffnen begannen. Das schließt natürlich nicht aus, daß die Gespräche mit Witsen einen fördernden Einfluß auch mit Bezug auf das Gebiet der Erdkunde auf ihn ausübten, und daß er auch sonst in Holland und England neue Anregungen solcher Art empfing. Nach der Rückkehr von seiner ersten Auslandsreise bringen die Erfordernisse der Kriegführung es mit sich, daß Peter im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zahlreiche Karten aufnehmen läßt, die aber nur ein verhältnismäßig geringes Fortschreiten in wissenschaftlicher Hinsicht bedeuten, da sie vorwiegend aus politischen und kriegstechnischen Gründen entstanden.

Die Beziehungen zu Leibniz auf den „Zwischenreisen" der Jahre 1711 und 1712/13 bringen wichtige Anregungen für Peters Betätigung auf erdkundlichem Gebiet. Es ist wohl sicher, daß die Aussendung Kozyrévskij's zur Erforschung Kamtschatkas und der Kurilen in ihren Ursprüngen auf Leibniz zurückgeht, denn hinter

ihr stand die Frage der Verbindung Amerikas mit Asien, eine Frage, die Leibniz lebhaft beschäftigte und zu deren Lösung er nur den Caren imstande glaubte.

Entscheidend in Hinsicht auf Peters Verhältnis zur Erdkunde, auf den Übergang zu intensiver, bewußt wissenschaftlicher Betätigung wird jedoch erst seine zweite Auslandsreise, während der auch die Berührung mit Leibniz am fruchtbarsten sich gestaltete. Die Vermessung des Kaspisees ist allerdings in der Form, wie sie nach 1717 weitergeführt und vollendet wird, vorzüglich eine Folgeerscheinung des Pariser Aufenthaltes. Peter war sich darüber klar geworden, daß die Herstellung dieser Karte eine wissenschaftliche Leistung bedeutete, und er setzte seinen Ehrgeiz darein, der französischen Akademie eine Probe seines Könnens auch auf diesem Gebiet vorzulegen. Die kartographische Aufnahme des Reiches nach einheitlichem Gesichtspunkt geht zu offensichtlich auf mannigfache, allmählich zu festem Plan sich verdichtende Überlegungen Peters zurück, als daß bestimmende ausländische Anregungen angenommen werden müßten; aber hinsichtlich der Forschungsreisen der Jahre 1719 und 1725 (Jevréinov/Lúžin und Bering) steht der Einfluß der Pariser Akademie wiederum außer Zweifel. Allein auch Leibniz ist an ihrer Veranlassung maßgeblich beteiligt, und es wäre müßig, diese Einflüsse scharf gegenseitig abgrenzen zu wollen.

Peters I. Beschäftigung mit der Geschichtswissenschaft.

Die Anfänge einer Beschäftigung Peters mit geschichtlichen Fragen lassen sich bis in sein Knabenalter zurück verfolgen, als sein Lehrer Nikita Zotov, wenn der Carewitsch vom Lernen ermüdet war, ihm alte Chroniken vorlegte und von den Caren Altrußlands erzählte[163]. Diese unbeholfene und bescheidene Saat fiel auf fruchtbaren Boden, und so wurde Geschichte die einzige Wissenschaft, deren Wesen und Bedeutung Peter unabhängig vom Ausland erfaßte. Zunächst ist es begreiflicherweise mehr der besondere Reiz der oft recht wunderlichen Chronikenberichte, der auf ihn wirkt, und dementsprechend verraten seine ersten Versuche einer Betätigung auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft eine ausgesprochene Vorliebe für die Geschichte fremder Länder oder längst vergangener Reiche.

Diese Betätigung setzt mit dem ersten Aufenthalt in Holland im Jahre 1698 ein, aber — und dies ist sehr zu beachten — nicht unmittelbar durch ihn hervorgerufen. Als er in Amsterdam der Druckerei des Jan Thesingh das Sonderrecht zur Veröffentlichung von Büchern in russischer Sprache und Schrift verliehen hatte, betraf das erste auf seinen Befehl (1699) erscheinende Werk eine „Kurze Einführung in jegliche Geschichte, in historischer Weise von der Erschaffung der Welt an klar und vollständig beschrieben"[164]. Der Verfasser dieser nicht gerade bedeutenden Ab-

handlung, Il'ja Kopievskij [70]), sandte im Dezember des Jahres 1699 dem Caren eine Aufstellung der bereits erschienenen oder in Vorbereitung befindlichen Werke. Aus ihr geht hervor, daß Peter sich damals anscheinend mit dem Gedanken getragen hatte, eine russische Chronik ins Lateinische übersetzen zu lassen, denn unter den zum Druck vorbereiteten Büchern findet sich auch eine „Kiewer Synopsis über den Ursprung des slavorussischen Volkes, in lateinischer Sprache". Diese Übersetzung erschien jedoch nicht, auch fehlen Angaben, ob sie wirklich von Peter beabsichtigt war oder ob der Gedanke von Kopievskij allein ausging [165].

Die erwähnte Aufstellung enthielt jedoch außerdem die Voranzeige einer russischen Ausgabe von Quintus Curtius Rufus, De rebus Alexandri Magni; obwohl das Werk in Amsterdam nicht mehr erschien (1707 ging die russische Druckerei dort ein), muß die Übersetzung im Jahre 1702 bereits fertig und im Besitz des Caren gewesen sein, der das Buch offenbar aufmerksam gelesen hat [71]). Die Übertragung scheint Peter aber nicht gut genug gewesen zu sein, um als Buch erscheinen zu können (Kopiévskij, auf den sie höchstwahrscheinlich zurückgeht, war ja Pole), denn im Oktober des Jahres 1708 beauftragte er den Vorsteher des Kloster-Prikas', Iván Alekséevič Músin-Púškin, ihre Verbesserung besorgen zu lassen [166]; im Druck erschien sie im folgenden Jahr unter dem Titel: „Das Buch des Quintus Curtius von den Taten Alexanders, des großen mazedonischen Caren" [167].

Wie ausgeprägt Peters historischer Sinn bereits in der auf die erste Reise unmittelbar folgenden Zeit zutage trat, wird durch ein Zeugnis erwiesen, in dem berichtet wird, daß, als laut Ukas des Jahres 1701 alle bedeutenden Klöster und Kirchen den vierten Teil ihrer Glocken zum Einschmelzen ablieferten (Peter hatte bei Narva alle Geschütze verloren), sich unter denen, die das Tróice-Sérgiev-Kloster schickte, auch eine Glocke aus dem 15. Jahrhundert befand. Auf die Meldung des Artillerie-Prikas [72]) hin befahl Peter am 10./21. März 1701, jene Glocke dem Kloster zurückzugeben und dafür anderes Kupfer zu nehmen [168].

---

[70]) Vergleiche die Anmerkung auf Seite 372.

[71]) In dem Reisebericht des Corneille Le Brun (deutsch im Auszug bei Weber, a. a. O. I, 419/20) findet sich dafür folgender Beleg: „Den 14ten Februar (1703) kamen wir an den in Rußland so bekandten Don-Fluß, und funden dort zu unser großen Verwunderung verschiedene Elephanten-Zähne, von welchen ich .. nicht begreiffen kunte, wie sie daselbst musten hingekommen seyn. Der Czar berichtete uns, daß weil Alexander der Große, nach dem Bericht einiger Geschichtschreiber, über diesen Fluß und bis an die kleine Stadt Kostincke (welche nur anderthalb Meilen davon gelegen ist) gangen, so könte es wohl seyn, daß einige von seinen Elephanten hier gestorben, und diese Knochen davon überblieben wären."

[72]) Darin heißt es: „Am 6. (17.) Tag des Februar (1701) wurden aus dem Tróice-Sérgiev-Kloster große Glocken, zu hundert Pud und mehr, herbeigeschafft; und unter diesen Glocken fand sich eine Glocke mit der Aufschrift, sie sei im Jahre 6935 (= 1427) unter dem gottesfürchtigen Großfürsten Vasílij Vasíl'evič (Vasílij II, Enkel des Dmítrij Donskój) gegossen worden." (Rússkaja Stariná, 1892, Bd. 73, S. 265/66.)

Im Jahre 1709 erschien in Moskau auf Befehl des Caren eine „Geschichte, in welcher geschrieben wird von der Zerstörung der Stadt Troja des phrygischen Reiches und von ihrer Entstehung..“; zugrunde lag dieser „Geschichte“ die „Historia de bello trojano“, eine Heldenchronik des Guido da Colonna aus dem Jahre 1287[169].

Gleichzeitig mit dem obenerwähnten Auftrag an Músin-Púškin, den dieser an Polikarpov weitergegeben hatte, erhielt er vom Caren auch Anweisung, er solle die Abfassung einer russischen Geschichte vom Beginn der Regierung des Großfürsten Vasílij III. bis zur Gegenwart veranlassen. Dieser Befehl ist insofern von Bedeutung, als hier zum erstenmal eine Geschichtsschreibung des neueren Rußlands veranlaßt wird, während bisher Peters Interesse vorwiegend auf Chroniken beschränkt geblieben war[73]), die oft nur allzuviel Dichtung enthielten. Jetzt hegt der Car offenbar den Wunsch, die Geschichte Rußlands unter seinen Vorgängern gründlicher kennenzulernen, vielleicht um sich über sein eigenes geschichtliches Schicksal Rechenschaft ablegen zu können. So wurde Polikarpov auch mit dieser Aufgabe betraut, und zwar sollte er als Probe vor allem fünf Jahre in zwei Fassungen, einer kurzen und einer ausführlichen, beschreiben[170].

Da die Arbeit offenbar sehr langsam fortschritt, betraute Peter im Jahre 1711 den Gesandtschafts-Prikas mit der Aufgabe, die Geschichte des Krieges mit Schweden zu schreiben. Wir wissen von diesem Auftrag nur durch einen Ukas (siehe Beilage VIII) vom 18./29. Oktober 1711, wonach dem Übersetzer am Gesandtschafts-Prikas Benedikt Schilling sämtliche im Druck-Hof vorhandene ‚Nachrichten‘ (Zeitungen) als Stoff zu dieser Geschichte ausgehändigt werden sollten. Von seiner Arbeit ist uns keine Nachricht erhalten; aber es ist bezeichnend, daß es Peter nach der Schlacht bei Poltava vor allem auf die Beschreibung des Nordischen Krieges ankam. Dies kann seinen Grund darin haben, daß eine solche Aufgabe eher den Kräften seiner Geschichtsschreiber entsprach als jene, mit deren Ausführung Polikarpov sich abmühte; aber wahrscheinlicher ist doch wohl, daß hinter der Schilling'schen Arbeit der Wunsch des Caren stand, seine kriegerische Leistung im richtigen Licht der Nachwelt zu überliefern.

Ende desselben Jahres hat sich Peter offenbar mit dem geschichtlichen Ursprung der Slaven und ihrer Sprache beschäftigt, und zwar so lebhaft, daß er dem Kanzler Golovin Anweisung gab, darüber an den russischen Gesandten zu Wien, Baron Johann Christoph Urbich, zu schreiben. Dieser wandte sich an Leibniz, der eine Abhandlung über diesen Gegenstand anfertigte, die von Urbich dann nach Moskau gesandt wurde[74]). Leider sind die näheren

[73]) Das einzige ernsthafte Geschichtswerk, das ihm zu jener Zeit bekannt war und das er sehr schätzte, war S. Pufendorfs „Einführung in die europäische Geschichte“, wovon noch unten die Rede sein wird.

[74]) Aus dem Bericht Urbichs nach Moskau vom 5. März 1712: „Wegen der mir aufgegebenen Commission von dem Ursprung der Slavonier und

Umstände unbekannt, die das plötzliche Interesse Peters für diese Frage erklären könnten.

Das langsame Fortschreiten der Polikarpov'schen Arbeit veranlaßte Peter im Jahr 1712 zu immer neuen Mahnungen, die deutlich erkennen lassen, welche Bedeutung er ihr beimaß, und die zudem erweisen, wie gut er die alten russischen Chroniken kannte. In einer dieser durch Musin-Puškin übermittelten Mahnungen heißt es: „mit großem Nachdruck befahl Seine Carische Majestät dir, darüber zu schreiben"; oder ein andermal: „Da Seine Carische Majestät eine Geschichte des russischen Reiches zu sehen wünscht, so muß daran zuerst gearbeitet werden, nicht aber an dem Anfang der Welt und an anderen Staaten, da hierüber viel geschrieben worden ist. Und deswegen sollst du mit Fleiß aus den russischen Chroniken Auszüge machen und in ein einheitliches Ganzes bringen"[170]. Das Jahr 1712 ist in diesem Zusammenhang ferner deshalb bemerkenswert, weil es Peter neue Anregungen in geschichtswissenschaftlicher Hinsicht brachte: offenbar hat Leibniz bei seinem Aufenthalt in der Nähe des Caren in Karlsbad oder Dresden auch das Thema der Geschichtsforschung berührt, wenigstens legt ein Brief Leibnizens an Bernstorf vom 24. Dezember 1712 diese Annahme nahe[75]). So ist es nicht ausgeschlossen, daß die auf carischen Befehl durchgeführte Übersetzung und Herausgabe von Geschichtsbüchern in den darauffolgenden Jahren auf diese Anregungen mit zurückzuführen ist; immerhin liegt eine solche Betätigung Peters — wie die weiteren Versuche zur Abfassung einer Geschichte Rußlands und im besonderen seiner Regierungszeit — durchaus auf der schon mit dem Jahre 1699 einsetzenden Entwicklungslinie, die ein sehr persönliches Verhältnis des Caren zur Geschichtswissenschaft schon in der Zeit vor der zweiten großen Reise erkennen läßt.

Wenige Wochen nach seiner Rückkehr von der letzten kleineren Auslandsreise, nämlich am 14./25. Mai 1713, übergab der Car Musin-Puškin ein Buch über die Geschichte Cromwell's in latei-

---

ihrer auch anderer gleichförmigen Völker Sprache als der Russen, Böhmen, Pohlen etc. habe ich mich bemühet und in Prag verschiedenen gelehrten Leuten die Incumbenz gegeben, mir die Bücher, so man haben könnte, hievon zu verschaffen. .. Besser aber kann hierin niemand in der Welt an Hand gehen als der geheimbde Rath Leibniz zu Hannover, der wegen der profunden Gelehrsamkeit und sonderheit in historien und antiquität seines gleichen nie gehabt und haben wird." (Guerrier, a. a. O. S. 209.) Daß diese Angelegenheit von Peter ausging, wird durch eine Stelle in einem anderen Brief Urbichs bezeugt, in dem es am Schluß heißt: „Ich hoffe, daß seine (Leibnizens) Beschreibung Ihrer Zarischen Majestät angenehm sein wird." (S. M. Solov'ev, Istorija Rossii s drevnejšich vremen, IV. Buch, Band 17, S. 638.)

[75]) In diesem Brief heißt es: „V. Ex. aura appris de Mr. de Fabrice que le Czar en a usé fort gracieusement à mon égard. J'ai pris congé de Sa M. à Dresde, et j'avois dessein de m'en retourner; mais je fus un peu arrête par le pied. En attendant j'appris une nouvelle, que l'Empereur même étoit disposé à favoriser les recherches historiques; .." (Guerrier, a. a. O. S. 287.)

nischer Sprache, damit er es nach Moskau an den Schulpräfekten Tomilovič zur Übersetzung ins Russische sende[171]. Im November desselben Jahres erschien auf Peters Befehl in Moskau die russische Übersetzung einer griechischen Chronik, welche die Zerstörung Jerusalems durch Titus und die Einnahme von Konstantinopel durch die Türken behandelte[76]).

Während Polikarpov noch immer an seiner ‚Geschichte des russischen Reiches' arbeitete, ergriff Peter neue Maßnahmen, um vor allen Dingen seine eigenen Taten wahrheitsgetreu aufzeichnen zu lassen. Er betraute mit dieser Aufgabe im Jahre 1714 zwei Männer: den Bischof von Pskov, Feofan Prokopóvič, und den Lehrmeister des Carewitsch, den Baron von Huyssen. Beiden wurden amtliche Unterlagen übermittelt, wie aus der Abhandlung Feofans hervorgeht, und wie noch besser ein eigenhändiger Vermerk des Caren bezeugt, der in seinen Kabinettspapieren aufbewahrt wird: „Die (Feldzugs-) Tagebücher sind sämtlich Huyssen zuzustellen"[172]. Peters Mitarbeiterwahl wirft allerdings ein bezeichnendes Licht auf die Absicht, die er zunächst mit diesen Bemühungen verfolgte, denn sowohl Huyssen als auch Prokopovič dienten ihm mit Geschick als Publizisten, dieser in Rußland, jener vor allem in Deutschland. Die ‚Geschichte' sollte offenbar im Sinne eines Werkzeuges zur Rechtfertigung der petrinischen Herrschertätigkeit wirken. Allein das Ergebnis war in beiden Fällen ungenügend, denn Feofan war eben doch kein Geschichtsschreiber, und Huyssen scheint ungenügenden Stoff gehabt zu haben[77]).

Im Januar des Jahres 1715 sandte Leibniz nach Petersburg eine Abhandlung über die Hunnenfrage, die er in einer in Pyrmont (1716) entstandenen Denkschrift mit den Worten erwähnt: „habe auch wegen der Russischen antiquitäten dienliche Untersuchungen gethan und unter andern erwiesen, daß die Hunnen und Attila eigentlich aus den Russischen Landen kommen und die Slavonische Sprach gehabt wie ich denn aus alten monumentis angezeiget, wie es eigentlich mit des Attila Person und Hof für Bewandtniss gehabt"[173].

---

[76]) Der genaue Titel lautete: „Geschichte von der letzten Zerstörung der Heiligen Stadt Jerusalem durch den römischen Kaiser Titus, den Sohn des Vespasian, Zweitens (die Geschichte) von der Einnahme der berühmten griechischen Residenzstadt Konstantinopel (oder auch Car'grad) durch den türkischen Sultan Mehmet II. (Pekarskij, a. a. O. Bd. II, S. 306).

[77]) „Dasjenige große historische Werck, welches der Russische Kriegs-Rath, Herr von Huyssen, vor drey Jahren von Sr. Czar. Majestät glorwürdigsten Thaten aufgesetzet hat, und zum Druck schon lange fertig liegt, ist zwar an sich selbst sehr gut, und der Durchlesung würdig, weil aber dieser sonst gelehrte Mann, weder aus der Russischen Cantzeley, noch sonsten andere Adminicula gehabt, als was die aufgehobene Zeitungen, mercures historiques, und dergleichen Scripta publica ihm an Hand gegeben, so ist noch viel dabey auszusetzen, und zu wünschen, daß er vor der Edition noch mehr Licht bekommen, und also von den Thaten des Czaren etwas Vollenkommeners hinterlassen möge." (Weber, a. a. O. Teil I, S. 253/4.)

Finden sich auch keine Hinweise, daß Peter eine derartige Arbeit eingefordert habe, so ist doch bemerkenswert, daß Leibniz offenbar überzeugt war, sie werde seine Anteilnahme finden. Aus einem Brief des hannöverschen Residenten Weber vom 28. Februar / 11. März 1715 an Leibniz wissen wir zwar, daß der Car die „curieuse Beylage“ dem „translateur zur Uebersetzung zugestellet“ habe[174]; aber darüber hinaus ist uns keine Nachricht von ihr erhalten.

Kurz vor seiner letzten Abreise ins Ausland besah sich der Car den von Polikarpov endlich fertiggestellten Musterteil der russischen Geschichte, doch scheint das Ergebnis keineswegs seinen Erwartungen entsprochen zu haben[78]). Trotzdem entlohnte er ihn reichlich für seinen guten Willen[175].

Als Peter zwei Wochen darauf die zweite große Reise nach Westeuropa antrat, war demnach sein Wunsch, ein brauchbares russisches Geschichtswerk zu besitzen, noch immer nicht in Erfüllung gegangen. Aber er war nicht gewillt, seinen Plan aufzugeben, und die Anregungen des Auslands mochten ihn darin nur noch mehr bestärken. Wie lebhaft seine Anteilnahme für die Geschichtswissenschaft damals war, zeigte sich gleich zu Beginn der zweiten Reise sehr deutlich, als er in Königsberg (siehe oben S. 359) die dort befindliche Handschrift der Nestorchronik für sich abschreiben ließ. Ein weiterer Beleg dafür findet sich unter den Kabinettsgelder-Quittungen, wonach Peter am 12./23. Februar 1717 in Amsterdam ein aus 36 Bänden bestehendes Werk über die Geschichte von Byzanz für 770 Gulden kaufte[176]. Inwieweit sich der Car sonst während dieses Aufenthaltes in Westeuropa mit geschichtlichen Fragen beschäftigte, ob er in Gesprächen mit Leibniz oder mit Pariser Gelehrten neue Anregungen in dieser Hinsicht empfing — darüber sind uns keine Nachrichten erhalten, wenngleich die Möglichkeit einer solchen Annahme durchaus gegeben ist.

Ein Jahr ungefähr nach seiner Rückkunft machte sich Peter selbst mit Nachdruck an die Abfassung einer Geschichte seiner Herrscherzeit. Unter seinen Kabinettspapieren findet sich auf einem Zettel mit eigenhändigen Aufzeichnungen des Caren, die ihrem Inhalt nach gegen Ende des Jahres 1718 geschrieben sein müssen, ein Vermerk folgenden Wortlautes: „Über den Krieg zu schreiben, wie er anfing und über die Art und Weise und über die Begebenheiten, wie er von wem geführt wurde“[177]. Zu diesem Zweck befahl er dem Kabinetts-Sekretär Makarov, die nötigen kriegskundlichen und politischen Unterlagen zu sammeln, die echten Feldzugs- und Reisetagebücher, die Berichte der Heerführer und Minister, Schlachtberichte usw., und aus ihnen alles für die Geschichte Bedeutsame Wort für Wort in zeitlicher Reihenfolge ohne alle Beschönigung mit den notwendigen Erläuterungen abzuschreiben[178]. Auf diese

---

[78]) Aus einem Brief Musin-Puškins an Polikarpov vom 2./13. Januar 1716: „Deine russische Geschichte wurde nicht mit Wohlgefallen aufgenommen.“ (Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 317.)

Weise sollte ein Rohentwurf entstehen, den der Car selbst auszuarbeiten gedachte.

Im Dezember des Jahres 1718 erschien ferner in Petersburg ein Werk des bekannten deutschen Gelehrten Samuel Pufendorf, die ‚Einführung in die europäische Geschichte', das der Schulpräfekt Gavriil Bužinskij, da er kein Deutsch verstand, aus der lateinischen Übersetzung Johann Friedrich Kramers auf Befehl des Caren ins Russische übertragen hatte[179]. Diese Schrift muß Peter schon sehr frühzeitig bekannt gewesen sein, wie aus dem Nakaz vom Jahre 1703 über die Erziehung des Carewitsch Aleksej Petróvič hervorgeht[79]): in diesem wurde die Abhaltung eines Kurses über europäische Geschichte nach jener Arbeit Pufendorfs angeordnet[180].

Daß es dem Caren nicht nur auf die Beschreibung seiner eigenen Regierungszeit, sondern vor allem auch auf die Abfassung einer Geschichte Rußlands ankam, wird in den Quellen mehrmals bezeugt. So schreibt zum Beispiel Peters Denščík Nartov: „Der Car liebte es, Chroniken zu lesen[80]), und als er ziemlich viele davon gesammelt hatte, sagte er einmal[81]) zu Feofan Prokopovič: ‚Wann werden wir eine vollständige Geschichte Rußlands zu sehen bekommen? Ich habe doch schon viele nützliche Bücher übersetzen lassen'"[181]. Schumacher, der Bibliothekar des Caren, hat uns eine Bemerkung Peters hinterlassen, aus der deutlich seine Auffassung hervorgeht, die Geschichte Rußlands könne nur von Russen geschrieben werden. Zugleich war sich der Car darüber klar, daß eine solche Arbeit nur auf einwandfrei geschichtlichen Unterlagen beruhen dürfe. Er hielt nichts von den Arbeiten der Holländer und Franzosen über die Geschichte Rußlands, da ihnen die Quellen nicht zugänglich waren. „Ich weiß wohl, daß der ächte Stoff zur alten Russischen Geschichte, noch im Lande hin und her zerstreut,

---

79) Freilich haben wir gar keine Anhaltspunkte darüber, woher der Car seine Kenntnisse in diesem Fall geschöpft hat, da er damals noch nicht genügend deutsch verstand. In etwas späterer Zeit wird er wohl das deutsche Original gelesen haben, dafür spricht folgende Anekdote: Im Jahre 1714 legte Bužinskij dem Caren seine Übersetzung vor, der sofort anfing, sie durchzublättern, in der deutlich erkennbaren Absicht, eine bestimmte Stelle aufzusuchen. Als er sie nicht fand, weil der Übersetzer sie weggelassen hatte — sie enthielt einige nicht sehr schmeichelhafte Äußerungen Pufendorfs über die Russen — befahl er zornig, sie sofort einzufügen, damit alles wie im Original sëi. (Pekarskij, I, 326.)

80) In diesem Zusammenhang mag auch die Tatsache erwähnt werden, daß Peter den Stoglav — die vom Landessobór 1551 aufgestellte Kirchenordnung — gut kannte und sich lebhaft für ihn interessierte. Bei der Hochzeit des Fürsten Petr Alekseevič Golícyn am 2. Oktober 1718 erwähnte der Car im Gespräch die Stelle aus dem Stoglav, wo von der Bitte Ivans IV. an den Metropoliten Makárij, ihm die vierte Ehe zu erlauben, die Rede ist. Dabei fiel Peter ein, daß er dieses Buch nicht mehr besitze, weshalb er es mit großem Nachdruck suchen ließ. (Golikov, a. a. O. Bd. VII, S. 382.)

81) Dieser Vorgang muß ungefähr in die Zeit um 1719 oder 1720 fallen, weil, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, die russischen Ausgaben Pufendorfs und Hübners (Geographie) damals schon erschienen waren.

und in den Klöstern bey den Mönchen vergraben liegt. Diesen von dem Untergange zu retten, und einem geschickten Geschichtsschreiber Gelegenheit zu verschaffen, die wahre alte Russische Geschichte schreiben zu können, hab' ich mir schon längst vorgenommen: ich bin aber noch immer daran verhindert worden"[182].

Kurze Zeit nach diesem Ausspruch setzte jedoch Peter seine Erkenntnis in die Tat um, indem er am 20./31. Dezember 1720 jenen bemerkenswerten Ukas erließ, wonach vom Regierenden Senat verfügt wurde[82]):

„In allen Bischofssprengeln und Klöstern und Kathedralen sind die früheren Bestallungs-Urkunden und andere merkwürdige Originalbriefe, auch handgeschriebene und gedruckte Geschichtsbücher durchzusehen und für die Gouverneure und Vizegouverneure und Wojewoden abzuschreiben, und diese Abschriften sind dem Senat einzusenden."

Bezeichnend für Peters geschichtliches Einfühlungsvermögen ist auch seine Auffassung über Ivan IV., die dessen politischer Wirksamkeit gerechter wird, als dies bei den Urteilen der meisten Zeitgenossen der Fall war. Tatsächlich hat uns Stählin[83]) folgende bei der Feier des Nystader Friedens in Moskau Ende des Jahres 1721 gemachte Bemerkung des Caren überliefert: „Car Iwan Wassilowitsch ... ist mein Vorgänger und mein Muster. Ich habe mir denselben allezeit zum Modell meiner Regierung in Klugheit und Tapferkeit vorgestellet, aber es noch lange nicht so weit gebracht, als er. Nur die dummen Köpfe, die die Umstände seiner Zeit, seine Nation und seine großen Verdienste für dieselbe nicht verstehen, nennen ihn einen Tyrannen." Einen ähnlichen Ausspruch aus ungefähr derselben Zeit berichtet auch Weber[84]), nämlich als Urteil Peters über eine von der Geschichte Livlands handelnde Chronik: „Der Czar Iwan Basilowiz ... wird darin wegen seines in Liefland gethanen Einfalls ... als ein Herr beschrieben, der weder Treu und Glauben, noch an Gesetze und Ordnung sich gebunden hat, sondern nur bloß seinen wütenden Regungen gefolget ist. Seine gegen unartige und wilde Unterthanen gezeigte Schärfe kan ich so wenig läugnen, als mißbilligen; denn seine Absicht ist gut und sein Geist groß gewesen. Ein strenger Regent oder ein Conquerant ist ganz etwas anders, als ein Tyrann."

Inzwischen aber behielt Peter den Makarov erteilten Auftrag ständig im Auge, ja er ließ sich die erfolgreiche Durchführung dieser Sache so angelegen sein, daß er nach Abschluß des Friedens mit Schweden (1721), als er seine Staatsgeschäfte nach Tagen aufteilte, inmitten der wichtigsten gesetzgeberischen Arbeiten eine bestimmte Zeit (den Samstag Morgen) „für die Geschichte vom Kriege" festsetzte[183]. Auch begnügte er sich nicht mit dem in

---

82) Polnoe Sobranie Zakonov, Bd. VI, Nr. 3693, S. 277.
83) Original-Anekdoten von Peter dem Großen, Nr. 91, S. 257/8.
84) A. a. O. Teil II, S. 21/22.

seinem Kabinett reichlich vorhandenen Stoff; auf seinen Befehl mußte Makarov ergänzende Unterlagen über bestimmte politische Ereignisse von den maßgebend beteiligten Persönlichkeiten einfordern. So sandte der Vorsteher des Preobraženskij Prikas, Fürst Romodanovskij, einen genauen Bericht über den letzten Strelizen-Aufstand[85]); Feldmarschall Šeremetev, Fürst Golizyn, Fürst Repnin, Graf P. Apraxin solche über ihre Leistungen während des Nordischen Krieges usw.[184].

Ungefähr in die Zeit vor dem persischen Feldzug (1722) fällt eine eigenhändige Aufzeichnung Peters, die sich unter seinen Kabinettspapieren befindet und die für sein Geschichtsverständnis von wesentlicher Bedeutung ist. Diese Aufzeichnung lautet: „In die Geschichte ist einzutragen, was in diesem Krieg getan worden, wann welche Verfügungen für den Bürger- und Soldatenstand getroffen wurden und das Heer- und Flotten-Reglement und das Reglement für die Geistlichkeit. Auch die Festungs-, Hafen-, Schiffs- und Galeeren-Flotten- und Manufakturbauten und die Bauten in Petersburg und auf Kotlin und anderen Orten"[185].

Dieser kurze Vermerk ist ungemein aufschlußreich hinsichtlich Peters Auffassung von seiner eigenen Herrschertätigkeit. Er ist sich darüber klar, daß der Krieg mit Schweden mehr war als ein militärisches Ereignis, daß er vielmehr eine große Zahl einschneidender Maßnahmen auf innerstaatlichem Gebiet nach sich gezogen hatte — und darum müssen nun in die ‚Geschichte' auch alle jene Taten aufgenommen werden, die ihm eine innerpolitische Folge des Krieges dünken, wenngleich sie in Wirklichkeit natürlich viel mehr waren. War sich Peter der tieferen Bedeutung seines Erneuerungswerkes wohl nicht eigentlich bewußt, so hat er jetzt doch zweifellos erkannt, daß seine Herrschertätigkeit eine Einheit darstellte, und diese Einheit sollte daher auch in der ‚Geschichte' zum Ausdruck kommen. Die neugewonnene Einsicht sollte unverzüglich in die Tat umgesetzt werden. Aus Kazán', also während des persischen Feldzugs, mußte Makarov nach Petersburg schreiben, der Obersekretär Poznjakóv solle aus dem Senat Nachrichten über die inneren Angelegenheiten während des Krieges mit Schweden, über die Häfen, die Admiralität usw. besorgen, damit sie in der ‚Geschichte' verwertet werden könnten[186].

---

[85]) Das Begleitschreiben dazu lautete: „Herr Kabinettssekretär! Laut Ukas Seiner Majestät wurde gefordert, man solle in das Kabinett Seiner Majestät zur Abfassung der Geschichte über den gegenwärtigen Schwedischen Krieg, über den Astrachaner Aufstand, von wem er ausging, und wie der Name des Strelizen-Sohnes war, der meuterte und nach der Untersuchung hingerichtet wurde, (Unterlagen) schicken — und über diesen Astrachaner Aufstand, und über den Strelizen-Sohn, und von wem und weshalb dieser Aufstand angefacht wurde, und was sich bei der Untersuchung ergab, ebenso auch über den Strelizen-Aufstand, was sie bei ihrem Zug nach dem Voskresenskij-Kloster trieben, werden beiliegend Aufzeichnungen übersandt, und über deren Empfang ist uns durch ein Schreiben Nachricht zu übersenden. Ramadanovskij. Im Januar des Jahres 1722." (N. Ustrjalov, Istorija Carstvovanija Petra Velikago, I, 317.)

Im Dezember des Jahres 1722 beendigte so Makarov seine Arbeit und legte sie dem Caren in Preobraženskoe einige Tage nach dessen Rückkehr aus dem persischen Feldzug vor, um seine Entscheidung in vielen Dingen einzuholen, die nur ihm bekannt sein konnten. Peter machte sich sofort an die Durchsicht und Überarbeitung des Wortlautes, die so weit ging, daß fast keine Seite unverbessert blieb. Die so erzielte erste Fassung wurde umgeschrieben und dem Caren in Petersburg zum zweitenmal vorgelegt; er war mit der neuen Fassung aber wieder nicht zufrieden, auch nicht mit der dritten, noch mit der vierten, so daß schließlich nur wenige Stellen der Makarov'schen Arbeit erhalten blieben, während alles Wichtige der Feder Peters entstammt[86]). Die Urheberschaft des Caren besteht um so mehr zu Recht, als auch die Teile, die er nicht abgeändert hat, auf Grund seiner Papiere oder mit Benutzung von Zeitungen verfaßt worden waren, deren Leitung er selbst besorgte. Diese Abhandlung, die im Jahre 1770 auf Befehl Katharinas II. von Ščerbátov unter dem unzutreffenden Titel: „Journal oder Tagebuch Peters des Großen vom Jahre 1698 bis zum Abschluß des Nystader Friedens" veröffentlicht wurde, muß daher als eigene Arbeit des Caren angesehen werden[187].

War nun auch auf diese Weise wenigstens die Geschichte der petrinischen Herrscherzeit für die Nachwelt aufgezeichnet, so fehlte es doch immer noch an einer solchen Arbeit über die Geschichte Rußlands. Einen neuen Schritt zur Durchführung dieser Aufgabe — — denn als erste Maßnahme zu ihrer Lösung kann man den Ukas vom Jahre 1720 über die Einbringung alter Handschriften bezeichnen, wenn man von dem mißglückten Versuch Polikarpovs absieht — bedeutet die Wiederholung jenes Erlasses durch den vom 16./17. Februar 1722 (siehe Beilage IX), der deshalb bemerkenswert ist, weil nach ihm besondere Boten vom Synod ausgesandt werden sollten, welche die alten Chroniken, Stufenbücher, Chronographien usw. zu besichtigen und einzusammeln hatten. Wenngleich die meisten kirchlichen Behörden antworteten, bei ihnen gäbe es keine solchen Bücher[188], kam auf diese Weise doch einiges zusammen. Allein

---

[86]) Wie sehr sich der Car diese ‚Geschichte vom Krieg' angelegen sein ließ und wie umfassend er im Prinzip zu Werke ging, geht auch aus folgenden Belegen hervor: Im Jahre 1723 wurde befohlen, für die ‚Geschichte', für welche schon zuvor ein Verzeichnis der Bauten bei Petersburg angefertigt worden war, Unterlagen in das Kabinett Seiner Majestät zu senden, „in welchem Jahr und auf Grund welcher Ukase die Bauten in Peterhof, Strel'na und Dubki (Lustorte Peters) begonnen wurden." (I. Grabar', Istorija Russkago Iskusstva, III, 126.) Unter den Kabinettspapieren befindet sich ferner folgender eigenhändig geschriebener Vermerk vom Jahre 1724: „In die Geschichte ist einzutragen, zu welcher Zeit welche Sachen für den Krieg und die anderen Künste und infolge welcher Ursache oder Zwangslage begonnen wurden, z. B. Waffen, weil sie nicht durchgelassen wurden; ebenso auch für die andern." (N. Ustrjalov, a. a. B. Bd. I, S. 317.)

damit nicht genug. Im März 1722[87]) — zu einer Zeit also, wo Makarov mit seiner Arbeit noch nicht fertig war — beauftragte Peter den Oberprokuror des Senats, Grigorij Skornjakov-Pisarev mit der Abfassung einer Art Chronik. Nähere Angaben sind uns nicht überliefert, aber Peters frühere auf Schaffung einer Geschichte Rußlands gerichteten Bemühungen legen die Annahme nahe, er habe bei diesem Auftrag eine derartige Arbeit im Auge gehabt, und zwar offenbar als sinnvolle Ergänzung der „Geschichte vom Krieg". Im selben Jahr erschien in russischer Übersetzung zum erstenmal ein ausländisches Werk über die Geschichte der Slaven[88]), dessen Veröffentlichung vermutlich ebenfalls mit der Absicht Peters zusammenhing, ein brauchbares russisches Geschichtsbuch zu schaffen. Leider wissen wir von dem Schicksal der Pisarev'schen Arbeit nichts; sie scheint aber im Jahr 1724 noch nicht vollendet gewesen zu sein, denn aus einem Verzeichnis der Kabinettspapiere geht hervor, daß der Car sich am 16./27. August 1724 mit Aufzeichnungen beschäftigte, die sich auf die Geschichte Rußlands bezogen und die er hierauf an denjenigen abschickte, der mit ihrer Abfassung betraut worden war[189]. Freilich ist nicht erwiesen, ob es sich dabei um Pisarev handelte, oder um eine andere Persönlichkeit, von deren Beauftragung durch den Caren uns nur keine Nachrichten überliefert sind; doch erscheint der letzte Fall wenig wahrscheinlich.

Welche Bedeutung Peter in jener Zeit der Geschichtsforschung beimaß, erhellt auch aus folgender Stelle in einem Brief, den sein Leibarzt Blumentrost, der mit den zur Schaffung einer russischen Akademie der Wissenschaften erforderlichen Maßnahmen betraut worden war, am 23. Mai / 3. Juni 1723 an den deutschen Gelehrten Christian Wolff richtete: „Ob nun gleich ein Historicus und Professor Eloquentiae zu der Academie nicht gehöret, jedennoch wollen Se. Majestät dieselben auch haben, um sich derer in allen Fällen bedienen zu können. Derohalben ersuche Ew. HochEdelg. dergleichen capable subjecta zu engagieren"[190].

Endlich sind noch drei auf carischen Befehl erfolgte Veröffentlichungen ausländischer Geschichtswerke zu erwähnen. Das erste stellt insofern eine Folgeerscheinung der auf dem persischen Feldzug gewonnenen Eindrücke dar, als die Berührung mit ,Un-

[87]) Est ist darüber lediglich eine Mitteilung Pisarev's an den Synod vom 3./14. Mai 1722 folgenden Wortlautes erhalten: „Seine Kaiserliche Majestät befahl mir, ein Chronikenbuch zu verfassen, und darum bitte ich Eure Heiligkeit, Anordnungen treffen zu wollen, daß mir zu diesem Zweck ein Schreiber geschickt werde, der in der Rechtschreibung bewandert ist." (Sinodal'noe delo 1722 g. Nr. 32, bei Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 319.)

[88]) Der Titel des Werkes lautete: „Historiographie des Ursprungs des Namens, des Ruhmes und der Verbreitung des slavischen Volkes und seiner Zaren und Herrscher. . ." Das in italienischer Sprache abgefaßte Original hieß: „Il regno degli Slavi hoggi corottamente detti schiavoni, historia di don Mauro Orbini Raguseo abbate Melitense. . ." (Pekarskij, a. a. O. Bd. II, Nr. 525, S. 576.)

gläubigen' sein Interesse für die heidnische Götterwelt weckte, wie die von Feofan Prokopovič verfaßte Einleitung zu der Übersetzung der Abhandlung „Apollodori atheniensis bibliotheces, sive de diis"[89]) bezeugt: „Vor nicht langer Zeit", so heißt es darin, „bezeigte unser großmächtigster Kaiser Peter der Große in weisheitsliebendem Gespräch mit Leuten ... ehrliche Wißbegier: wovon leiten die Heiden den Ursprung ihrer falschen Vielgötterei her, und gibt es darüber irgendeine heidnische Geschichte? Und als er von diesem Autor Apollodor hörte, wünschte er, daß man danach forsche und man zugleich mit der Ausgabe in hellenischer Sprache eine lateinische Übersetzung kaufe, und er befahl, diese in unsere russische Sprache zu übersetzen und zu drucken"[191]. Wie aus dem Vorwort des Übersetzers Barsov hervorgeht, erteilte der Car diesen Befehl nach der Rückkehr vom persischen Feldzug im Dezember des Jahres 1722.

Die zweite der vorerwähnten Veröffentlichungen betraf eine ‚Beschreibung der Taten Julius Caesars', doch wurde die 1723 begonnene Übersetzung zu Lebzeiten Peters nicht mehr fertig[192]. Die dritte endlich bezog sich auf einen Leitfaden für die allgemeine Geschichte, eine Arbeit des protestantischen Bischofs von Osnabrück, Stratemann, ‚Theatrum historicum', deren russische Ausgabe im August des Jahres 1724 erschien[193].

Überblickt man abschließend die im vorliegenden Abschnitt angeführten Tatsachen, so zeigt sich eine Entwicklung Peters mit Bezug auf sein Verhältnis zur Geschichtswissenschaft, die in so hohem Maße selbständig und persönlich erscheint, daß es schwer fällt, ausländische Anregungen und Einflüsse im einzelnen nachzuweisen, abgesehen natürlich von den ersten europäischen Geschichtswerken, die den Caren mit diesem Gebiet in Umrissen vertraut machten (Pufendorf, Quintus Curtius usw.). Vor allem ist der Umstand bemerkenswert, daß die erste Geschichtsschreibungsarbeit, die Peter in Auftrag gab, sich nicht auf seine eigenen Taten bezog, sondern auf die Geschichte Rußlands seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Hier kann es sich also nicht um die Befriedigung persönlicher Herrschereitelkeit gehandelt haben; Peters Beweggründe gingen vielmehr auf den ernsthaften Wunsch zurück, den er sein ganzes Leben hindurch hegte, ohne freilich seine Erfüllung zu erleben: ein brauchbares Buch über die Geschichte Rußlands zu besitzen.

Anders verhält sich die Sache wohl bei den Aufträgen, die Peter 1711 Schilling und 1714 Feofan Prokopovič und Huyssen erteilte: wir dürfen in diesem Fall mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß es dem Caren nach seinem entscheidenden Sieg über

[89]) Russisch lautete der Titel: „Des Appollodor Grammatik der athenischen Bibliothek oder über die Götter. Gedruckt auf Befehl Seiner Kaiserlichen Majestät in Moskau im Januar des Jahres 1725." (Pekarskij, a. a. O. Bd. II, Nr. 590, S. 630.)

die Schweden vorwiegend auf eine Beschreibung seiner Kriegsleistungen ankam. Voll freudigen Stolzes über die Schlacht bei Poltava wollte er der Welt durch die „Geschichte vom Krieg“ seine Kämpfe, Niederlagen und Erfolge wahrheitsgetreu schildern. Daß er dabei aber nicht auf eine Lobeshymne, sondern auf eine geschichtswissenschaftliche Arbeit Wert legte, erhellt aus dem Umstand, daß in jedem Fall von den Quellen ausgegangen werden mußte. Diese mögen allerdings — wie die Bearbeiter selbst — unzulänglich gewesen sein; aber grundsätzlich steht Peters Verständnis für die Geschichtswissenschaft schon vor 1716 außer Frage, und wenn Leibniz auch bis zu einem gewissen Grade fördernd eingewirkt haben mag, die Tatsache bleibt bestehen, daß dieses Verständnis in hohem Maße in Peter selbst sich heranentwickelt hat.

Es kann nicht mit Genauigkeit gesagt werden, welche Anregungen der Car dann auf der zweiten großen Auslandsreise und vor allem in Paris in bezug auf sein Verhältnis zur Geschichtswissenschaft empfangen hat. Betrachtet man seine Leistungen auf diesem Gebiet nach seiner Rückkehr nach Rußland, so wird allerdings ein beträchtlicher Unterschied gegenüber der Zeit vor 1716 deutlich. Dieser Unterschied bezieht sich nicht auf das Was, sondern das Wie, auf die Art und Weise der Durchführung, nicht auf den Gegenstand. Auch nach 1717 sind es die beiden Aufgaben der Geschichte Rußlands und der Geschichte seiner Herrscherzeit, um deren Lösung er sich nachdrücklich bemüht; aber jetzt erst verdient das Verfahren die Bezeichnung ‚wissenschaftlich‘. Nicht nur werden in dieser Zeit die Quellen ungemein vermehrt — für die eine Aufgabe durch die Berichte der beteiligten Zeitgenossen, für die andere durch die beiden Erlasse zur Handschriftenbeschaffung — sondern auch der Bereich der Arbeit erweitert sich, zu der Darstellung der Außenpolitik tritt die Beschreibung der mit dem Krieg verbundenen innenpolitischen Maßnahmen, ja zuweilen scheint sogar der Bereich der Kulturgeschichte gestreift zu werden, etwa wenn Peter die Baugeschichte seiner Lustorte in die ‚Geschichte‘ mit aufnehmen will. Es ist möglich, daß Leibniz bei dieser Entwicklung eine Rolle gespielt hat; es ist wahrscheinlich, daß Paris wesentliche Anregungen vermittelte — aber entscheidend bleibt trotzdem Peters Eigenleistung.

Peter I. als Akademiegründer.

Über die Gründung der Petersburger Akademie der Wissenschaften — Peters größte wissenschaftliche Leistung — ist an sich ein umfangreiches Schrifttum vorhanden; im folgenden sollen abschließend diejenigen Tatsachen hervorgehoben werden, die den persönlichen Anteil des Caren an der Entstehung dieser Einrichtung beleuchten. —

Die ersten Gerüchte von der Schaffung einer russischen Akademie reichen bis in das Jahr 1712 zurück, denn in einem Brief

Leibnizens vom 23. September eben dieses Jahres aus Wolfenbüttel an Baron Schleiniz, den außerordentlichen Gesandten des Caren an den welfischen Höfen, findet sich folgende Stelle: „Je voudrois bien savoir aussi, ... s'il est vrai que le Czar veut établir un gymnase et une Académie à Pétersbourg, en quel cas je pourrois peut être donner des avis utiles“ [194]. Der Umstand, daß schon hier von der Verbindung eines Gymnasiums mit einer Akademie die Rede ist, wie sie tatsächlich später nach Peters Plan zustande kam, erbringt vielleicht eine gewisse Bestätigung dafür, daß diese Gerüchte nicht unbegründet waren. Sie tauchen auf jeden Fall im Jahre 1714 erneut auf, und zwar in der Gazette ‚Neueröffneter Welt- und Staats-Spiegel‘, in der es heißt: „Ja es wolte so gar verlauten / daß Czaarische Maj. gesonnen / in dieser Stadt (gemeint ist Petersburg) eine Academie zu errichten“ [195].

Es ist schwer zu sagen, wie in Peter die Absicht zur Gründung einer solchen Einrichtung heranreifte; außer Zweifel steht hierbei der Einfluß Leibnizens und etwas später die Anregungen, die das praktische Beispiel der Académie des Sciences in Paris vermittelte. Verhältnismäßig bald nach der Rückkehr vom Ausland geschah denn auch der erste Schritt. In einem Bericht Heinrich Ficks, eines in Peters Dienst stehenden Ausländers, erinnerte dieser unter anderem daran, daß er eine Denkschrift verfaßt habe „über das unschwere Belehren und Erziehen der russischen kleinen Kinder, damit diese in kurzer Zeit eine solche Vollkommenheit erreichen, daß Eure Majestät sämtliche zivile und militärische Ränge in den Kollegien, Gouvernements, Gerichtshöfen, Kanzleien und Magistraten und dergleichen mit Ihren eigenen Untertanen ausfüllen, sowie aus den Kindern Ihres eigenen Landes Kaufleute, Künstler, Handwerker, Schiffer und Matrosen bekommen können“. Auf diesen Bericht schrieb nun Peter am 11./22. Juni 1718: „Es ist eine Akademie zu schaffen; jetzt aber sind von den Russen solche, die gebildet sind und Neigung dazu haben, auszusuchen; auch soll mit der Übersetzung von Büchern begonnen werden, aus der Rechtswissenschaft und andere, womit noch dieses Jahr anzufangen ist“ [196].

Freilich erhebt sich nun die Frage, ob diese — recht unklar gehaltene — Bemerkung des Caren sich tatsächlich auf die Schaffung einer Akademie der Wissenschaften bezog, oder aber ob sie „im Hinblick auf eine Lehranstalt für die jungen Russen“ niedergeschrieben worden war, wie Pekarskij [90]) ohne weiteres annimmt. Nun will jedoch Peter, wie er ausdrücklich vermerkt, Russen auswählen lassen, ‚die gebildet sind‘ und ‚Neigung‘ zeigen; auch sollen Bücher ‚aus der Rechtswissenschaft‘ übersetzt werden. Daraus kann mit Sicherheit gefolgert werden, daß der Car zumindest nicht an eine Lehranstalt für Knaben dachte, während die Fick'sche Denkschrift sich gerade auf eine solche bezogen hatte. Andrerseits ist damit noch nicht erwiesen, daß Peter bei der Niederschrift jener

---

[90]) Petr Pekarskij, Istorija imp. Akademii Nauk v Peterburge, S. XXIV.

Bemerkung die Gründung einer Akademie der Wissenschaften im Auge hatte, wenngleich die Pariser Eindrücke in dieser Hinsicht nicht unterschätzt werden dürfen. Immerhin wäre denkbar, daß er an Hand des Fick'schen Berichtes über eine Einrichtung nachgesonnen hatte, die sowohl die Ausbildung von Beamten, Künstlern, Handwerkern und Kaufleuten übernehmen als auch sich mit wissenschaftlicher Forschung befassen könnte. Gerade für diese Annahme sprechen eine Reihe von Umständen. Hier wäre als erstes vielleicht jene Anfrage Leibnizens aus dem Jahre 1712 zu nennen, wo bereits von der Vereinigung einer Forschungs- mit einer Lehranstalt die Rede ist. Noch deutlicher ist ein solcher Gedankengang Peters aus einem an den carischen Leibarzt Blumentrost gerichteten Brief Christian Wolffs vom 11. Januar 1721 abzulesen, an den sich der Car gewandt hatte, damit er ihm bei der Durchführung seines Planes behilflich sei, nachdem er ihn schon um das Jahr 1715 in seinen Dienst hatte ziehen wollen[91]). In diesem Brief heißt es: „Se. Kayserl. Majestät haben vor, sowohl eine Académie des Sciences, als auch eine andere dabei, wo Standes-Personen in tüchtigen Wissenschaften könnten informiret und dabei zugleich die Aufnahme der Künste und Handwerke besorget werde, und er hat mir einige Wochen eher, als ich Dero Brieff erhalten, geschrieben, dasz Sie dabei meiner wenigen Dienste verlangten“[92]) [197].

Mit völliger Deutlichkeit ist die Absicht des Caren aus den einleitenden Sätzen des von Blumentrost ausgearbeiteten Entwurfes für die Gründung der Akademie zu ersehen, von dem für gewiß angenommen werden kann, daß Peter ihn wiederholt mit seinem Leibarzt besprochen hatte[198]. Der darauf sich beziehende Ukas[93]) beginnt mit den Worten: „Seine Kaiserliche Majestät verfügte die Gründung einer Akademie, in welcher Sprachen studiert werden sollten, desgleichen andere Wissenschaften und angesehene Künste, und in der Bücher übersetzt würden.“

Aus all den angeführten Belegen geht klar hervor, daß es dem Caren vor allen Dingen zunächst auf eine praktische Lehranstalt und erst in zweiter Linie auf eine Forschungsstätte ankam. In diesem Sinn muß daher auch Peters obengenannte Verfügung vom 11./22. Juni 1718 ausgelegt werden, d. h. er plante weder eine Schule für junge Russen noch eine Akademie im eigentlichen Sinne,

[91]) In Christian Wolff's eigener Lebensbeschreibung (herausg. von H. Wuttke, S. 149) findet sich folgender Abschnitt, der ungefähr in das Jahr 1715 fällt: „Es verlangte mich schon zu selbiger Zeit der Ruszische Kayser Peter der erste unter sehr vorteilhaften Conditionen, damit er jemanden um sich hätte, den er in mathematicis und physicis gleich fragen könnte, wenn ihm etwas vorkäme.“ Wolff lehnte jedoch ab, da Leibniz nicht einverstanden schien.

[92]) Er konnte sich aber nicht entschließen, die Berufung anzunehmen.

[93]) Vom 28. Januar/8. Februar 1724; auf ihn hatte der Car auch geschrieben: „Zu ihrem Unterhalt werden die Einkünfte bestimmt, die in den Städten Narwa, Dorpat, Pernau und Arensburg an Zoll erzielt werden, das sind 24912 Rubel“[199].

sondern eine Art Polytechnikum mit Lehr- und Forschungsaufgaben zugleich. Einer solchen Zielsetzung entspricht auch durchaus die Gliederung der Akademie nach Lehrfächern, wie sie im Jahr 1725 Peters Wünschen entsprechend durchgeführt wurde:

1. Klasse: Mathematik: Mathesi sublimior, Arithmetik, Algebra, Geometrie; Astronomie, Geographie, Navigation.
2. Klasse: Physik: Theoretische und experimentelle Physik, Anatomie, Chemie, Botanik.
3. Klasse: Humaniora, Geschichte, Recht: Eloquenz, Studium Antiquitatis, alte und neue Geschichte, natürliches und öffentliches Recht, Ethik und Ökonomie[199].

Ein hübsches Beispiel dafür, wie sehr der Car persönlich den Lehrplan im Sinne der praktischen Verwendbarkeit beeinflußt hat, bietet — abgesehen davon, daß Peters naturwissenschaftliche Lieblingsfächer darin sowohl die oberste Stelle als auch den meisten Raum einnehmen — das im Gründungsentwurf über die Wirtschaftswissenschaft Gesagte:

§ 9: Oekonomie.

„Und außerdem wird Oekonomie gelehrt werden, dies ist löblich und sehr nützlich, denn im gemeinen Dasein bringt ihr Studium großen Gewinn und Nutzen"[199].

Hier spricht Peter als Förderer und Gestalter der russischen Volkswirtschaft ganz unverfälscht zu uns! —

Bald nach Bestätigung des Entwurfes begann Schumacher im Namen Blumentrosts einen ausgedehnten Briefwechsel mit verschiedenen europäischen Gelehrten sowie mit den russischen Vertretern an den ausländischen Höfen zwecks Berufung der Mitglieder für die neugegründete Akademie. Allein auch hier bemüht sich der Car persönlich, und so sei als letztes Zeugnis für den außerordentlich lebhaften Anteil Peters an seiner größten wissenschaftlichen Schöpfung ein Brief angeführt, den er am 17./28. September 1724 eigenhändig an seinen Gesandten in Paris, den Fürsten Borís Kurákin, schrieb: „Herr Oberstleutnant!

Wir haben uns entschlossen, hier eine Akademie der Wissenschaften und Künste zu gründen, und unserem Leibarzt Laurentius Blumentrost liegt es ob, die für diese Akademie erforderlichen Leute ausfindig zu machen und anzustellen, und wenn er Euch wegen der Anwerbung gewisser Leute und zu welchen Bedingungen schreiben wird, so führet alles seinen Briefen entsprechend aus, und wo er der Hilfe bedarf, veranlasset und vollführet dies ohne Aufschub. — Peter"[200].

Dieser Brief ist bedeutsam insofern, als er erkennen läßt, Peter habe nicht nur eine Akademie der Wissenschaften, sondern auch eine Akademie der Künste geplant. Bedeutete ihm jene zunächst noch vorwiegend eine Art Hochschule zur Ausbildung von Staatsbeamten, so sollte diese offenbar die Schulung von Handwerkern und Künstlern besorgen. Am 1./12. Dezember 1724, also kurz

vor Peters Tod, überreichte ihm Andrej Nartov eine Denkschrift über die Gründung einer solchen Akademie der Künste. Zwar scheint aus der Einleitung des Entwurfes hervorzugehen, daß Nartov ihn aus eigenem Antrieb verfaßt hat; doch wußte er sicher von den hierauf sich beziehenden Plänen des Caren. Auf jeden Fall findet sich anschließend an den Entwurf auch eine eigenhändige Bemerkung des Caren in Form einer Gliederung der zukünftigen Kunstakademie[301]. Diese Einteilung ist kennzeichnend genug, um hier wiedergegeben zu werden:

Abteilungen für

1. Malerei, 2. Bildhauerei, 3. Stechkunst, 4. Tuschkunst, 5. Kupferstiche, 6. Gravierkunst, 7. Tischlerei, 8. Drechslerei, 9. Zimmermannskunst, 10. Zivilarchitektur, 11. Allerlei Fabriken, 12. Schleusen, 13. Fontänen und dergleichen, was zur Hydraulik gehört, 14. Optik, 15. Mathematische Instrumente, 16. Medizinische Instrumente, 17. Schlosserei, 18. Kupfersachen, 19. Uhren.

Es kann angesichts der zu Peters Zeit noch außerordentlich umfassenden Bedeutung des Begriffes ‚Künste' und im Hinblick auf die Absichten, die er mit der geplanten Kunstakademie verfolgte, nicht wundernehmen, daß Feinmechanik, Hydraulik und Kunstgewerbe in ihr den meisten Raum einnehmen. Andrerseits zeugt diese Aufstellung von dem praktiscehn Scharfblick des Caren, der, den russischen Verhältnissen klug Rechnung tragend, an eine Einrichtung dachte, die fraglos von hoher Bedeutung für die kulturelle Entwicklung des Landes hätte werden können. Die Parallele zu Peters Plan für die Akademie der Wissenschaften ist ganz offenbar: dort stand an der Spitze die freie Forschung — hier Malerei und Bildhauerei in ihren reinen Formen; bilden den Hauptteil und Schluß hier ‚Tischlerei, Schleusen, Optik, Schlosserei usw.' — so entsprechend dort das ‚Gymnasium', in beiden Fällen also das Praktisch-Nützliche. Diese innere Übereinstimmung erbringt eine weitere Stütze für die oben vertretene Auffassung, der Car habe ernsthaft an die Schaffung auch einer Akademie der Künste gedacht, und nur der Tod habe die Ausführung des Planes vereitelt. —

Der umfassende Anteil des Caren an der Schaffung der russischen Akademie der Wissenschaften erhellt zur Genüge aus den wenigen hier angeführten Belegen; er wird im einschlägigen Schrifttum auch nirgends bestritten. Bei näherem Einblick in den Gründungsplan erweist sich auch der zuweilen noch erhobene Einwand als unzutreffend, Peter habe ohne inneres Verständnis für das Wesen einer Akademie einfach die Vorbilder des Auslands nachgeahmt und den russischen Verhältnissen dabei nicht Rechnung getragen. Das Gegenteil war der Fall. Die eigenartige Gliederung seiner Anstalt in die eigentliche Akademie (Forschung), in eine

Universität (Lehre) und in ein Gymnasium (Unterricht), verbunden mit der Verpflichtung der Akademiker zur Abfassung 1. von Lehrbüchern, 2. von Auszügen aus den wissenschaftlichen Werken des Auslandes, berücksichtigte durchaus die Verhältnisse eines Staates, der auf dem Gebiet der geistigen Kultur so sehr hinter Westeuropa zurückgeblieben war. Nichts zeugt so eindringlich von der genialen Einsicht Peters in die Bedeutung und die Aufgaben wissenschaftlicher Forschung wie die Tatsache, daß während zweihundert Jahren die von ihm für die Akademie der Wissenschaften aufgestellten Richtlinien, soweit sie die eigentliche Forschung betrafen, keine grundsätzliche Änderung zu erfahren brauchten und in den bedeutendsten wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademie auch heute noch fortwirken. —

Peters des Großen Verhältnis zur Baukunst.

Peters I. Regierungszeit fällt zusammen mit der Blütezeit des Barock, und nichts ist für diesen Stil so kennzeichnend als die wahrhaft große Auffassung von dem „spannungsreichen Widerspiel von Haus und Garten, Palast und Park“ [202]. Die Steinbildwerke haben dabei im wesentlichen nur eine Zieraufgabe zu erfüllen, sie dienen zur Gliederung der Parkanlage und spielen für diese eine ähnliche Rolle wie das Kunstgewerbe für die Innenbaukunst. Um dem geschichtlichen Geschehen gerecht zu werden, soll daher im folgenden der Begriff „Baukunst“, abgesehen von seiner engeren Bedeutung, auch Parkwesen, Bildhauerei und Kunstgewerbe umfassen. —

Im übrigen beschränkt sich unsere Darlegung darauf, den persönlichen Anteil des Caren an den von ihm veranlaßten baukünstlerischen Leistungen aufzudecken [94]).

Die Anfänge einer Betätigung Peters auf dem Gebiet des Parkwesens und der Baukunst im eigentlichen Sinne [95]) liegen nicht klar zutage. Das erste Zeugnis fällt in das Jahr 1706, es ist ein eigenhändiger Brief des Caren aus Minsk vom 7./18. März an den Grafen Fedor Alekseevič Golovin, wonach dieser einen Fontänenmeister nach Petersburg abgehen lassen sollte [203]. Dieser scheint dort auch tatsächlich einen Springbrunnen verfertigt zu haben, denn am 1./12. Juni desselben Jahres erteilt der Car schriftliche Anweisungen für das Anbringen von Bleirohren und die Beschaffung von Schiefer aus Pskov und Narva für die Herstellung von Brunnenbecken [204]. Peters Briefe aus dieser Zeit bekunden schon deutlich jene lebhafte Freude an gärtnerischen Anlagen, die seinem ganzen Bauschaffen ein so bezeichnendes Gepräge verlieh. So etwa, wenn er am 21. Juli / 1. August 1706 aus Kiev an Fedosej Skljaev schreibt:

---

[94]) Eine kunstgeschichtliche Behandlung der petrinischen Bautätigkeit findet sich bei I. Grabar', Istorija Russkago Iskusstva, Bd. III.

[95]) Von den ausgesprochenen Zweckbauten im Reiche und in Petersburg seit dessen Gründung (1703) ist selbstverständlich nicht die Rede, da hier nur Peters Verhältnis zur Baukunst untersucht werden soll.

„Die Zwiebeln von den weißen Lilien, die von hier abgeschickt worden, soll der Gärtner behutsam verwahren; auch soll der Majoran, der zu Narva, mit der Erde herausgerissen und sorgsam nach Piterburch überführt werden. Lasse ferner einige Wagengestelle auf Kanonenrädern anfertigen, damit auf ihnen Lindenstämme befördert werden können, deren Umfang 12 oder 15 Zoll beträgt, mit Wurzeln und Erde“ [205].

Oder wenn es vorwurfsvoll in einem Brief vom 19./30. März 1707 aus Lemberg an den Admiralitätsrat Aleksandr Vasil'evič Kikin in Petersburg heißt: „Noch habe ich keinerlei Aufstellung von Euch über die Garten-Angelegenheiten erhalten“ [206].

Um das Jahr 1708 tritt auch Peters eigentliche Bautätigkeit sichtbarer hervor, vor allem ist hier ein eigenhändiger Brief des Caren aus Čašnikov vom 25. Februar / 7. März anzuführen, ebenfalls an Kikin gerichtet, wonach man im Schloß die Scheiben und Fensterrahmen einsetzen und auch den Palast vollenden solle, der hinter Petersburg auf der Insel liege [207]. Welches Schloß gemeint ist, kann heute nicht mehr bestimmt werden; bei dem „Palast“ handelt es sich offenbar um das Sommerpalais auf der Petrovskij-Insel [208].

Zugleich mit dem Auftauchen der vereinzelten Spuren dieser ersten Bautätigkeit finden sich auch Quellenhinweise, aus denen das Bestreben des Caren hervorgeht, sich durch Bücher über dieses Gebiet zu unterrichten. Am 13./24. Juni 1706 schrieb er aus Pskov an Pëtr Pavlovič Šafirov:

„Min Her. Sobald du diesen Brief erhältst, suche unverzüglich aus der Werkkammer Bücher aus, das eine mit Fontänenmodellen, das zur Einfügung neuer Modelle durchschossen ist, das andere über den Garten oder Park des französischen Königs zu Versailles, und schicke sie durch die Post nach Smolensk. Piter“ [209].

Aber auch aus dem Ausland ließ er sich einschlägige Werke kommen; seinen holländischen Geschäftsträger Christoffel Brandt bat er in einem Schreiben aus Žolkva vom 29. Januar / 9. Februar 1707 um Zusendung von „Architekturbüchern, aus denen man die Grundlage dieses Handwerkes erlernen kann“ [210], und einige Monate darauf, am 31. Mai / 11. Juni, erging von Kazimierz aus auch an den damals in Rom weilenden Fürsten Boris Ivanovič Kurakin die Aufforderung, „neue und bessere Architektur-Bücher zu kaufen (gut wäre es, wenn in lateinischer Sprache, solltest du solche aber nicht auftreiben, so in irgendeiner anderen)“ [211]. Schließlich ist noch ein Brief Peters vom 13./24. Dezember 1708 aus Sum an den Kommandanten von Moskau, Fürsten Matvej Petrovič Gagarin, zu erwähnen, in dem sich der Satz findet: „Zugleich wird Euch das Architektur-Buch zugesandt, das hier verbessert worden ist, und nach diesen Verbesserungen befiehl den Kupferstechern erneut ans Werk zu gehen“. Es handelte sich um ein im Jahre 1563 veröffentlichtes Werk des Giacomo Barozzio da Vignola, das 1709 in Moskau unter dem

Titel „Regel über die fünf Baustile des Jakov Barocio de Vignola“ erschien [96]).

Inzwischen hatte der Car seinen durch den Feldzug gegen Karl XII. bedingten Aufenthalt in Polen eifrig dazu benutzt, für seine Park- und Gartenanlagen in Petersburg Pflanzgut zu beschaffen. Eine ganze Reihe von Briefen aus dem Jahre 1707 legen dafür Zeugnis ab. Aus Lemberg gingen Ende März „etliche Fuhren Ulmenbäume“ ab, die Fürst Anikita Ivanovič Repnin „behutsam nach Kiev weitersenden“ sollte, damit sie von dort „nach Smolensk und von Smolensk nach Piterburch“ geschickt würden [212]. Der Aufenthalt in Warschau bot Peter die erwünschte Gelegenheit zur Beschaffung von Edelgewächsen, wie aus folgendem Brief des Caren vom 3./14. August 1707 an Semen Grigor'evič Naryškin hervorgeht:

> „Oberleutnant Piskorskij wurde von hier mit Pomeranzen- und anderen Bäumen abgefertigt, ... mit dem Befehl, diese Bäume Euch abzuliefern. Darum sorge vor seiner Ankunft in (Velikie) Luki an einer geeigneten Stelle in der Festung für warme Schuppen für diese Bäume, wo sie den Winter über aufbewahrt werden können, sowie für Fuhrwerke von der Grenze bis nach Luki“ [213].

Damit es ja nirgends fehle, erging am gleichen Tag an Fürst Repnin in Minsk der Befehl,

> „auf dem Wege an verschiedenen Orten etwa zweihundert Pferde oder eine entsprechende Anzahl Ochsen bereitzustellen, auf denen man diese Bäume nach Velikie Luki befördern kann. Lasse auch im voraus nach dem Weg sehen, welcher besser ist, der über Polozk oder der über Witebsk. — Piter“ [214].

Am 8./19. August erhielt Feldmarschall Boris Petrovič Šeremetev den Auftrag, in oder um Ostrog hundert Klafter Buchsbäume und einige Fuhren Ulmen ausgraben und nach Velikie Luki zu senden; zehn Tage darauf wurde auch Fürst Repnin angewiesen, in Wilna „gegen hundert Klafter Ulmen- und Liguster-Bäume (wie man sie in Parks pflanzt) aus den Sapieha'schen und anderen dergleichen

---

[96]) Pekarskij, Nauka i litteratura, Bd. II, S. 214. Wie wichtig Peter es mit dieser Abhandlung nahm, zeigt folgende Stelle aus einem Brief des Grafen Musin-Puškin, den er gegen Ende des Jahres 1708 an Polikarpov schrieb: „Lasse die Sache mit dem Architekturbuch, das euch zum Setzen des Textes übersandt worden, um Gott eilig betreiben, denn laut namentlichem Ukas Seiner Zarischen Majestät muß ständig mit Nachdruck darauf hingewirkt werden, und es ist befohlen, davon bis zum 10. dieses Monats 20 Bücher mit Figuren zu drucken und rasch nach Voronež zu schicken.“. (J. Golikov, Dejanija Petra Velikago, Bd. IV, S. 321.) Wie vertraut andererseits der Car mit diesem Gegenstand geworden war, erhellt aus einem Brief Peters aus Solec vom 14. September 1709 an den Fürsten Gagarin: „Das von Euch geschickte Architekturbuch haben wir durchgesehen, und an einigen Stellen ist es unrichtig, darum senden wir beiliegend eine Liste mit Zeichen, und danach lasse es verbessern.“ (Sbornik russkago istoričeskago obščestva, Bd. XI, S. 127.)

Gärten" aussuchen zu lassen[215]. Laut Ukas vom 11./22. Mai 1708 mußten schließlich diese in Velikie Luki aufbewahrten „Pomeranzen- und sonstigen Bäume" zu Wasser unter guter Bedeckung nach Petersburg geschafft werden[216].

Am 13./24. Januar 1709 schrieb Peter eigenhändig folgenden Brief an Kikin:

> „Vergiß nicht die Springbrunnen zum Frühjahr (worüber ich selbst mit dir gesprochen habe), und daß Kintler emsiger arbeite; auch das Rohr für die dritte Fontäne laß anfertigen. Die Galerien, die Fedor Vasil'ev im korinthischen Stil gearbeitet hat (die noch nicht aufgerichtet sind), lasse, falls sie noch nicht fertig sind, auch fertig machen. Ferner laß Bretter bereitstellen für die Anlagen des Gartens"[217].

Aus diesen Anweisungen kann mit Sicherheit geschlossen werden, daß es sich bereits um die Weiterführung der Arbeiten zur Anlage des Sommergartens handelte. Offenbar ist schon zu diesem Zeitpunkt das Sommerpalais im groben fertiggestellt gewesen, so daß der Car auch an die Ausgestaltung des dazu gehörigen Gartens herantreten konnte. Zunächst mußten naturgemäß die Fontänen gelegt werden, während das Bepflanzen erst im folgenden Jahr möglich wurde, wie ein Brief Peters aus Petersburg vom 23. Juli / 3. August 1710 an den Fürsten Gagarin in Moskau bezeugt: „Nach der beiliegenden Aufstellung sorge ohne Zögern für Gartensamen und -wurzeln und schicke sie, nachdem sie bei geeigneter Zeit ausgegraben worden sind (wie in der Aufstellung angegeben), hierher mit gleichem Kurier, damit sie hier im Monat September eingesetzt werden können"[218].

So waren im Jahre 1711 Sommerpalais und Sommergarten fertig; zur selben Zeit entstand auch das Winterpalais an dem neuen Kanal, der Neva und Mojka miteinander verband. Die Gebäude verraten in ihrer Einfachheit, ja Nüchternheit durchaus den Einfluß Hollands[97]).

Wenn die seither angeführten Belege auch erweisen, daß Peter sich mit Eifer an der Ausgestaltung seiner Bauschöpfungen beteiligte, so scheinen diese doch mehr aus dem Bedürfnis des Herrschers nach einer geeigneten Wohnstätte als aus reiner Freude an künstlerischem Bauschaffen entstanden zu sein. Zwar steht im Jahr 1711 sein Verständnis für architektonische Werte bereits außer Frage[98]), aber seine leidenschaftliche Neigung zur Gartenbaukunst

---

[97]) Dieser Einfluß spricht auch aus einem carischen Ukas, wonach im Sommerpalast eine Wendeltreppe nach holländischem Muster erstellt werden sollte. (M. J. Pyljaev, Staryj Petersburg, S. 57.)

[98]) Einen sehr schönen Beleg dafür stellt der Brief dar, den der Car am 6./17. März 1711 aus Moskau an den Senat schrieb, wonach dem Metropoliten Stefan Javorskij in Moskau ein Hof überlassen werden sollte, den er sich umbauen dürfe; „welche (Räume) aber wegen Alters sich zum Umbau nicht eignen, die soll man zum Gedächtnis so stehen lassen wie sie jetzt sind."

herrscht zu jener Zeit noch immer vor. Dies erhellt deutlich aus der Frühgeschichte der petrinischen Lustorte Dubki, Strel'na[219], und Peterhof. Diese „Lustschlösser" waren aber zunächst nichts weniger als schloßartige Bauten, vielmehr „legte Peter, wenn er ein neues Lustschlößchen draußen vor der Stadt plante, vor allem einen Garten an, mit dem er sich gewöhnlich sehr lange abmühte, während er sich zum Wohnen mit einem schlichten Gebäude begnügte, das in der Eile aus Balken gezimmert worden war und in dem er im Bedarfsfalle übernachten konnte"[220].

Einen Wendepunkt in dieser Entwicklung brachte erst das Jahr 1715. In Peters „Tagebuch" heißt es vom Januar dieses Jahres: „Zu gleicher Zeit erging der Befehl, zu Peterhof ein steinernes Haus anzufangen, und von dem Pallaste bis an die See einen mit Steinen eingefaßten Canal zu ziehen"[221]. Damit war der entscheidende Schritt zur Schaffung eines tatsächlichen Lustschlosses getan, dessen Ausbau und Vervollkommnung sich der Car in der Folgezeit aufs lebhafteste angelegen sein ließ.

Es scheinen französische Einflüsse mit im Spiel gewesen zu sein, denn am 9./20. September 1715 und erneut am 16./27. desselben Monats schrieb Peter nach Frankreich an seinen Geschäftsträger Konon Zotov, er solle ihm Grund- und Aufrisse sowie Schrägbild-Ansichten der schönsten in und um Paris befindlichen Gebäude und Gärten beschaffen, sonderlich von Palast und Park des Königs in Marly, und solle sie so rasch als möglich abschicken[222]. Da zu jener Zeit noch keine französischen Künstler in carischem Dienst standen — deren Zuwanderung setzte erst im Jahre 1716 ein — so ist bezüglich der Veranlassung zu diesen Briefen anzunehmen, daß Peter durch Leute aus seiner Umgebung von den französischen Lustschlössern gehört hatte, wofern er nicht auch aus Büchern (vergl. S. 411) Kunde von diesen Bauten erhalten hatte.

Wie dem auch sein möge, entscheidend bleibt der Umstand, daß mit dem Jahre 1715 Peter seinen Lustorten eine viel ernsthaftere Anteilnahme entgegenbringt als vorher, die dann vor allem durch seine zweite große Reise 1716/17 eine gewaltige Steigerung und Vertiefung erfahren sollte. Diese Entwicklung läßt sich aus den Briefen, die der Car vom Ausland nach Petersburg sandte, mit vollkommener Deutlichkeit ablesen, so daß wir uns auf die Darstellung dieser naturgemäß wichtigsten Belege beschränken können.

Zwei Wochen noch vor seiner Abreise, am 2./13. Januar 1716, schrieb Peter eigenhändig an seinen Geschäftsträger Naum Sinjavin in England: „Laut unserem Brief, der am 21. Oktober / 1. November 1715 an Euch abging, bemühet Euch, zusammen mit Herrn Brandt in Amsterdam Gartenbäume und -wurzeln zu beschaffen; so schrieben wir auch jetzt an ihn, Brandt, und schickten eine neue Aufstellung über den Ankauf eben dieser Bäume und Wurzeln — für den Peterhofer Park — damit er solche kaufe.."[223]. Am 26. Januar / 6. Februar, also einen Tag, bevor er nach Westeuropa auf-

brach, übergab er dem Vorsteher der Baukanzlei, Fürsten Čerkasskij, eine eigenhändig geschriebene Liste, was in seiner Abwesenheit zu tun sei, wonach in Strel'na der angefangene Damm vollendet, in Peterhof acht Schiffsladungen Kalk angefahren, im Sommergarten eine Grotte errichtet werden solle usw.[224].

Die Auslandsreise selbst bot dem in Peter vor kurzem erst erwachten Park- und Schloßbauherrn mannigfache Anregungen und Möglichkeiten. Nach einem Brief des Caren vom 2./13. Februar aus Riga an Ušakov in Moskau sollte dieser Tausende von Ulmen und Linden bereitstellen, welche nach Petersburg abzusenden waren[225]. In Danzig nahm Peter am 20. April 1716 den Gärtner Johann Schultz in seine Dienste und kaufte ihm zugleich für 230 Taler Sträucher und Blumen ab[226]. Aus derselben Stadt schrieb er am 11./22. April an Osip Solov'ev in Amsterdam: „Bei Erhalt dieses Ukases beschaffet in Holland zwanzig Blöcke weißen Marmors, darunter fünf solche, daß man daraus eine Statue in der Proportion eines Menschen aushauen kann, und fünfzehn kleine Blöcke, zu vier und zu drei Fuß . ."[227]. In einem Schreiben vom 16./27. April, ebenfalls aus Danzig, forderte der Car den Fürsten Ménšikov auf, er solle ihm Nachricht über Zahl und Ausmaße der Fenster, Türen und Rahmen beider Paläste[99]) zu Peterhof zukommen lassen; ferner solle er mitteilen, ob die gepflanzten Kastanienbäume noch alle gediehen oder wieviele eingegangen seien[228].

In jene Zeit fällt auch die von Peter verfügte Übersetzung eines französischen Werkes über Gartenbaukunst, „Le Jardinage" von Quintiny[100]); wie lebhaft sein Eifer für diesen Gegenstand inzwischen geworden war, davon legen die in Pyrmont gekauften „gedruckten Garten-Blätter" und „Fontänen-Blätter" usw. beredtes Zeugnis ab. (Siehe oben S. 14/15.)

In einem Brief Peters vom 11./22. Juni 1716 aus Pyrmont an Ménšikov findet sich folgende Stelle: „Ebenso wollet auch jemanden nach Estland schicken um festzustellen, ob es zwischen Narwa und Reval Linden-, Ahorn- und Eschenbäume gibt, und wo solche Bäume vorkommen, diese Orte befehlet anzumerken"[229]. Wenige Tage später schickt ihm der Car aus Schwerin ein Verzeichnis der von Brandt gekauften und nach Petersburg unterwegs befindlichen Bäume, mit genauen Angaben, wo diese zu pflanzen seien[230]. Als er — wieder einige Tage später — den Tod seiner Schwester Natalja Alekseevna erfährt, schreibt er an Ménšikov einen betrübten Brief, der am Schluß in den Befehl übergeht, man solle ihm mit

---

[99]) Gemeint sind der eigentliche Schloßbau und ein kleines Lustschlößchen direkt am Ufer, das der Car „Monplaisir" getauft hatte; „Marly", eine Art Gegenstück zu Monplaisir, entstand erst nach der Pariser Reise, um 1719.

[100]) Am 13./24. Mai 1716 schrieb General Bruce an den Kabinetts-Sekretär Makárov: „Das Gartenbuch, das von Seiner Zarischen Majestät dem Volkov zum Übersetzen gegeben worden, . ." (Pekarskij, a. a. O. I, 298.) Auch Weber erwähnt diesen Umstand. (a. a. O. II, 25.)

gleichem Boten einen Plan seines Gartens und des andern Parks seiner ‚Hausfrau' schicken[231]. Inzwischen war nämlich eine ganze Schar französischer Künstler, die nach Ludwigs XIV. Tod sich andere Auftraggeber hatten suchen müssen, in Petersburg eingetroffen[101]); kurz vor ihnen war außerdem der florentiner Bildhauer Graf Carlo Bartolomeo Rastrelli nach Rußland gekommen, weshalb Peter im September 1716 an Ménšikov schrieb, jener solle aus den von Amsterdam gekommenen Marmorblöcken hübsche Bildwerke für die Springbrunnen der Gärten verfertigen und auch Pläne aller Gärten schicken[232]. An diesen Plänen lag ihm offenbar besonders viel, immer wieder mahnt er in seinen Briefen darum; so heißt es etwa in einem Schreiben vom 11./22. Dezember aus Amsterdam an Ménšikov: „Schicke auch Risse des Parkes in Strelinaja Myza von Leblond; sollte ich gleich hierzulande länger verweilen, so darf doch keine Zeit mit dem Setzen der Bäume versäumt werden"[233].

Als der Car in Amsterdam erkrankt war, beschäftigte er sich nur um so lebhafter mit der Ausgestaltung seiner Lustorte, wovon einmal die erwähnten Bücherkäufe (siehe S. 361) im Januar und März des Jahres 1717, von denen ein Viertel Gartenbau und Parkwesen betrafen, Zeugnis ablegen, vorzüglich aber auch sein Briefwechsel. So findet sich in einem Schreiben Peters vom 1./12. Februar 1717 an Ménšikov der Befehl: „In Peterhof lasset in Monplaisir in den zwei Räumen, die nicht nach der Stadt zu liegen, die Wände in Eiche auslegen, mit Tischlerarbeiten nach englischer Weise[235]. Aus einem vier Tage späteren Brief an denselben ist zu erkennen, wie umfassend Peter bei der Ausschmückung seiner Parks zu Werke ging: „Es schreibt Uns Savva Raguzínskij[102]), er werde in den ersten Tagen des April aus Italien ein Schiff mit den von Uns gekauften Statuen[103]) ... nach Petersburg abgehen lassen"[236]. Für die Innenausstattung seiner Lustschlösser scheint der Car sich gern englischer kunstgewerblicher Erzeugnisse bedient zu haben, wie folgende Stelle aus einem Brief des Caren vom

[101]) Lefort hatte in Frankreich im Auftrag des Caren Künstler angeworben, die dann von Konon Zotov mitgenommen und dem Caren in Pyrmont (1716) vorgestellt worden waren; es waren ihrer achtzehn Mann, die Gehilfen nicht gerechnet, von denen jeder Meister einige besaß: Baumeister, Zeichner, Bildhauer, Wandteppichwirker, Mechaniker, Maschinenmeister, Wasserkünstler, Bronzegießer, Stukkateure, Schlosser, Steinmetzen, Polierer, Tapetenmacher usw.; an ihrer Spitze stand der zu jener Zeit berühmte Baumeister und ‚Mechaniker' Alexandre-Jean-Baptiste Leblond[234].

[102]) Savva Vladislávič, ein bosnischer Kaufmann aus Ragusa (daher sein Beiname Raguzínskij), war 1716—1722 Geschäftsträger Peters in Italien, 1725 Leiter der letzten petrinischen Gesandtschaft nach China.

[103]) Peter kaufte nicht nur Standbilder auf, sondern ließ auch selbst neue verfertigen; so bestellte er 1717 bei Bonacci, einem florentiner Künstler, zwei Adam und Eva darstellende Bildwerke für den Peterhofer Park; so ließ er 1720 in Venedig „ein Seulen-Bild aus feinem Marmor durch Antonio Corradini nach aller Kunst verfertigen, welches die Religion vorstellete; wobey am meisten zu bewundern ist, daß ein aus Marmor gehauener Schleyer, mit welchem das Gesicht bedecket wird, sich darüber gezogen findet. .." (Weber, a. a. O. II, S. 11.)

8./19. Februar 1717 an den Leutnant Aleksándr Apráksin in London bezeugt: „Schicke Uns Proben von allerlei englischen Tapeten und gib den Preis an. Ebenso schicke auch einen Riss auf Papier von den Fassonen für die Eisen (welche man in Kaminen verwendet) nach der besten Manier mit kupfernen Figuren“[237].

Inzwischen erwartete Peter mit Ungeduld die Leblond'schen Entwürfe für die Ausgestaltung seiner Lustorte; aus dieser Stimmung heraus schrieb er am 3./14. März an Ménšikov einen Brief, der deutlich den ausgesprochen schöpferisch zutage tretenden Anteil des Caren an seinen Bauten erweist:

„Da Leblond mit der Absendung der Pläne zögert, die Zeit jedoch drängt: so schicken wir Euch mit diesem Kurier Pläne für den Park von Peterhof mit Angaben nach meinem Gutdünken, und nach diesen lasset arbeiten. Wir bedauern sehr, daß die Pläne Leblond's ausgeblieben sind; er will zwar solche von allen Arbeiten schicken, aber zuerst sollte der Garten zu Strel'na an die Reihe kommen, denn für die anderen Arbeiten ist noch Zeit, nicht jedoch für den Garten“[238].

Um dieselbe Zeit bemühte er sich wiederum nachdrücklich um die Beschaffung von Bäumen; so hatte er bereits am 1. März an Ménšikov ein Schreiben gerichtet, wonach für „Strél'na und die andern Gärten“ aus dem Kreis Nóvgorod drei- oder viertausend Ulmen und bis zu dreißigtausend Linden- und Ahornbäume beschafft werden sollten[239]; so heißt es in einem Brief vom 16. März an den Fürsten Michajl Michájlovič Golicyn den Jüngeren, der sich beim russischen Heer in Rostock befand: „Wir schrieben mit gleichem Kurier an den Herzog von Mecklenburg, er solle Euch die Erlaubnis erteilen, um Rostock oder an andern Orten nicht ferne von Rostock, zum Versand nach Petersburg junge Buchenbäume samt den Wurzeln ausreißen zu lassen“[240]. Selbst für die Zeit seiner Weiterreise nach Paris fehlt es nicht an Belegen ähnlicher Art. Am 29. März / 9. April 1717 schrieb der Car aus Leyden an Ménšikov unter anderem ausführlich, wie und was an Gärten und Häusern in Peterhof und Strel'na gebaut werden solle[241]; am 17./28. April legte er einem Brief aus Calais an denselben eine Beschreibung bei, wie im Sommergarten die Grotte zu erbauen und auszuschmücken sei; man solle zugleich in den russischen Flüssen Muscheln und ‚kuriose Steine‘ sammeln; am gleichen Tag endlich schrieb Peter an seinen Geschäftsträger in Persien, Artemij Volynskij, er solle aus den dortigen Flüssen Muscheln und schöne Steine sammeln und nach Astrachan schicken lassen[242].

In die Zeit des Aufenthaltes in Calais fällt noch ein Schriftstück, das für Peters kunstgewerbliches Verständnis höchst bemerkenswert ist. „Die Porzellanöfen“, so lesen wir in einem Schreiben des Caren vom 18./29. April an den Statthalter von Sibirien, Fürsten Matvej Petrovič Gagarin, „die in China hergestellt wurden und bald von dort abgehen, befehlet an der Grenze entgegenzunehmen und sie unverzüglich nach Petersburg weiterzusenden“[243]. Tatsächlich hatte

Peter im Juli des Jahres 1715 seinen Bevollmächtigten Lorenz Lang nach China entsandt — in Begleitung eines von Kaiser K'ang-hsi erbetenen Arztes, des Engländers Thomas Garwin — um unter anderem chinesische Ziergegenstände zur Ausschmückung einiger Innenräume in Peterhof zu kaufen und die obenerwähnten Öfen herstellen zu lassen[244].

Aus der Pariser Zeit selbst ist uns so gut wie kein Zeugnis aus der Feder Peters erhalten, das in diesem Zusammenhang zu erwähnen wäre[104]); aber wir sahen bereits, einen wie tiefen Eindruck der Car von den Anlagen in Versailles, Marly, St.-Cloud, Meudon usw. empfangen hatte. Wie entscheidend diese Anregungen und Einflüsse für Peters Auffassung von Baukunst und Parkwesen waren, bezeugt ein Brief des Caren an Ménšikov vom 28. Juli / 8. August 1717, also wenige Tage nach seiner Rückkehr nach Amsterdam: „Schreibet an Makarov, man solle in Strel'na unten die Arbeiten durchführen; auf dem Berg aber sind also die Bäume eingesetzt. Woraus ich schließe, daß unten noch keine Bäume gepflanzt worden sind, was sehr gut ist, denn obwohl ich aus Holland schrieb, man solle nach dem Leblond'schen Entwurf den Garten bepflanzen, so müssen doch, wie ich in Frankreich gesehen habe, viele Verbesserungen vorgenommen werden. Was das Abgraben von Erde an den Böschungen des Peterhofer Kanals betrifft, so habe ich gerade darüber geschrieben, dies solle bis zu meinem Eintreffen nicht geschehen, denn es werden viele Bäume entfernt werden; man soll vielmehr nur im Hafen vor der Grotte abgraben. Geht es ohne Einbuße an Bäumen, so ist es gut"[245]. Dies ist zugleich der letzte auf die Lustbauten sich beziehende Brief, den Peter während seiner Auslandsreise schrieb; da diese sich ohnehin ihrem Ende näherte, schiebt er weitere Anordnungen auf, bis er persönlich sich über den Stand der Arbeiten Rechenschaft ablegen kann.

---

[104]) Eine Ausnahme davon bildet nur ein Brief des Caren an Menšikov, den er am 23. Mai/3. Juni 1717 aus Paris geschrieben hatte und der Zeugnis davon ablegt, wie sehr Peter für seine neugegründete Wandteppichwerkstätte sorgte. Man wird nicht umhin können, diese Freude des Caren an kunstgewerblichen Schöpfungen vom künstlerischen Gesichtspunkt aus zu werten, da wirtschaftliche Gründe schwerlich dabei eine Rolle spielten; man begreift leicht, daß ihn diese Verbindung des Technischen mit dem Künstlerischen aufs lebhafteste fesselte. Der obenerwähnte Brief lautete: „Wir hörten von Volkov, daß die Gobelins-Meister nichts tun und vorschützen, ohne historische Gemälde und ohne einen Färber, der die Stoffe einfärbt, können sie nicht arbeiten; doch ist ein solcher Färber schon seit langem aus Rostok abgegangen, und historische Gemälde, die als Vorbild dienen, haben wir hier zu malen in Auftrag gegeben; inzwischen wählet Ihr mit Bruce aus meinen besten Bildern, die sich in Moskau in meinem Haus befinden, etliche aus. .. Den Franzosen, den Maler Caravaque, lasset auch für diese Gobelins arbeiten, denn er hat sich vertraglich ausdrücklich verpflichtet, jeglicherlei Historien zu malen, und daher laßt ihn jetzt die Schlachten von Poltava, die Lewenhaupt'sche (gemeint ist die Schlacht bei Lesnaja an der Soža, 1708) und andere malen, und gebt ihm Schüler." (Golikov a. a. O. Bd. VI, S. 600/01.)

Aus den bisher angeführten Tatsachen — es ließen sich gewiß noch weit mehr ähnliche Belege anführen, wenn die in Frage kommenden Schriftstücke, vor allem Peters Briefe, vollständig veröffentlicht wären — lassen sich bereits jetzt verschiedene Schlüsse ziehen. Da die Anweisungen des Caren sofort mit Beginn seiner Reise einsetzen und eine fast ununterbrochene Kette bilden, drängt sich schon von dieser Seite her als erstes die Annahme auf, der starke persönliche Anteil Peters an der Schaffung seiner Lustorte müsse schon in die Zeit vor der Abreise zu Anfang des Jahres 1716 zurückreichen. Daß wir es für jene Periode nur mit recht spärlichen Unterlagen zu tun haben, erklärt sich leicht aus dem Umstand, daß der Car seine Befehle infolge persönlicher Anwesenheit mündlich erteilen konnte. Wir kommen demnach zu der wichtigen Feststellung, daß Peter sich bereits um das Jahr 1715 (Gründung des steinernen Palastes in Peterhof) zu einem starken persönlichen Verhältnis zur Baukunst durchgerungen hatte, das wir als Ergebnis einer ersten Entwicklungsstufe ansehen können. Die zahlreichen angeführten Stellen aus den im Ausland entstandenen Briefen zeigen andrerseits — und das ist die zweite bedeutsame Feststellung — mit welcher Sorgfalt sich der Car allmählich in dieses Gebiet eingearbeitet hatte, mit welch gründlicher Sachkenntnis, die er teils an Hand der praktischen Beispiele des Auslandes, teils, wie wir sahen, durch Studium einschlägiger Werke erworben hatte, er sich mit der Ausgestaltung seiner Schloßbauten und Parkanlagen befaßte, mit welch liebevoller Hingabe er für alles Nötige sorgte, von den italienischen Marmorbildwerken herunter bis zu Gartenwurzeln und Blumensamen. Diese zweite Stufe der Entwicklung verläuft in der Zeit vor dem Aufenthalt in Frankreich ganz gleichmäßig; aber erst die Pariser Reise bringt die entscheidende Vertiefung und leitet zugleich die dritte und letzte Stufe der Entwicklung Peters in seinem Verhältnis zur Baukunst ein, die dadurch gekennzeichnet wird, daß der Car Wesen und tiefere Bedeutung der Barockbaukunst ganz erfaßt und in sich aufgenommen hat. Dies soll im folgenden an Hand der Quellen aufgezeigt werden.

Die ersten Tage nach Peters Heimkehr vergehen mit Festlichkeiten, Werftbesuchen und Erledigung dringender Staatsgeschäfte; dann aber unterrichtet er sich aufs gründlichste über den Stand der Arbeiten in seinen Lustorten[105]). Am 16. November 1717 besichtigt er bei Leblond einige Entwürfe, am 12. Dezember findet eine Besprechung mit den Baumeistern statt[246]. Allein es ist Winter,

---

[105]) Den 2. November 1717 war er in Peterhof, ebenso den 3., den 5. und 6. in Strel'na und wieder in Peterhof, den 7. in Katherinenhof usf. (Golikov, a. a. O. VI, 634 ff.); der französische Gesandte Sieur de la Vie schrieb darüber an den Duc d'Orléans: „Sa Mté Czarienne, après s'être donnée bien des peines dans l'examen de tous les ouvrages, a paru enfin en être satisfaite.“ (Brief vom 11. November 1717, aus: Sbornik russkago istoričeskago obščestva, XXXIV, 261.)

die Arbeiten ruhen, es muß erst das nächste Frühjahr abgewartet werden. So unternimmt der Car nichts bis zum März 1718. Zu diesem Zeitpunkt ergreift er zunächst Maßnahmen zur Beschaffung der für den Fortgang der Gartenarbeiten erforderlichen Gegenstände. Am 13./24. März schreibt er an Brandt in Amsterdam wegen Lieferung von Gräsern und Pflanzen, vor allem aber von verschiedenartigen Tieren, von denen er ein Verzeichnis beifügt[247]. Es ist ihm jetzt offenbar ganz besonders um die Schaffung eines Tierparkes in Peterhof zu tun, denn im gleichen Monat schreibt er auch an den persischen Konsul Avrámov wegen einer Sendung dortiger Tiere, vor allem Vögel, und schickt deswegen einen besonderen Boten; desgleichen an den Hetman Skoropádskij in der Ukraine, mit einer eigenhändig verfaßten Aufstellung der gewünschten Tiere[248]; endlich ergeht am 18./29. März noch ein entsprechender Ukas an den Statthalter von Astrachan, Artémij Volýnskij.

Es liegt nahe, in diesen Maßnahmen den Einfluß der „Ménagerie" in Versailles zu erblicken, doch hat möglicherweise àuch Leibniz eine Anregung dazu in seiner Denkschrift über die Verbesserung der Künste und Wissenschaften im Russischen Reich vom Jahre 1716 gegeben[106]).

Merkwürdigerweise fällt in diese Zeit auch ein Befehl Peters zu Erneuerungsarbeiten am Moskauer Kreml, obwohl er doch „bishero solche Gebäude ... in Ruin fallen und alle Besserung verbieten lassen"[249]. Der Haß des Caren gegen die Hochburg seiner inneren Feinde ist bekannt; um so erstaunlicher ist diese Verfügung, die sich wohl nur durch wachsendes Verständnis für die geschichtliche Bedeutung eines solchen Baudenkmales erklären läßt[107]).

Anfang Mai des Jahres 1718 konnte Peter endlich die Arbeiten in Peterhof und Strel'na besichtigen, worauf er fast eine volle Woche verwandte. Überall gab er den Bauführern mündliche und schriftliche Anweisungen, damit ja alles seinen Wünschen entsprechend durchgeführt werde[108]). Am 19. Mai prüfte er mit Ménšikov und Leblond die Baupläne. Vom 21. bis 26. Mai werden wiederum die Lustorte aufgesucht[250] usw. Aus Ménšikovs Tagebuch[109]) ist er-

---

[106]) Darin heißt es: „... zum theatro naturae gehören ganze grotten, darin allerhand Sorten der Mineralien und Muschelwerke zu sehen, Garten, darin ungemeine Sorten von Bäumen, Stauden, Wurzeln, Kräuter, Blumen und Früchte zu finden und endlich Thiergarten und vivaria, darin lebende vierfüßige Thiere, Vögel und Fische zu sehen. .." (Abgedruckt bei Guerrier, a. a. O. Nr. 239, S. 351, in Pyrmont entstanden.)

[107]) Vergl. auch den Brief Peters an den Senat vom 6./17. März 1711 auf Seite 413, Anmerkung.

[108]) Davon ein Beispiel: „Die Wäldchen sind zu lichten, die Bäume aber, die dicker sind, die sind an den Stellen einzusetzen, wo wenig Wald ist; die dünneren jedoch neben den schrägen Weg, der vom Palast nach Monplaisir führt, und man soll sie so abhauen, daß sie nicht höher als zwölf Fuß sind, damit es später bequemer ist, sie zu beschneiden, und dabei sollen dem Gärtner Leute helfen, auf daß keine Zeit verloren geht." (Anweisung vom 6. Mai 1718, Golikov, a. a. O. Bd. VII, S. 350.)

[109]) Benutzt von Golikov (a. a. O. Bd. VII).

sichtlich, daß der Car, wenn er sich in Petersburg aufhielt, alle paar Tage nach Peterhof und Strel'na fuhr, so oft sich nur Gelegenheit dazu bot. Zuweilen hielt er sich ganze Wochen hindurch dort auf, wie etwa im November des Jahres 1718. Besonders gern fuhr er abends von Petersburg weg, übernachtete in irgendeinem seiner Lustschlößchen und kehrte am Morgen nach der Hauptstadt zurück.

Während eines Aufenthaltes in Reval, vor einer kriegerischen Streiffahrt nach Abo, legte er (am 2. August 1718) auch in dieser Stadt einen „großen Lustgarten, mit allen dazu erforderlichen Stücken, an Teichen mit Lustinseln, springenden Wassern, Bildsäulen von dasigen Bruchsteinen vom Laagberg etc., nebst einem schönen Lustschloß und Flügelgebäuden nach Italiänischer Bauart[110]) an; und nennte den Ort ... Catharinenthal"[351].

In das Jahr 1718 fällt ferner der Anfang eines Unternehmens, das einen Beleg dafür darstellt, wie ernst es Peter mit der Ausschmückung seiner Parks nahm. Er sandte nämlich aus Petersburg den Kapitän Jur'ja Kologrivoj mit einem Schiff nach Genua und Livorno, um auf ihm Marmor und Statuen heimzuholen. Zugleich erteilte er seinem Bevollmächtigten Graf Savva Vladislavič in Moskau den Befehl, in Rom ebenfalls Bildsäulen aufzukaufen, vor allem aber eine Venusstatue — ein Geschenk des Papstes Clemens XI. an den Caren — auf das Schiff des Kologrivoj zu nehmen, die der dortige Statthalter mit Beschlag belegt und deretwegen der Car selbst mehrfach den Kardinälen Ottobani und Albani geschrieben hatte, bis sie endlich am 22. Juli 1720 dem Grafen Vladislavič ausgehändigt wurde. Auf diese Nachricht hin traf Peter sogleich besondere Maßnahmen zu ihrer Beförderung nach Petersburg[111]), denn der Seeweg war ihm in diesem Fall nicht sicher genug. Es ist reizvoll zu beobachten, welches Maß andrerseits Peters Zugeständnisse für die Überlassung des Bildwerkes erreichten. In einem Schreiben vom 14./25. August 1720 versprach er dem Ottobani, ihm aus Schweden die Reliquien der heiligen Brigitte zu verschaffen; der Papst verlangte ferner, die römischen Geistlichen sollten, abgesehen von den Jesuiten, in der freien Ausübung der kirchlichen Gebräuche des römischen Glaubens nicht eingeschränkt werden dürfen, weshalb auch dies zugestanden wurde (in einem

---

110) Der Entwurf geht auf Nicolò Michetti zurück; fertiggestellt wurde der Bau im Jahre 1723.

111) Am 20. Juli/1. August 1720 schrieb er an Graf Pavel Ivanovič Jagužinskij in Wien: „Wir schrieben an Savva Raguzinskij, er solle die vortreffliche Venus-Statue, die Jur'ja Kologrivoj in Rom gekauft hat (hier hat sich Peter versehen, denn es handelte sich ja um ein „Geschenk" des Papstes), von Livorno auf dem Landweg unter besonderem Geleit nach Innsbruck, und von dort zu Wasser auf der Donau nach Wien schaffen lassen, und zwar an Eure Adresse in Wien; da aber diese Statue, wie du selbst weißt, so berühmt ist: deshalb lasset im voraus in Wien ein Wagengestell mit Federn bauen, auf dem Ihr sie besser nach Krakau schicken könnt, auf daß sie nicht irgendwie beschädigt werde; von Krakau aus kann sie dann einstweilen zu Wasser weitergehen." (Golikov, a. a. O. Bd. VIII, S. 95.)

Brief des Caren vom 19./30. August 1720), wofern keine Einmischung in die Politik erfolge[252].

Die Bildsäule kam tatsächlich heil nach Petersburg, wo sie in einem Umgang des Sommergartens aufgerichtet wurde[112]). Der holsteinische Kammerjunker Bergholz berichtet darüber, sie werde vom Caren „überaus hoch geachtet, so daß bey derselben eine Schildwache aufgestellt ist, um sie vor Schaden in acht zu nehmen“[253].

Aus dem Jahre 1719 sind verhältnismäßig wenig Nachrichten über Peters Beschäftigung mit seinen Bauten erhalten, auch scheinen die politischen Verhältnisse ihm dazu wenig Muße gelassen zu haben. Am 26. Januar erörterte er mit Ménšikov die Entwürfe und Pläne der neuen Anlagen, von denen er eigenhändig mehrere abänderte[254]. Offenbar fehlte es für diese Bauten oft an Baumeistern, denn in einem Schreiben vom 23. Februar / 6. März 1719 an den carischen Gesandten in Amsterdam, Fürsten Boris Ivanovič Kurakin, bittet Peter ihn dringend um Anwerbung solcher Fachleute, „auch zur Verschönerung von Parks, derer man jetzt viele herstellt“[255].

Damit die Arbeiten in den Lustorten während seiner häufigen Abwesenheit von Petersburg nicht litten, betraute er Personen aus seiner Nähe mit der Aufsicht darüber: über die Gärten setzte er den Hofmarschall Olsuf'ev, über Peterhof den Kabinettssekretär Makárov usw.[256].

Ein Zeugnis aus dem Jahre 1719 jedoch, das sich auf die bauliche Gestaltung Petersburgs bezieht, ist von Wichtigkeit. weil es die Anregungen, die Peter auf städtebaulichem Gebiet in Frankreich empfangen hatte, in ihrer ganzen Tragweite widerspiegelt. Es handelt sich dabei um einen Ukas, den der Petersburger Polizeimeister A. Devière auf Befehl des Caren am 11./22. September 1719 erließ und der sich auf die Schaffung eines zweiten sogenannten „Prospekts“ bezog[113]). Der erste, der bekannte Névskij-Prospekt, war bereits 1713, dem Jahr der Gründung des Aleksándr-Névskij-Klosters angelegt worden, um dieses mit der Admiralität zu ver-

---

[112]) Nach Angabe Prof. Brauns befindet sie sich jetzt in der Leningrader Eremitage, wo eine Inschrift ausdrücklich besagt, sie sei ein Geschenk des Papstes.

[113]) Dieser Ukas lautete: „Bei Sankt-Petersburg, und zwar von dem Prospekt aus, der von der Admiralität nach der Jamskája Slobodá geht, nachdem er die Zugbrücke überschritten hat, welche über die Fontánnaja führt, von selbigem Prospekt aus soll an der Stelle, wo jetzt die Straße neben den Grundstücken des Argamákov und des Generalmajors Herrn Golovín, neben der Kailinie, hinläuft, eine Straße als Prospekt angelegt werden, und auf dieser Straße in der zweiten Linie darf man von jetzt ab an niemand mehr Grundstücke abgeben, und darüber, daß diese Straße als Prospekt angelegt wird und daß Richtpfähle aufzustellen sind, darüber ist an den Architekten Mattarnovy ein Brief zu senden. Welche Grundstücke aber in dieser Straße in der zweiten Linie vordem schon bebaut worden sind, über deren Eigentümer und Umfang nach Bodenfläche und Gebäudezahl ist eine besondere Aufstellung anzufertigen und Bericht zu erstatten.“ (Sbornik russkago istoričeskago obščestva, Band XI, S. 392.)

binden. Das Entscheidende bei der Anlage des zweiten Prospekts ist aber nicht die Tatsache der Anlage an sich, sondern das Wie ihrer Ausführung. Er verläuft nämlich so, daß beide Prospekte an der Admiralität ihren Scheitelpunkt haben, von dem aus sie in spitzem Winkel von der Newa nach Süden zu führen. Hierin ist deutlich der Versailler Einfluß zu erkennen[114]): es ist das bekannte Raumstraßensystem, das Le Nôtre aus Rom (Piazza del Popolo) nach Frankreich übertragen hat. Dem Névskij-Prospekt entspricht in Versailles die Avenue de St.-Cloud, dem neuen Prospekt (der späteren Goróchovaja) die Avenue de Paris; die dritte Raumstraße (Vosnessenskij Prospekt) entsteht allerdings erst in den dreißiger Jahren, unter der Regierung der Kaiserin Anna. Es ist kein Zweifel, daß die Schaffung dieses zweiten Prospekts ausschließlich auf Peter zurückgeht, denn Leblond's „Generalbebauungsplan" aus dem Jahre 1717 ging von ganz anderen Gesichtspunkten aus und blieb ohne praktische Folgen; die Anlage verrät aber auch, wie stark das Erleben der Pariser Reise im Caren nachwirkte.

Im Sommer des Jahres 1720 kam nach Petersburg eine polnische Gesandtschaft, die teils vom Caren selbst in seinen Lustorten herumgeführt wurde. Einer der Teilnehmer hat uns einen Bericht hinterlassen, der mehrere wichtige Aufschlüsse über Peters damaliges Verhältnis zur Baukunst enthält. So berichtet jener Augenzeuge bei der Beschreibung der Petersburger Parks, er habe vom Caren selbst gehört, wie er zu den Abgesandten sagte: „Wenn ich noch drei Jahre lebe, werde ich einen Garten haben, der schöner ist, als selbst der des französischen Königs in Versailles"[257]. Eindeutiger kann der Einfluß der Pariser Reise nicht aufgezeigt werden; aber die Aufzeichnungen unseres Polen enthalten noch weitere Belege dieser Art. Während des Aufenthaltes der Gesandtschaft in der russischen Hauptstadt legte Peter nämlich den Grundstein zu einem großen Schloß in Strél'na, da die Erdarbeiten dort inzwischen weit genug vorgeschritten waren. „Nach der Feier" (der Grundsteinlegung am 3. Juli 1720), heißt es in dem Bericht, „fuhren wir in den Park „V e r s a i l l e s", der ziemlich groß ist und sich bis zum Meeresufer hin erstreckt... Ganz am Ufer ist ein Fichtenhain angelegt für Tiere, durch einen Wasserlauf eingesäumt. ... Aus dem Garten führte uns der Car in den Wald und dort zu einem runden Plätzchen, von dem aus zwölf Parkzeilen nach allen Seiten führen. Der Car sagte zu uns, ein einziger Durchhau erstrecke sich bis zu hundertvierzig Werst. ... Von dort fuhren wir ungefähr eine halbe polnische Meile nach einem andern runden Plätzchen, von dem aus drei Parkstraßen hinwegführten"[258].

Im Dezember des Jahres 1720 erhielt Peter von seinem nach Rom entsandten Baumeister Nicolò Michetti ein Schreiben des

---

[114]) „A ce moment (nach 1717) l'influence hollandaise commençait déjà à décroître. Aussi n'est-ce plus sur le type d'Amsterdam, mais de Versailles, qu'est tracée la nouvelle ville." (L. Réau, L'art russe de Pierre le Grand à nos jours, S. 20.)

Inhalts, der Papst erlaube entsprechend dem Wunsch des Caren den Abguß des in Rom (heute Vatikan, Scala regia) befindlichen Reiterstandbilds Konstantins des Großen, einer 1670 entstandenen Schöpfung Berninis[259]. Wir wissen von dieser immerhin seltsamen Absicht Peters nur durch diesen Brief, auch ist sie offenbar ohne Folgen geblieben, aber sie fällt doch wohl mit unter die Maßnahmen, die der Car zur Schaffung einer Denkmalplastik unternahm. Da hinter ihnen weniger künstlerische Beweggründe sich verbargen als vielmehr solche einer gewissen auf äußeren Aufwand bedachten Herrschereitelkeit, sollen sie hier nur gestreift werden. Am 14. September 1717 begann Rastrelli die Probeausführung zu einem Erzstandbild des Caren zu Pferd[260], das 54 Fuß hoch werden sollte[115]), später sollte er auch eine solche zu Fuß verfertigen. Die Aufstellung dachte sich Peter so: das 54 Fuß hohe Reiterstandbild sollte auf die große Wiese längs des Sommergartens zu stehen kommen, die 64 Fuß hohe Bildsäule zu Fuß auf Vasilij-Ostrov. Die Ausführung unterblieb jedoch[261].

Während der letzten Jahre seines Lebens beschäftigte sich der Car weiter in der bisher beschriebenen Weise lebhaft mit seinen Lustorten[116]), so daß wir uns für den Rest unserer Darstellung auf solche Quellenhinweise beschränken, die auf sein Verhältnis zur Baukunst ein besonders bezeichnendes Licht werfen. Selbst während des persischen Feldzuges bekümmert er sich um die Ausschmückung seiner Parks, wie ein Brief vom 9./20. Juli 1722 aus Astrachan nach Petersburg an seinen Bauvorsteher Ul'jan Sinjavin bezeugt, wonach dieser die Entwürfe zu den Marmorbildern für die Springbrunnen dem italienischen Baumeister Michetti aushändigen sollte, damit jener sie von sich aus nach Rom zu seinem Gewährsmann schicke, um die Ausführung entsprechend den Zeichnungen und Rissen zu veranlassen[262].

Wie wichtig der Car es mit seinen Bau- und Parkschöpfungen nahm, erhellt auch aus den Tagebuchaufzeichnungen des Kammerjunkers Bergholz. „Sobald wir (am 24. August 1724 in Peterhof) ausgestiegen waren, führete der Kaiser Ihre Hoheit (den Herzog von Holstein) — allenthalben; sowohl im Garten, als in den Häusern herum. Es hat dieser Ort seit zwey Jahren ungemein zugenommen,

---

[115]) Bergholz, der Kammerjunker des Herzogs von Holstein, bemerkt von ihr in seinen Aufzeichnungen (in Büsching's Magazin für die neue Historie und Geographie, Teil 22, S. 437), sie solle größer werden als die Statue Ludwigs XIV. in Paris. „Hernach soll er (Rastrelli) noch eine große Colonne machen, auf welche alle Siege des Kaisers kommen sollen." Der Wunsch des Caren nach sichtbarer Gestaltung seines Machtgefühles kommt hier unzweideutig zum Ausdruck, verbunden mit dem Bestreben, das französische Vorbild wenn möglich zu übertrumpfen.

[116]) So schreibt beispielsweise der preußische Gesandte in Petersburg, Freiherr Gustav von Mardefeld, am 18./29. Juni 1723 an König Friedrich Wilhelm I.: „Des russ. Kaisers Maj. sind mit ihren Lusthäusern und Schifffahrt so occupiret, daß keiner das Herz hat, Sie dabei zu interrumpiren." (Sbornik russk. istoričeskago obščestva, Bd. XV, S. 232.)

insondertheil sind die Fontainen sehr schön. ... Bis jetzt hat niemand in diesem Jahr hierher kommen dürfen, weil der Kaiser sichs vorbehalten, alles selbst zu zeigen“ [263].

Im letzten Jahre vor seinem Tode bemühte sich Peter ganz besonders um die Verschönerung seiner Lustorte. Am 8./19. Februar 1724 erteilt er dem Generaladmiral Apráksin unter anderem den Befehl, „in Reval ein Schiff bereitzuhalten zum Wegführen von Kastanienbäumen nach Peterhof im Frühjahr“. Am 22. Februar sandte er seinen Gärtner Lambertus mit genauen Anweisungen nach Holland zum Ankauf verschiedener Bäume. Am selben Tag schrieb er an den Unterstatthalter Pánin in Smolénsk wegen der Absendung von Birnbäumen nach dem Rigaer Park. Am 3. März richtete er einen Ukas an Borís Nerónov wegen der Verschreibung von Apfelbäumen aus Schweden. An seinen Geschäftsträger Brandt in Amsterdam schrieb er am 15./26. März, er solle Marmorstandbilder guter Arbeit aufkaufen. Am 27. März / 7. April ging ein Brief an den Vizegouverneur von Archángelsk, Lodyžénskij, ab, wonach dieser für die Grotten Muscheln aus der dortigen Gegend beschaffen sollte, und am selben Tag einer an den Bauvorsteher Ul'ján Sinjávin, wegen der Absendung von Blei nach Reval für die dortigen Springbrunnen usw. usw.[264]. Selbst das alte Lustschloß in Kolómenskoe bei Moskau hatte Peter instandsetzen lassen [117]), ja auch in Preobražénskoe, wo er einst seine ersten Kriegsspiele veranstaltet hatte, war ein Park mit „Heckenwerk, Inseln, Kanälen, Deichen, Fontainen und andern Dingen mehr“ angelegt worden [265]. Von Preobražénskoe aus richtete der Car am 2. Juni 1724 eine ausführliche Denkschrift an Sinjávin, deren zweiter Teil sich auf die Arbeiten in Peterhof, Strél'na und Dúbki bezog. In dieser Denkschrift war genau angegeben, was in jedem Lustort zu tun sei und was in diesem und im kommenden Sommer fertig sein müsse. Der Car fügte den Anweisungen einen Plan bei, auf dem alles mit Zahlen und Zeichen genau angegeben war. Die Genauigkeit bezog sich nicht nur auf die Erstellung von Häuschen, Lauben, Gängen und deren Ausschmückungen innen und außen, sondern auch auf die Standbilder, wo jedes einzelne angebracht werden solle, auf die Wasserfälle, Springbrunnen, Gräben, Bäche, deren Zu- und Abführleitungen; auf die Verwendung jeden Fußbreit Landes, wo die Bäume und Gesträucher zu pflanzen seien usw. Der Schluß lautete: „Es ist das Anfertigen von Zeichnungen in Peterhof und Strél'na anzuordnen, von den Gebäuden, Gärten und Parks ohne Ausnahme, auch von jedem Springbrunnen und von allen Plätzen der großen Baumstraßen wie die Franzosen und Römer

---

[117]) Bergholz schreibt darüber in seinem Tagebuch (bei Büsching, a. a. O. Teil 22, S. 466) unterm 11./12. (22./23.) Mai 1724: „Das alte Lustschloß hat ein ganz neues Fundament bekommen, und ist überhaupt ausgebessert worden, so daß es nun noch lange stehen kann, jedoch ist nichts daran verändert, sondern alles wieder so gemacht worden, wie es vordem gewesen.“

(Italiener) zeichnen, und Picard soll sie in Kupfer stechen, damit man Platten herstellen kann“ [266].

Als letztes Zeugnis für den tiefen persönlichen Anteil Peters an seinen Lustorten sei noch erwähnt, daß sich im Kabinett des Caren unter den Aufzeichnungen und Papieren, die weder ein Datum noch sonstige Vermerke aufweisen, über hundert Anordnungen und Pläne für die Bauten inner- und außerhalb Petersburgs befinden, alle eigenhändig geschrieben und entworfen. Allein achtunddreißig Pläne davon betreffen die Ausgestaltung der Parks; fast ebenso zahlreich sind die Verschreibungen von Blumen, Bäumen und Gärtnern aus Holland, Schweden, Hamburg, Danzig und anderen Orten [267].

Die Entwicklung, die Peters Verhältnis zur Baukunst durchlief, liegt klar zutage und läßt sich aus den Tatsachen, auf deren sachliche Aufführung sich unsere Darlegung beschränkte, mühelos ablesen. Aus den ersten tastenden Versuchen, die noch in die Zeit vor Poltava zurückreichen, entstand allmählich Peters Einsicht in baukünstlerische Fragen, seine Betätigung auf diesem Gebiet streift das eng Zweckgebundene mehr und mehr ab, und beim Aufbruch nach Westeuropa zu Beginn des Jahres 1716 ist er sich über Sinn und Ziel seiner Bautätigkeit bereits durchaus im klaren. Wir haben gesehen, wie stark er sich während seines letzten Auslandsaufenthaltes um seine Schloß- und Parkanlagen bemühte. Wenn dabei Frankreich für Peters Entwicklung entscheidende Bedeutung zukommt, so deshalb, weil der Car sich in Versailles und St.-Cloud über den Stil barocker Anlagen endgültig Rechenschaft abzulegen vermochte. Begreiflicherweise bedeutete das Kennenlernen des großen europäischen Vorbildes für ihn eine bessere Belehrung, als Fachbücher oder Nachahmungen sie ihm bieten konnten. So erfährt Peters Verhältnis zur Baukunst in Paris die letzte Vertiefung und Erweiterung, die für seine ganze weitere Betätigung auf diesem Gebiet kennzeichnend wurde. Freilich spielt bei ihr auch der Ehrgeiz eine Rolle, das französische Vorbild womöglich noch zu übertreffen — ähnlich wie wir es auch bei deutschen Fürsten der Zeit beobachten können.

Peters persönlicher Anteil an der Schaffung und Ausgestaltung seiner künstlerischen Bauten in der Zeit nach der Rückkehr vom Ausland bis zu seinem Tod ist so lebendig und umfassend, daß der Vergleich des Caren mit Ludwig XIV. in dieser Hinsicht sich von selbst ergibt [118]). Das Verhältnis Ludwigs zu Jules-Hardouin Mansard und André Le Nôtre findet durchaus seine Parallele in den Beziehungen Peters zu Jean-Baptiste Leblond und Nicolò Michetti. Gilt Ludwig als der eigentliche Schöpfer von Versailles und Marly, so

---

[118]) Es sei als Beispiel nur ein Fall der Übereinstimmung herausgegriffen. Wenn C. Piton (a. a. O. S. 85) schreibt: „Tous les arbres du parc de Marly, sans exception, ont été plantés par les ordres de Louis XIV“, so läßt sich von Peter in bezug auf Peterhof und Strél’na, wie gezeigt wurde, genau dasselbe sagen.

muß auch Peterhof und Strel'na als des Caren persönliches Werk, als Kulturleistung hohen Ranges angesehen werden. Fragt man nach den Voraussetzungen, die Peter zu solcher Aufnahme und Verarbeitung barocker Baugedanken befähigten, so wird man diese in seiner Natur suchen müssen. „Der barocke Park geht ... auf Hochwuchs und Majestät"[268], in diesem Punkt trafen sich künstlerische Forderung und persönliche Veranlagung. Peters Sinn für große, repräsentive Form wird noch im Zusammenhang mit der Erörterung seiner Haltung gegenüber der Malerei zutage treten; er zeigt sich aber auch in seinen Parkschöpfungen, in denen wirklich jenes Gefühl für die ausgebreitete, regelmäßige Gesamtanlage lebt, dessen Voraussetzung nach Pinder[269] nicht der Sinn für das einzelne Haus, das plastische Monument, das tektonische Mal ist, sondern der Sinn für Städtebau, für Platzanlagen, für Überschauung sich unterordnender Komplexteile.

Peters Verhältnis zur Malerei.

Es kann mit Sicherheit gesagt werden, daß Peter zur Zeit seiner ersten Auslandsreise für Malerei noch keinerlei Verständnis besaß — wandte er doch den prächtigen Gemälden in Kensington House nicht die leiseste Aufmerksamkeit zu. Bei seiner damals ausschließlichen Bevorzugung des Praktisch-Nützlichen kam er lediglich mit einem Nebengebiet der Malerei, nämlich der Gravierkunst, in Berührung, deren Bedeutung für die Illustration von Büchern, vor allem von Fachwerken, ihm ohne weiteres klar war. So warb er 1698 in Holland die Kupferstecher Pierre Picard und (etwas später) Adriaen Schoonebeck an, unter dessen Leitung Peter selbst im Schlafzimmer seiner Wohnung auf der Ostindischen Werft einen Stich angefertigt hatte, der den Sieg des Christentums über den Islam darstellte[270]. Über die Tätigkeit dieser Meister in carischem Dienst unterrichtet ein Brief Schoonebecks vom 2./13. November 1704 aus Moskau an einen Bojaren; in diesem Schreiben heißt es: „... Seit der Abreise des hohen Hofes habe ich zwölf Zeichnungen verfertigt; und dieses sind Zierblätter von Feuerwerken und Triumphpforten, und außerdem noch andere zwölf Blätter mit verschiedenen Abbildungen ..."[271].

Das erste Zeugnis, aus dem sich auf eine gewisse Anteilnahme des Caren für die eigentliche Malerei schließen läßt, fällt in das Jahr 1712, wo während des Aufenthaltes in Dresden, wie wir bereits sahen (vergl. oben S. 358), in den Koch'schen Garten ging, weil er gehört hatte, daß „rare Schildereien darin vorhanden seien". Ein paar Monate darauf hatte Peter nach den Angaben Anton Ulrichs von Braunschweig bei Besichtigung der herzoglichen Gemäldegalerie „in allen ein sonderbares Vergnügen spüren lassen". Diese Hinweise sind insofern wichtig, als sie zeitlich beieinander liegen, aber aus verschiedenen Quellen stammen. Wir können so mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß um 1711/12 Peter der Malerei bereits

lebhaftere Beachtung schenkte, gemessen vor allem an der in England noch bezeigten Gleichgültigkeit.

Einige Jahre bleibt es nun bei dieser untätigen Anteilnahme des Caren, bis er am 29. Januar 1716, also unmittelbar vor dem Aufbruch nach Westeuropa, den Bojaren Petr Beklemišev zu seinem Bevollmächtigten in Venedig und Florenz ernannte und ihm ein Beglaubigungsschreiben an den Herzog Cosimo II. mitgab, in welchem der Car diesen bat, er möge die zu ihm gesandten jungen Russen aufnehmen, welche die Malerei erlernen sollten, und ihnen erlauben, an der Florentiner Akademie zu studieren. Am 27. August 1717 schrieb der Herzog, die jungen Leute seien bereits in der Academia di Disegno untergebracht[272].

Um dieselbe Zeit, das heißt noch vor der zweiten großen Auslandsreise oder zumindest kurz nach dem Aufbruch, hatte Peter auch zum erstenmal Anweisungen zum Ankauf von Gemälden gegeben. Das will besagen, daß der Car schon vor dem zweiten Aufenthalt in Holland sein Augenmerk auf Werke der Malerei richtete, zweifellos im Zusammenhang mit der Ausschmückung seiner Lustorte. Die Weisung Peters an seinen Amsterdamer Geschäftsträger Osip Solov'ev nicht erhalten, aber ein Brief des Caren vom 23. Mai / 3. Juni 1716 aus Schwerin enthält einige bedeutsame Angaben in dieser Hinsicht. In diesem Brief heißt es gegen Ende: „Was Ihr von den Gemälden schreibt, daß du ihrer bereits achzig Stück gekauft habest, so bemühe dich nur weiter wie zuvor, solche aufzukaufen, denn wir brauchen ihrer eine ziemliche Anzahl, aber sehet auch darauf, daß sie von guter Arbeit sind. Von den achzig gekauften jedoch, die nach Petersburg abzufertigen du dich anschickst, sendet uns nach Schwerin fünf oder sechs Bilder verschiedener Manier, und nachdem wir sie betrachtet haben, werden wir dir schreiben, welche wie zuvor gekauft werden sollen; und mache auch ausfindig, ob in Amsterdam der berühmte Maler van der Werff lebt, und darüber schreibe uns, und bemühe dich, zwei oder drei Gemälde von seiner Hand aufzutreiben“[273].

Von den Besuchen, die der Car in Leyden, Antwerpen und Paris den verschiedenen Gemäldesammlungen abstattete und die den Unterschied gegenüber der ersten Reise in seinem ganzen Umfange aufzeigen, war schon im 1. Kapitel die Rede; ebenso von den kunstgeschichtlichen Drucken Réaumur's in der Sitzung der Académie des Sciences, der Peter beiwohnte. Diese Drucke müssen ihn in hohem Maße gefesselt haben, denn einer der Aufträge, die er 1721 seinem Bibliothekar Schumacher mitgab, bezog sich ausdrücklich auf die Beschaffung der inzwischen neu entstandenen „estampy“[274].

Wir sahen ferner, wie der Car nach der Rückkehr aus Paris die Amsterdamer Meister in ihren Werkstätten aufsuchte und ihnen bei ihrer Arbeit zusah. Zu jener Zeit befaßte er sich auch persönlich mit dem Aufkauf von Bildern; er saß nicht selten „in der öffentlichen Gemählde-Auctionskammer, unter der Menge der Liebhaber und Käufer, neben dem Schildereymäkler Xsel, einem Histo-

rien- und Stillebenmahler aus der Schweitz, ... Daselbst erstand der Monarch eine Menge Gemählde von seinen Lieblingsmahlern, wovon er theils die ... Gemähldegallerie zu Peterhof anlegte, theils solche in seinen Vorzimmern aufhängen ließ. Diesen ansehnlichen Vorrath selbst gekaufter Gemählde, in gutem Stande zu erhalten und zu vermehren, nahm er den itzt erwähnten Mahler Xsel in seine Dienste, der dem Zar auch nach Petersburg folgte"[375].

Aber nicht nur in Holland kaufte Peter Gemälde auf. So heißt es in einem Brief des Leiters der Académie de France in Rom, Poerson, vom 26. April 1718 an den Duc d'Antin: „Il y a un Moscovite à Rome (gemeint ist Jur'ja Kologrivoj) qui achète des figures antiques et des tableaux pour son Prince. ... Il a tâché d'emmener quelques peintres et sculpteurs.."[376]. Auch Paris fehlt nicht in diesem Zusammenhang, wie eine Stelle aus einem Brief Peters vom 25. Januar 1724 an den Fürsten Boris Kurakin bezeugt: „Und wenn er (gemeint ist ein gewisser Aleksej Jurov) aus Frankreich wegreist, so sind ... mit ihm große und kleine Gemälde zu senden, die dort gemalt worden sind"[377].

Das lebhafte Interesse des Caren für die Malerei spricht endlich aus folgender gut bezeugter Anekdote, die sich auf die Zeit um 1723/24 bezieht. Damals „residirte auch der Königlich Preußische Gesandte, Baron von Mardefeld zu Petersburg, der ein so geschickter Portraitmahler in Miniatur, als Minister war. ... Bey diesem vornehmen Mahler und Minister, mit dem der Kayser ohnehin in Staatsgeschäften viel zu thun hatte, pflegte der Monarch öfters ganze Stunden zu sitzen, ihm bey seiner Mahlerey zuzusehen, und seine Kunst zu bewundern"[378].

Die Belege, die sich auf Peters Verhältnis zur Malerei beziehen, sind, wie zu erwarten war, nicht sehr zahlreich; allein sie zeigen doch klar eine Entwicklung des Verständnisses auf, das der Car dieser Kunstgattung entgegenbrachte und das, erst auf niedere Formen (Gravierkunst) beschränkt, allmählich sich erweitert (beginnende Anteilnahme an Gemälden 1712/13) und vertieft (Gemäldekäufe von 1716 ab), in hohem Maße gefördert durch den letzten Auslandsaufenthalt. Die Entwicklung läuft im wesentlichen parallel zu jener, wie sie im vorigen mit Bezug auf Peters Verhältnis zur Baukunst dargelegt wurde; dies erklärt sich teilweise wohl daraus, daß der Car zur Ausschmückung seiner Lustorte auch Gemälde benötigte. Wenn Peters Haltung gegenüber der Malerei trotzdem als besonderer Abschnitt hier behandelt wurde, so geschah es deshalb, weil der Versuch gewagt werden sollte, die Vorliebe des Caren für bestimmte Meister kulturgeschichtlich zu deuten.

Louis Réau[119]) macht Peter den Vorwurf, trotz seiner Pariser Reise unter der Régence sei ihm der größte Maler jener Zeit, Antoine Watteau, völlig unbekannt geblieben; er sei an die Malerei durchaus vom Gesichtspunkt nicht des Ästhetischen, sondern des

---

[119]) L'art russe depuis Pierre le Grand à nos jours, S. 43.

Nützlichen herangetreten. Waliszewski[180]) streitet dem Caren überhaupt jegliches Kunstverständnis, jeglichen Geschmack für Gemälde ab. „Quand il reparut à Amsterdam en 1717, il sut prendre les airs d'un amateur éclairé; il arriva à posséder des Rubens, des Van Dyck, des Rembrandt, des Jean Stein (sic), des Wan der Werf (sic), des Lingelbach, des Bergheim, des Mieris, des Woowermann (sic), des Breughel, des Ostade, des Van Huyssen (sic).“ Dies habe er alles getan „sans aucune part d'intérêt personnel“. Diese letzte Behauptung wird ohne weiteres durch die von uns angeführten Tatsachen widerlegt; Peters Neigung für die Malerei steht für die Zeit nach 1712/13 einwandfrei fest; aber um die Richtigkeit der Réau'schen Auffassung beurteilen zu können, muß erst noch dargelegt werden, wie sich diese Neigung des Caren nach Gesichtspunkten der Vorliebe für bestimmte Stoffe auswirkte.

Hierbei lassen sich im wesentlichen drei Gruppen unterscheiden.

Zur ersten — bei welcher unstreitig Erwägungen der praktischen Verwendbarkeit eine Rolle spielten — gehören beispielsweise die Werke Adam Silos', Peters alten Lehrmeisters im Planzeichnen, „der erst selbst ein Schiffscapitain gewesen, und sich nachmahls sehr glücklich auf das Mahlen vortrefflicher See- und Schiffsstücke gelegt, und vor allen andern Seestückmahlern, die Tackelage aufs genaueste und richtigste abgebildet hat. Daher hielt auch Peter der Große seine Stücke für unterrichtend im Seegel- und Tauwerk, und hatte das Vorzimmer seines Schlafgemachs im Sommerhofe zu Petersburg vorzüglich mit Gemählden von diesem Meister ausgezieret“[179]. Auch sein Gefallen an den Werken eines Willem van de Velde, Johann Lingelbach und Ludolf Bakhuizen ist im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß die Schiffs- und Hafenstücke dieser Meister[181]) seiner Leidenschaft für alles Seewesen entgegenkamen. In diesem Zusammenhang ist auch Antoine François van der Meulen zu nennen, dessen Schlachtenbilder dem Feldherrn Peter außerordentlich gefielen.

Eine Zwischenstellung nehmen als zweite Gruppe Meister ein wie Pieter Brueghel, Jan Steen, Adriaen und Isack van Ostade, Frans van Mieris und Philips Wouwerman, bei deren Werken der Car sich in behaglichem Genuß vorwiegend an das im engsten Sinne Gegenständliche hielt. Der meist drollige, oft derb-witzige Inhalt dieser Bilder, die Genredarstellungen aus Gasse, Hof und Haus, Prügelszenen, Trinkgelage oder Liebeshändel, fast stets mit anekdotischen oder novellistischen Beziehungen zwischen den dargestellten Personen — all das entsprach seinem Sinn für unterhalt-

---

[180]) Pierre le Grand. L'Éducation, l'homme, l'œuvre, S. 144.

[181]) „Willem van de Velde ist der Marinemaler im eigentlichen Sinne, der mit Kenntnis und Verständnis das Schiffstechnische beherrscht.“ (M. J. Friedländer, Die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts, S. 41.) Dasselbe trifft auch für Lingelbach und Bakhuizen zu, nur ist van de Velde als Künstler bedeutender.

same Lustigkeit. Er hängte diese Gemälde daher auch mit Vorliebe in seinen Lustschlößchen auf, vor allem in ‚Monplaisir‘[122]).

Schließlich haben wir es noch mit einer dritten Gruppe von nur wenigen Meistern zu tun, deren Mal- und Darstellungsweise Peter jedoch ganz besonders schätzte und die seinen künstlerischen Geschmack am deutlichsten kennzeichnen. Es sind dies „der berühmte Maler van der Werff“, nach dem sich Peter durch Osip Solov'ev so angelegentlich erkundigte — freilich ohne daß wir wüßten, auf welche Weise er von ihm gehört hatte — dann Hyacinthe Rigaud und Jean Marc Nattier der Jüngere, die Peter gar zu gerne in seinen Dienst gezogen hätte, und endlich Jean Baptiste Oudry. Das ist kein Zufall. Rigaud und van der Werff (beide 1659 geboren) sind die Träger der ‚Generation um 1660‘ oder des ‚zweiten Spätbarocks‘[123]), Oudry (geboren 1686) und Nattier (geboren 1685) gehören zwar schon zur nächstfolgenden Geburtsschicht des ‚dritten Spätbarocks‘ (ihr führender Vertreter ist Watteau, geboren 1684), aber sie stehen durchaus unter dem Einfluß der Vorgeneration[124]).

Diese vier Künstler, die in so hohem Grade Peters Beifall fanden, bilden daher eine deutlich erkennbare Einheit; ihr Stil hat große Ähnlichkeit mit dem eigentlichen Hochbarock eines Peter Paul Rubens', über dessen Gemälde im Palais du Luxembourg (siehe oben S. 364) der Car so „vieles Vergnügen und Verwunderung“ bezeigt hatte. Beiden Stilen gemeinsam ist der Ausdruck der Kraft, die Sinnenfälligkeit, die große Gebärde. Aber während der Hochbarock von einer ursprünglichen, eingeborenen Kraft aus wirkt, verkörpert durch menschliche Leiber, die in grandiosem Stoß von links unten nach rechts oben aufschießen, ist beim zweiten Spätbarock die Kraft nicht mehr der menschlichen Gestalt eingeboren, sondern sie wird ihr künstlich verliehen durch geschickte Verbreiterung und Aufputz der Person. Im ersten Spätbarock wurden selbst repräsentative Persönlichkeiten rein menschlich, schlicht dargestellt (Velazquez); bei Rigaud oder van der Werff dagegen ist der Ausdruck aller Porträts repräsentativ, gesellschaftlich, das Menschlich-Persönliche unterdrückend.

Diese Abschweifung in die Kunstgeschichte war notwendig, um die inneren Voraussetzungen aufzuzeigen, die in Peter eine so ausgesprochene Neigung für den Stil des zweiten Spätbarocks erzeugten. Es war zweifellos jener Sinn für Repräsentation und fürst-

---

122) In den Papieren des Grafen Bassewitz (teilweise abgedruckt in Büsching's Magazin, Teil IX, S. 339) heißt es von diesem Schlößchen: „Il l'avait meublé de tableaux flamans, représentant des scènes champêtres et maritimes. plaisantes pour la plûpart.“

123) Von Wilhelm Pinder geprägte Bezeichnungen; die folgenden Ausführungen gehen auf eine im Sommer-Semester 1928 in München gehaltene Vorlesung Prof. Pinders zurück und sind aus der Erinnerung niedergeschrieben.

124) So war z. B. Oudry ein Schüler Largillière's (geb. 1656), der mit zu den wichtigsten Trägern des zweiten Spätbarocks gehört.

liche Prachtentfaltung, wie er bei Ludwig XIV. in reinster Form in Erscheinung trat. Dieser Stil ist zwar aufdringlich, lärmend, innerlich unvornehm, in stärkstem Gegensatz zu dem Schaffen der vorhergehenden Generation des ersten Spätbarocks (Jan Vermeer van Delft, Pieter de Hooch usw.); aber er ist doch der Stil in der Malerei, der zu der Gesinnung gehört, die in der Baukunst ihren größten Ausdruck in Versailles fand. Auch der Barockpalast, die Parkanlagen der Lustschlösser dienen im Grunde nur der Verherrlichung, der Aufhöhung, der prunkhaften Umkleidung des Herrschers. Es will und soll dem Betrachter imponiert und gleichzeitig der Eitelkeit des Bauherrn geschmeichelt werden. Peters Repräsentationsbedürfnis führte ihn zu bewußter Bevorzugung der Werke eines Rigaud, eines van der Werff usw., bei denen es ihm — im Gegensatz zu den beiden vorerwähnten Malergruppen — nicht so sehr auf den Inhalt im engeren Sinne, sondern auf das Wie der Darstellung ankam.

Peter hat also nicht nur, wie wir gezeigt haben, die Grundgedanken barocker Kunst erfaßt und innerlich verarbeitet, sondern auch mit sicherem Gefühl in der Malerei den Stil bevorzugt, der zu jener Baugesinnung gehörte. Es war der Stil ‚Louis XIV.' und nicht der Stil ‚Régence'. Dies ist um so bedeutsamer, als zu der Zeit, da Peter Paris besuchte, der Régence-Stil sich fast überall durchgesetzt hatte, in der Ornamentik[125]) sogar bereits vor dem Tode Ludwigs XIV.; Peter hat demnach offensichtlich solche Gemälde bevorzugt, die zu jener Zeit schon als zum Stil von gestern gehörig empfunden wurden. Daß er Watteau nicht kannte, bedeutet daher keinen Vorwurf, sondern zeugt eher von seinem ausgesprochenen Stilgefühl, damit Réau's Kritik widerlegend; für die merkwürdige Duftigkeit, für das Verdunsten greifbarer Formen, den zarten Fernenschimmer Watteau'scher Gemälde konnte Peters erdnahe, lebensbejahende Wesensart kein Verständnis aufbringen.

Peters Verhältnis zu Musik und Theater.

Es ist schwierig, über Peters Haltung gegenüber Musik und Theater in der Zeit seines ersten Auslandaufenthaltes ein klares Urteil zu fällen, da die Aussagen von Zeitgenossen und das Verhalten des Caren nach seiner Rückkehr in einem gewissen Widerspruch zueinander zu stehen scheinen. Wir haben bereits gesehen, daß Peter in Amsterdam 1697 einer Theateraufführung beiwohnte (vergl. S. 354), bei der es sich offenbar um ein prunkhaftes Ausstattungsstück nach Art des Ferdinando Galli Bibiena handelte und die sicherlich Eindruck auf ihn gemacht hat. Allein schon bei seinen Opernbesuchen in London spielen Beweggründe herein, die nichts mit der Freude an Bühnenvorführungen zu tun haben, ja ein Zeitgenosse, der Ingenieur John Perry, den der Car aus England mitnahm, berichtet sogar: „In

---

[125]) Nicolas Pineau, der in Peterhof die Deckentäfelung schnitzte, zeigt sich dabei als reiner Régence-Ornamentiker nach **Watteau'schem Vorbild.**

die Comedien aber konnte man Ihm über ein- oder zweymahl nicht bringen, weil Er daran keinen Gefallen hatte“[280].

Dem gegenüber steht die Tatsache, daß Peter drei Jahre nach der Rückkehr von seiner ersten Reise dem Ausländer Jan Splavskij den Auftrag gab, nach Westeuropa zu reisen und von dort eine Schauspielertruppe nach Moskau zu bringen. In Danzig gelang es diesem unter großen Mühen, mit dem Leiter einer solchen Truppe, einem gewissen Johann Kunst, einen Vertrag abzuschließen[281]. Im Jahre 1702 wurden in Moskau tatsächlich Theateraufführungen in einem auf dem ‚Roten Platz‘ eigens dafür erstellten Gebäude veranstaltet. Da es dem Caren vor allem auf die Schaffung eines russischen Theaters ankam, so wurde Kunst auch mit der Aufgabe betraut, junge Russen in die Schauspielkunst einzuführen, wofür er eine besondere Entschädigung erhielt[282]. Allein Kunst starb bald darauf, und unter seinem Nachfolger Fürst, einem Goldschmiedemeister, kam nichts Rechtes mehr zustande[283]. Doch wurden noch um das Jahr 1705 für diese Aufführungen aus dem Ausland auch Musikanten verschrieben, zum erstenmal aus Hamburg durch Vermittlung eines gewissen Matthäus Popp, sieben an der Zahl, später dann noch weitere vier[284]. Da Peter durch sein eigenes Beispiel die Vornehmen seines Reiches zum Besuch dieser Vorstellungen veranlaßte, was zuvor unmöglich erschien[285], so wird man wohl zu dem Schluß kommen müssen, der Car habe das Theater vorwiegend als Erziehungsmittel benutzt, ohne selbst allzu großen Gefallen daran zu finden.

Verfolgen wir Peters Verhältnis zur Bühne bis in die Zeit vor der zweiten großen Reise, so stoßen wir auf mancherlei Anzeichen, die einen gewissen Geschmack des Caren an Theateraufführungen anzudeuten scheinen. Hierfür sprechen vor allem die ziemlich zahlreichen Komödien- und Opernbesuche in Dresden, Hannover und Braunschweig in den Jahren 1712 und 1713, ebenso auch die Tatsache, daß er in Petersburg zuweilen das von seiner Schwester, der Carewna Natalja Alekseevna, im Jahre 1710 dort gegründete allgemein zugängliche und kostenfreie Theater besuchte, in dem Stücke biblischen, mythologischen, ja sogar halb geschichtlichen Inhalts, etwa ‚Von Cyrus, dem Caren der Perser‘, gegeben wurden[286]. Aber zugleich zeigt dieses Interesse Peters doch recht grobe Formen, wie ein Brief des Dresdner Intendanten Löwendahl über den Besuch des Caren im Jahre 1712 bezeugt, in dem es heißt: „la comédie allemande[126]) nous sera d’un grand secours, la française n’étant pas du goût du Russien“[287].

Auch die zweite große Auslandsreise scheint die Anteilnahme, die Peter dem Theater entgegenbrachte, nicht verfeinert zu haben, und das gleiche läßt sich auch für sein Verhältnis zur Musik sagen, das bis in die Zeit vor 1716 durch die Vorliebe des Caren für

---

[126]) Das heißt das rohe Lustspiel; man vergleiche die Bemerkung auf S. 357/58 über den Besuch im Gewandhaus am 19. November 1712.

deutsche Kirchturm- und Regimentsmusik[288] gekennzeichnet war. Die Oper schätzte er offenbar nicht sehr, obwohl er 1716 einer solchen Aufführung in Amsterdam beiwohnte und in Paris 1717 auch einmal die Opéra besuchte; denn bezeichnenderweise verließ er diese schon nach dem zweiten Akt. Auch der Umstand, daß er am 3. Juni 1717 sechzehn Musikanten nach Trianon kommen ließ, spricht nicht dagegen, da er sie nur zu seiner Belustigung anforderte; es ist vielmehr gewiß, daß er die französische Musik „ohnehin gar nicht leiden mochte“[289].

Nach der Rückkehr von seiner letzten Auslandsreise machte sich der Car jedoch erneut daran, in Petersburg ein ständiges russisches Theater zu schaffen, das einer breiten Zuhörerschaft zugänglich sein sollte. Am 20. Juli/1. August 1720 schrieb er in dem Brief an Pavel Ivanovič Jagužinskij, der bereits im Zusammenhang mit der kostbaren Venus-Statue erwähnt wurde (siehe S. 421), zum Schluß auch, „es soll in Prag eine Truppe Komödianten angeworben werden, solche, die slavisch oder tschechisch zu sprechen vermögen“[290], wobei er hoffte, diese würden leichter russisch lernen können. Das Unterfangen scheiterte jedoch an der Unmöglichkeit, die gewünschten Leute aufzutreiben; eine deutsche Truppe stellte zu große Ansprüche, das Theater der Carewna Natalja Alekseevna war mit deren Tode (1716) eingegangen, und so blieb es bei ausländischen Wandertruppen, deren Vorstellungen der Car mit seiner Familie zuweilen besuchte[291].

Da es ihm nicht gelungen war, eine ständige Bühne mit geschulten ausländischen Kräften zu schaffen, widmete er sich mit besonderem Nachdruck der Förderung der einheimischen Theaterversuche[127]). Welcher Art diese russischen Darbietungen waren, erfahren wir in anschaulicher Weise aus dem Tagebuch des Kammerjunkers Bergholz. „Als sie (die Zuschauer) nach dem Comödienhause kamen“, schreibt er am 4./15. Januar 1723, „führete man sie in ein Loch, welches so enge und so elend war, als eine Marionettenbude in Deutschland seyn mag.. Die Comödie wurde von lauter jungen Leuten gespielet, welche die Chirurgie und Anatomie von dem Doctor Bidloo auf dem Hospital lerneten, und wohl niemals eine rechte Comödie gesehen hatten. Sie stelleten die Historie vom König Alexander und dem König Darius vor, welche sie in 18 Acten getheilet hatten, von welchen sie an einem Tage 9, und am andern wieder 9 spieleten, und zwischen einem jeden Act ein lustiges Zwischenspiel machten. Diese Zwischenspiele waren insgesammt über aus schlecht, und endeten sich alle mit einer Prügeley. Die Comödie selbst war zwar ernsthaft, wurde aber so schlecht vorgetragen, als möglich; kurz, alles war schlecht.“ Trotzdem ermutigte sie Peter,

---

[127]) So enthält beispielsweise das ‚Reglement für die Geistlichkeit‘ bezüglich der Beschäftigung der Seminarzöglinge folgende Bemerkung: „18. Man kann auch zweimal jährlich oder öfter .. Komödien aufführen lassen.“ (Poln. Sobr. Zak. VI, Nr. 3718, S. 337.)

denn etwas weiter lesen wir: „der Kaiser soll ihnen neulich 30 Rubel gegeben haben“ [292].

Um den Schauspielern wenigstens einen besseren Vorführungsraum zu verschaffen, gab er am 24. April/5. Mai 1723 Anweisung zur Errichtung eines hölzernen Komödienhauses [128]). Aber noch ehe es fertiggestellt war, besuchte der Car zuweilen noch die Vorstellungen am alten Ort, so zum Beispiel am 1. September 1723, worüber bei Bergholz zu lesen ist: „Gleich nach des Kaisers Ankunft ging das Stück an, und es hielt der Kaiser bey anderthalb Stunden aus, wobey er zwischen den Prinzeßinnen saß... Die Comödie war sehr schlecht mit Acteurs versehen, sie sind aber hier keiner bessern gewohnt,.. Wenn das neue Comödienhaus, welches der Kaiser in unserer Nachbarschaft bauen läßt, erst fertig sein wird, so mögten sich wohl mehr Deutsche einfinden“ [293]. Ebenso am 30. Dezember 1723: „In der Comödie waren heute.. der Kaiser und die Kaiserin. Letztere beyde begaben sich aber weg, als sie noch nicht halb zum Ende war“ [294]. Was bei der Art der Darbietung nicht verwunderlich erscheinen kann.

Hatte das Verhältnis Peters zur Musik durch die zweite große Reise keine nachweisbare Vertiefung erfahren, so scheint es auch durch den Umstand nicht wesentlich gefördert worden zu sein, daß wenige Jahre vor seinem Tode „eine feinere und vollständigere, oder eigentliche Deutsche Kammer-Musik“ auch an seinem Hofe aufkam, nämlich durch die Hauskapelle des an den russischen Hof geflüchteten Herzogs von Holstein-Gottorp. „Diese bisher in Rußland unerhörte Musik bestund in Sonaten, Soli, Trii und Concerten, von Telemann, Keiser, Heinichen, Schultz, Fux und andern damals berühmtesten Deutschen sowol, als von Corelli, Tartini, Porpora und anderen Italienischen Componisten... Peter der Große wohnte diesem Herzoglichen Kammer-Concert nicht nur selbst öfters bey, sondern ließ es fast alle Woche einmal auch an seinem Hofe spielen“ [295].

Aus den angeführten Belegen geht klar hervor, daß von allen Gebieten der Kunst Theater und Musik am wenigsten Peters Anteilnahme zu erwecken vermochten. „Sein Interesse für Theater und Musik war wohl ein nur oberflächliches, mehr künstlich durch das Streben nach modischen Vergnügungen und durch den Wunsch, auch bei sich das einzuführen, was er im Westen gesehen, gewecktes“ — diese Auffassung Wesselofsky's [129]) stimmt völlig mit den Ergebnissen unserer kurzen Darlegungen überein.

---

[128]) Der Ukas erging durch den Polizeimeister A. Devière und lautete: „Bei Sankt-Petersburg auf der Admiralitätsinsel, am Ufer des Flüßchens M'ja nahe bei der Staatlichen Polizeimeister-Kanzlei, und zwar neben dem Hof des Vizeadmirals, des Herrn Zmaevič, ist ein hölzernes Komödien-Haus zu erstellen; jegliche zu diesem Bau aber notwendige Materialien sind von der Bau-Kanzlei einzufordern, und er soll von Strafgefangenen errichtet werden.“ (Sbornik russkago istoričeskago obščestva, Band XI, S. 516.)

[129]) Alexis Wesselofsky, Deutsche Einflüsse auf das alte russische Theater von 1672—1756. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. S. 39.

Zusammenfassung.

Das bedeutsamste Ereignis unsrer Darlegung ist die Feststellung, daß Peters des Großen Verhältnis zu höherer Kultur viel tieferreichend und umfassender war, als dies gemeinhin angenommen wird. Die angeführten Zeugnisse widerlegen die Auffassung von Peter als einem ‚Schwarzarbeiter‘ oder ‚genialen Handwerker‘. Auch Platonov[180]) geht nicht weit genug, wenn er schreibt: „Die ungewöhnliche Wißbegierde und Empfänglichkeit Peters führen ihn über die Schranken des technischen Lernbereiches hinaus zu allem dem hin, was man Kultur nennen kann; aber infolge seiner Wesensart und seiner Gewohnheiten mußte er mehr zu den Dingen der stoffgebundenen Kultur hinneigen als zur sozialen und Geisteskultur.“ Tatsächlich **ist** Peter durch ehrliches Bemühen zu wirklichem Anteil an mannigfachen Zweigen der wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur seiner Zeit vorgedrungen.

Unsere Untersuchung hat weiter erwiesen, daß Peter in seinen Beziehungen zu höherer geistiger Kultur eine durchaus selbständige Eigenentwicklung durchlaufen hat, die — ausgehend von den kulturellen Anregungen des ersten Besuches in Westeuropa, gefördert durch den Verkehr mit ausländischen Gelehrten und Künstlern in Rußland selbst (Fergharson, Bidloo, Areskine, Trezzini, Schlüter), durch die Eindrücke der ‚Zwischenreisen‘ und den Einfluß Leibnizens — vor Beginn der zweiten großen Reise eine Stufe erreicht hatte, welche ihn zu innerlich verarbeitender Aufnahme der entscheidenden Anregungen dieses letzten Aufenthaltes im Auslande befähigte.

Dies führt uns zu dem dritten Ergebnis der vorliegenden Arbeit: Daß Frankreich für Peters Verhältnis zu wissenschaftlicher und künstlerischer Kultur von größerer Bedeutung war als der Aufenthalt in den übrigen Ländern Europas, mit Ausnahme vielleicht Deutschlands (Leibniz) — wie ja überhaupt die Reise der Jahre 1716/17 kulturgeschichtlich sich weit wichtiger und folgenreicher erwies als die volkstümlichere Vorläuferin der Jahre 1697/98. Der Besuch Frankreichs wurde deshalb so fruchtbar, weil Paris — auch in der Régence noch Mittelpunkt der abendländischen Kultur — ihm eine Fülle ganz neuer wissenschaftlicher und künstlerischer Anregungen zu bieten vermochte und weil der Car auch selbst inzwischen reifer geworden war. Die Auswirkung des Pariser Aufenthaltes ist der Forschung mehrmals aufgefallen. Kunik berührte — freilich ohne eine Antwort zu geben — diese Frage in der Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Briefen Christian Wolffs[181]): „Schon in frühen Jahren hatte Peter den Wert der Wissenschaften an und für sich selbst erkannt und ebensowenig war ihm die Bedeutung derselben für das Leben entgangen. Allein es bleibt bis jetzt ein Rätsel, warum er erst in so später Zeit ernst-

[180]) S. F. Platonov, Petr Velikij — Ličnost' i dejatel'nost', S. 73.
[181]) Briefe von Christian Wolff aus den Jahren 1719—1753, S. VIII.

haft darauf bedacht war, den Wissenschaften und Künsten allgemeinen Eingang in seinem Reiche zu verschaffen." Pekarskij[132]) kommt der Erkenntnis schon näher, wenn er sagt: „Tatsächlich stoßen wir nach 1717 auf eine Reihe von Verfügungen Peters des Großen, die darauf hinausgehen, in die damals noch dunklen und ungelösten Fragen auf dem Gebiete der Geographie und der Naturwissenschaften Licht zu tragen." Wir sahen jedoch, daß Peters Kulturleistungen, die nach der Rückkehr von der letzten Reise so nachdrücklich einsetzen, sich auf den Gesamtbereich der Wissenschaften und auch auf die meisten Zweige der Kunst erstreckten, im einzelnen verschieden tiefreichend, im ganzen aber doch mit einer Vielseitigkeit, in der die geniale Veranlagung des Caren sich überraschend offenbart. —

Wir hoffen, mit dieser Untersuchung einen bescheidenen Beitrag zu der noch ausstehenden wissenschaftlichen Lebensbeschreibung Peters des Großen geliefert zu haben, denn die in ihrer monographischen Absonderung etwas starr sich herausschälenden Ergebnisse der vorliegenden Arbeit bedürfen noch, um dem geschichtlichen Geschehen gerecht zu werden, der harmonischen Eingliederung in das lebendige Gesamtbild des Caren.

Beilagen.

I.

Liste der von Peter am 21. März / 1. April 1716 in Danzig gekauften Bücher.

(Sbornik vypisok iz archivnych bumag o Petre Velikom, II, 30/1.)

Tonel von Piemont en Savoyen, 2 vol. fol.	120	Gulden
Theatrum civitatum, fol.	30	„
Roy Brabantia illustrata, lat. franc. holland. fol.	46	„
Cabinet Romain, fol.	12	„
Delices de la Grande Bretagne, 12°	32	„
Delices d'Italie, 12°	20	„
Delices d'Espagne et du Portugal, 12°	27	„
Desseine Beschryvinge von Ord en niemo Rome, fol.	65	„
Colonna Trajana, fol.	100	„
Respublicae complet, 60 tomi	150	„
Theatre de la grande Bretagne, fol.	42	„
Architecture de Vitruve par Perrault, fol.	22	„
Dioptrique oculaire, fol.	24	„
Boschii Ars symbolica	30	„
Katten, Appeles symbol. 8°	8	„
Menestririi, Philosophia imag. 8°	6	„
Sciences des personnes de la cour, 12°	9	„
L'art de tourner par Char. de Plumier, fol.	24	„
Julius Caesar c. n. Variorum, 8°	6	„
Memoires d'artillerie par Remy, 2 vol. avec gravures	36	„
Materialien Kammor mit figuren	25	„
Beschreibung von Wasserrichtungen, Fontainen und Irregarten mit Figur,	20	„
Eroffnete Kriegeschule vor Generalen und Admiralen mit Figuren	30	„

[132]) Nauka i literatura v Rossii pri Petre Velikom, Bd. I, S. 346.

Mathemattisch Werkschule mit figuren	6 Gulden
Künstliche Maschinen vür Wasserkunst Mühlewerk und Feuer Spritzen	18 „
Luft una Wasserkunst mit figuren	6 „
Grundlage Beschreibung von Sonnersuhr	7 „
Manière de fortifier les places par le plus fameux Ingenieur, avec figures	7 „
	928 Gulden

II.

Liste der von Peter in Amsterdam gekauften Bücher. (Sbornik vypisok Bd. II, S. 77/79.)

Le veritable Vauban, 8^0, fig. en Veau;
Architecture de le Pautre, fol. fig.;
Architectura de Leone Alberti, 4^0;
Instructions pour les Jardins, 4^0;
Le Jardinier fleuriste;
Moyens pour rendre les rivières navigables;
Methode pour dessiner par Le Brun, 8^0;
Theorie du Jardinage, 4^0, fig.;
Histoire du Commerce des Anciens;
Theorie du Jardinage.

Reçu le montant ce 23 Janvier 1717.
(76 Gulden 5 Stüber.) Jaques Desbordes.

Lahn Mundus, fol. 2 vol.
Cherubin Dioptrique Oculaire, fol.
Cherubin de Visione Perfecta, fol.
Perspective Curieuse de Niceron, fol.

(Gekauft am 24. Januar 1717 für 49 Gulden.)

Theorie du Jardinage, 4^0, veau.	7 Gulden
Schynvoet Sinspreuken, 8^0	3 Gulden 4 Stüber
Hollands lot tooneel, 8^0	1 Gulden 16 Stüber
Koddige Opschriften, 8^0	1 Gulden 16 Stüber
Contes à Rire	2 Gulden
Metropolite ou Hist: des Villes	6 Gulden 5 Stüber
La Porte des langues.	2 Gulden 10 Stüber

Reçu le montant cy dessus ce 4 Mars 1717. Jaques Desbordes.

III.

Brief des carischen Leibarztes Areskine vom 7./18. November 1717 an die Pariser Akademie.

(Histoire de l'Académie Royale des Sciences, Jahrgang 1720, S. 125.)

MONSIEUR,

VOtre amitié particulière & vos manieres obligeantes, mon penible voyage & les affaires épineuses dont j'étois accablé depuis que me fallut vous quitter, me mettront peut-être à couvert de vos justes reproches d'avoir été si long-temps sans répondre à la Lettre que vous m'avés fait l'honneur de m'écrire le 10 d'Août. Sa Majesté est trés satisfaite de ce que vôtre illustre Corps veut bien la mettre au nombre de ceux qui le composent, en lui offrant ses nobles Travaux depuis l'année 1699, comme un tribut appartenant de droit à chaque Academicien, & elle cherchera des occasions d'en marquer sa reconnoissance. Sa Majesté approuve aussi vôtre pensée, Monsieur, sçavoir qu'en fait de Sciences, la distinction se tire moins du rang que du genie, des talents & de l'application, & par la recherche exacte de toutes les curiosités de ses Etats, & des nouveautés qu'elle pourra dé-

couvrir, Elle tâchera, en vous les communiquant, de meriter le nom d'un bon Membre de vôtre illustre Academie.

Pour vôtre particulier, Monsieur, Sa Majesté est trés sensible à vôtre maniere d'agir avec lui pendant son sejour en France, & souhaite des occasions de vous temoigner son amitié qu'elle a pour vous.

Pour ce qui en est de moi, on ne sçauroit, Monsieur, vous être plus obligé que je le suis. Je ne perdrai jamais le précieux souvenir de vôtre haute capacité, & de cette extrême politesse qui vous attire l'amitié & la veneration de tous les honnestes gens, personne n'étant plus parfaitement,

MONSIEUR,

A Petersbourg le 7 Novembre 1717.

Vôtre trés humble & trés obeïssant serviteur ARESKINE.

IV.

Brief Peters vom 11./22. Februar 1721 an die Pariser Akademie.

(Französische Übersetzung aus der „Histoire de l'Académie Royale des Sciences", Jahrgang 1720, S. 128.)

A l'Académie Royale des Sciences, SALUT.

Le choix que vous avés fait de nôtre Personne pour Membre de vôtre illustre Société n'a pû Nous être que trés agréable. Aussi n'avons-nous pas voulu différer à vous témoigner par ces Présentes, avec combien de joye & de reconnoissance Nous acceptons la Place que vous nous y offrés, n'ayant rien plus à cœur que de faire tous nos efforts pour contribuer dans nos États à l'avancement des Sciences & des beaux Arts, pour Nous rendre par là d'autant plus dignes d'être Membre de vôtre Société. Dans cette vûë, Nous avons chargé le Sieur Blumentrost, nôtre Premier Médecin, de vous rendre compte de ce qu'il pourroit y avoir de nouveau dans nôtre Empire qui méritât vôtre attention; vous assûrant que de nôtre côté Nous serons bien aise que vous entreteniés commerce de Lettres avec lui, & que vous lui communiquiés les nouvelles découvertes que l'Académie pourra faire dans les Sciences.

Comme il n'y a encore eu jusques ici aucune Carte fort exacte de la Mer Caspienne, Nous avons ordonné à des personnes habiles de s'y transporter, pour en dresser une sur les lieux avec le plus de soin qu'il sė pourroit: & Nous l'envoyons à l'Académie, persuadés qu'elle la recevra agréablement en mémoire de Nous.

Du reste, Nous nous remettons à ce que vous dira plus au long par Lettres nôtre Premier Médecin, & de bouche nôtre Bibliothécaire.

Donné à Pétersbourg, le 11 Février 1721.

Vôtre affectionné
PIERRE.

V.

Zusammenstellung der Aufträge Peters an seinen Bibliothekar Schumacher für dessen Auslandsreise (Pekarskij, a. a. O. Bd. I. S. 533 ff.).

1. Die Karte vom Kaspischen Meer und das Handschreiben Seiner Carischen Majestät der Académie des Sciences zu überbringen.
2. Von den Modellen der im Observatorium (zu Paris) befindlichen Maschinen Skizzen anzufertigen.
3. Über die Handwerker und Instrumente, über das angefangene (kunstgeschichtliche) Buch und die Drucke, auch über das akustische Rohr des Père Sébastien Erkundigungen einzuziehen.
4. Bei Herrn Duverney père wegen der aus Wachs verfertigten Anatomie anzufragen.

5. Den Herrn Delisle, Astronomen und Geographen, und den Herrn Duverney fils, Anatom zu Paris, in den Dienst Sr. Kais. Maj. zu nehmen.
6. In Deutschland — den Herrn Professor Wolff.
7. Mit Orffyraeus wegen des Perpetuum mobile zu sprechen, wenn möglich auch das Urteil des Herrn Wolff über dessen Nutzen einzuholen, und mit ihm darüber zu verhandeln.
8. Den Gärtner, der bei Herrn de la Courte in Leyden arbeitete, hierher zu schicken.
9. Bei Herrn Fahrenheit tragbare und Schiffs-Thermometer und bei Herrn Moeschenbrook Maschinen und Instrumente, die zur experimentellen Physik gehören, in Auftrag zu geben.
10. In England einen Mann aufzutreiben, der mit Experimenten umzugehen und die dazu notwendigen Instrumente zu verfertigen versteht.
11. Die Museen gelehrter Leute, die öffentlichen sowohl als die privaten, zu besichtigen und dabei zu beachten, worin das Museum Sr. Car. Maj. von ihnen sich unterscheidet; wenn im Museum Sr. Maj. etwas nicht vorhanden sein sollte, diesem Mangel abzuhelfen oder wenigstens einen Rat zu geben, wie dem abgeholfen werden könne.
12. Bestrebt zu sein, Sr. Kais. Maj. eine vollständige Bibliothek zu beschaffen.
13. Endlich mit Gelehrten in Korrespondenz zu treten zur Mehrung der Künste und Wissenschaften in den Staaten Sr. Maj., und im besonderen zur Schaffung einer Sozietät der Wissenschaften ähnlich wie in Paris, London, Berlin und anderen Orten.

VI.

Ukas vom 14./25. Februar 1716 betreffend die Aussendung Kožins zwecks Auffindung eines Wasserweges nach Indien. (Pol. Sobr. Zak. V, S. 198, Nr. 2994.)

1. Er soll, nachdem ihn der Gardehauptmann Fürst Čerkasskij abgeschickt hat, zu Wasser auf dem Fluß Amû Daryâ (oder auf anderen, die in diesen münden) so weit als möglich nach Indien reisen, unter der Verkleidung eines Kaufmannes, aber mit dem wirklichen Ziel, einen Wasserweg nach Indien ausfindig zu machen.

2. Und wenn es nicht mehr möglich ist, zu Wasser zu reisen, so sind doch über dieses geheime Ziel Erkundigungen einzuziehen.

3. Zurück soll er auf gleichem Wege kommen, wenn er aber erfährt, daß es noch einen andern geeigneten Wasserweg gibt, so soll er auf diesem heimkehren; und überall, auf dem Wasser- wie auf dem Landwege, soll er alles beschreiben und eine Karte anfertigen.

4. Er soll schauen, was für Waren, und sonderlich Gewürze und dergleichen, aus Indien kommen.

5. Alles Uebrige, was hier auch nicht aufgeschrieben wurde, das aber für den Staat von Vorteil sein kann, soll er besehen und aufzeichnen.

VII.

Ukas vom 2./13. März 1718 über die Vermessung des Kaspisees durch Urusov. (Poln. Sobr. Zak. Bd. V, Nr. 3177, S. 549.)

1. Wenn du in Astrachan ankommst, so fahre mit Kožin und Travin dem linken Ufer entlang und nimm einige von den Uebriggebliebenen, die mit Bekovič auf dem Meer waren und eine Festung bauten, und fahre so bis zu jenem Ort, wo Bekovič eine Festung baute, die unfern Asterâbâd liegt, wo das Bett des Flusses Amû Daryâ gewesen sein soll; und wenn du dort ankommst, so besichtige dieses Bett, ob es wirklich ein Bett ist oder, wie Kožin behauptet, eine Bucht, da es in der Steppe von Sandbergen abgesperrt ist; und sollte ein richtiges Anzeichen eines Bettes da sein, daß hier einmal ein Fluß war, so gehe

in ihm hinauf, bis du seinen Anfang findest; ist es aber so, wie Kožin behauptet, so bestätige, was Kožin auf die Karte eingetragen hat, und führe diese Karte dann von der Stelle, bis wohin Kožin gekommen ist, weiter auf der rechten Seite bis Astrachan.

2. Bei dieser Besichtigung ist mit Fleiß nach den Häfen und Flüssen zu sehen, und besonders nach dem Flusse Kûrâ, und welche Schiffe wo landen können, auch sollst du dich erkundigen, ob man zu Sturmeszeit irgendwo hinfahren und sich bergen kann, und auch wo es Sandbänke und Steine unter dem Wasser und dergleichen gibt, das ist alles zu besehen und richtig in die Karte einzutragen; so auch wenn in diesem Sommer noch Zeit dazu ist, sollst du auf dem Meere kreuzen, und was für Inseln oder Untiefen du findest, auch wie breit das Meer überall ist, das trage in die Karte ein.

(Der Rest des Ukases enthält lediglich Verhaltungsmaßregeln für den Verkehr mit der persischen Bevölkerung und ähnliches.)

VIII.

Über die von Peter angeordnete Sendung von Zeitungen über den Krieg mit Schweden an den Gesandtschaftsprikas.

(Aus einem Ukas vom 18./29. Oktober 1711, abgedruckt bei N. Ustrjalov, Istorija Carstvovanija Petra Velikago, I, 315.)

In dem Bericht des Uebersetzers am Reichs-Gesandtschaftsprikas Benedikt Schilling, den er bei dem Reichs-Gesandtschaftsprikas eingereicht hat, steht geschrieben: „Durch einen aus dem Feldzug geschickten Ukas des großen Herrschers wurde befohlen, die Geschichte über die Führung des ganzen jetzigen Krieges, der zwischen den russischen, polnischen und schwedischen Heeren vom Beginn dieses Krieges bis zur gegenwärtigen Zeit besteht, zu verfassen; die Zeitungen aber, die ich dazu dem Reichs-Gesandtschaftsprikas entnahm, werden zu einer ausführlichen Beschreibung dieses Krieges nicht ausreichen, deswegen ist es erforderlich, aus dem Druck-Hof alle Zeitungen zu beschaffen, die dort seit Anfang dieses Krieges bis zur gegenwärtigen Zeit gedruckt worden sind, um zu beschreiben, was sich bei allen vorgekommenen Kriegshandlungen ereignet hat, und zwar vom Jahr 1700 bis zum jetzigen Jahr und Monat alle Nachrichten über die Kämpfe in den Städten, über die Belagerungen und Einnahmen, über die Siege, die Aufmärsche und anderen Kriegsereignisse;“ auf Grund dieses Berichtes sind alle seit dem Jahr 1700 bis zum heutigen Datum über die Kriegsführung mit den Schweden gedruckten ‚Nachrichten‘ zur Abfassung der Geschichte aus dem Druck-Hof in den Reichs-Gesandschaftsprikas zu senden.

IX.

Ukas vom 16./27. Februar 1722 als erweiterte Wiederholung des Erlasses vom 20./31. Dezember 1720. (Pol. Sob. Zak. VI, S. 511, Nr. 3908.)

Seine Kaiserliche Majestät befahl bei Ihrem Aufenthalt in Preobraženskoe im General-Hof am 10. (21.) Februar: Aus allen Bischofssprengeln und Klöstern, wo sich nach den Registern merkwürdige, das heißt altertümliche auf Pergament und auf Papier handgeschriebene kirchliche und weltliche Chronikenbücher, Stufenbücher, Chronographien und andere dergleichen Schriften vorfinden, sollen diese nach Moskau in den Synod gebracht und zur weiteren Kundmachung abgeschrieben und die Abschriften der Bibliothek übergeben, die Originale aber an die Orte zurückgesandt werden, von denen man sie ursprünglich genommen hat; die Behörden jener Bischofssprengel und Klöster aber sind dabei zu ermahnen, alle solche merkwürdigen Bücher ohne jegliche Verheimlichung anzuzeigen, denn sobald diese Bücher abgeschrieben sind, sollen sie an die alten Orte zurückgegeben werden; und um solcherlei Bücher in Augenschein zu nehmen und zu sammeln, sind vom Synod besondere Boten auszusenden.

Anmerkungen.

[1] P. Pekarskij, Nauka i literatura v Rossii pri Petre Velikom, Bd. I, S. 8.

[2] J. Scheltema, Peter de Groote, Keizer van Rusland, in Holland en te Zaandam in 1697 en 1717, Bd. I, S. 147.

[3] Scheltema, a. a. O., Bd. I, S. 143.

[4] Scheltema, a. a. O. Bd. I, S. 160.

[5] Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 8.

[6] Die Denkschrift Schumachers — des Bibliothekars Peters I., der 1721 mit verschiedenen Aufträgen nach Westeuropa gesandt worden war — über die Durchführung seiner Reise liefert eine Reihe wertvoller Angaben über Europas Museen usw. der Zeit; sie ist abgedruckt bei Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 533 ff.

[7] Scheltema, a. a. O. Bd. I, S. 162.

[8] J. Golikov, Dejanija Petra Velikago, Bd. I, S. 129.

[9] Pis'ma i bumagi Imperatora Petra Velikago, Bd. I, 1, S. 149.

[10] Golikov, a. a. O. Bd. I, S. 426.

[11] Scheltema, a. a. O. Bd. II, S. 312.

[12] Ebenda, Bd. I, S. 184.

[13] Golikov, a. a. O. Bd. I, S. 390.

[14] Ebenda, Bd. I, S. 390.

[15] Ebenda, Bd. I, S. 380.

[16] Ch. Dickens, Peter the Great in England, S. 236—245.

[17] Golikov, a. a. O. Bd. I, S. 461.

[18] M. Bogoslovskij, Petr Velikij v Anglii v 1698 g. in: Trudy Instituta Istorii, Sbornik statej, Vypusk I, S. 423/4.

[19] Macaulay, The History of England, Bd. IX, S. 85; Golikov, a. a. O. Bd. I, S. 460.

[20] Macaulay, ebenda.

[21] Dickens, a. a. O.

[22] Bogoslovskij, a. a. O. S. 422.

[23] B. Bergmann, Peter der Große als Mensch und Regent, Bd. I, S. 305.

[24] Golikov, a. a. O. Bd. I, S. 474.

[25] Dickens, a. a. O.

[26] Golikov, a. a. O. Bd. I, S. 472—73, 483, 129.

[27] Archiv für die Sächsische Geschichte, Bd. XI, S. 340.

[28] Ebenda, S. 340.

[29] Ebenda, S. 342.

[30] Ebenda, S. 345.

[31] W. Guerrier, Leibniz in seinen Beziehungen zu Rußland und Peter dem Großen, S. 119.

[32] Pochodnyj žurnal Petra Velikago, bei Brinkner, a. a. O. S. 30/31 (nämlich in: Russkij Vestnik, 1880, Bd. XI).

[33] Ebenda, S. 35.

[34] Archiv für die Sächsische Geschichte, Bd. XI, S. 346.

[35] Guerrier, a. a. O. S. 146.

[36] Ebenda, S. 147.

[37] Siehe Anmerkung 6.

[38] Archiv für die Sächs. Gesch., Bd. XI, S. 349.

[39] Ebenda, S. 350.

[40] Brinkner, Putešestvija Petra Velikago za granicu v 1711 do 1717 g, in: Russkij Vestnik, 1880, Bd. XI, S. 45.

[41] Aus einem Brief des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig an Leibniz vom 10. März 1713, bei Guerrier, a. a. O. S. 297.

[42] Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 133/4.

[43] Ebenda, S. 101.

[44] Siehe Anmerkung 6.

[45] Brinkner, a. a. O. 1880, Bd. XII, S. 586.

[46] Sbornik vypisok iz archivnych bumag, Bd. II, S. 29.

[47] Brinkner, a. a. O. 1880, Bd. XII, S. 586.

[48] Pochodnyj žurnal Petra Velikago bei Brinkner, a. a. O. Bd. XII, S. 594.
[49] Ebenda, S. 597.
[50] Guerrier, a. a. O. S. 176.
[51] Sbornik vypisok iz archivnych bumag, Bd. II, S. 11—14.
[52] Von dem Vorhandensein dieser Sammlung wissen wir nur durch die bereits erwähnte Schumacher'sche Denkschrift (siehe unter 6), und mit Sicherheit kann der Besuch Peters nicht behauptet werden. Doch spricht vieles dafür, die bekannte Wißbegier des Caren, der überall nach Sehenswertem sich erkundigte einerseits, die Anwesenheit Leibnizens andrerseits, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ihn mit Dingen höherer Kultur in Berührung zu bringen. Immerhin besteht auch die Möglichkeit, daß Peter diese Münzensammlung schon bei einem früheren Aufenthalt in Hannover besichtigt hatte.
[53] Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 143.
[54] Mercure Historique, LXI, S. 625.
[55] Brinkner, a. a. O., 1881, Bd. II, S. 626.
[56] Ebenda, S. 636.
[57] E. Hermann, Geschichte des Russischen Staates, Bd. IV, S. 306.
[58] Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 212.
[59] Aus der Schumacher'schen Denkschrift, siehe Anmerkung 6.
[60] Gachard, Le voyage de Pierre le Grand dans les Pays-Bas autrichiens, en 1717, in: Bulletins de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique, II. Serie, Bd. 46, S. 510—46.
[61] Aus der Schumacher'schen Denkschrift, siehe Anmerkung 6.
[62] Deutsche Ausgabe von L. Ch. Bacmeister, Beyträge zur Geschichte Peters des Großen, Bd. III, S. 124.
[63] Brinkner, a. a. O., 1881, Bd. II, S. 645.
[64] Peters Tagebuch bei Bacmeister, a. a. O. Bd. III, S. 129.
[65] Vergleiche Anmerkung 6.
[66] W. M. Richter, Geschichte der Medicin in Rußland, Bd. III, S. 9.
[67] Peters Tagebuch bei Bacmeister, a. a. O. Bd. III, S. 130.
[68] Vergleiche Anmerkung 6.
[69] Europäische Fama, 1717, 201. Teil, S. 797.
[70] Peters Tagebuch bei Bacmeister, a. a. O. Bd. III, S. 130.
[71] Europäische Fama, 1717, 201. Teil, S. 797.
[72] Peters Tagebuch bei Bacmeister, a. a. O. Bd. III, S. 130.
[73] Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 226.
[74] Europäische Fama, 1717, 201. Teil, S. 799.
[75] Ebenda, S. 799.
[76] La grande Encyclopédie, Bd. XXV, S. 815.
[77] Marquis de Dangeau, Journal, Bd. XVII, S. 93.
[78] Peters Tagebuch bei Bacmeister, Bd. III, S. 131.
[79] Ebenda, S. 131.
[80] Ebenda, S. 131.
[81] Marquis de Dangeau, Journal, Bd. XVII, S. 96.
[82] C. Piton, Marly-le-Roi, S. 87/88.
[83] Peters Tagebuch bei Bacmeister, Bd. III, S. 131.
[84] M. Poludenskij, Petr Velikij v Pariže, in: Russkij Archiv, Jahrgang 1865, S. 74.
[85] Peters Tagebuch bei Bacmeister, Bd. III, S. 131.
[86] Mercure Historique, LXII, S. 660.
[87] B. J. Nestesuranoi, Mémoires du Règne de Pierre le Grand, III, 600.
[88] Poludenskij, a. a. O. S. 75.
[89] E. de Barthélemy, Gazette de la Régence, S. 186.
[90] Nestesuranoi, a. a. O. Bd. III, S. 601.
[91] Poludenskij, a. a. O. S. 75.
[92] Vergleiche Anmerkung 6.
[93] Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 40.
[94] Brinkner, a. a. O., 1881, Bd. III, S. 64.
[95] Poludenskij, a. a. O. S. 78.

96 J. Buvat, Journal de la Régence, Bd. I, S. 269.
97 Poludenskij, a. a. O. S. 79.
98 Ebenda.
99 Ebenda, S. 80—88.
100 Europäische Fama, 1717, 203. Teil, S. 952.
101 Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 246.
102 J. Stählin, Originalanekdoten von Peter dem Großen, Nr. 18, S. 55.
103 Scheltema, a. a. O. Bd. II, S. 48—51.
104 Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, Bd. I, S. 44.
105 Auch hier ist es die Schumacher'sche Denkschrift (vergleiche Anmerkung 6), die die Vermutung nahelegt, da in ihr die Knippenhausen'sche Sammlung besonders hervorgehoben wird.
106 Aus einer Kabinettsquittung vom 8./19. September 1717, in: Sbornik, vypisok iz archivnych bumag o Petre Velikom, II, 84.
107 Ukas Nr. 3108 vom 8./19. Oktober 1717, in: Polnoe Sobranie Zakonov rossijskoj imperii s 1649 goda, Bd. V, S. 514.
108 Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 527.
109 J. Bacmeister, Essai sur la Bibliothèque et le Cabinet de Curiosités et d'Histoire Naturelle de l'Académie des Sciences de Saint Pétersbourg, S. 148—149.
110 Polnoe Sobranie Zakonov, Bd. IV, Nr. 1964, S. 243.
111 Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 337.
112 Richter, a. a. O. Bd. III, S. 152.
113 A. Brückner, Die Ärzte in Rußland bis zum Jahre 1800, S. 45, und Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 350.
114 Weber, Das veränderte Rußland, Bd. II, S. 29.
115 Polnoe Sobranie Zakonov, Bd. V, Nr. 3159, S. 541.
116 Golikov, a. a. O. Bd. VII, S. 350.
117 Weber, a. a. O. Bd. I, S. 336.
118 Golikov, a. a. O. Bd. VIII, S. 366.
119 Sbornik imp. russkago istoričeskago obščestva, Bd. XI, S. 372.
120 Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 535.
121 J. Bell of Antermony, Dr. Johann Bells Reisen, S. 130.
122 J. Bacmeister, Essai a. a. O. S. 156.
123 Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 544.
124 Golikov, a. a. O. Bd. X, S. 360.
125 Polnoe Sobranie Zakonov, Bd. VI, Nr. 3738, S. 357/8.
126 Ebenda, Bd. VI, Nr. 3748, S. 364.
127 Golikov, a. a. O. Bd. IX, S. 129/30.
128 Stählin, a. a. O. Nr. 42, S. 123.
129 Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 350.
130 K. E. von Baer, Peters des Großen Verdienste um die Erweiterung der geographischen Kenntnisse, S. 208/9.
131 Pekarskij, a. a. O. I, 55.
132 Baer, a. a. O., S. 173/4.
133 P. J. Ivanov, Obozrenie geodezičeskich rabot v Rossii, in: Zapiski imp. russkago geografičeskago obščestva, Bd. IX, S. 428.
134 G. Cahen, Histoire des Relations de la Russie avec la Chine sous Pierre le Grand (1689—1730), S. L.
135 Golikov, a. a. O. Bd. X, S. 395.
136 J. Bacmeister, Essai a. a. O. S. 157; Richter, a. a. O. Bd. III, S. 31.
137 R. Minzloff, Pierre le Grand dans la litterature étrangère, S. 401.
138 O. Struve, Über die Verdienste Peters des Großen um die Kartographie Rußlands, in: Russische Revue, 1876, VIII, S. 9.
139 Baer, a. a. O. S. 248.
140 Pekarskij, a. a. O. Bd. II, S. 14.
141 Golikov, a. a. O. Bd. II, S. 85.
142 J. Perry, Der ietzige Staat von Rußland oder Moscau unter ietziger Czarischen Majestät, S. 337.

143 Vedemosti vremeni Petra Velikago, S. 316, Bd. I.
144 Pis'ma i bumagi imperatora Petra Velikago, Bd. V, 1, Nr. 1545, S. 54 und Bd. V, 1, Nr. 1803, S. 311.
145 Pekarskij, a. a. O. Bd. II, Nr. 182, S. 239.
146 Müller, Sammlung russischer Geschichte, Bd. III, S. 34.
147 Ebenda, Bd. III, S. 78/82.
148 Pamjatniki sibirskoj istorii XVIII veka, Bd. II, S. 37—40.
149 Sobranie pisem imperatora Petra I-go k raznym licam s otvetami na onyja, Bd. III, S. 14.
150 Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 282.
151 Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 80.
152 Müller, a. a. O. Bd. VII, S. 188.
153 Ebenda, S. 203.
154 Baer, a. a. O. S. 208.
155 Pamjatniki sib. istorii, Bd. II, S. 62.
156 Ebenda, S. 260.
157 Ivanov, a. a. O. S. 426.
158 Baer, a. a. O. S. 205/6.
159 Ebenda, S. 256.
160 Golikov, a. a. O. Bd. IX, S. 129.
161 A. Nartov, Dostopamjatnyja povestvovanija i reči Petra Velikago, in: Moskvitjanin, 1842, Anekdote Nr. 149, S. 137/8.
162 Baer, a. a. O. S. 43.
163 M. Kliutschewskij, Geschichte Rußlands, Bd. IV, S. 4/5.
164 Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 523/4, Bd. II, S. 12,
165 Ebenda, Bd. I, S. 522.
166 Ebenda, Bd. I, S. 210/11.
167 Ebenda, Bd. II, Nr. 158, S. 217.
168 A. F. Byčkov, Uvaženie Petra Velikago k pamjatnikam stariny, in: Russkaja Starina, 1892, Bd. 73, S. 265/6.
169 Pekarskij, a. a. O. Bd. II, S. 214/5.
170 Ebenda, Bd. I, S. 317.
171 Ebenda, Bd. I, S. 211.
172 N. Ustrjalov, Istorija Carstvovanija Petra Velikago, Bd. I, S. XXX.
173 Guerrier, a. a. O. Nr. 240, S. 348.
174 Ebenda, Nr. 224, S. 330.
175 Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 369.
176 Sbornik vypisok, Bd. II, S. 78. Welches Werk gemeint ist, konnte nicht ermittelt werden, vermutlich ist die Quellenangabe ungenau.
177 Ustrjalov, a. a. O. Bd. I, S. 316.
178 Ebenda, Bd. I, S. XXXII.
179 Pekarskij, a. a. O. Bd. II, S. 437.
180 Theatrum Europaeum, 16. Theil, S. 407 der ‚Ferneren Fortsetzung'.
181 Nartov, a. a. O. Anekdote Nr. 38.
182 J. Stählin, a. a. O. Nr. 52, S. 146.
183 Ustrjalov, a. a. O. Bd. I, S. XXXII.
184 Ebenda, Bd. I, S. XXXIII.
185 Ebenda, Bd. I, S. 317.
186 Ebenda.
187 Ebenda, Bd. I, S. XXXV.
188 Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 317/8.
189 Golikov, a. a. O. Bd. X, S. 429.
190 Kunik, a. a. O. S. 167.
191 Pekarskij, a. a. O. Bd. II, S. 631.
192 Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 332.
193 Ebenda, Bd. II, Nr. 562, S. 613.
194 Guerrier, a. a. O. Nr. 154, S. 231.
195 Neu-eröffneter Welt- und Staats-Spiegel, Jahrgang 1714, Theil 66, S. 624.
196 Polnoe Sobranie Zakonov, Bd. V, Nr. 3208, S. 574.

[197] Kunik, a. a. O. S. 3/4.
[198] Ebenda, S. XX/XXI.
[199] Polnoe Sobrania Zakonóv, Bd. VII, Nr. 4443, S. 220.
[200] Archiv Knjazja F. A. Kurakina, Bd. I, S. 35.
[201] Sbornik russkago istoričeskago obščestva, Bd. XI, S. 558—562.
[202] W. Pinder, Der deutsche Park, vornehmlich des 18. Jahrh., S. 6.
[203] Pis'ma i bumagi imperatora Petra Velikago, Bd. IV, 1, S. 148.
[204] Ebenda, Bd. IV, 1, S. 263.
[205] Ebenda, Bd. IV, 1, S. 304.
[206] Ebenda, Bd. V, 1, S. 148.
[207] Sbornik russk. ist. obšč. Bd. XI, S. 13.
[208] Nach Angabe von Prof. Braun.
[209] Pis'ma i bumagi imp. Petra Velikago, Bd. IV, 1, S. 283.
[210] Ebenda, Bd. V, 1, S. 54.
[211] Ebenda, Bd. V, 1, S. 283.
[212] Ebenda, Bd. V, 1, S. 151.
[213] Ebenda, Bd. VI, 1, S. 36.
[214] Ebenda, Bd. VI, 1, S. 37.
[215] Ebenda, Bd. VI, 1, S. 43 und S. 55.
[216] Ebenda, Bd. VII, 1, S. 163.
[217] Sbornik imp. russk. ist. obšč. Bd. XI, S. 16.
[218] Ebenda, Bd. XI, S. 133.
[219] Reimers, a. a. O. S. 134/5.
[220] J. Grabar', Istorija russkago iskusstva, Bd. III, S. 125/6.
[221] Peters Tagebuch bei Bacmeister, a. a. O. Bd. II, S. 4.
[222] Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 336/7.
[223] Ebenda, Bd. VI, S. 370.
[224] Ebenda, Bd. VI, S. 415.
[225] Ebenda, Bd. VI, S. 85.
[226] Sbornik vypisok iz archivnych bumag, Bd. II, S. 36.
[227] Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 483.
[228] Ebenda, Bd. VI, S. 487.
[229] Ebenda, Bd. VI, S. 507.
[230] Ebenda, Bd. VI, S. 508.
[231] Ebenda, Bd. VI, S. 513.
[232] Ebenda, Bd. VI, S. 544.
[233] Ebenda, Bd. VI, S. 560.
[234] Ebenda, Bd. VI, S. 505.
[235] Sobranie pisem, Bd. III, S. 90.
[236] Ebenda, Bd. III, S. 92/3.
[237] Ebenda, Bd. III, S. 94/5.
[238] Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 584/5.
[239] Ebenda, Bd. VII, S. 341.
[240] Russkij Archiv, Jahrgang 1868, S. 106.
[241] Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 591.
[242] Ebenda, Bd. VI, S. 593.
[243] Sbornik russk. ist. obšč. Bd. XI, S. 155.
[244] Minzloff, a. a. O. S. 185 und Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 32.
[245] Sobranie pisem, Bd. III, S. 130.
[246] Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 639, 643.
[247] Ebenda, Bd. VII, S. 342.
[248] Ebenda, Bd. VII, S. 343.
[249] E. Herrmann, Peter der Große und der Zarewitsch Alexei, S. 114 (Relation Webers Nr. XVI vom 4./15. Februar 1718).
[250] Golikov, a. a. O. Bd. VII, S. 352, 354.
[251] Stählin, a. a. O. Anekdote Nr. 20, S. 61 und Golikov, a. a. O, VII, 141,
[252] N. Bantyš-Kamenskij, Obzor vnešnich snošenii Rossii (po 1800 god), Bd. II, S. 239.
[253] Friedrich Wilhelm von Bergholz, Tagebuch, in: Büsching's Magazin für die neue Historie und Geographie, Teil 19, S. 69.

254 Golikov, a. a. O. Bd. VII, S. 404.
255 Archiv Knazja F. A. Kurakina, Bd. I, S. 8.
256 Golikov, a. a. O. Bd. VIII, S. 374.
257 S. L. Ptašickij, S.-Peterburg v 1720-m godu. Zapiski poljaka-očevidca. Perevod s pol'skago, in: Russkaja Starina, 1879, Bd. 25, Juniheft, S. 267.
258 Ebenda, S. 282.
259 Golikov, a. a. O. Bd. VIII, S. 454.
260 Brief Webers vom 20. September / 2. Oktober 1717, bei Herrmann, a. a. O. S. 101.
261 Reimers, a. a. O. S. 74.
262 Golikov, a. a. O. Bd. IX, S. 378.
263 Bergholz, Tagebuch, a. a. O. Teil 21, S. 302.
264 Golikov, a. a. O. Bd. X, S. 385/6, 388, 390, 392/3.
265 Bergholz, Tagebuch, a. a. O. Teil 22, S. 468.
266 Golikov, a. a. O. Bd. X, S. 406.
267 Ebenda, Bd. X, S. 449—455.
268 Pinder, a. a. O. S. 5.
269 Ebenda.
270 Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 9.
271 M. Obolenskij, Dobavok k materialam dlja biografii gravera Adriana Šonebeka, in: Russkij Archiv, 1870, Bd. VIII, S. 1391.
272 Bantyš-Kamenskij, a. a. O. Bd. II, S. 248.
273 Golikov, a. a. O. Bd. VI, S. 502/3.
274 Schumachers Denkschrift, bei Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 533 und 537 (Par. 3).
275 Diese von Stählin (a. a. O. S. 56) aufgezeichnete Anekdote stammt von Xsel selbst.
276 Réau, a. a. O. S. 27.
277 Archiv Knjazja Kurakina, Bd. I, S. 33.
278 Diese ebenfalls von Stählin (a. a. O. S. 100/01) aufgezeichnete Anekdote stammt von Mardefeld selbst.
279 Stählin, a. a. O. Anekdote Nr. 18, S. 55.
280 Perry, a. a. O. S. 261.
281 B. Varneke, Istorija russkago teatra, S. 46.
282 J. Gregor und R. Fülöp-Miller, Das russische Theater, S. 65.
283 J. Božerjanov, S.-Peterburg v Petrovo vremja, S. 122.
284 Pekarskij, a. a. O. Bd. I, S. 425.
285 Golikov, a. a. O. Bd. II, S. 9.
286 Božerjanov, a. a. O. S. 123.
287 Archiv für die Sächs. Geschichte, Bd. XI, S. 349.
288 Stählin, a. a. O. S. 298.
289 Siehe Anmerkung 288.
290 Golikov, a. a. O. Bd. VIII, S. 95.
291 Božerjanov, a. a. O. S. 124.
292 Bei Büsching, a. a. O. Teil 21, S. 182.
293 Ebenda, Teil 21, S. 307/8.
294 Ebenda, Teil 21, S. 357.
295 J. Haigold, Beylagen zum Neuveränderten Rußland, Bd. II, S. 80/1, Par. 24.

PRAG ALS ERLEBNIS K. M. ČAPEK-CHODS.

Von Heinrich Jilek, Leipzig.

Es ist ebenso berechtigt, von dem Prag K. M. Čapek-Chods zu sprechen wie etwa von dem London Dickens' oder dem Petersburg Dostoevskijs. Aber weder der lange Aufenthalt des Dichters in dieser Stadt noch auch der Umstand, daß sie der Schauplatz zahlreicher seiner Romane ist, würde uns dazu das Recht geben, hätten wir nicht die Gewißheit, daß es sich hier um einen Erlebniskomplex erster Ordnung handelt, ohne den das Werk Čapek-Chods in der Form, wie wir es heute kennen, nicht möglich wäre. Mag es auch auf den ersten Blick scheinen, als ob im Stadterlebnis nur ein Sonderfall der Beeinflussung durch das Milieu vorliege, so wird doch bei näherem Zusehen klar, daß es sich hier unter Umständen um eine viel innigere Beziehung zwischen Seele und Landschaft handelt, daß hier ein begieriges Aufsaugen von Eindrücken durch die Seele, schließlich ein Ausweiten des Ichs zu einem umfassenderen Komplex stattfindet. Die Stadt ist dann für das Individuum formendes Prinzip, „geistige Lebensform". Eine gewisse Verwurzelung des einzelnen in seiner Umgebung ist dazu freilich notwendig. Man kann ja auch Jahrzehnte an einem Ort leben, ohne von ihm bestimmende Anregungen zu empfangen.

Es geht uns also hier nicht eigentlich um das wirkliche Prag, sondern um das Bild, das sich Čapek-Chod von ihm gemacht hat, um die Frage, was er von der Stadt gesehen hat und wie er sie gesehen hat. Dabei werden wir uns immer klar sein müssen, daß dieses Erlebnis unseres Dichters eben nur ein Element in der Gesamtheit seelischer Gegebenheiten ist, das auf das seelische Ganze hinwirkt und von ihm wieder bedingt wird und daß auch seine künstlerische Bewältigung mit den Mitteln erreicht wurde, die dem Dichter schon an und für sich zu Gebote standen.

Der Ironiker Čapek-Chod will niemals wörtlich genommen werden, auch in unserem Falle nicht. „So verlege ich zum Beispiel in meinen Prager Romanen grundsätzlich das, was sich auf dem linken Ufer der Moldau ereignet hat, auf das rechte und umgekehrt, was in Smíchov, in die Gegend von Karolinental, was in Lieben, nach Podol und manchmal, wenn das Sujet besonders skandalös ist, zögere ich nicht, den Ort der Handlung zu vernichten und dort einen Fluß fließen zu lassen, wobei mir die Prager Moldauregulierung sehr zustatten kam." (Větrník, 32—33.) Und an einer anderen Stelle heißt es, im einzelnen sei alles wahr, im ganzen nichts. Solche

und ähnliche Zeugnisse werden uns zur Vorsicht mahnen, von größerem Interesse wären sie aber nur, wenn wir beabsichtigten, die den Čapek-Chodschen Romanen zugrunde liegenden tatsächlichen Ereignisse herauszuheben, bezw. die Örtlichkeiten zu identifizieren.

Man könnte das Problem anders fassen und fragen, welche Seiten des Prager Stadtbildes Čapek-Chod nicht gesehen hat. Er hat keinen Blick für Prag als historische Stadt, keinen Blick für die vielen Jahrhunderte böhmischer und oft europäischer Geschichte, die aus dem Gemäuer der alten Kirchen und Paläste schauen, keinen Blick auch für die Spuren der religiösen Kämpfe, die hier von alters her tobten. Čapek-Chod ist kein Dichter verdämmernder Vorzeiten, wohl aber ein Dichter des hellen Tages der Gegenwart. Darum nimmt auch das altertümliche romantische Prag einen so geringen Raum in seinen Romanen ein, und wenn es schon einmal geschildert wird, dann wirft zumeist auch auf diese Zinnen und verschnörkelten Erker der geschäftige Tag des neunzehnten Jahrhunderts sein nüchternes Licht.

Čapek-Chod ist oft der Balzac der Prager Gesellschaft genannt worden. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob dieser Vergleich zu Recht besteht oder nicht, und uns nur an seine unbestreitbaren, von ihm selbst unterstrichenen Beziehungen zum französischen Naturalismus halten. So könnte man denn auch seine großen Romane eine „Physiologie" der Stadt Prag und ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse vom Ende des neunzehnten und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts nennen. Nicht alle gesellschaftlichen Schichten behandelt er mit gleicher Ausführlichkeit, manche werden bevorzugt, andere vernachlässigt. Zum Adel hat er gar kein Verhältnis, dagegen ist der Prager Bürger so recht der Gegenstand seiner Kunst, freilich nicht der Bürger mit seinen positiven Leistungen und Tugenden, sondern der Bourgeois in der Entartung, in seiner banalen Alltäglichkeit und Geistesöde. Čapek-Chod hat ein scharfes Auge für Verfallserscheinungen, und der Verfall bürgerlicher Familien und Firmen ist eines seiner Lieblingsthemen. Der Vielgestaltigkeit des bürgerlichen Daseins ist er vollständig gerecht geworden. Auf der Stufenleiter vom bankrotten Fabrikanten bis zum kleinen Beamten und der Pfandleiherin wird es nicht viele Typen geben, die er nicht wenigstens einmal gestreift hätte, nicht zu vergessen den Schwarm von Bohemiens, Künstlern, Musikern und Adepten der Wissenschaft, die sich auch ihren bescheidenen Platz in dieser Hierarchie erobert haben oder sich doch zum mindesten von den Brosamen nähren, die vom Tische des Bourgeois fallen. Die lokalen Verhältnisse bringen es mit sich, daß auch das jüdisch-deutsche Element zu Worte kommt. Daneben taucht schon der Proletarier auf. Stark, nicht geneigt Kompromisse zu schließen, wird er mit Sympathie gezeichnet, ohne daß uns jedoch sentimentale Schilderungen des sozialen Elends geboten würden.

Es ist kein Zufall, daß Čapek-Chods Romane vorzugsweise in den Vorstädten oder an der Peripherie spielen. Natürlich, gerade

die entlegeneren Vorstädte sind ja ein Sammelplatz solcher Menschen, wie sie der Dichter sucht. Hierher ziehen sich diejenigen zurück, die ihre Rolle im Zentrum ausgespielt haben, und hier kann der Gesellschaftsanalytiker den Prozeß des sozialen Herabsinkens in allen seinen Phasen studieren. Hier brandet aber auch das Meer des Proletariats, von dem sich immer einzelne mit Eroberergeist Begabte losreißen, um in der bürgerlichen Welt ihr Glück zu machen. Einzelne Romane sind ganz auf ein bestimmtes Vorstadtmilieu abgestimmt, so daß man z. B. den Roman „Turbina" den Roman von Karolinental, „Vilém Rozkoč" den von Žižkov und „Antonín Vondrejc" wenigstens zum Teil den von der Weinberger Peripherie nennen kann.

Nicht außer acht lassen dürfen wir, daß sich die Prager Romane und Novellen über einen Zeitraum erstrecken, der von den Siebzigerjahren des neunzehnten bis in die Zwanzigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts reicht. Turbina spielt in den Siebzigerjahren, Vondrejc um 1900, V. Rozkoč in den Neunzigerjahren (was freilich nicht zu der Art, wie beide Romane verknüpft werden, stimmt), Jindrové beginnt etwa 1891/92 und endet 1918. Schon dadurch werden Unterschiede in der Zeichnung der Prager Verhältnisse bedingt, denn das Prag der Siebzigerjahre, das eben Großstadt geworden ist, mit der Moldauregulierung und dem raschen Anwachsen seiner Industrie, ist ein anderes als das um 1900 und dieses unterscheidet sich wieder beträchtlich von dem der Kriegs- und Nachkriegsjahre.

Čapek-Chod hatte den Ehrgeiz, ein konsequenter Naturalist zu sein. So überrascht es uns auch nicht, in seinen Werken eine Fülle von Einzelheiten zu finden, die oft überflüssig sind und den künstlerischen Wert des Ganzen beeinträchtigen. Zeit und Ort eines Geschehnisses gibt er mit Vorliebe ganz genau an, sogar das Datum wird bisweilen mitgeteilt. Wir erfahren z. B., daß Herr Chocholouš (Otec) am 17. April um 11 Uhr vormittags bei hellem Sonnenschein vor einem Schaufenster der Ferdinand-Straße stand. Die Handlung des „V. Rozkoč" beginnt am 27. Februar 189*. Dasselbe gilt von den Ortsangaben. Vondrejc wohnt in Prag II, č. pop. 6500, Anna Vondrejcová die Jüngere in den Weinbergen, Budyšínská ul. 61, Čemus in Dejvice, Třemošínská 36 usw. Der Leser erfährt fast immer, in welcher Straße sich dies und das ereignet hat, durch welche Straße diese oder jene Person gerade geht. Daß die Straßennamen öfter erfunden sind, tut nichts zur Sache, die Illusion wird doch gewahrt.

Daß das Zentrum der Stadt bei Čapek-Chod eine etwas nebensächliche Rolle spielt, konnten wir schon bemerken. Er hat es nicht verstanden, diesen offiziellen Palästen und Gebäuden Leben einzuhauchen, und was er von ihnen zu sagen weiß, bleibt in der Regel matt und farblos. Der Wenzelsplatz gewinnt ein einziges Mal Leben, als er den Hintergrund für die stürmische Volksversammlung im „A. Vondrejc" abgibt. Der Großstadtverkehr in der Ferdinand-Straße wird einmal in der Erzählung „Otec" gut ge-

schildert, im übrigen ist diese Hauptstraße ähnlich wie auch der Graben für Čapek-Chod eigentlich nur der Treffpunkt der Prager Stutzer. Auch das, was er vom Rudolfinum, dem Obecní dům, dem Böhmischen Museum und Karolinum, in dem Jindra der Jüngere zum Doktor promoviert wird, sagt, geht über die konventionelle Schilderung nicht hinaus. Viel besser ist schon der Obstmarkt getroffen, wo Jindřich Pavák seine erste Begegnung mit dem kleinen Ladenfräulein hat. In einem versteckten Durchgang der Altstadt liegt der Pfandladen der Šindelářova und in einem dunklen Gäßchen der Innenstadt befindet sich das Etablissement, in dem Kašpar Lén seine Mařka als Prostituierte wiederfindet. In der oberen Neustadt hat Mařka und ihr Vater vorher gewohnt, hier baut auch der Geizhals Konopík sein Haus und hier ereignet sich auch der Mord. Die Alt- und Neustadt ist der Schauplatz der Tragödie Kašpar Léns. Im „Vondrejc" spielt die Neustadt gleichfalls eine wichtige Rolle. In ihrem unteren Teil findet man die Redaktion des „Mírný Pokrok". Wir erfahren, daß Vondrejc in der Myslíkova ul. die Straßenbahn verlassen mußte, wenn er an seine Arbeitsstätte kommen wollte, und wir erinnern uns, daß Čapek-Chod jahrelang selbst in der Redaktion des „Pokrok", der später in den „Hlas Národa" umgewandelt wurde, tätig war und daß sich diese in der Pštrosová ul., die im rechten Winkel auf die Myslíkova auftrifft, befand. Hier liegt auch in einem altertümlichen Viertel, unweit vom Nationaltheater, das Brauhaus und Bierrestaurant „u Šaršlů", in dem Vondrejcs' Geliebte als Kellnerin beschäftigt ist. Später mietet sie eine kleine Wohnung in der Nähe des Wirtsgartens, um ihren nun schon hoffnungslos kranken Mann selbst pflegen zu können.

An der Moldau oberhalb der heutigen Štefánik-Brücke breitet sich der Stadtteil Na Františku aus, ehemals eines der trostlosesten Armenquartiere. Hier findet J. Pavák seinen Sohn inmitten einer Schar Gassenjungen wieder. Zur Zeit, als sich die Geschehnisse des Romans „Turbina" ereigneten, stand noch die alte Judenstadt. So konnte denn Leib Blumenduft, wenn er zwecks seiner nicht immer sauberen Geschäfte nach Prag kam, in einer kleinen, schmutzigen Herberge der alten Josefstadt absteigen.

Wir verlassen die Altstadt und treten hinaus auf den Kai. Zu unseren Füßen wälzt der Fluß seine Wasser. Die Moldau und Prag, das sind zwei Begriffe, die nicht zu trennen sind. Kein Wunder, daß ihr Name bei Čapek-Chod immer wiederkehrt. Und was bedeutet sie nicht alles für die Menschen! Sie ist die Amme der Proletarierkinder vom František, sie ist das Lebenselement des alten Flußpiraten Nezmara, sie ist auch die letzte Zuflucht der Gescheiterten, sei es nun das verlassene Nähmädchen von der Smíchover Peripherie oder der kriegsblinde, um Glück und Ehre betrogene junge Gelehrte. Eine wichtige Rolle spielt sie im Roman „Turbina". Die Flußbettregulierung unterhalb Prags war damals noch nicht durchgeführt, es gab noch den Primátorský und Korunní Ostrov und die Moldau floß noch nicht zwischen den ebenmäßig nüchternen

Ufern dahin wie jetzt. Je nach der Witterung, nach der Jahres- und Tageszeit haucht sie eine andere Stimmung aus. Čapek-Chod hat das gut bemerkt. Sie glänzt silbern in der Stille sonniger Herbsttage, schwüle Feuchtigkeit liegt über ihr in heißen Sommernächten, wenn der Vollmond auf die Wasserfläche herableuchtet, und Eiseskälte weht von ihrer graugefrorenen Fläche im Januar. Gleich flammenden Schwertern leuchtet der Widerschein der Laternen des Kais im nächtlichen Fluß. Und wenn in Vollmondnächten Nebelschwaden über der Wasserfläche hinziehen, hat es den Anschein, als flösse über dem wirklichen Strom ein zweiter heller Nebelstrom.

Auch wer Prag nie gesehen hat, kennt wenigstens ein Panorama der böhmischen Metropole: Hradschin und Kleinseite, gesehen vom Kai der Altstadt. Čapek-Chod hat sich mit inniger Liebe in diesen Anblick versenkt. Er versucht gerade dieses Erlebnis immer wieder zu gestalten und seinen Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Angesichts des sonnenbestrahlten Hradschin spielt sich Vondrejcs Tragikomödie ab und noch die letzten sehnsüchtigen Gedanken des unglücklichen Dichters gelten seinem „Monsalvatsch". Aber auch der weitgereiste Jindřich Pavák muß demütig bekennen, es gebe nichts Schöneres auf Gottes Erdboden als den Anblick der Prager Burg.

Gleich Perlenschnüren spannen sich die Lichterreihen der Moldaubrücken zwischen den beiden Prager Städten, sobald der Abend einfällt. Nicht jedermann freilich hat Muße und Lust, solche ästhetische Betrachtungen anzustellen. Auf der Karlsbrücke hat Vondrejc an jenem schicksalsvollen Tage die merkwürdige Begegnung mit seinem Überesetzer und glücklicheren Nebenbuhler Dr. Freund und mehr als eine unter den Personen der Čapek-Chodschen Romane trägt sich mit dem Gedanken, durch einen Sprung von einer der Prager Brücken dem Leben ein Ende zu machen.

Die Kleinseite erwacht in drei Erzählungen zu selbständigem Leben, im „Nejzápadnější Slovan", „Antonín Vondrejc" und der „Humoreska". In den romantischen Gäßchen der Kleinseite erlebt der Held aus dem „Nejzápadnější Slovan" seine Abenteuer. Vondrejc folgen wir auf den Kleinseitner Ring zur Statthalterei, wo er sein Stipendium abholen soll. Auf dem Maltheserplatz schließlich befindet sich die Advokatenkanzlei des Dr. Multrus, in einem zwischen zwei Palästen eingezwängten Hause, zu dem ein Hof, eng wie ein dunkler Schacht, gehört. Auf diesem Hofe spielt der wandernde Musikant Hupka Dvořáks Humoreske.

Natürlich fehlen auch Letná und Laurenziberg, zwei Wahrzeichen von Prag, nicht. In der Restauration der Letná entschließt sich die Heldin der Erzählung „Snivá Kateřina" nach langem Überlegen zum Selbstmord und in einer Höhle an der Straße Pod Letnou sucht Mařka (K. Lén) auf ihrer Flucht Schutz. Bis nach Karolinental blinken die Lichter des hundertäugigen Letná-Abhanges in klaren Nächten und freundlich lächelnd erscheint er in der sonnigen, von einem Frühlingsgewitter gereinigten Luft (Jindrové). Auf dem Laurenziberg

sitzt Vondrejc vierzehn Tage lang, sucht Reime für sein Kinderbilderbuch oder blickt herab auf die grüne Kuppel des Heiligen Nikolaus und freut sich dabei auf das Mittagessen in der Restauration. Noch auf seinem Totenbette schätzt er sich glücklich, wenigstens die Spitze des Aussichtsturmes sehen zu können, das einzige, was seinem Blick von dem ganzen goldenen Prag erreichbar ist.

Wenn man nach dem Stadterlebnis bei Čapek-Chod fragt, wird man immer zuerst an drei Prager Vorstädte denken, die seinem Großstadtbilde entscheidende Züge verliehen haben, nämlich Weinberge, Žižkov und Karolinental. Sie alle atmen, obzwar zwischen den Mittelstandsquartieren der Weinberge und den Proletariervierteln Žižkovs ein gewaltiger Unterschied besteht, doch jene gewisse Vorstadtatmosphäre, in deren Darstellung sich Čapek-Chods Talent am besten bewährt. Vondrejc wohnt im vierten Stock einer Mietskaserne, in einer nur einseitig bebauten, ungepflasterten Straße der oberen Weinberge, die in freies Feld vorstößt. Seine Straßenbahnhaltestelle war die dritte vom Olšaner Friedhof aus gerechnet und an der ersten Station unterhalb der Remise der elektrischen Bahn, in der Korunní tř., trifft er einmal Hejhola, der von Strašnice kommt und gleich ihm in die Stadt hinunter will. Vondrejcs Wohnung muß also hier in der Nähe gelegen haben, in dem Raum, der damals noch größtenteils freies Feld war, heute aber schon vom Häusermeer erfüllt ist. Von seinem ärmlichen Schlafzimmer aus kann er die regelmäßigen Höfe des Häuserblocks übersehen, in denen noch lange blaugraue Dämmerung liegt, wenn schon die Fenster der oberen Stockwerke in der Morgensonne erglänzen. Am Ausgange der Weinberge befindet sich auch die Kohlenhandlung, die den Bankrott des Müllers Jan Vohnoutek verschuldet (Valašská 13, verrät uns Čapek-Chod). Auch hier die einseitig bebaute Straße, deren Fahrbahn eine einzige große Pfütze bildet, wenn der Novemberregen niederrauscht. Aber es gibt nicht nur kleine Bürgerwohnungen in den Weinbergen. Ein großes Haus der Nerudova ul., das majestätisch auf den Riegerpark hinabschaut, gehört der Frau der Frau des Großindustriellen Pivka. Da sich Pivkas Adoptivtochter auch hier vor den Nachstellungen Vilém Rozkočs nicht sicher fühlt, flüchtet sie sich bis an die Grenze von Vršovice, in einen Neubau mit häßlichen Betonbalkonen, die wie riesige Wannen aussehen. Das Bild wäre nicht vollständig, wenn wir nicht der Intelligenzler gedächten, die hier ihren Wohnsitz aufschlagen. Die Paváks, Vater und Sohn, haben in den Weinbergen ihre komfortable Wohnung und der Redakteur Kandrt seine bescheidenere ebenfalls, freilich wiederum an der Peripherie. Und schließlich dürfen wir Čapek-Chod selbst nicht vergessen, der lange Jahre hindurch seinen Weg in die Redaktion der „Národní Listy“ von der Moravská ul. aus antreten mußte.

Eine andere Melodie tönt aus dem Roman „Vilém Rozkoč“: Žižkov. Aus einem kleinen Gäßchen der trostlosesten Žižkover Gegend, das sich unterhalb des Vítkov bis zur Eisenbahnlinie

hinzieht, beginnt Rozkoč seinen Weg in die Welt und hierher kehrt er zurück, nachdem der Versuch, die Gesellschaft zu erobern, mißglückt ist. Hier liegt Rozkočs „Atelier“, eigentlich ein Schuppen mit einem einzigen Dachfenster, in einem alten, verfallenen Hofe, neben einer Klempnerwerkstätte und einem ebenso armseligen Gebäude mit Mietswohnungen, wo Madlena, das Modell zu Rozkočs Animal triste, haust. Rozkočs zweiter Zufluchtsort ist Třezalkas „velkokavárna“, oberhalb des Žižkover Eisenbahnviadukts gelegen, Treffpunkt von kleinen Bürgern und Bohemiens, wo man Mokka trinken und natürlich Zeitung lesen, aber auch in einem Hinterzimmer dem Hasardspiel frönen kann.

Wir streifen so ein Element des gesellschaftlichen Lebens, das aus Prag nicht wegzudenken wäre, nämlich die Kaffeehäuser. Auffallend ist, daß Čapek-Chod auf den Typ des modernen Luxuscafés, der freilich auch am wenigsten interessant ist, so gut wie niemals zu sprechen kommt. Dagegen schildert er fast nur Mittelstandscafés, deren es gerade in Prag so viele gibt, mit ihrem so besonderen Lokalkolorit, die jeden aufzufordern scheinen, hier das Leben in Gemütlichkeit und Nichtstun zu verdösen. Jn der Tat passen die Benýšek, Vondrejc, Vilém Rozkoč, Zouplna, Dr. Freund ja viel eher in dieses Milieu von Kleinbürgern, niederen Beamten, Kaufleuten, Studenten, angehenden Künstlern, Zeitungsleuten und von Gescheiterten aller Arten, die hier hinter einem Wall von Zeitungen und schwarzem Kaffee ein Scheinleben führen. Fast für alle Lokale dieser Art kann Třezalkas „velkokavárna“ als Muster dienen, eine Stufe höher steht nur das Café „Anglais“, der Treffpunkt der Intelligenzler, wo der Weltmann und gutsituierte Kritiker Nečásek verkehrt. Eine ebenfalls interessante Abart ist das Vorstadtcafé (Herbanimal) mit der primitiven, schreienden Lichtreklame und den Efeuwänden auf dem Trottoir, die eine künstliche Veranda abgrenzen sollen. An schwülen Sommerabenden kann man hinter dem staubgrauen Efeulaub eine dürftige Erholung finden. Auch hier setzt sich das Publikum aus Studenten, entgleisten Privatdozenten und kleinen Beamten, die auch noch Centre-forwards in einem Fußballklub sind, zusammen.

Der Roman „Turbina“ führt uns nach Karolinental. Der Brennpunkt der Handlung ist eigentlich das Grenzgebiet zwischen Karolinental und der inneren Stadt, aber doch überwiegt bei weitem das Milieu der Fabrikvorstadt unter dem Vítkov. Die Familie des kaiserlichen Rates Ullik selbst gehört zur Karolinentaler Gesellschaft, seine schöne Tochter Tynda tritt hier in der Měšťanská Beseda auf, während sie zur Prager vornehmen Gesellschaft keinen Zutritt hat. Auf dem Korunní Ostrov, der nun schon längst der Moldauregulierung zum Opfer gefallen ist, lag die Großbuchbinderei Ulliks mit dem altertümlichen Turm, der Wohnung des Sonderlings und unvergleichlichen Fälschers Armin Frey. Das im naiven Zopfstil erbaute Herrenhaus aber lag schon auf dem Ufer und war mit der Fabrik durch eine leichte Brücke verbunden, über die auch die

Lasten befördert werden mußten, da sie die einzige Verbindung der Fabrik mit der Außenwelt darstellte. Unweit von hier, im Viertel an der Peterskirche, stand das Häuschen des Flickschusters Zouplna. Es stand so nahe am Ufer, daß Vater Zouplna ohne große Mühe die Moldaufische für sein Abendessen vom Fenster aus angeln, und wenn das Wasser im Frühjahr stieg, sie schon fast gar in seiner eigenen Stube fangen konnte. Da wuchs der junge Dr. Zouplna auf, dem dann die emanzipierte Máňa Ullíková in einem öden Gäßchen derselben Gegend beim flimmernden Schein nächtlicher Gaslaternen auf so merkwürdige Weise ihre Liebe gestand. Im kleinen Stadtpark am Städtischen Museum aber traf sich ein nicht weniger seltsames Paar, die stolze Tynda Ullíková und der Sohn des Fabrikswächters und Mitglied des Karolinentaler Klubs für Schwerathletik Véna Nezmara, der seine Angebetete regelmäßig von hier aus zur Invalidovna, wo sie Tennis zu spielen pflegte, begleitete.

Nach Vršovice führt uns die Novelle „Nedonošený", eine Erzählung von Dienstmännern und Wäscherinnen. In dieser Gegend mietet sich wohl auch der gescheiterte Schriftsteller aus der „Zpověď naturalistova", ein zweiter Vondrejc, seine Wohnung mit dem Ausblick auf nüchterne Höfe und Zinshäuser und wird so Zeuge trostloser Familientragödien.

Der Ort Braník am anderen Ende von Prag ist zum Teil der Schauplatz des Romans „Jindrové". Am rechten Ufer der Moldau oberhalb von Braník ist das Sonnenbad gedacht, wo die Opálka ihre regelmäßigen Zusammenkünfte abhält. Hier lernt Jindra der Jüngere Jiřina, die er dann so oft in ihrem Häuschen in Braník aufsucht, kennen.

Dejvice ist der Schauplatz für die Handlung von „Psychologie bez duše". Hier lebte der Privatgelehrte Čemus im dritten Stock eines Hauses, von dem man noch gerade die Gipfel des Baumgartens sehen konnte, sein langes zweckloses Leben, ehe er sich entschloß, es gewaltsam zu enden. In dieser Gegend sieht eine Straße wie die andere aus, ähnelt ein Haus dem anderen, so daß man sich nicht wundern kann, wenn der Philosoph Čemus, als er in mondscheinloser Nacht nach Hause ging, seine Wohnung nicht finden konnte, obwohl er sie doch schon seit fünfzig Jahren innehatte.

Die letzte Vorstadt, die uns noch zu nennen bleibt, Smíchov, wird öfter erwähnt, spielt aber eine größere Rolle nur in zwei Werken, in „Snivá Kateřina" und „Turbina". Die Heldin der ersten Erzählung wohnt in einem kleinen Häuschen, das am Ende von Smíchov gegen die Felder von Košíře zu gelegen ist, aber auch die mehr amerikanische als geschmackvolle Residenz Mr. Mours befindet sich hier in einer steilen, den Abhang hinanführenden Gasse, in der außerdem nur noch die von demselben Ingenieur Mour gestiftete Sternwarte steht.

Čapek-Chod legt Wert darauf, Posivist zu sein. Immer wieder bemüht er sich nachzuweisen, daß auch der Mensch voll und ganz den Naturgesetzen unterworfen sei, daß die Gleichung hier aufgehe, ohne einen Rest übrigzulassen, den man etwa auf Rechnung des Irrationalen und Metaphysischen zu setzen habe. In Wahrheit brechen aber auch bei ihm überall irrationale Tendenzen durch, ja, man kann gut beobachten, wie in seinem Werke ein sinnenfreudiger Positivismus im Kampfe liegt mit jenseitsbezogenen Strömungen, die in einer wesentlich tieferen Schicht ihre Wurzel haben. Für uns ist wichtig, daß diesen beiden weltanschaulichen auch Stilrichtungen entsprechen, die sich bis in die Natur- und Gegenstandsschilderungen hinein wahrnehmen lassen. So erklärt es sich denn, daß der Dichter in einzelnen Teilen seines Werkes sich einer objektiven naturalistischen Darstellungsweise bedient, die von Details überquillt, daß er die Objekte sachlich, möglichst unter Ausschaltung der Persönlichkeit schildern will, während daneben subjektiv lyrische Natur- und Umweltschilderungen vorkommen, Fälle, in welchen Natur und Gegenstand nur deshalb so gefühlsdurchtränkt erscheinen, weil eine Person des Romans sie so sieht, wo jene also nicht um ihretwillen da sind, sondern um den Seelenzustand einer Person zu illustrieren. Aber nicht genug damit, oft steigert sich die Handlung zu pathetischem Schwung oder sie gleitet hinüber in die wirklichkeitsferne, mit Stimmungen erfüllte Elegie. — Čapek-Chod war trotz seines naturalistischen Ehrgeizes zutiefst Romantiker. So wundern wir uns nicht, bei ihm auch ganz romantische Erzählungen mit den üblichen Motiven zu finden — Künstlernovellen im Stile Hoffmanns —, denen dann eine mehr ideale, romantisch-ästhetisch aufgefaßte Landschaft entspricht.

Den größeren Raum nehmen die beiden ersten Richtungen, zwischen denen in gewissem Sinne doch ein Gegensatz besteht, im Werke Čapek-Chods ein. Eine scharfe Trennungslinie kann man zwischen ihnen nicht ziehen, beide gehen durcheinander, einmal überwiegt die eine, dann wieder die andere. Die Schaffensperiode, in der die „Turbina“ und „Vilém Rozkoč“ entstanden, wird zweifellos vom objektiven Naturalismus beherrscht. Dagagen sind „K. Lén“ und „Vondrejc“ der Höhepunkt der subjektiv-lyrischen Stilperiode. Aber auch in einem und demselben Roman wechseln beide Stilgattungen miteinander ab. Solange die Handlung ruhig dahinfließt, ist der objektiv-naturalistische Stil ganz am Platze, wenn es dann aber zu Steigerungen, Entscheidungen, Katastrophen kommt, gewinnt auch die Schilderung von Natur und Gegenständen plötzlich lyrischen, oft pathetischen Schwung.

Dieser Vielheit von Darstellungsweisen, denen seelische Haltungen zugrunde liegen, entsprechend, zeigt auch der dichterische Erlebniskomplex Prag eine verschiedenartige Gestalt, je nachdem, ob er durch das Medium dieses oder jenes Stiles hindurchgegangen ist. Verhältnismäßig einfach und weniger interessant sind diejenigen Schilderungen, die ein naturalistisch getreues Abbild Prags

und seiner Gesellschaftszustände geben wollen. Man findet sie hauptsächlich in den Romanen „V třetím dvoře“ (1895), „Turbina“ (1916), „Jindrové“ (1921), „V. Rozkoč“ (1923) und einigen kleineren Erzählungen. Sie bringen immer eine Menge Details, die leidenschaftslos aneinander gereiht werden, indes sich der Autor völlig im Hintergrunde hält. Die Personen, die in dieses Milieu hineingestellt werden, sind Durchschnittsmenschen, deren kleine Alltagssorgen zum Gegenstand der Handlung gemacht werden.

„Turbina“ (18—19)[1]). Der jüdische Händler Leib Blumenduft ist in einem kleinen Gasthof des alten Josefov abgestiegen. „So ausgerüstet setzte Blumenduft seinen ganz neutralen weichen Hut auf, steckte das Gebetbuch unter den Arm und ging die knarrende hölzerne Treppe hinab, die vielleicht seit der Zeit nicht mehr gewaschen war, als die Moldau, die damals im Frühjahr durch den Kanal bis hierher gedrungen war, ihre untersten vier Stufen abgespült hatte.

Das Pflaster in dem dunklen Hausflur dieser traurigen Herberge war gleichsam noch mit dem Schlamm bedeckt, der hier zurückgeblieben und nur halb zu einer dichten, stets — mochte es nun draußen sein wie es wollte — gleichmäßig zähen Schicht eingetrocknet war.

Leib gedachte an der Glastür im Hausflur, welche die sogenannte Portierloge vorstellte, nur so vorbeizuschlüpfen, aber schon stand vor ihr der Portier und Hoteleigentümer in einer Person, mit der Mütze des öffentlichen Dienstmannes auf dem Kopfe; das durchdringende Knarren der Treppe hatte ihn verraten, daß einer seiner Gäste das Haus verlassen wollte.“

Oder eine andere Stelle aus demselben Roman (50): „Die Großbuchbinderei „K. Ullik & Co., K. u. k. Hoflieferanten“, war eines der größeren industriellen und gewerblichen Unternehmen, die da in großer Zahl die Lücken, welche die altertümlichen Mühlen auf dem Ufer frei gelassen hatten, besetzten. Es waren das hauptsächlich Werkstätten, die auf einen reichlichen Verbrauch von Wasser oder auch dessen ausgiebige Mitarbeit angewiesen waren, in der Regel kleine Firmen mit wenig Personal, die sich auf der anderen, gegen das rechte Ufer des Flusses gewandten und von ihm durch einen zwar nicht breiten, aber um so tieferen Arm von stärkerem und reinerem Gefälle getrennten Seite der Insel angesiedelt hatten. Über ihn führte eine Brücke, die Werkstätten und Wohnhäuser, welch letztere schon auf dem Ufer des Flusses in sozusagen ununterbrochener Straßenfront erbaut waren, verband.

Der Ausblick auf diesen Arbeitsarm des Flusses war von der Straße aus allein durch die prunkvolle Einfahrt zum Herrenhaus der Ulliks, das im naivsten und launigsten Zopf erbaut war, frei. Seine Architektur erinnerte an das Werk eines Zuckerbäckers,

[1]) Die Zahlen beziehen sich, wenn nicht anders angegeben, auf die bei Borový erschienene Gesamtausgabe.

dem es gefallen hatte, eine monumentale Torte zu erbauen. Seinem allerliebsten Aussehen konnte nicht einmal die unverhältnismäßig große Firmenaufschrift Abbruch tun, die sich aus eisernen, stark vergoldeten, mittels durchbrochener Ornamente gitterartig verbundenen und in den Hohlziegelfirst des Daches eingesenkten Buchstaben zusammensetzte...“

Dieselben Prager Straßen und Plätze können aber auch ganz anders aussehen. Ein Hauch von Lyrik und von Stimmung liegt dann über ihnen, der ihnen ursprünglich nicht eigen war, sondern erst auf sie übertragen wurde. Diese Schilderungen sagen darum in erster Linie etwas über die seelische Verfassung des Dichters Čapek-Chod aus, geben dann aber freilich ein tieferes Bild von dem Prager Leben, als es die oben erwähnten naturalistischen Aneinanderreihungen von Einzeltatsachen jemals vermögen. Es ist ihre Aufgabe in der Architektonik der Čapek-Chodschen Romane, die Gefühle und Stimmungen der handelnden Personen zurückzustrahlen und diese so zwar indirekt, aber um so wirkungsvoller zu charakterisieren. Auch in ihnen tönt schon ein unterirdisches Pathos. Es sind auch durchwegs seelische Grenzzustände, ungewöhnliche, erschütternde Ereignisse, Verbrechen oder Leidenschaften — also eine mehr romantische als alltägliche Welt —, die auf sie ihren Widerschein werfen und düstere Bilder in Molltönen und warmen dunklen Farben entstehen lassen. Es kann also nicht überraschen, daß der Roman „K. Lén, mstitel“ mit seiner schwülen Atmosphäre solche Schilderungen in besonders großer Zahl aufzuweisen hat.

K. Lén (119—20). Ein alter Arbeiter, der Kamerad Léns, ist vom Gerüst des Neubaus gestürzt. Die Leiche wird fortgetragen. „Als dann der Zug hinter dem Eck der Blatská verschwand, schien es Kaspar, daß die Straßenecke plötzlich ein mitleidiges Aussehen angenommen hatte, als ob die unsichtbare Trauer dort angelehnt stehen geblieben wäre.

Bangigkeit, wehmütige Bangigkeit erfüllte auch sonst den ganzen weiten Rundblick Léns, der blaugraue Himmel hatte gleichsam eine Träne im Auge und die Dächer und Giebel im matten Blinken der abendlichen Herbstsonne sandten ihrerseits mitleidige Blicke zum Himmel empor.“

Interessant ist auch eine Stelle vom Eingang des Romans (22—23).

Lén ist vom Militär zurückgekommen. Es ist ein regnerischer Abend, er hat kein Obdach und geht durch die Straßen, um Arbeit zu suchen. Da liest er auf einer roten Tafel, die von einer der üblichen Warnungslampen beleuchtet wird:

„Hausbau des Jindřich Konopík...“

Vom Regen naß geworden, glänzte die Tafel blutig im Widerschein der roten Laternen und Lén heftete den Blick auf sie, als er sich gleichsam fröstelnd vor den Regentropfen am Tor niederduckte.....

„Jindřich Konopík" flüsterte er und plötzlich ließ ihn dieser Name auffahren. Er machte zwei, drei Schritte und über dem hell erleuchteten Kramladen gleich neben der Tür las er auf der unverhältnismäßig großen Firmentafel denselben Namen:

„Jindřich Konopík, Kolonialwarenhändler."

Man beachte die unheimliche Stimmung, die blutig glänzende Tafel, das rote Glas der Laternen usw. — Lén hat hier seine erste Begegnung mit Konopík, den er später ermordet. —

Čapek-Chod hatte zur Musik ein nahes Verhältnis. Immer wieder werden musikalische Probleme erörtert, werden uns sachgemäße Analysen geboten. Čapek-Chod war auch selbst ausübender Musiker. Unschwer ließen sich in der Komposition seiner Romane musikalische Elemente nachweisen. — Auch die Art, wie er etwa über die Gäßchen der Prager Altstadt oder die Vorstadtstraßen mit ihren Mietskasernen einen lyrischen Schleier wirft, so daß die Umrisse der Dinge unscharf werden und diese sich in Gefühl aufzulösen scheinen, hat zweifellos etwas Musikalisches an sich.

Fast ausschließlich unlustvolle Seelenzustände werden auf diese Weise kommentiert: alles, was auf dieser Linie liegt, von müder Resignation bis zu leidenschaftlicher Verzweiflung. Es sind die Stimmungen der Enttäuschten, Gescheiterten, in jedem Falle aber von Menschen, die zum Leben eine abwehrende Haltung einnehmen. Diese Menschenklasse paßt nur in gewisse Gegenden Prags, und in der Tat erfüllt sich ihr Dasein meist in den engen Gäßchen der alten Stadtteile, am Moldaukai, in den öden Vorstadtstraßen oder an der Prager Peripherie. Die diesen Örtlichkeiten schon an sich innewohnende trübe Stimmung wird noch durch verschiedene Umstände gesteigert. So, wenn z. B. ein erschütterndes Ereignis, wie Léns Begegnung mit seiner früheren Geliebten, nicht nur vor einem Bordell eines engen verfallenen Gäßchen stattfindet, sondern auch noch in tiefer Nacht beim flackernden Schein der Gaslaternen. Oder wenn derselbe Lén dann mit dem dumpfen Schmerz in seiner Brust am Moldauufer steht und in die bleichen Nebel blickt, die der aufdämmernde Morgen über dem Fluß sichtbar werden läßt. Oder wenn es in Prag regnet. Wie ihn Čapek-Chod sieht, ist es ein grauer, freudloser, so recht Dostojevskijscher Regen. Wenn es bei einbrechendem Abend leise zu regnen beginnt und die aufflammenden Lichter der Straßenlaternen feucht schimmern, senkt sich trübe Melancholie auf die Stadt herab. Es sind Stimmungen, wie wir sie aus Dickens' oder Dostojevskijs Werken so gut kennen.

Gleich am ersten Tage, den Lén in Prag verbringt, regnet es, erst leise, dann mehr und mehr: (23) „Er bog eng um zu der dunklen Häuserreihe, um sich nach Möglichkeit vor dem Regen zu schützen, der jetzt in so schweren Tropfen fiel, daß sie hörbar an das Glas der Laternen klopften. Darin flackerten Gasflammen im Winde wie ein Schmetterling, den man auf eine Nadel gesteckt hat. Und der Wind, der die Straße entlang flog, schlug der Reihe nach an alle Laternen und jede klapperte."

Auch am Hochzeitstage des Dichters und Korrektors Vondrejc regnet es so traurig und hoffnungslos: (II. 179) „... Durch das geöffnete Fenster drang das geschwätzige Lärmen des Regens herein, der eintönig unermüdlich nun schon vierzehn Tage lang ohne Aufhören niederströmte, ohne daß die durch ihre Feuchtigkeit besonders unerträgliche Schwüle auch nur im geringsten nachgelassen hatte. Es blieb unverständlich, woher denn solche Wassermassen aus dem sich stets gleichbleibenden, geradezu weißglänzenden Firmament kamen. Es war etwas Verzweifeltes darin, in dieser Grausamkeit, welche die von Nässe schon überfließende Welt allmählich ertränkte; die in der Wärme faulende Stimmung vergiftete das ganze Leben."

Eine Örtlichkeit hat es Čapek-Chod besonders angetan: die Peripherie von Prag, dort, wo Stadt und Land zusammenstoßen. Die letzten in freie Felder vorgeschobenen Häuser einer Stadt stimmen ja immer irgendwie traurig. Man hat den Eindruck, daß etwas entweiht, daß etwas zerstört und doch nichts Neues geschaffen worden ist. Eine tote Ruhe liegt meist über diesen Steinkästen am Rande wogender Getreidefelder, die doch nicht schöpferisch ist. Čapek-Chod läßt viele seiner Personen ihr, meist enttäuschtes, Leben an der Peripherie Prags verbringen. Ob es nun in Smíchov, den Weinbergen oder in Vršovice ist, sie wird immer gleich beschrieben: wir hören von einer ungepflasterten, verwahrlosten Straße, die sich in offenes Feld hinein erstreckt. Sie ist nur einseitig mit öden Mietskasernen bebaut, die andere Seite ist noch frei. Vondrejc wohnt ganz oben in den Weinbergen, Jan Vohnoutek (Zaviněný úpadek) ebenfalls, der Redakteur Kandrt (Uvodník) desgleichen, Herr Andrýsek (Nedonošený) am Ende von Vršovice, Vilém Rožkoč am Rande von Žižkov, der Privatgelehrte Čemus (Psychologie bez duše) in Dejvice. Am besten wird der Stimmungscharakter in „Snivá Kateřina" getroffen. Die Heldin hat sich, nachdem sie mit allen ihren Plänen Schiffbruch gelitten hat, resigniert in den entlegensten Winkel Prags, an das äußerste Ende von Smíchov zurückgezogen und verdient hier mühsam ihr Brot. Manchmal tritt sie zu der Glastür ihres Schnittwarenladens, von wo man weit in die Košířer Felder sehen kann. (66) „Als sie sich dann zur Glastür des Lädchens stellte, von wo man geradeaus in die gepflügten, gefrorenen Felder mit dem dichten Schneegestöber sehen konnte, schien es ihr, daß die schwarzen Flecken der Erdschollen, die aus dem Schnee hervorragten, plötzlich in eine wogende Bewegung kamen....

Das war der Tau ihrer Augen, der immer die heuchlerischen Konturen dieser Alltagswelt verbog."

Und weiterhin: (116) „Ihr Blick irrte draußen über die graue Vorfrühlingslandschaft, welcher der zur Glastür des Lädchens gehörende Rahmen das Aussehen eines Bildes verlieh, und suchte beharrlich die äußersten den Blicken noch erreichbaren Streifen auf, dort, wo einsame Höfe weiß schimmerten, wie mit der feinsten

Nadel eines Kupferstechers gezeichnet, dessen Stiche biblische Szenen mit einem weiten phantastischen Landschafts- und architektonischen Hintergrund darstellen.

Das Landschaftsbild ähnelte in seiner Einförmigkeit, und da auch die entferntesten Details deutlich sichtbar waren, ganz einer Radierung; von den lebendigen Farben war nur Grün vertreten und auch das nur in den überaus zarten Fäden, in welchen sich das junge Gras unter dem trockenen, toten und vom Schnee ausgewaschenen vorjährigen Rasen auf dem Feldrain, der inzwischen den gegenüberliegenden Gehsteig darstellte, durchdrängte."

Wir haben hier eine neue Art des Sehens, auf die wir in einem anderen Zusammenhang noch zu sprechen kommen, vor uns. Durchsichtigkeit und Feinheit des Bildes, Detailschilderungen, wie man sie in der naturalistischen und zugleich phantastischen Darstellung alter Kupferstiche finden kann. In unserem Falle soll dadurch die hoffnungslose Einförmigkeit noch mehr unterstrichen werden.

Von den lyrischen Schilderungen, wie sie hier besprochen wurden, bis zum Pathetischen ist nur ein Schritt. Alle diese Gruppen gehen ja ineinander über, sie sind weit eher die Farbtöne einer Farbenskala als Größen, die voneinander streng zu trennen wären. Jeder wird zugeben, daß man angesichts der Prager Burg oder der Karlsbrücke pathetisch werden kann, ohne damit eine besondere Leistung zu vollbringen. Dazu kommt noch, daß die čechische Seele, die an sich schon dem Pathetischen leicht zugänglich ist, sich dem goldenen Prag gegenüber ganz anderer Gefühlsbindungen bewußt oder nicht bewußt wird als der Fremde, der an der Hand des Reiseführers die Sehenswürdigkeiten der Stadt bestaunt. Čapek-Chod war eine pathetische Natur und die hunderttürmige Stadt gab ihm genug Gelegenheit, sie pathetisch zu apostrophieren. Selbst auf die nüchternsten Örtlichkeiten fällt so ein feierlicher, sie verklärender Glanz. Man vergleiche die folgende Stelle aus dem Roman „A. Vondrejc":

(189) „Der Morgen versprach einen herrlichen Frühlingstag.

Im Innern des Blockes von neuen Häusern, auf den er aus dem vierten Stock hinabschaute, in diesem großen, wie ein öffentlicher Platz ausgedehnten, kolossalen, dem Viereck der Zinshäuser gemeinsamen Hofe, der sich erst unten am Boden in entsprechende Fächer teilte, war es noch blaugrau, aber in den gegenüberliegenden Fenstern des obersten Stockwerkes zeigte sich schon ein Fünkchen von violett angehauchtem Flittergold. Von so schillerndem Flittergold, wie auf den Pfefferkuchenzigarren aus Vondrejcs Jugend das „brennende" Ende dieser Raucherillusion dargestellt war.

Der Luftraum zwischen den Häusern war erfüllt mit einem dünnen rosigen Nebel, der sich noch gar nicht rührte, obwohl früher, als Vondrejc seinen Gedanken zu Ende denken konnte, die Gesimse gegenüber wie im Abglanz des Goldes alter Gewänder erstrahlten,

in einem brokatfarbigen Hauch, zart wie das Lächeln eines Kindes, das sich rot geschlafen hat, vor dem Erwachen.

Anton stand am Fenster, ganz glücklich vor Rührung über diesen Anblick...“

Aber man muß sich den Zusammenhang vergegenwärtigen. Der Dichter-Bohemien Vondrejc hat eben mit seiner Geliebten, der Kellnerin, bei der er wohnt, und deren Schwester einen banalen Auftritt gehabt. Angeekelt kehrt er in sein Schlafzimmer zurück, er tritt ans Fenster und erlebt nun den Sonnenaufgang über den Vorstadthäusern.

Unsere Skizze des Stadterlebnisses Čapek-Chods wäre sehr unvollständig, würden wir nicht wenigstens desjenigen Teils des Prager Stadtpanoramas gedenken, den unser Dichter für die Krönung des Ganzen ansah und zu dem er vielleicht das nächste Verhältnis hatte, nämlich des Hradschin. Man darf nun nicht glauben, daß der Anblick der Prager Burg bei Čapek-Chod nur pathetische Stimmungen ausgelöst hätte, gleichwohl lassen sich aber die Schilderungen, die uns vorliegen, hinsichtlich der Struktur des Erlebnisses sehr gut auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Die Zahl der Farbtöne schmilzt schon deshalb zusammen, weil die Burg hier fast nur im Glanze der Mittags- oder Abendsonne erscheint. Gerade dieses Bild schien dem Dichter besonders teuer zu sein. Innerhalb dieser Grenzen aber beobachtet er genau die verschiedenen Einwirkungen des Lichtes, wie er ja überhaupt gern mit Lichtwirkungen experimentiert.

Den Hradschin mit dem goldbraunen Turm des Doms, mit den helleuchtenden Schloßfenstern bewundert schon der sonst wenig romantisch veranlagte Benýšek (V třetím dvoře 127), als er an einem sonnigen Spätnachmittag über die Karlsbrücke geht. Ein wirklich nahes Verhältnis zu diesem glänzenden Bilde hat aber erst Vondrejc. Seit dem verhängnisvollen Tage, an dem er sein Stipendium bekommen sollte, begleitet ihn dieses Bild auf allen Stationen seines Lebens und noch auf dem Totenbette wünscht er sehnlichst, es nur noch einmal sehen zu können:

(II. 333) „Mein Gott! Nur noch einmal den Hradschin, den Monsalvatsch, den dekorativen Hintergrund zum Morgen des feierlichen Tages seines Staatsstipendiums sehen zu können!“ Die hoffnungsvolle, feierliche Stimmung des Helden — er hofft heute mit Hilfe des Stipendiums dem Sumpf, in dem er versinkt, für immer entrinnen zu können — findet Ausdruck in dem majestätischen Bilde des Hradschin.

(I. 201) „Die Kathedrale des Hradschin, die durch eine freie Stelle der Gasse (der Mánesova) sichtbar war, sah von hier wie eine von unsichtbaren Händen über die Stadt emporgehobene Krone aus, wie das Stirnband einer Königin, dessen vordere Zacken von den drei perspektivisch nach vorn zusammengefaßten Türmen des Domes gebildet werden... Es war sein (Vondrejcs) Eindruck.

Und heute in der kristallklaren Luft und in der Sonne, die auch den geringsten Schimmer hier scharf zeichnete, wurde er überraschend bis zum Aufjauchzen deutlich.“ (205—06) „Er ging wie ein Nachtwandler, die Augen auf die Erscheinung des Hradschin wie auf den Monsalvatsch geheftet und kreuzte die Straße, um ihn nicht aus dem Blick zu verlieren.“ Čapek-Chod kennt ein einziges Wort der čechischen Sprache, das diesem Anblick angemessen wäre: luzný. „... In dem Beiwort luzný steckt noch etwas von přelud, das der Luftigkeit und Leichtigkeit nahe kommt, mit der das Bild der Prager Burg auf dem Firmament oberhalb der Stadt gerade unter der Wölbung aufgehängt ist. Etwas Infinitesimales liegt in dieser Erscheinung: Unendlich oft mußte das Bild des Hradschin ver feinert werden, ehe es so viel Reiz gewann, daß von ihm sozusagen nur der Begriff übrig blieb, eine Radierung von ganz unbedeutendem Gesichtswinkel, die mit kaum stärkerer Schattierung gezeichnet ist als der fahlblaue Himmel über ihm, — so unmateriell, ja — unmateriell das ist die Hauptsache; das, was Vondrejc sieht, ist die Seele des Hradschin, eine wirkliche Abstraktion von der über mäßigen Ausdehnung und Masse der Prager königlichen Burg.“

Und bald darauf steht Vondrejc am Kai und blickt hinüber zum Hradschin, der im weißen Licht der Frühlingssonne glänzt, im Frühlingssonnenlicht, das so weich ist „wie ein Kinderblick und auch so durchsichtig“ (220).

Die Stelle ist so wichtig, daß wir sie ganz wiedergeben müssen. (I. 220—22) „Am Himmel lagen in unabschätzbarer, aber sicherlich über alle sonstigen Verhältnisse gewaltigen Höhe zwei oder drei Wolkenballen, so hoch, als ob sie schon gar nicht mehr zur Atmosphäre unseres Planeten gehörten.

Und in dieser Höhe standen sie so zerzaust da, als wenn sie von unbekannten, dort irgendwo im Kosmos wehenden Wirbeln zerrissen worden wären, aber jetzt war schon völlige Windstille.

Sie waren wie aus rotem Gold, das geschmolzen plötzlich in kaltes Wasser gegossen, heftig zu dünnen Haarfäden zerflossen ist, von denen man jedes Fädchen auf dem grünlich blauen Himmel sehen kann!

Wunderbarer Zauber!

Die Luft war völlig rein, von jeder Dunstbeimischung frei, so daß das sie durchdringende Licht weiß zu sein schien, aber alle Dinge, die es zurückstrahlten, hatten auf ihrer Sonnenseite einen goldroten Schimmer wie die ballenförmigen Wolken dort in den höchsten Sphären. Die Durchsichtigkeit des Bildes war so unerklärlich tief, daß er diesen goldschimmernden Hauch auf den Balkenenden des Gerüstes am Veitsdom sah, wie auch auf den Spitzen der Kreidetürme von St. Georg, auf den Bogen der Balustrade, welche den Dachsaum des Theresianischen Palais durchbricht, ebenso wie auf der grünen Kuppel der Nikolauskirche, auf der Architektur der steinernen Brücke ...

Überhaupt war über dem Schloß eine Fülle von durchsichtiger Klarheit, daß das Auge mühelos in die entferntesten Einzelheiten des Bildes eindringen konnte. Es war das jene Beleuchtung, wie sie die alten Graveure von Stadtansichten gewöhnlich vorspiegeln, um auf ihre mühseligen Platten jede Einzelheit, anderen Sterblichen sonst unerkennbar, auftragen zu können.

Als ob sich heute diese ganze Fülle von Pracht verinnerlicht hätte. Auch der unbedeutendste Eckschatten am Portalmaßwerk der Domtürme war verschärft und deutlich geworden ..."

Als dann Vondrejc später einmal die Augen schließt, steht vor ihm plötzlich auf schwarzem Grund die weiße Schloß-Silhouette mit allen Einzelheiten, gleichsam mit einer feinen Schere aus Papier geschnitten.

Auch der Student in der Erzählung „Herbanimal" liebt es, nach dem Hradschin auszuschauen. Diesmal von der Peripherie Prags aus. (147) „Er (der Hradschin) sah so fern aus, daß er schon ein blaues Märchen und ein Gruß aus der Ferne zu werden begann. Er stand vor mir im sogenannten idealen Blick, wie der Architekt ein genaues Profil seiner Bauten zeichnet, die Vordertürme des Domes deckten sich auf ein Haar, daß sie wie ein Turm aussahen und die von St. Georg fast ebenso."

Jindřich Pavák der Ältere ist nach zehnjähriger Abwesenheit wieder nach Prag zurückgekehrt. Er verirrt sich in den engen Gäßchen des František und tritt hinaus auf das Moldauufer. In diesem Augenblick bricht die Sonne durch die Wolken. (78—79) „Der Sonnenglanz schlug so heftig gegen den Hradschin, daß es schien, als ob dieses kostbarste Stück der Szenerie erst jetzt von irgendwoher aus dem Hintergrund in den Prospekt hineingeschoben worden wäre, so plötzlich gewann die Architektur des südöstlichen Burgtraktes an Plastik durch das rasche Wachsen des leuchtenden Kristalls der Dächer, Gesimse und Fenster und alles dessen, was in einem solchen Augenblick des glänzendsten Frühlingsruhmes des Hradschin leuchten und funkeln kann...

Der von allen Schönheiten der Meere und Ozeane, des nahen und fernen Ostens übersättigte Orientalist versank in eine begeisterte Bewunderung und in eine schmerzliche Beschämung, als ihm gleichsam in tausend Stimmen aus diesem Bilde die vorwurfsvolle Frage entgegenschallte: „Wie konntest du auf mich vergessen!?" Und er fühlt in sich eine plötzliche Liebe zu diesem Bilde.

Einmal erscheinen die Türme der Burg von romantischem Mondlicht umflutet: „Ja, da steht der Herzog so erhaben in seiner prachtvollen gotischen Rüstung — mit dem Barockhut auf dem Haupte! — ganz übergossen vom Lichte des Mondes, daß den Zuschauer ein ehrfürchtiger Schauer überlief — unvergleichlich näher als am klarsten Tag — ..." (Úvodník 159).

Es gibt noch eine Schilderung, die für sich zu stehen scheint. Čapek-Chod versucht einmal, den Plan für eine Hradschin-Sym-

phonie zu entwerfen. (Rozkoč 109—10) „Der erste Satz Allegro maestoso, das ist Strahov bis zum Erzbischöflichen Palais, die Zacken der Dächer und die Spitzen der Türme, gegen Westen zu, sind nichts anderes als die Köpfchen der Noten für die Singstimmen und überhaupt das ganze Orchester bis hinunter zum Wasser, diese abendlichen Farben von all dem, was unter dem Hradschin liegt... Und dann die Burg selbst mit der Kathedrale, der zweite Satz Largo largissimo, erst da hatte ich begriffen, daß dieser cantus firmus, den die Cellos in der Dunkelheit und von unten wie aus dem Schlaf heraus in Triolen singen, nichts anderes als der hl. Nikolaus ist, der Kontrast gegen die obere Melodie — und auf einmal erklingt aus diesem größten Forte Gis-moll und die Saiten setzen die Dämpfer auf, aus den Wolken ist der Mond hervorgetreten und leuchtet auf die weißen Türme von St. Georg — ein zweimaliges Anschlagen des Triangels, untermalt von einem Flötenstaccato und darauf ein Cellosolo bis zum dritten Satz — Scherzo amoroso — die Letná."

Vergleicht man die angeführten Stellen, wird man unschwer etwas feststellen können, was allen gemeinsam ist. Immer wieder wird von der kristallklaren, durchsichtigen Luft gesprochen, von der ganz besonderen Beleuchtung, die alle Zacken und Spitzen der Türme, jede Einzelheit im gotischen Zierrat des Domes deutlich hervortreten läßt. Der Dichter will von allem Materiellen, das der Erscheinung des Hradschin sonst noch anhaftet, abstrahieren, er will die Seele des Hradschin zeichnen. Er sieht das Bild der Prager Burg so luftig und leicht, als ob es am Himmelsgewölbe oberhalb der Stadt aufgehängt wäre. Oder es erscheint als Silhouette, die mit einer feinen Schere aus Papier ausgeschnitten und auf den grünen Himmel aufgeklebt wurde (Liberum arbitrium 172 in: Čapek-Chod, Čtyři odvážné povídky, Prag 1926), oder als Photographie auf einem gläsernen Diapositiv (Vondrejc), oder plötzlich in die Szenerie von rückwärts hineingeschoben. Schon die Ausdrücke „in die Szenerie hineingeschoben", „gleichsam am Himmelsgewölbe aufgehängt" zeigen, daß diese Art zu sehen kaum viel mit der perspektivischen, mit der Einwirkung von Licht und Luft rechnenden Landschaftsmalerei des neunzehnten Jahrhunderts gemeinsam hat. Aber Čapek-Chod weist uns selbst darauf hin, wo wir seine Vorbilder zu suchen haben. Er vergleicht seine Bilder des öfteren mit alten Stichen, auch die Beleuchtung sei dieselbe, wie man sie auf den alten in Kupfer gestochenen Städteansichten finde. Zieht man etwa die Stadtansicht von Prag aus Braun u. Hogenberg, Civitates orbis terrarum, Köln 1598, zum Vergleich heran, so findet man hier dieselbe heitere Ruhe, dieselbe Bestimmtheit der Umrisse, dieselbe Klarheit des Blickes, die auch die feinsten Turmspitzen deutlich sichtbar werden läßt, diese Freude an Einzelheiten, Leichtigkeit und Luftigkeit, ohne doch ein gewisses Pathos vermissen zu lassen, und auch die phantastisch gekräuselten Wolken, übrigens ein häufiges Requisit der alten Kupferstecher,

fehlen nicht. An dem Ganzen ist zweifellos eine dekorative Note zu bemerken, die auch den Hradschin-Bildern Čapek-Chods anhaftet. Diese Technik ist bei unserem Dichter aber nicht nur auf das Hradschin-Motiv beschränkt geblieben, wir konnten sie schon einmal bei der Schilderung der Peripherie von Smíchov (Snivá Kateřina) feststellen und in der Skizze „Kombinovaná technika" (63—65), die eine umfangreiche Erörterung der Frage, wie man ein Nocturno der Letná auf Seide sticken würde, enthält, wird die Meinung vertreten, auch dieses Prager Motiv sei geradezu für eine farbige Radierung komponiert.

Eine der von uns angeführten Schilderungen scheint dem bisher Gesagten zu widersprechen, nämlich diejenige, in der Čapek-Chod die Hradschin-Symphonie skizziert. Bei der Analyse ergeben sich aber auch hier die gleichen Stilelemente wie früher. Das ganze Bild wird in die drei Sätze der Symphonie zerlegt: Strahov bis zum Erzbischöflichen Palais ist der erste Satz, Allegro maestoso, die Burg mit dem Dom, Largo largissimo, der zweite und die Letná, Scherzo amoroso, der dritte, die Zacken der Dächer und Spitzen der Türme sind die Köpfchen der Noten für die Singstimmen usw., also ein Zusammensetzen von Einzelheiten, aber zu einem pathetischen, dekorativen Bilde. Bei Čapek-Chod gibt es eine Menge von wirklicher Musik durchzitterter Schilderungen, nur diese gehört nicht dazu.

Wir erinnern uns zum Schluß noch an Vondrejcs letztes Werk „Die Belagerung von Alcalora". Darin befand sich ein Holzschnitt, der in minutiöser Technik, mit sorgfältiger Beobachtung der kleinsten Einzelheiten in naturalistischer Manier die von den Mauren belagerte Bergfestung Alcalora darstellte. Noch einmal ist die Rede von einem ähnlichen Unternehmen, als nämlich der Radierer und Holzschneider Hodoninský Komenskýs „Labyrint světa a ráj srdce" mit Holzschnitten in der Manier des siebzehnten Jahrhunderts illustriert. Derselbe Hodoninský plant einen Zyklus „Prag und die vier Elemente". Eine farbige Lithographie soll es werden. Der Brand der Odkolek-Mühle und der Hradschin im Feuerschein, Prag vom Aussichtsturm des Laurenziberges, der Einsturz der Karlsbrücke. „Und die Luft? ... der Palacký-Kai mit dem oberen Teil der Brücke und den Plastiken von Myslbek ... Über diesem Prospekt brechen sich die Nebel, die Luft ist voll von ihnen, aber sie zerfließen in ihr zusehends, diese Nebel! Die Plastiken scheinen unter der Morgensonne aus diesem zerfließenden Gemisch von Nebel und Luft, wißt ihr, meine Lieben, was das ist: durch-scheinen? Noch sind sie darin, in diesem Gemisch, aber schon kriechen sie heraus, die Sonne zieht sie heraus, schält sie aus dem Nebel, koloriert sie! Aber auf der Brücke ist noch alles im Blau, den Pferden und dem Fuhrmann strömt der Dampf aus der Nase, der Kenner errät, wieviel Grad es sind! Und das sind keine Improvisationen, weder der Einsturz der Brücke, noch diese brennende Mühle, und nichts ohne Staffage, keine ausgestorbene Stadt! Und das sind

farbige Lithographien, f a r b i g e ! K e i n zufälliges Aquarellbildchen, wo du mit dem trockenen Pinsel aus der blauen Farbe so viel Stimmung herausholst, als in den Pinsel hineingeht! Da auf dem Stein ist alles Ehrlichkeit, ohne Falschheit!" (220) — Stellt man dieses Bild mit den früheren zusammen, wird man sagen müssen, daß es viel mehr in das Ende des neunzehnten Jahrhunderts gehört, als das bei den übrigen der Fall war. Gleichwohl ist bemerkenswert, wie auch hier das Aquarell zugunsten einer graphischen Technik, eben der farbigen Lithographie, entschieden abgelehnt wird, und zwar aus Gründen der künstlerischen Ehrlichkeit.

Als einmal Hodoninský und sein Auftraggeber vom Hradschin auf die Stadt hinunterblicken, die bald in Dunkel gehüllt erscheint, wenn schwarze Wolken am Himmel hinziehen, bald wieder im hellsten Sonnenglanze strahlt, meint der Maler, das sei ju gerade, als ob man abwechselnd Stiche von Morstadt und von Hollar vor sich habe. Des letzteren wenigstens müssen wir mit ein paar Worten gedenken. Auch seine zahlreichen Städtebilder atmen eine heitere Ruhe und werden manchmal fast zur Idylle, wozu die Leichtigkeit und Luftigkeit der Bilder, die vielen Figürchen, die zur Staffage dienen und Leben in das Ganze bringen sollen, nur noch beitragen [2]). Aus der angeführten Stelle geht hervor, daß Čapek-Chod Hollar — und natürlich gerade seine Prager Motive — gekannt hat, was freilich auch sonst keinem Zweifel unterliegen würde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Stiche dieses Meisters einen unmittelbaren Einfluß auf das Bild der Prager Burg, wie es Čapek-Chod gestaltet, ausgeübt haben.

In diesem Zusammenhang wäre es vielleicht angebracht, auf das elegische Element in Čapek-Chods Landschaftsschilderungen hinzuweisen, das hie und da zu bemerken ist und in dem ländlich kleinstädtischen Roman „Řešany", der uns hier nicht interessiert, einen ganz beträchtlichen Raum einnimmt. Es gehört als Gegenstück zu dem Pathetischen und läßt sich psychologisch sehr gut mit diesem zusammenstellen [3]). Zu den bisherigen Bildern von Prag kommt also ein neues hinzu. Wir führen ein Beispiel aus der „Humoreska" (177) an:

„Hinter der niedrigen Mauer des nicht allzu geräumigen Vorstadt-Friedhofes, von dessen Auflassung man schon damals sprach, über dem Horizont, der nach dieser Seite hin weit und tief liegt, nahm die Sonne, das ewige Licht, das täglich erlischt, von dem Lande Abschied. Die Querriegel der Wolken, die sich in der Ferne gegen die sinkende Sonne hin verschmälerten, sahen aus wie brennende Balken, die auf dem von der Feuersbrunst schon geborstenen Himmelsdach noch zurückgeblieben waren. Alle Gegenstände auf dem Friedhof, Kreuze, Sträucher, Gräber, zeigten sich da in jener

[2]) Näheres bei K. B. Mádl, Hollarovy krajiny (Hollar, Ročn. 1, 1923/24).

[3]) Man vergleiche z. B. die Dostojevskij-Studie von G. Gesemann „Das Goldene Zeitalter" (Die Dioskuren II). Die Zusammenstellung Heroisch-Idyllisch würde in gewissem Sinne unserem Pathetisch-Elegisch entsprechen.

besonders wirksamen Beleuchtung, wie sie raffinierte Maler elegischer Motive kennen; zum Beschauer wenden sie sich mit der vom Schatten dunkel gefärbten Seite, aber ihre Silhouetten sind von einer kühlleuchtenden Linie umrissen. Die langen, trockenen vorjährigen Grashalme waren mit denselben Strichen gezeichnet und der eilige Rhythmus, mit dem sie sich im Winde bald hierhin, bald dorthin neigten, war das einzige Leben in dieser traurigen Stille; große, vom vorigen Jahre übriggebliebene Mohnköpfe schlugen an ein hölzernes Kreuzchen und machten durch ihr Geräusch eindringlich auf den sinnigen Gedanken des trauernden Hinterbliebenen aufmerksam, der dieses Symbol des Schlafes auf das Grab seines Erzeugers gepflanzt hatte. Sonst regte sich da nichts, nur vielleicht noch die Erde, die von einer unsichtbaren Schaufel aus einem eben vollendeten Grabe geworfen worden war, wie der hohe schüttere Haufen bezeugte. Ein großes, von Friedhofswürmern fett gewordenes Amselmännchen stimmte auf der rückwärtigen Mauer seine Flötenmelodie an und flatterte, als es ein Weibchen erblickt hatte, hinter ihm davon ...“

Wer wird da nicht an Dickens erinnert (mit dem Čapek-Chod übrigens noch mehr gemein hat), etwa an die Friedhofsszene im „Raritätenladen“, die schon auf Dostojevskij, eben ihrer strahlenden Sonne wegen, einen so großen Eindruck gemacht hatte?

Die elegische Richtung führt uns aber schon hinüber zum dritten, dem romantischen Stil. Čapek-Chod war trotz allem ein Romantiker, so sind wir denn auch nicht überrascht, bei ihm die romantische Terminologie wiederzufinden. Die Ausdrücke: romantisch, zauberhaft, märchenhaft sind in seinem Werk durchaus nicht so selten als man annehmen würde. Auch romantische Motive sind da. Uns interessiert aber in diesem Zusammenhang weniger das Schicksalsmotiv, das hier eine so große Rolle spielt und selbst leblose Gegenstände zum Sinnbild finsterer Mächte werden läßt, weniger auch die leidenden Menschen, die von Klippe zu Klippe geworfen, jahrlang ins Ungewisse hinabfallen, als der ästhetische Romantismus, der zwar eine Seitenströmung im Werke Čapek-Chods darstellt, aber immerhin bemerkenswert ist. Diese Stilrichtung ist ebenso wie seine Tätigkeit als Kunstkritiker ein Ausfluß seiner lebhaften Anteilnahme an allen Fragen der Kunst. Ganz wie E. T. A. Hoffmann hat Čapek-Chod Künstler- und Musikernovellen — in der literarischen Form von Jakub Arbes' Romanettos — geschrieben, in denen das überirdische Reich der Kunst und der platte Alltag oder, anders ausgedrückt, Künstlertum (das auch hier gleich Priestertum ist) und Bürgerlichkeit in entscheidendem Gegensatz stehen.

Eine Sonderstellung nimmt das erste größere Werk „Nejzápadnější Slovan“ ein, das den Autor noch ganz in den traditionellen romantischen Tendenzen befangen zeigt, trotz des deutlich ausgesprochenen Bestrebens, ins gelobte Land des Naturalismus zu gelangen. Obwohl alles Spätere hier schon vorgezeichnet erscheint, ist dieser Roman doch nicht so charakteristisch für den Dichter,

weil Čapek-Chod damals seinen Stil noch nicht gefunden hatte und sich stark an seine Vorbilder hielt. Hier taucht noch einmal das altertümliche, romantische Prag auf, wie später niemals mehr bei Čapek-Chod. Der Hauptteil des Romans spielt bezeichnenderweise auf der Kleinseite. Die üblichen Mittel romantischer „Schilderungskunst sind alle vertreten: die engen, verlassenen Gäßchen, der düstere, geheimnisvolle Palast, Rokokodamen und bezopfte Diener, abendliches Schneegestöber, trübe Lichter der Gaslaternen oder etwa die mit Schnee bedeckten Dächer der Kleinseite, die im kalten Schein des Mondes wie die Gräber eines Friedhofes aussehen.

Viel aufschlußreicher sind aber jene kurzen Erzählungen, wie Mendelssohnův koncert, Beethovenův večer, Herbanimal, Labyrint světa u. ähnl., die, sämtlich in einer späteren Schaffensperiode entstanden, sich zu einer romantischen Auffassung des Künstler- und Forschertums (Mimořádný prof. Šalvěj) bekennen. Im architektonischen Bau dieser Erzählungen kommt den Landschaftsschilderungen eine gewisse Selbständigkeit zu. Zudem interessiert den Dichter nur ihre ästhetische Seite. Der Schauplatz der Handlung ist meist Kleinseite, Hradschin, die Peripherie, diesmal aber romantisch aufgefaßt. Mondscheinnächte sind hier gar nicht so selten.

„Als wir dann auf der Straße standen, begann die Nacht eben erst, der Mond stand schon ziemlich hoch und leuchtete so scharf über die Giebel der Häuser, daß sich ihre Schatten auf dem Pflaster so genau abzeichneten, daß es auch der hellste Sonnenschein hätte nicht besser machen können.“ (Herbanimal 185—86) Und weiter! „Das Mondlicht floß, strömte, schlug an die Dächer wie ein äußerst feiner und zugleich heftiger, dichter und stummer Platzregen und es schien, als ob die Flächen und Winkel, die von ihm erfaßt wurden, eine Staubschicht, noch unmaterieller als jede Vorstellung, absonderten. Und diese Erscheinung war es eben, die den Eindruck hervorrief, als ob das Universum so vollkommen schliefe, daß ich mich nicht gewundert hätte, wenn der Abhang, auf dem ich stand, sich plötzlich durch einen tiefen Atemzug der Anhöhe, dessen Brust sie war, gehoben hätte.“ (203) Sogar der Begriff des Universums (veškerenstvo im Text) stellt sich also ein.

Nur noch eine Schilderung der Kleinseite im Schnee, die vom Naturalismus gleichweit entfernt ist, sei hervorgehoben: „Je näher zum Beschauer, um so barocker war dieses Barock, um so zopfiger der Zopf, die ausgelassenen vom Schnee hervorgerufenen Karikaturen der ehrwürdigen Kleinseitner Architektur überschritten wirklich schon das Maß des Erlaubten durch das einseitige Anschwellen der Balustraden, durch diese weißen Kopfstücke, denen nicht ein einziger Schornstein entging, dieses übertriebene Sichaufblasen von ohnehin schon aufgeblasenen Prahlhänsen aus Stein und dem ganzen gleichsam negativen Bilde der Stadt, die im Sommer schwarze Dächer und helle Wände hat, im schneereichen Februar aber alles umgekehrt.

Kann Prag lustiger sein als in diesem Narrenkleid der Kolombine?" (Labyrint světa 197.)

Damit schließen wir unsere Untersuchung über das Prag-Erlebnis Čapek-Chods. Manches wird sich noch vertiefen und ergänzen lassen, bis weitere Materialien und entsprechende Vorarbeiten vorliegen werden. Wir begnügen uns mit dem Hinweis auf die Vielgestaltigkeit des Großstadterlebnisses K. M. Čapek-Chods. Es würde nicht den Tatsachen entsprechen, wenn wir feststellen wollten, dieses Erlebnis habe seine literarische Gestalt auf Grund naturalistischer Ausdrucksformen gewonnen, man müßte denn den Naturalismus in seiner ganzen Weite nehmen, und auch dann hätte man die immer wiederkehrenden Einbrüche romantischer Stilformen nicht erklärt.

II
LITERATURBERICHTE

DIE ZEITSCHRIFT „ČISLA" UND DIE JUNGE RUSSISCHE EMIGRATION

(„Čisla", Nr. 1, 2—3, 4—5, 6. Paris 1930—32.)

Von

Eugenie Salkind.

Auch die russische Emigration hat in diesem Jahre ihr trauriges Jubiläum begangen: fünfzehn Jahre Exil, lange Jahre eines geduldigen und vielleicht aussichtslosen Wartens. In dieser Zeit ist hier, wie drüben in Rußland, eine neue Generation herangewachsen. Aber während dort in unaufhaltsamer Bewegung, unter Entbehrungen und Kämpfen, neue Lebensformen geschaffen, alte zertrümmert werden, lebt man hier ein stilles zähes Leben, das einer Erstarrung gleicht. Die Emigrantenjugend, frühzeitig entwurzelt, der Heimat und der Muttersprache beraubt, leidet stärker darunter, als die Älteren, denen wenigstens noch ihre Erinnerungen geblieben sind.

Ihre vornehmste Aufgabe erblickt die ältere Generation der Emigranten in der Pflege der alten russischen Kultur, der tendenzfreien reinen Kunst, wie sie jetzt nur außerhalb Rußlands gedeihen kann. Das wichtigste Denkmal dieser Bestrebungen, — für den zukünftigen Historiker der Emigration die beste Quelle — stellt die Zeitschrift „Sovremennyja Zapiski" dar, die nun bereits seit 12 Jahren in Paris erscheint und sehr Wertvolles auf dem Gebiet der Literatur, Dichtung und Publizistik gebracht hat. Um die „Sovremennyja Zapiski" gruppieren sich die bekanntesten Dichter der Vorkriegsepoche — Bunin, Merežkovskij, Kuprin, Zajcev, Gippius. In der letzten Zeit wurden die Spalten dieser Zeitschrift auch den jüngeren, erst in der Emigration herangereiften Dichtern — Sirin, Gazdanov, Berberova — zur Verfügung gestellt.

Allein die Zahl der sich literarisch Betätigenden ist in der Emigration unverhältnismäßig groß, — vielleicht, weil die schöpferischen Kräfte der Jugend in der Fremde auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens keine Verwendung fanden, — und die jungen Schriftsteller, die eine andere Weltanschauung, ein anderes Verhältnis zur Fremde und zur Heimat besitzen, als ihre Väter, fanden keinen Platz für ihre Werke in den politisch und künstlerisch konservativen „Sovremennyja Zapiski".

Auf die ungeheuren inneren und äußeren Schwierigkeiten des Emigrantenschaffens habe ich bereits an einer anderen Stelle hingewiesen („Osteuropa" Juni 1931); hier möchte ich nur betonen, daß die rein materiellen Verhältnisse für die Entwicklung der jungen Emigrantenliteratur sehr ungünstig sind: diese Jugend muß sich den Weg ohne Verleger, ohne fachmännische Kritik, ja fast ohne Leser bahnen. Die Stimmen der Jungen, die in den kümmerlichen Provinzblättern der Emigration vereinzelt erklangen, fanden keinen Widerhall.

Erst die 1930 in Paris gegründete Viermonatsschrift „Čisla", die ihre Spalten den jungen, z. T. noch unbekannten oder wenig bekannten Autoren öffnete, gab ihnen die Möglichkeit, mit ihrem weltanschaulichen und ästhetischen Credo geschlossen hervorzutreten. Charakteristisch ist die Einleitung der Redaktion, in welcher die Position der Jugend scharf umrissen und die Scheidegrenze zwischen den Generationen gezogen wird: „Zwölf Jahre der Emigration stellen ... für jedes einzelne Menschenleben eine genügend lange Periode dar. In dieser Zeit haben wir vieles in Europa gesehen, vieles anders begriffen und gefühlt als unsere Vorgänger .. Unsere Erfahrung ist mit dem Gefühl der Ungewöhnlichkeit unserer Epoche verknüpft, mit der Ahnung der großen Katastrophen, die in der Welt vor sich gehen ... Bei den Heimatlosen, des Glaubens der Väter Beraubten, oder an diesem Glauben Erschütterten, wird der Wunsch wach, das Einfachste und Wichtigste zu begreifen: Ziel des Lebens, Sinn des Todes ... Die Politik wird in diesen Heften keinen Platz finden, damit die Fragen der heutigen Stunden nicht die anderen, weniger aktuellen, aber um so bedeutsameren verdrängen." Dem Konservatismus und Traditionalismus des älteren Schrifttums werden hier die geistigen Strömungen Westeuropas gegenübergestellt, der politischen Richtung — apolitische Einstellung, eschatologische Stimmung und Rückkehr zu den Grundfragen des Seins.

Vom rein ästhetischen Standpunkt stellt die junge Emigrantenliteratur, wie wir sie in den Heften der „Čisla" aus den Werken von Boris Poplavskj („Apollon Besobrazov"), Sergej Šaršun („Dolgolikov"), V. Varšavskij („Die Aufzeichnungen eines schamlosen jungen Mannes"), V. Janovskij („Die Dreizehnten") und vielen anderen kennen lernen, keinen bedeutsamen Wert dar. Aber sie erhebt auch keinen Anspruch darauf, ästhe-

tische Werte zu schaffen. Nach der Charakteristik ihrer Vertreter und Apologeten Varšavskij und Poplavskij ist diese Literatur die Beichte „eines einsamen jungen Mannes, der in absoluter sozialer Lehre lebt, außerhalb der Zeit, klassenlos und sich selbst überlassen“. Dies trifft für die Helden der jungen Emigrantenliteratur vollkommen zu: vom tätigen schaffenden Menschenleben ausgeschlossen, führen sie ein merkwürdiges irreales Dasein; sie „spielen auf einer leeren Bühne, die vom geisterhaften und sterbenden Licht erleuchtet wird“ (Varšavskij, „Čisla“ Nr. 6, S. 166). Sie verneinen den Sinn der reinen Kunst, weil die Epoche der großen sozialen Umwälzungen, wie wir sie heute erleben, die Unzulänglichkeit, ja letzten Endes die Nutzlosigkeit des „l'art pour l'art“ offenbart hat. (N. Ocup „Tagebuch“, G. Adamovič „Kommentare“, B. Poplavskij „Über die mystische Atmosphäre der Literatur in der Emigration“ u. a.) Die einzigen Themen, die Anspruch auf künstlerische Gestaltung erheben dürfen, sind das Mitleid mit dem Nächsten und der Tod. Das Todesmotiv klingt auch in der Tat in diesen Romanen und Novellen sehr oft an.

Der neue Inhalt diktiert auch neue Formen, die natürlich nicht in der alten realistischen Schule eines Bunin oder in der modernen Sovetliteratur gesucht werden: hier kann man vielmehr den Einfluß des modernen französischen Schrifttums mit seinem zergliedernden Psychologismus feststellen, einen Einfluß, der sich übrigens auch rein sprachlich in der Bildung der langen Perioden und in unrussischen grammatikalischen Formen äußert. Zu der Sovetliteratur stellt das junge Emigrantenschrifttum, das in den „Čisla“ vertreten ist, den denkbar krassesten Gegensatz dar: dort — die Apologie des Kollektivismus, hier ein überspitzter Individualismus; dort materialistische Lebensauffassung und realistische Gestaltungsmittel, — hier ein lebensfremder Idealismus und eine Abkehr von jeder Realistik in der Darstellung. Für einen geschulten marxistischen Kritiker wäre es ein Leichtes zu beweisen, daß es sich hier nur um „Überreste der degenerierten bourgeoisen Klasse“ handelt. Die Vertreter der jungen Emigrantenliteratur fassen aber ihre Tätigkeit als eine ernste Kulturaufgabe auf, als einen letzten Kampf — dessen Anfang sie übrigens auf Dostoevskij zurückführen — zwischen dem siegenden Materialismus und der menschlichen Seele, die ihr freies göttliches Wesen verteidigt. (Vgl. V. Varšavskij, „Von dem Helden der jungen Emigrantenliteratur“, Čisla Nr. 6, S. 166 ff.)

Außer belletristischen Werken bringen die „Čisla“ lyrische Gedichte, die ebenfalls zum großen Teil von jungen Autoren stammen (die Namen von G. Ivanov, N. Ocup und A. Ladinskij möchte ich hier besonders erwähnen) und einen sehr aufschlußreichen publizistisch-literarischen Teil, in welchem man auch den bekannten Namen von Miljukov, Merežkovskij und Gippius begegnet. Die Hauptthemen dieses Teiles bilden die russische

und westeuropäische Literatur, Malerei und Plastik (von der Zeitschrift wurden auch Ausstellungen der russischen bildenden Kunst veranstaltet), das Theater, die moderne Musik und das geistige Leben der Emigration.

Es wäre unrichtig, die Stimmungen der jungen Generation, wie sie in diesen Heften zum Ausdruck kommen, nur als eine Erscheinung des ewigen „Väter- und Söhne“-Konfliktes zu betrachten. Das Antlitz der Emigrantenjugend wurde durch das Erlebnis der Revolution und des Exils einerseits geformt, andrerseits aber durch die Einwirkung der westeuropäischen geistigen Atmosphäre.

Der Pariser Zeitschrift gebührt jedenfalls Dank dafür, daß sie dieser unglücklichen Jugend eine freie Tribüne geschaffen hat.

III
BÜCHERBESPRECHUNGEN

Al. Rašenov: Mesemvrijski cŭrkvi. Églises de Mesemvria. Sofija. — Bŭlgarski Archeoličeski Institut, 1932, 4°, 110 S. XLV Taf.

Als zweiter Band der Reihe „Chudožestveni pametnici na Bŭlgarija", die durch Andrej Grabars „Bojanskata Cŭrkva" eröffnet worden war, sind jetzt acht Kirchen von Mesemvrija von demselben Verf. in erschöpfender Weise textlich und bildlich bearbeitet worden, der im Jahrgang 1930/31 der „Izvestija na Bŭlgarkija Archeologičeski Institut" durch seinen Aufsatz „Bŭlgarska škola v vyzantijskija stil" ganz neue und überraschende Gesichtspunkte über die formalen Zusammenhänge zwischen bulgarischer und byzantinischer Baukunst entwickelt hat. Getreu dem im ersten Bande der Pametnici entwickelten Programm, wonach es in erster Linie auf eine Sammlung von Studienmaterial abgesehen ist, nicht aber auf detaillierte stilkritische Würdigung der betreffenden Baudenkmäler, sind die hier behandelten 8 Kirchen nach Grundriß, Längs- und Querschnitt, Außenansicht und Restauration dargestellt und besprochen, ohne daß Datierung und Entstehungsgeschichtliches berücksichtigt worden wären. Verf. beschränkt sich darauf, in dem knapp gehaltenen Vorwort auf die Bedeutung grade dieser Kirchen hinzuweisen, da sie zur Blütezeit Mesemvrijas entstanden und, bei dem damaligen Hochstand von Technik und dekorativem Material, Zeugen für eine ungewöhnlich reiche und gediegene Architektur sind. Um so trauriger berühren die in den Tafeln wiedergegebenen Trümmer, die von diesen Bauwerken übrig geblieben sind. Bemerkungen über eine nur ungefähre Datierung der besprochenen Kirchen folgen dem eigentlichen Text in dem Abschnitt „Kŭm rekonstrukcijata na cŭrkvite", hier versucht Verf. auch die Beziehungen zwischen den Kirchen von Mesemvrija und gleichzeitigen von Byzanz, Solun usw. nachzuweisen. Getragen sind diese resumierenden Bemerkungen von demselben Grundgedanken, den Verf. in dem oben erwähnten Aufsatz aus den „Izvestija" entwickelt hat, daß nämlich der typisch byzantinische Stil, welcher erst nach der Hagia Sofia aufblüht, mit seiner Neigung zur Bevorzugung dekorativer Details im Fassadenschmuck, auf barbarische Einflüsse zurückgeht, welche wieder ihrerseits mit der Ausbreitung der Südslaven in Griechenland zusammenhängen, unter denen die Bulgaren zahlenmäßig am stärksten vertreten waren. Ein näheres Eingehen aut die Gründe für seine Anschauung hat Verf. an dieser Stelle vermieden, man wird also in dem genannten Aufsatz eine notwendige Ergänzung zu dem Schlußkapitel des vorliegenden Buches sehen müssen, während andererseits die dem letzteren beigegebenen Tafeln aufs Beste den früher veröffentlichten Aufsatz ergänzen.

Breslau. Emmy Haertel.

Paul Milionkov, Ch. Seignobos et L. Eisenmann: Histoire de Russie. T. I.: Des origines à la mort de Pierre le Grand. — Paris, 1932, Librairie Ernest Leroux, SS. XIX u. 438.

Die Geschichte Rußlands ist dem Westen Europas durch Übersetzungen russischer Geschichtswerke wie ebenso durch die selbständigen Darstellungen

der eigenen Gelehrten, namentlich der deutschen, wohl bekannt. Auch in französischer Sprache liegt, neben der Übersetzung des Platonov, eine größere Zahl bes. monographischer Arbeiten, dann aber auch Gesamtdarstellungen, vor allem die grundlegende von Rambaud vor. Doch diese sind alle nicht vom Blickfelde der Gegenwart aus geschrieben und berücksichtigen auch nicht die Ereignisse unserer Tage. Dies sind die Gründe, welche für die Abfassung und Herausgabe dieses auf 3 Bände berechneten Geschichtswerkes entscheidend waren. Die Idee und der Plan gingen von den obengenannten drei Herausgebern aus, deren Namen an sich schon eine Bürgschaft für das Werk sind. Das große Arbeitsgebiet wurde unter weithin bekannte Gelehrte, meist russische Emigranten, zur Einzeldarstellung aufgeteilt.

Eine solche Aufteilung des weitschichtigen Arbeitsfeldes an namhafteste Spezialforscher sichert natürlich eine wissenschaftliche Fundamentierung des Gesamtwerkes in eben auch allen seinen Einzelheiten gegenüber einer Darstellung von nur einer Hand. Es ist daher auch eine in wissenschaftlichen Einzelheiten sich verlierende Kritik m. E. nicht so recht am Platze.

Der erste Band reicht von den Anfängen bis zum Tode des Mannes, der Rußland endgültig dem Westen zugeführt hat. Im allgemeinen ist bisher eine solche Cäsur in dem nun eben einmal notwendigen Einteilungssystem nicht üblich gewesen. Doch kann ich es wohl verstehen, daß „Westler“, alles bis zur demonstrativ vollzogenen Europäisierung Rußlands gewissermaßen als Vorgeschichte dieser nunmehr mit dem Westen endgültig verknüpften östlichen Großmacht betrachtend, absichtlich mit dem Tode Peters d. Gr. einen sachlich begründeten Einschnitt in der Darstellung der Entwicklung Rußlands machen.

Das vorliegende Werk will aber nicht bloß den rein geschichtlichen Verlauf, sondern vornehmlich das wirtschaftliche, gesellschaftliche und geistige Leben zur Darstellung bringen. So sind auch Literatur und Kunst nicht vergessen, namentlich der späteren Jahrhunderte: ihre Anfänge könnte man sich freilich, gerade wegen der von westlichen Verhältnissen abweichenden Eigenart, etwas eingehender, als es geschehen ist, auseinandergesetzt denken, wenn man den Umfang des Gesamtwerkes berücksichtigt. Selbstverständlich ist die Behandlung der rein geschichtlichen Literatur (von Miljukov) einleitend in hinreichender Vollständigkeit erfolgt. Die in den Anmerkungen beigefügte reiche bibliographische Literatur enthält, außer russ., naturgemäß fast ausschließlich französ. Werke; eine gelegentlich stärkere Heranziehung auch der deutschen Publikationen, nämlich dort, wo die franz. unzureichend oder veraltet sind, wäre kein Nachteil für den französ. Benutzer gewesen.

Die, alles Wesentliche, und sogar noch mehr, bietenden geographischen Ausführungen von Camena d'Almeida und der in seiner sicheren Klarheit, und vorsichtigen Objektivität vorbildliche Abriß der Prähistorie von Niederle gehen der Schilderung der „historischen“ Ereignisse voraus (I. u. II. Kapitel).

Die Schwierigkeit der Darstellung für die ersten Jahrhunderte wurde dadurch erhöht, daß, programmgemäß, bis zum Ausgang des 15. Jahrh. alles in starker Zusammendrängung geschildert werden sollte. Mjakotin und der inzwischen nun verstorbene Kiezevetter haben diese Aufgabe bestens gelöst: ich möchte nur hinweisen auf die Abschnitte über die Teilfürstentümer und die Zeit der beiden Ivans (III. u. IV.). Manches wird vielleicht dem nicht eingeweihten Leser nicht zu voller Deutlichkeit klar werden, etwa, trotz der breiter ausgeführten Anfänge Rußlands, die schwierige Frage, wie denn das ganze Rußland bei der den „Russen“ hier zugeteilten Rolle zu seinem Namen kam, wie ebenso auch die Begriffe „Varäger“ u. „Rußen“.

Die Zeit der Wirren bis zur Wahl Michael Romanovs folgt als 5. Kapitel, wieder von der Hand Kiezevetters, der die reiche Problematik dieses Abschnittes lichtvoll und vorsichtig auseinandersetzt.

Die drei abschließenden Kapitel stammen von **Miljukov**: das VI. behandelt die ersten Romanovs bis zur Regentschaft Sophies, das VII. setzt mit dem Gegensatz zwischen dieser und Peter d. Gr. ein, nachdem die wesentlichen und charakterisierenden Momente der Jugend und Entwicklung des künftigen Caren herausgehoben wurden. Dieses Kapitel umfaßt die Kriege nach Süden und Norden, bis zum Nystadter Frieden hin, aber auch die wichtigen inneren Reformen bis zur 2. Auslandsreise. Das Ergebnis dieser Zeit faßt der letzte Abschnitt dieses Kapitels zusammen: „Les résultats de la réforme: le chaos.“ Aber zutreffend ist auch über Peters Persönlichkeitsgestaltung bis zum Einschnittsjahre 1717 gesagt: „il appris se maîtriser, quand c'est nécessaire“ (S. 350). Die bedeutsamen Ergebnisse des Nystadter Friedens eröffnen das letzte, VIII. Kapitel, welches mit dem Tode Peters schließt und somit die gesamte weitere Reformtätigkeit des Caren bespricht, seine Bestrebungen für die Hebung der Bildung darstellt, freilich auch die Widerstände schildert und in dem schweren Familiendrama ausklingt.

Mit der Zeit Peters d. Gr. setzt auch die Darstellung der äußeren Ereignisse, die bis dahin hauptsächlich nur in großer Linienführung gegeben waren, breiter ein. Der besondere und beabsichtigte Vorzug des Werkes ist die Erörterung der inneren Entwicklung Rußlands in allen ihren verschiedenartigen Seiten: der wirtschaftlichen, sozialen, rechtlichen, kulturellen, religiösen. Karten und zwei genealogische Tafeln (Jaroslav u. Aleksander Nevskij u. ihre Deszendenz) sind beigeben.

Breslau. Erdmann **Hanisch**.

Evhen Malanjuk: Petersburg, jak istoryčno-literaturna tema. — Literaturno-Naukovyj Vistnyk č. X—XI, 1931.

Verf. weist auf den tiefen Eindruck hin, den Petersburg auf die Dichter machte, die es gesehen haben. Die russischen Dichter fühlten das Unorganische ihrer Hauptstadt in deren künstlichen Erschaffung und Abtrennung von der Bevölkerung. Daher stammten die Prophezeiungen ihres baldigen Unterganges (z. B. bei Děržavin). Der einzige Verteidiger Petersburgs, Puškin, der daher dem Verf. als Fortsetzer des Werkes Peters d. Gr. erscheint, versuchte vergebens die Hauptstadt des Imperiums mit dem übrigen Rußland zu verknüpfen. Nach ihm haben alle russischen Schriftsteller und Dichter nur Worte des Fluches für die Hauptstadt und die tiefe innere Überzeugung unheilvoller Prädestination (Dostoevskij, Blok, Bělyj, Mereškovskij, Gippius). Die russischen Dichter und Schriftsteller die mehr europäisch gesinnt waren, kamen an Petersburg wie Fremde vorbei — so Lermontov und Turgeněv; mehr völkisch Gesinnte priesen die Vorzüge Moskaus, z. B. Tolstoj. Die fremden Dichter begriffen das Wesen Petersburgs nicht und begegneten ihm mit temperamentvollem Haß (Mickiewicz) oder mit überlegener Ironie (Ševčenko). Das Wesen der Tragödie Peterburgs sieht Verf. in seiner künstlich europäisierten Gestalt, die es von dem asiatischen Wesen des russischen Volkes trennte und dem Untergange weihte, da die Neigungen des Volkes schließlich die europäisierenden Bestrebungen der herrschenden dynastischen Schicht überwältigen müssen. Alles das geschah nach der bolschevistischen Revolution. Verf. verwendet ein reiches Material besonders aus der russischen Dichtung, seine Schlüsse damit vortrefflich unterstreichend.

Berlin. Dr. M. **Antonovyč**.

Jvan Mazepa, Tvory, herausgeg. von **J. Pelenskyj.** — Verlag „Dažboh“, Lemberg, 1932, 32 S. 16⁰.

In diesem Buch sind zwei Gedichte, ein Psalm und einige Liebesbriefe gesammelt, deren Autorschaft auf den Hetman Mazepa zurückgeführt wird. Allerdings kann diese Autorschaft wegen des Geheimnisses, das das Privatleben Mazepas umhüllt, nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit angenommen werden. Gewöhnlich aber zweifelt man an der Richtigkeit

der Werke nicht hinsichtlich der Autorität der Zeugen, die den Hetman als den Verfasser nennen. Allein die Herkunft des Psalmes bleibt zweifelhafter, deshalb fand er auch im genannten Buche seinen Platz im Anhang. Das Vorwort des Herausgebers enthält die literarische Kritik der Werke und einige Anmerkungen hauptsächlich philologischen Charakters.

Berlin. Dr. M. Antonovyč.

Stepan Smal-Stočkyj: Pryčynky do zrozuminnja Ševčenkovych poem. (Beiträge zum Verständnis der Gedichte von Ševčenko.) — Prag, 1929, 48 S.

Es gibt sehr viele Interpreten der Gedichte von Ševčenko, aber keinem ist es gelungen, so tief in die Ideenwelt des genialen ukrainischen Dichters einzudringen, wie es der bekannte Ševčenko-Forscher S. Smal- Stočkyj in seiner obenerwähnten Arbeit und auch schon viel früher in seinen Universitätsvorlesungen und in einigen kleineren Publikationen getan hat.

Im Mittelpunkte der Aufmerksamkeit Ševčenkos steht immer die Ukraine, ihre politische Lage. Der traurigen Gegenwart wird immer die heroische Vergangenheit gegenübergestellt. — Da der Dichter in der Passivität und dem Egoismus der führenden Klasse eine große Gefahr für die ganze Nation erblickte, will er in seinem „Posłanije“ (1845) vor allem bei der oberen Schicht der ukrainischen Nation, bei den schon fast ganz dem ukrainischen Volke entfremdeten ukrainischen Großgrundbesitzern das nationale Bewußtsein erwecken und sie für die Sache der Wiedergeburt der Ukraine gewinnen.

Den Idealen des ukrainischen Kosakentums, den Idealen des aktiven Kampfes für die Befreiung der Ukraine ist der Dichter, wie dies z. B. aus einem Gedichte vom J. 1860 zu ersehen ist, bis zu seinem Tode treu geblieben. Es entspricht nicht der Wirklichkeit, wenn man behauptet, daß Ševčenko seine frühere Auffassung des Kosakentums radikal geändert hätte. Er hat nur ausdrücklicher diejenigen aus der Zahl der Kosaken ausgeschieden, die anstatt der Ukraine zu dienen, der Moskauer oder Warschauer Regierung ihre Dienste leisteten und nicht die allgemein nationalen, sondern immer nur die egoistischen Interessen im Auge hatten.

Bei seiner Interpretation bedient sich Verf. der Paraphrase, was dem Leser die Nachprüfung aller Ausführungen sehr erleichtert. Die außerordentlich reichen und bedeutungsvollen Ergebnisse, die wir in dieser Arbeit finden, sind vor allem der sehr gewissenhaft durchgeführten philologischen Methode des Verfassers zu verdanken.

Prag. K. Čechovyč.

Pantelejmon Kuliš: Spohady pro T. Ševčenka. — Instytut T. Ševčenka, Staatlicher Verlag der Ukraine, Charkiv-Kyjiv, 1930, 90 S.

In der Einführung charakterisiert Jevh. Kyryljuk die Beziehungen zwischen Kuliš und Ševčenko; trotz aller persönlichen, unveränderten Freundschaft dieser beiden Männer sieht er den Gegensatz des erwachenden Klassenbewußtseins. Weiter bespricht Kyryljuk die bisherige Behandlung dieses Problems (O. Hruševskyj, V. Petrov, P. Čubskyj, V. Korjak) und bemerkt hinzu, daß das letzte Wort darüber noch nicht gesagt sei. Das Buch enthält die Abschnitte aus der Autobiographie „Das Leben Kuliš's“ mit der Erzählung über die erste Bekanntschaft beider Dichter; das Bruchstück aus den „Erinnerungen P. O. Kuliš's“ behandelt die Blütezeit der Dichtung Ševčenkos (1845—1847); „Historische Erzählung“ sowie die „Erinnerungen an M. J. Kostamarov“ bespricht die Teilnahme an der Kyryl-Methodius-Gesellschaft, die Zeit des Gerichtsverfahrens und kritisiert die späteren Kostomarov gewidmet. Im allgemeinen sind die Erinnerungen Ševčenkos mit Kostomarov's gewidmet. Im allgemeinen sind die Erinnerungen Ševčenko freundlich gesinnt, aber ohne irgendwelche Idealisierung; Ševčenko steht blos da als ein Mensch mit seinen Gaben und Fehlern.

Berlin. Dr. Antonovyč.

Naukovyj Zbirnyk Tovarystva „Prosvita" v Užhorodi. — Užhorod, 1929, B. VI; 1931, B. VII—VIII.

Die vorliegenden Bände (VI, VII—VIII) der literarisch-wissenschaftlichen Abteilung der „Prosvita"-Geselschaft in Užhorod sind der Ausdruck eines erfreulichen Bemühens einer Reihe von Gelehrten um die Erforschung der einst so zurückgesetzten Karpathenukraine.

In erster Linie sind die Arbeiten zu erwähnen, die dem bedeutenden Kulturträger der Karpathenukraine in der ersten Hälfte des 19. Jahrh., dem angesehenen griechisch-katholischen Geistlichen Myhailo Lučkaj, gewidmet sind.

Dr. V. Hadžeha liefert (B. VII, S. 1—128) eine gründliche Monographie über den Lebenslauf und die literarische Produktion von Mychailo Lučkaj. Er charakterisiert ihn als den ersten bedeutenden Schriftsteller, Philologen und Historiker der Karpathenukraine, als einen unermüdlichen Arbeiter in geistlichen, Schul- und Kulturangelegenheiten des Karpathenukrainischen Volkes.

Demselben Manne gelten die weiteren Aufsätze in B. VII—VIII (der ganze Band ist dem hundertjährigen Jubiläum des Erscheinens der „Grammatica Slavo-ruthena" von Lučkaj gewidmet) von Dr. J. Pankevyč, Dr. V. Simovyc und Dr. F. Fichy.

Dr. Vasyl Simovyč untersucht in einem längeren Aufsatz (B. VII bis VIII, S. 217—306) die „Grammatica Slavo-ruthena" v. M. Lučkaj, der ein gebührender Platz in der Geschichte der ukrainischen Philologie einzuräumen ist. Sie ist die erste im 19. Jahrh. auf dem west-ukrainischen ethnographischen Territorium gedruckte Grammatik dieser Art. M. Lučkaj schrieb seine Grammatik — wie der Verfasser weiter ausführt — unter dem vorwiegenden Einfluß der „Institutiones linguae Slavicae dialecti veteris" seines berühmten Lehrers Dobrovský. Dobrovský berücksichtigte in einer vergleichssprachlichen Untersuchung die ukrainische Sprache nicht. Das tat aber M. Lučkaj, so daß seine Arbeit als eine Ergänzung der „Institutiones" Dobrovskýs betrachtet werden muß.

In den „Ergänzungen" zu der Geschichte der Ruthenen und der ruthenischen Kirche in dem gewesenen Verwaltungsbezirk (Župa) Zemplin B. VII—VIII, S. 1—167; diese Arbeit ist die Fortsetzung der früher erschienenen Studien desselben Verfassers über die heimatlichen Verwaltungsbezirke Maramoroš-1922, Užan-1923 und 1924, Ugočan-1925 und 1927 in derselben Zeitschrift) gibt Dr. V. Hadžeha, gestützt auf zahlreiche und insbesondere ungarische Quellen, eine breite Darstellung der geographischen Lage, der Besiedelung (durch Slaven und Ungarn), der Geschichte, der Kirchen und ihrer Entwicklung in dem obengenannten Verwaltungsbezirk. Dr. J. Pankevyč analisiert (B. VI, S. 129—196) die handschriftlichen Aufzeichnungen in den kirchlichen Büchern in etwa 70 karpathenukrainischen Dörfern, die zum großen Teil von ihm selbst gesammelt und ebendaselbst veröffentlicht wurden. Sie sind ein wertvolles Material zur Geschichte, Besiedlung und historischen Dialektologie des Landes. In seiner Untersuchung geht der Verfasser vom letzten Standpunkt aus. Im Ganzen macht die Veröffentlichung der „Prosvita"-Gesellschaft den Eindruck einer soliden, lokalen Forschung.

Berlin. Dr. B. Krupnitzky.

Ivan Krypjakevyč: Istoryčni prochody po Lvovi. — Nakladom Tovarystva „Proswita", Lemberg, 1932, 166 S. 8⁰.

Dieses Buch eines der besten Kenner des alten Lemberg stellt einen interessanten Beitrag zur Geschichte der ukrainischen Städte dar. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, die früher in der Zeitschrift „Žyttja i Znannja' gedruckten Artikel in einem besonderen Band, auf gutem Papier und reich mit Abbildungen versehen, herauszugeben. Das Werk enthält einen flüchtigen Überblick über die Geschichte der Stadt und behandelt jeden ein-

zelnen Stadtteil ausführlicher, insbesondere aber die Bauten, die ein größeres historisches oder künstlerisches Interesse darbieten (z. B. die Burg, die walachische Kirche, den St. Georgs-Dom, den Marktplatz usw.). Interessant sind auch die Erwähnungen des Kampfes der Nationen innerhalb der Stadt. Die polnische Bevölkerung suchte stets den Rückhalt der Regierung, mußte aber dennoch öfters dem größeren Gewerbefleiß und der Gewandtheit der ukrainischen Bürger unterliegen. So z. B. wurden die Polen gezwungen, im Jahre 1641 die Aufnahme der ukrainischen Schuhmacher in die Zunft zuzulassen.

Berlin. Dr. M. Antonovyč.

Sulima: Nowy i najnowszy kurs polityki polskiej w sprawie białoruskiej. (Der neue und allerneueste Kurs der polnischen Politik in der Weißrussenfrage.) — Wilno 1932.

Verf. führt aus, daß die polnische Politik in der Weißrussenfrage nicht selbständig vorgeht. Die Initiative in dieser Frage hat Polen der Sovetunion überlassen. In der „liberalen Aera" der sovetistischen Minoritätenpolitik sah auch Polen sich veranlaßt, „seinen" Weißrussen gleichfalls entgegenzukommen. Mit dem Einsetzen des neuen Kurses „gegen die weißrussischen Nationalisten" jenseits der Grenze änderte auch Polen seine Weißrussenpolitik. Anstelle der Parole: staatliche Assimilation unter Erhaltung der nationalen Eigenart trat die Parole: nationale Assimilation unter wirtschaftlichen Konzessionen an die Bauernschaft. Verf. zitiert die Ausfälle der sovetistischen Presse gegen „die weißrussischen Nationalisten" und weist eine bemerkenswerte Solidarität der russischen Kommunisten und polnischen Nationalisten in dieser Frage nach. Die Schrift ist gegen die Vertreter des „neuen Kurses" in Polen gerichtet, die als Freunde des weißrussischen Volkes auftreten. Verf. erinnert daran, daß er 1907 in der Zeitung „Severo-Zapadnyj Golos" an die großrussischen „Freunde" des weißrussischen Volkes, die eine „Weißrussische Gesellschaft" gebildet hatten, die Frage gerichtet hat, ob sie für oder gegen die weißrussische Volksschule seien. Diese Frage müsse er gegenwärtig an die polnischen Freunde des weißrussischen Volkes richten.

Neben außenpolitischen Gründen erwähnt Verf. übrigens auch einen innerpolitischen Grund für die Änderung des polnischen Kurses in der Weißrussenfrage: bei den letzten Sejmwahlen blieben die Weißrussen ohne politische Vertretung im Parlament. Statt national-weißrussischer Abgeordneter wurden von ihnen polnische Regierungsparteiler ins Parlament entsandt. Die Gründe für diese Wahlniederlage der Weißrussen sind in der Schrift des Verf. nicht klar ersichtlich.

Berlin. Gregor Wirschubski.

Seweryn Wysłouch: Ziemia Oszmiańska na rubieży dwu kultur. (Das Land Oszmiany an der Grenze zweier Kulturen.) — Wilno, 1932.

Verf. unternimmt es, seinen politischen Postulaten in der Weißrussenfrage eine historische Grundlegung zu geben. Er verwirft die nationale Assimilation der Weißrussen Polens und tritt für deren staatliche Assimilierung ein. Um diese zu ermöglichen, seien Vorarbeiten erforderlich, die aus den historischen Begebenheiten Rückschlüsse auf die Gründe der lokal (nach Ansicht des Verf.) verschiedenen Einstellung der Weißrussen zum polnischen Staat ermöglichen würden. Zweck des Unternehmens: der polnische Staat soll sich über die Gründe der etwaigen Unzufriedenheit gewisser Teile der weißrussischen Bevölkerung klar werden, um die gebotenen Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Welcher Art diese Maßnahmen sein sollen — darüber spricht sich Verf. nicht näher aus. Klar ist jedenfalls, daß er die nationale Assimilation der Weißrussen ablehnt und für eine stärkere Berücksichtigung der seit Generationen ortsansässigen Polen eintritt, deren Auf-

gabe es sei, das Bindeglied zwischen der weißrussischen Ortsbevölkerung und dem polnischen Staat zu bilden. Daneben empfiehlt er gewisse Änderungen der Kreisordnung unter administrativer Zurückstellung der dem Polentum gegenüber feindlich eingestellten Kreisstädte. Soweit die politischen Thesen des Verf. Wenn sie nicht erschöpfend genug sind, so kann sich Verf. ja darauf berufen, daß die nötigen Vorarbeiten fehlen.

Als eine derartige Vorarbeit stellt sich der historische Teil seiner Abhandlung dar. Die Abhandlung trägt zwar einen Titel, der die Beschränkung auf die Geschichte eines Kreises vermuten läßt. Aber bei der Wahl dieses Titels scheinen immerhin gewisse opportune lokale Gründe maßgebend gewesen zu sein.

Im übrigen ist es nicht der Kreis Oszmiany, dessen Geschichte Verf. behandelt, sondern das Land Oszmiany, d.h. keine Verwaltungseinheit der Gegenwart, sondern eine historische Einheit, die sich „zwischen Wilna im Westen und Minsk im Osten, der Düna im Norden und der Memel und dem Land Nowogrudek im Süden erstreckte“ (S. 5). Verf. geht darüber hinaus auf die Gesamtgeschichte des Großfürstentums Litauen ein.

Er hat ganz instruktive Daten über die Russifizierung des Landes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. zusammengetragen, dieser Teil seiner Ausführungen dürfte am wertvollsten sein. Er bringt hier manche bisher wenig bekannte Tatsachen. Doch dürfte auch hier manche Behauptung anfechtbar sein. Am schwächsten scheint mir der Teil der Ausführungen des Verf. zu sein, der sich auf die Geschichte des Landes vor der Teilung Polens bezieht. Verf. behauptet, daß es vor der Teilung Polens im Lande eine kulturelle Einheit aus ethnisch verschiedenen Bestandteilen (Weißrussen, Polen, Litauer) auf lateinisch-westeuropäischer Grundlage gegeben habe. Erst die Russenherrschaft hätte demnach im 19. Jahrh. den Abgrund zwischen der römisch-katholischen und griechisch-katholischen Welt geschaffen (S. 33), indem sie die griechisch-katholische Kirche in den Dienst der Russifizierung und der polenfeindlichen Propaganda stellte! Eine kühne Behauptung!

Daß die römisch-katholische Kirche im Dienst der Expansion des Polentums, die griechisch-katholische Kirche im Dienst der Moskauer Expansion stand — ist allgemein bekannt. Daß dieser konfessionelle Gegensatz in der Zeit der Russenherrschaft verschärft wurde — mag zutreffend sein. Doch er bestand nicht erst seit der Russenherrschaft, er bestand bereits seit drei Jahrhunderten, vor der Russenherrschaft.

Jene kulturelle Einheit auf „lateinisch-westeuropäischer Grundlage“, die Verf. im Großfürstentum Litauen erblickt, war sehr relativ. Sie erfaßte immer nur einen Teil der Bevölkerung. Der griechisch-katholische Teil der Bevölkerung — nicht nur die Bauernschaft, ein Teil des Adels und ein großer Teil des städtischen Mittelstandes (man denke an die griechisch-katholischen städtischen Brüderschaften) stemmte sich fortwährend gegen diese „Einheit“. Diesen dissidentischen Teil der Bevölkerung staatlich zu assimilieren hat die „gemeinsame Republik beider Völker“ nicht verstanden. Sie hat ihm bis zuletzt die Gleichberechtigung vorenthalten und ihn in das Lager ihrer Feinde getrieben.

Die Zugehörigkeit der griechisch-katholischen Bevölkerung Litauens zum „lateinisch-westeuropäischen Kulturkreis“ daraus heraus zu konstruieren, daß in der Mitte des 19. Jahrh. gewisse Teile der örtlichen griechisch-katholischen Geistlichkeit polnisch gesprochen haben sollen (S. 31) ist immerhin reichlich bedenklich. Die russischen Zeugen jener Zeit, auf die sich Verf. beruft, waren vielleicht nicht hellhörig genug um Polnisch und Weißrussisch zu unterscheiden. Sie stellten jedenfalls fest, daß die Ortsgeistlichkeit nicht großrussisch sprach, was ihnen zu ihrer Verurteilung genügte. Ferner wird man die Wiederaufnahme der früheren Uniaten durch die griechisch-katholische Kirche berücksichtigen müssen. Die uniatischen Priester aber hatten ihre Ausbildung an dem Hauptseminar an der Wilnaer Universität erhalten und standen insofern unter starkem polnischen Einfluß, woraus Rückschlüsse auf die Geistesverfassung der eigentlichen griechisch-katholischen Geistlichkeit nicht gut zulässig sind. Und schließlich kann

dies alles die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß es die griechisch-katholische Geistlichkeit Litauens war, die sich fortwährend in Moskau über Glaubensverfolgungen beschwerte (man denke nur an den weißrussischen Bischof Konisski) und dessen Intervention in die Schicksale der „gemeinsamen Republik beider Völker" herbeiführte.

Stimmen wir insofern der These des Verf. in bezug auf die Vergangenheit des konfessionellen Gegensatzes in Litauen nicht überein, so teilen wir durchaus seine Auffassung, daß für die nächste Zukunft eine Abschwächung dieses Gegensatzes zu erwarten ist, soweit und solange die griechisch-katholische Kirche in Moskau keinen Rückhalt findet. So ist denn für die Gegenwart die Möglichkeit ihres „Sicheinfügens" in den „lateinisch-westeuropäischen Kulturkreis" oder, um es offen auszusprechen, ihrer Unterordnung der polnischen Staatsräson vollauf gegeben. Andere Gegensätze aber sind es, die heute mehr denn je zwischen dem weißrussischen Dorf und dem polnischen Gutshof bestehen. Auf diese geht Verf. aber nicht ein. Nicht das Trennende, das zwischen Polen und Weißrussen steht, sondern das Verbindende ist es, was er aus Vergangenheit und Gegenwart des Landes herauszuschälen sucht.

Berlin. Gregor Wirschubski.

IV
ZEITSCHRIFTENSCHAU

Der Balkan

F. Lukas: Balkan. Hrvatska Revija 1931, S. 112—22.

Von den drei Halbinseln des südlichen Europas schließt keine so viele Gegensätze, rassische, konfessionelle, nationale, kulturelle und entwicklungsgeschichtliche in sich wie die Balkanhalbinsel. Die Apenninenhalbinsel ist durch eine lange Rassensymbiose, durch stufenweise geschichtliche Integration und durch kulturelle Homogenität einheitlich geworden: Das Kosmische in ihr hat seine ursprüngliche wilde Kraft verloren, und die neuauftauchenden Kräfte und die neuen wirtschaftlichen und sozialen Spannungen werden schnell in die älteren Formen kanalisiert. Das gleiche gilt für die Pyrenäenhalbinsel. Doch die Balkanhalbinsel hat noch in keiner Hinsicht ihre endgültige Form bekommen. Heute noch befindet sich alles in Gärung und neuem Werden. Hier sind Rassen, Sprachen, Konfessionen, Kulturen, Völker und Staaten so entzweit, daß sie den Eindruck des Chaotischen, des Nichtausgebauten, Nichtkonsolidierten und des Abenteuerlichen machen, und dies findet in den ständigen politischen, konfessionellen und kulturellen Spannungen seinen Ausdruck. Auf dem Balkan gibt es nichts Statisches. Schon die aus der geographischen Lage sich ergebenden geopolitischen Determinanten wirken dezentralistisch fast in allen Ländern. Die Balkanhalbinsel ist ohne natürliche Grenzen, sowohl gegenüber Europa, als auch gegenüber Asien weit geöffnet, daher exzentrisch angezogen. Cvijić sieht die Grenze gegenüber Mitteleuropa auf der Linie Donau—Save, während die konventionelle Auffassung (Krebs, Penck) aus morphologischen und entwicklungsgeschichtlichen und kulturellen Gründen Krain zu Mitteleuropa rechnet, andererseits aber auch das seinem eigenen Leben (und seiner im Grunde byzantinisch-sozialen Struktur), seiner Geschichte nach zum Balkan gehörige Rumänien. Der Balkan unterscheidet sich von den übrigen beiden Halbinseln auch dadurch, daß in ihm die kleineren Einheiten und die einzelnen geographischen Provinzen nicht gegen innen hin konvergieren, sondern daß die einzelnen Sektoren so mangelhaft verbunden und so entzweit sind, daß die Länder stärker mit den benachbarten Ländern als untereinander verbunden sind. Der nordwestliche Sektor des Balkans ist geopolitisch, kulturell und seiner Entwicklung nach viel mehr an Mitteleuropa und an das Donaubassin gebunden als an Griechenland und die östlichen Teile der Balkanhalbinsel. Der adriatische Teil ist durch die ganze Zeit seiner Entwicklung in den isochronischen Bewegungen des Lebens und der Kultur mit der Apenninenhalbinsel verbunden, während Thrakien mit Konstantinopel seit der Entstehungszeit dieser Stadt bis heute über den Bosporus hinweg stärker mit Asien als mit Europa verbunden erscheint. Gerade dieses innere Auseinandergehen, diese mangelnde Verbundenheit untereinander, andererseits das physische Zusammenwachsen in Lebensräume und die nichtabwendbaren fremden Einflüsse, all das macht den Balkan zu dem, was er ist: chaotisch, kampfbewegt, unfertig. Trotzdem, trotz dieser mangelnden Verbundenheit seiner einzelnen Teile gehört der

Balkan nicht zu Asien und auch nicht zu Europa, er ist auch nicht eine Mischung von beiden, sondern er ist ein Land mit seinen eigenen Kräften, Menschen und Bestrebungen. Nichts ist am Balkan dauernd mit Ausnahme der Erde und der ständigen Veränderungen. Es ist das Land der Abenteurer und der Helden, aber auch das Land der Verräter, Kriecher und niedrigsten Sklaven. — Das am meisten Charakteristische, daß häufig in einer Person Sklave und Tyrann sich treffen, je nach den Verhältnissen. Auf den byzantinischen Miniaturen liegen die Vorgesetzten, die Häuptlinge mit dem Antlitz auf der Erde vor den Herrschern — in anderen Stellungen werden sie auf den Bildern nicht dargestellt — und die Sklaven von gestern massakrieren vielleicht morgen auf die tierischste Art ihre Götter von gestern. Und diese gleiche Erscheinung der Despotie und der Rechtlosigkeit des Individuums geht auch durch die türkische Geschichte und ist auch später im Osten nicht ganz verschwunden. All diese Gegensätze im Leben der Menschen und in der geschichtlichen Entwicklung haben ihre Wurzeln in der von Gegensätzen erfüllten Natur. So äußert sich die kosmische Tendenz der Erde, die aus sich alle äußeren Erscheinungen zur Geschichte formiert. Die Nivellierung des Balkans wäre sein Tod, denn dann würde er aufhören, das zu sein, was er ist. Während man für andere Länder, Völker und Kulturen eine Synthese finden kann, gilt für den Balkan das Gesetz der Antithesen und der Gegensätze. — Am Balkan leben die jüngsten Staaten in Europa, und gleichzeitig ist die Geschichte der Staaten am Balkan die älteste in Europa. Hier sind in gewisser Hinsicht die Anfänge der europäischen Geschichte und Kultur, aber — und das ist das Paradoxe — diese anfängliche Kultur des Balkans, die klassische griechische, ist ihrem Inhalte nach, ihrem Ziele und ihrer Entstehung nach keine balkanische, sondern eine spezifisch mediterrane. In Griechenland war das Meer das belebende Element und es hatte mit den kontinentalen Teilen des Balkans über den Pindus hinaus keine organische Verbindung. Die Anfänge der griechischen Kultur sind nicht in Europa, sondern in Kleinasien entstanden in dem Raume der assyrisch-babylonischen Kultur. Die kontinentalen Balkanländer waren für die Griechen eine Leere. Die eigene Geschichte des Balkans beginnt nicht mit der Geschichte des antiken Griechenlands, sondern mit dem Eintritt Makedoniens auf den Weltschauplatz. Was die Griechen schufen, war Idee und Abstraktion (die Idee des idealen Menschen, mit den Eigenschaften Apollos und des idealen Staates nach dem Rezept Platons), aber es bekam weder das Individuum seinen eigentlichen Platz in der Gesellschaft, noch war der Staat rechtlich organisiert. Die erste spezifisch europäische Kultur mit dem Recht als Lebensgrundlage schufen erst die Römer. und zwar mit einer Weltanschauung, in der zwar in vielem der griechische Geist praktisch von der römischen Psyche verarbeitet aufscheint. Die westliche Kultur ist also ein Werk Roms und nicht Griechenlands. Die größte Idee, die Europa dem Orient, wo im staatlichen Leben überall die Theokratie herrscht, gegenüberstellen konnte, war der Staat mit den menschlichen Rechten und von Menschen geleitet. Die Griechen gaben der Menschheit die Wissenschaft, den Stil und den Begriff des Schönen und die Annäherung des Christentums an die Antike. Damit aber das Christentum universal wurde, dazu bedurfte es des römischen organisatorischen Geistes. Das nach der Teilung des römischen Reiches gegründete Konstantinopel war kein Werk des Orients, sondern des lateinischen Westens. Aber es verlor an der Kampfzone zweier Welten immer mehr sein lateinisch-westliches Gepräge, nahm immer mehr hellenistische orientalische Elemente aus Kleinasien auf, so vor allem die asiatische Despotie und die verhängnisvolle Symbiose der weltlichen und kirchlichen Gewalt, die Idee des Cäsaropapismus. Diese Elemente übernahmen dann die Türken und sie gingen weiter in den ganzen europäischen Südosten. So kam es zu keinem Ausgleich in der Gesellschaft, auch nicht zu den Menschenrechten im Staat. Alles wurde auf gewaltsamem Wege gelöst. So verlor Byzanz sein kulturelles Übergewicht und seine Lebensenergie, der Westen übernahm die Führung und baute auf den Grundlagen der Antike im Wege des

Humanismus und der Renaissance die europäische Kultur auf. — Die eigentliche innere Geschichte des Balkans beginnt mit den Römern, vor allem aber mit Byzanz, soweit beide Staaten die ganze Halbinsel umfaßten. Der Byzantinismus ist eine sehr wichtige Epoche für den Balkan, da in diese Zeit die Einwanderung der Südslaven fällt, der Südslaven, die heute die Hauptkraft des Balkans darstellen. Die Einwanderung der Kroaten und Serben, die nach den geopolitischen Richtungslinien in zwei verschiedene Kulturzonen traten, fällt vor die Einwanderung der durch Blutsymbiose mit den Slaven und durch die Annahme der slavischen Sprache und des Christentums slavisierten Bulgaren. Die Kroaten kamen als Primitive auf den Balkan und hätten hier ein westliches oder östliches Volk werden können. Sie wurden ein westliches, obwohl durch volle zwei Jahrhunderte sie sich im Rahmen des östlichen byzantinischen Staates befanden. Der negative Einfluß von Byzanz auf die Kroaten und ihre kulturelle und psychologische Entwicklung hat seine tieferen Gründe in der damaligen sozialen und politischen Organisation von Byzanz in Verbindung mit der geopolitischen Lage der kroatischen Länder. Die Kroaten entschieden sich nach kurzem Schwanken aus freien Stücken für den Westen und die westliche Kultur, und zwar, als die fränkische Herrschaft bei ihnen aufhörte. Sie verbanden sich mit dem Westen, ohne ihre ursprünglichen Eigenschaften und ihren ursprünglichen Charakter aufzugeben, durch Verbindung der westlichen Elemente mit den eigenen zu einer Symbiose. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Kroaten von den benachbarten Slovenen, die im Westen aufgingen und nur der Mission der Kirche die Erhaltung der Volkssprache im Rahmen des römischen Reiches deutscher Nation verdanken; andererseits unterscheiden sie sich aber von den Serben, die ganz in den Rahmen des Ostens eintraten und andere im Osten geltende Prinzipen der Staatskirche, auch bei Annahme des Christentums, beibehielten und vielfach potenzierten, zugunsten des physisch-nationalen Typus, aber zum Schaden des geistig-nationalen.

Die Kroaten machten den für ihre Weiterentwicklung nicht bedeutungslosen Versuch, den nationalen Individualismus und den westlichen Universalismus in der Frage der Nationalsprache in der Kirche zu verbinden. Der westliche Universalismus als Ideenkonstruktion und als Lebensprinzip durchzog die Entwicklungsphasen des kroatischen Volkes, an dem keine sozial-psychische Strömung des Westens spurlos ohne Reflexe vorüberging. So ward auch die Aktivität des Westens neben dem Universalismus in allen möglichen Strömungen, in gesellschaftlichen, kulturellen und politischen wirksam. So auch die nationale Idee in ihrer westlichen und universalistischen Fundiertheit, nicht aber von Osten von dem Gebiet der nationalen Kirchen her. Das Zentrum der nationalen Bewegungen war Zagreb. Die nationale Idee bei den Kroaten beruhte in erster Linie auf Liebe zur Muttersprache, dem Gefühl für die Tradition ihres Volkes, dem Wunsche nach einer südslavischen Einheit und Gemeinsamkeit, Liebe zur heimatlichen Scholle, Liebe und Verständnis für all das, was das Volk auf dem Gebiet der schönen Literatur, der Kunst und Wissenschaft geschaffen hat. Die nationale Idee als eine geistig-kulturelle Konstruktion artete bei ihnen niemals in nationalistische Hypertrophie und das Begehren nach Vernichtung fremder Rechte, in egoistische Exklusivität aus. Nur wenn die Völker frei sind, ist auch die Menschheit frei. Das nationale Prinzip im Osten war in erster Linie biologischer und religiöser Herkunft und dann erst kultureller. Das östliche Christentum spaltete sich in seinem Anfang in nationale Kirchen, und zwar nicht wegen einer Differenzierung auf Grund verschiedener Ideen und Anschauungsweisen (wie das mit dem Protestantismus im Westen der Fall war), sondern aus innerer Unfähigkeit der Völker eine gemeinsame Organisation zu finden und aus der eigenen kulturellen Rückständigkeit heraus. So entstanden alle asiatischen christlichen Kirchen wie die armenische, syrische u. a., ohne der Menschheit auch nur eine Idee zu geben. Die slavischen Kirchen wichen allerdings davon ab, aber auch bei ihnen wurde mehr eine Konzession der Sprache gemacht, als daß die

Sprache wie überall Ausdruck der Kulturkraft wäre. Jedenfalls erweckten die Kirchen die nationalen Gefühle, aber in einem rohen Zustande unter Stärkung der exklusiven Tendenzen. — Mit den Türken kam eine neue Kraft auf den Balkan, die für die Balkanvölker die beste Schule war. Sie kamen nach den Worten Evelepis (Les états Balkaniques) im richtigen Moment, um die Balkanvölker vor der Anarchie, die sie zu vernichten drohte, zu befreien. Diese Okkupation war die am wenigsten barbarische unter allen Besetzungen, die im Mittelalter am Balkan erfolgten. Die Türkei brachte Ordnung, ein rudimentäres Recht, eine für diese Zeit seltene konfessionelle Toleranz und einen gewissen Geist sozialer Demokratie. Die Türken waren Nomaden und Krieger, organisiert in Kasten und ließen den bisherigen Völkern die innere Glaubensfreiheit und die Selbstverwaltung. Die Türken als kriegerische Kaste standen in Distanz zu den unterworfenen Völkern, die noch durch die Verschiedenheit des Glaubens verstärkt wurde. Im übrigen mischten sich die Türken nicht in das konfessionelle Leben und in die Gewohnheiten der unterworfenen Völker ein, zwangen ihnen auch nicht ihre Sprache und Nationalität auf. Darin lag ein Vorzug der türkischen Politik gegenüber der vieler anderer moderner Staaten Europas. Die einzige Maxime der Türken war, nach den kriegerischen Erhebungen ruhig die Früchte ihrer Anstrengungen genießen zu können. Daher die materielle Ausbeutung der unterworfenen Völker zugunsten der herrschenden Kasten. So wurde hier am Balkan der aus den Anfängen von Byzanz her stammende brutalste Egoismus zur Lebensgewohnheit und Lebensform. Nach den Worten des alten Reiseschriftstellers Kolbe wurde nach der türkischen Schule im politischen Leben des einzelnen wie auch der Kollektivität der reine, unverhüllte und skrupellose Egoismus Devise. Der Türke wollte als Eroberer und Herr leben, um das andere kümmerte er sich nicht. Als Nomade wanderte er und übersiedelte er seine Zeltlager, wenn es nötig war auch Städte, und sein letztes Zeltlager blieb im heutigen Konstantinopel. Die türkische Schule pflanzte in den Balkenvölkern den Sinn für die Wirklichkeit und egoistische Ziele. Deshalb ist hier alles unmittelbar und materiell, und es gab hier niemals Kämpfe um Prinzipien und Ideen. Die einzelnen wie auch die Staaten wurden hier einzig von der Idee des eigenen Egoismus geleitet. Die Balkanvölker zogen sich mit dem Eindringen der Türken in ihr Inneres, auf ihre nationalen Instinkte zurück, und da die nationale Idee schon früher in der Kirche vertreten war, so übernahm letztere alle nationalen Aufgaben in ihrer unklaren religiösen Form. Volk und Kirche waren jetzt in der einzigen Idee der nationalen Existenz vereinigt. Nicht die transzendentale Welt, wie im Westen, auch nicht die guten Werke zur Schaffung des Königreiches Gottes auf Erden im Geiste des heiligen Augustinus, sondern die nationale Existenz war die einzige Aufgabe der Kirchen auf dem Balkan. Alle Balkanvölker haben ihre nationalen Kirchen, aber diese nationalen Kirchen waren intoleranter gegeneinander als je das universale Lateinertum im Westen war. Die griechischen Phanarioten waren gegenüber den Bulgaren, deren Kirchen und nationalen Rechten viel ärger als die Türken selbst. Dadurch, daß die nationale Idee am Balkan in den nationalen Kirchen ihre tiefen Wurzeln hat und daher religiös gefärbt ist, mußte sie auch exklusiv und absolut sein, wie es tatsächlich auch die Geschichte der Balkanvölker beweist. Die Balkanvölker waren gegenüber den türkischen Eroberern solidarisch, aber mit dem Verschwinden der Türken verschwanden nicht die türkischen Methoden. Die Türken sind heute auf dem Balkan fast ganz verschwunden. Sie sind für Europa nur mehr ein Schatten. Sie hinterließen auf dem Balkan Rassenspuren wie auch Glaubensanhänger, vor allem unter den slavischen Völkern, aber sie erweckten direkt oder indirekt viele verborgene seelische Energien und gaben eine gewisse Frische. Ein Beweis dessen die Tatsache, daß die schönste Volksdichtung während ihrer Herrschaft blühte. (Gegen die logische Berechtigung dieses Schlusses ließe sich wohl manches Kritische einwenden. Das, was zur Erhaltung der frischen, lebendigen, epischen Volksdichtung zu sagen ist, habe ich in meiner Studie: Die Entwicklungsbedingungen der epischen

Volksdichtung bei den Slaven, Jahrbücher der Kulturgeschichte der Slaven V, S. 57—76, klar darzulegen versucht. Die Erhaltung der Frische der lyrischen Volkspoesie ist mit dem Bestand der patriarchalischen Lebensstufe des rustikalen Daseins gegeben. Die reiche Produktivkraft der gesamten Volksdichtung ist ferner bedingt durch das Fehlen einer irgendwie bedeutsamen höheren urbanen oder höfischen Kultur und durch das Fehlen einer urbanen magnetischen Kulturkraft.) Die Türken hinterließen den Balkanvölkern viele Probleme, die sie selbst wegen ihrer konfessionellen Prinzipien und wegen ihrer sozialen Struktur nicht zu lösen imstande waren. Von der Lösung dieser Probleme hängt die Zukunft der Balkanvölker ab. — Von den anderen noch nicht erwähnten Balkanvölkern sind fast die interessantesten die Albanesen, die ihren Ursprung von den illyrisch-thrakischen Stämmen erhielten. Die Albanesen haben von allen Völkern am Balkan am besten ihre reinen Rasseneigentümlichkeiten erhalten, zeigten ihre rudimentäre nationale Widerstandskraft bereits in der Zeit der römischen Herrschaft, als alle primitiven Völker am Balkan romanisiert wurden. Andererseits hinderte sie ihre Widerstandskraft nicht, eine vor allem in ihren konfessionellen Verhältnissen zu beobachtende Anpassungsfähigkeit gegenüber fremden Einflüssen zu entwickeln. In dem geschichtlichen Durchschnitt wechselten viele Völker, Staaten und Konfessionen. Von allen sind heute sichtbare Überreste, untereinander noch nicht ausgeglichen und voneinander vielfach noch getrennt, erhalten. J. Matl.

Bulgarien

Kr. Mijatev: Městni tradicii i nacionalni elementi v Kraglata preslavska cůrkva. (Die Lokaltraditionen in der Rundkirche von Preslav.) — Jzvestija na Bůlgarskija Archeologičeski Institut, T. 6, 1930/1931, S. 194—204.

Die in den J. 1927 und 1928 bloßgelegte Rundkirche von Preslav, über deren bauliche Beschaffenheit und Grundriß im gleichen Bd. der Izvestija Ju. S. Gospodinov berichtet, verdient, abgesehen von ihrem künstlerischen Wert und den Aufschlüssen, die sie über eine hochentwickelte Dekorationskunst gewährt, besonderes Interesse, weil sie nach einem Bauschema errichtet ist, welches seit langem sowohl in Byzanz, wie in den kleinasiatischen Provinzen aufgegeben und durch neuere Bauformen ersetzt war. M. erinnert daran, daß ein derartiges Neuaufleben älterer Bauformen im alten Bulgarien auch sonst schon zu beobachten gewesen ist und sucht die Gründe dafür in den spezifisch bulgarischen Bedingungen des kirchlichen Lebens und kirchlicher Erfordernisse, welche von denen in Byzanz und den byzantinischen Provinzen verschieden waren. Die betreff. Kirche in Preslav ist ungefähr 50 Jahre nach der Christianisierung Bulgariens erbaut worden, zu einer Zeit, wo aus Byzanz Geistliche und geistliche Bücher nebst dem nötigen Kircheninventar eingeführt werden mußten und konnten, wo aber die neu zu errichtenden Kirchen notwendigerweise erst auf bulgarischem Boden entstehen mußten, und zwar in zweckentsprechender Weise für die besonderen Erfordernisse des Landes, die sich von den byzantinischen sehr unterschieden. Man brauchte Räume für den regelmäßigen Gottesdienst, für die Taufe und für kirchliche Aufgebote. Byzanz war längst aus diesen Anfangsstadien kirchlicher Baunotwendigkeiten heraus. Die Rundkirche entsprach dort nicht mehr den liturgischen Anforderungen. Die im 9. und 10. Jh. in Byzanz aufkommenden, sehr komplizierten Kuppelbasiliken oder mehr noch die Zentralbauten mit Kuppel stellten Anforderungen architektonischer Art, welchen die bulgarischen Erbauer der frühesten Kirchen nicht gewachsen gewesen wären. Sie befanden sich in dieser frühesten bulgarischen Kirchenbauzeit ähnlichen Schwierigkeiten gegenüber, wie die Erbauer der frühesten kirchlichen Bauten überhaupt. Auch aus vorbulgarischer Zeit sind Basiliken bloßgelegt worden, die zur Zeit ihrer Erbauung im

Verhältnis zur gleichzeitigen Baukunst in Byzanz wie Anachronismen anmuten mußten. Es ist dies ein dem vorliegenden ganz analoger Fall, d. h. auch die ersten bulgarischen Kirchenerbauer suchten bewußt ihre Modelle aus einer älteren Bauepoche. Die inneren Raumverhältnisse der Preslaver Rundkirche lassen auch erkennen, daß diese Kirche in erster Linie gedacht war für Predigtzwecke und nicht für die hl. Handlungen der Liturgie.

Emmy Haertel.

Al. Rašenov: Bůlgarska škola v vizantijskija stil. (Die bulgarische Schule im byzantinischen Stil.) — Jzvestija na Bůlgarskija Archeologičeskí Institut, T. 6, 1930/1931, S. 206—220.

Es handelt sich bei diesem Aufsatz um nichts geringeres als den Nachweis zu erbringen, daß das spezifisch Byzantinische in der Baukunst, dasjenige, was als ein absolut Neues in ihr zum Ausdruck kommt, dem slavischen, genauer gesagt bulgarischen, Zustrom nach dem steril gewordenen Griechenland sein Aufblühen verdankt. R. geht von der Tatsache aus, daß es trotz aller Deutungsversuche noch nicht gelungen ist zu bestimmen, wo und durch wen der byzantinische Stil geschaffen worden ist. Man hat die Formen dieses Stils konstatiert und sie in Verbindung zu bringen gesucht mit ähnlichen Formen, um auf diese Weise den fremden Einfluß aufzuspüren. Richtiger aber wäre es, diejenigen Elemente ins Auge zu fassen, welche als originell in ihr hervorstechen, unbekümmrt darum, ob sich Ähnliches auch noch anderswo vorfindet. Die nationale Originalität sollte immer als Grundlage angenommen werden bei der Erforschung historischer Stilarten, und zwar besonders dann, wenn ein plötzlicher Wechsel der Kulturen eingetreten ist, wie das z. B. bei der Völkerwanderung der Fall war. In Ost- und Westeuropa war durch sie die Barbarisierung der Kunst eingetreten, die zwar zur Neubildung ganz verschiedener Stile führte, aber doch den gemeinsamen Zug besaß, die Fassade als Hauptelement der Architektur anzusehen und auf ihr dem Ornament Raum zur Entfaltung zu geben. Im Byzantinischen sind deutlich zwei Haupttendenzen der Baukunst zu beobachten: eine monumentale, der Antike verwandte, die aus dem Gefühl für die Form hervorgegangen ist, und eine malerische, die erst nach dem 9. Jh. mehr und mehr hervortritt und zeitlich zusammentrifft mit der Ausbreitung und Festsetzung der Balkanslaven, die damals den beträchtlichsten Teil der Bevölkerung ausmachten.

Der byzantische Kirchenbau zur monumentalen Zeit zeigt noch keine ausgesprochene Originalität, er geht, ebenso wie anderswo, aus der Notwendigkeit hervor, einer großen Gemeinde angemessene Innenräume zur Andacht zu schaffen, im Gegensatz zum antiken Tempel, der vornehmlich Behausung des Gottes war und nicht zur Aufnahme der Volksmenge diente. Das Kircheninnere der älteren Zeit war demnach der gegebene Raum zur ästhetischen Befriedigung der Andächtigen und die Außenseite blieb einfach und monumental. Zu dieser Kategorie gehört noch die Sophienkirche in Konstantinopel. Erst die späteren Kirchen, vor allem die Nea, werden zum Ausdruck eines neuen architektonischen Prinzips, dem des reichen und nur dekorativen Fassadenschmuckes durch Blendarkaden und Ornament, und zwar eines unsymmetrischen Ornaments, dem man es ansieht, daß ein primitives Gefühl an der detaillierten Ausfüllung leerer Flächen Freude fand, ohne sie mit dem Ganzen systhematisch zu verschmelzen. Diese aufs Malerische ausgehende Architektur fällt in die Zeit der ethnischen Umänderung im byzantinischen Reiche, als Slaven, und vornehmlich Bulgaren, sich dort niederließen. Dazu kommt, daß diese Neuankömmlinge frische, unverbrauchte Kräfte mitbrachten, während die griechische Bevölkerung sich in materiellem und seelischem Verfall befand. Griechenland und überhaupt der Balkan barbarisierten sehr schnell.

Während sich im byzantinischen Reich die Denkmäler erhalten haben, an denen man die chronologische Entwicklung dieses malerischen, barbarischen Stils verfolgen kann, sind auf bulgarischem Boden nur Trümmer

erhalten, die den reichen Fassadenschmuck erkennen lassen; am besten sieht man seine Spuren in der Rundkirche von Preslav. R. geht noch auf die Frage ein, ob Byzanz oder Saloniki der Hauptanteil in der Ausbildung des eigentlichen byzantinischen Stils zufällt, und charakterisiert die Art der Ausprägung dieses Stils im übrigen Griechenland und in Serbien.

Emmy Haertel.

Jugoslavien

F. Lukas*): Zielrichtungen und Elemente in der Entwicklung des kroatischen Volkes. (Smjernice i elementi u razvoju hrvatskoga naroda. Hrvatska Revija 1932, S. 345—58.)

Die kroatischen Länder liegen im südlichen Teil der von der Adria (bei Fiume) über Wien—Krakau—Königsberg reichenden Übergangszone, an der Grenzlinie, die Europa in eine westliche und östliche Hälfte, die Kulturwelt der Germanen und Romanen von dem vorwiegend durch die Slaven repräsentierten östlichen Geist trennt. Es ist zwar falsch, anzunehmen, daß die geistige Entwicklung des Slaventums in der Richtung einer fortschreitenden Vereinheitlichung zu einem ein- und gleichförmigen slavischen Kulturganzen verlaufe. Im Gegenteil. Die Verschiedenheiten zwischen den einzelnen slavischen Völkern wachsen stufenweise, es entwickeln sich im Raume des slavischen Sprachkreises verschiedene Völker mit eigenem Geiste und eigenen Kulturen, mit eigenen geistigen Typen. Doch ist diese Differenzierung unter den Slaven auch heute noch schwächer als unter den germanischen Völkern (abgesehen davon, daß eine slavische Idee doch tatsächlich noch als Kraft lebt, während von einer germanischen oder romanischen Idee heute nicht mehr gesprochen werden kann). — Die erwähnte Grenzlinie trennt nicht nur Völker verschiedener psychischer Eigentümlichkeiten. Sie ist mehr. Sie ist ein kultursozialer Zaun im Relief der europäischen Menschheit. Die Völker westlich von dieser Linie, die Völker der germanisch-romanischen Gruppe, wenn auch sprachlich getrennt und jedes mit eigenem besonderen nationalen Geist, sind doch durch eine ziemlich einheitliche gemeinsame Entwicklung und durch gemeinsame Entwicklungsstufen von zwei Jahrtausenden zu einer Einheit verwachsen. Die Menschheit östlich von dieser Linie befindet sich noch auf einer früheren primitiven Grundlage, ist noch stärker verbunden durch die Verwandtschaft des Blutes und der Sprache, aber innerlich noch nicht ganz klar ausgeprägt und daher vor unübersehbaren Möglichkeiten der Entwicklung. Es überwiegen hier noch Triebe und die Kräfte der Massen. — Die erwähnte Grenzlinie trennt ja nicht scharf den slavischen Block von dem nichtslavischen. Es fanden an dieser Achse und um sie und über sie Ausgleiche und Übergänge statt. Immerhin ist eine Tatsache bedeutsam, nämlich, daß an dieser Linie die Invasionswellen von Osten her (Hunnen, Avaren, Mongolen, Madjaren, Türken) zum Stehen kamen und daß gerade die Kroaten an dieser Verteidigung westlicher Kultur als Vormauer der Christenheit hervorragenden historischen Anteil hatten. Analogien mit der Lage des kroatischen Volkes bilden der Gürtel an der Weichsel und der am Rhein. Diese beiden Gürtel zeigen die gemeinsame Gespanntheit zwischen den beiden europäischen Polaritäten: Westen und Osten, synthetisiert in zwei Kulturtypen, in zwei soziale Organismen und in zwei psychische Typen. Am Rhein wie auch im kroatischen Siedlungsraum sind Völker mit östlichem Instinkt, östlicher Sprache und Rasse angesiedelt, die ebenso wie die Kroaten in die west-

*) F. Lukas, Professor für Geographie an der Agramer Universität und gleichzeitig der führende kroatische Geograph, hat bereits vor einigen Jahren eine eingehende, grundlegende geopolitische und kulturgeographische Studie über die geographischen Grundlagen des kroatischen Volkes anläßlich der Tausendjahrfeier des kroatischen Staates gegeben in: Geografska osnovica hrvatskoga naroda. Zbornik Matice Hrvatske 1925, S. 19—92.

europäische Kulturgrundlage hineinwuchsen, in eine Kulturgrundlage, aus der die Kräfte entkeimten und sich entwickelten, die zähe die Selbstbehauptung ihrer in der Symbiose mit der westlichen Welt geschaffene Individualität verlangten. Bei all den Ähnlichkeiten mit Elsaß bilden die kroatischen Länder doch eine andere Antithese zur östlichen Welt: Während am Rhein ein konfessioneller und in vieler Hinsicht auch kultureller Ausgleich zwischen dem lateinischen und germanischen Geiste eintrat, machte hier an der östlichen Grenze der kroatischen Länder die universale westliche Kirche halt, der Humanismus ging (östlich von dieser Grenze) nicht durch die nationale Psyche, die Freiheit des Individuums verschwand für Jahrhunderte, die in der italienischen Renaissance erneuerte Antike trat fast nicht mehr zum Vorschein, und viele Entwicklungsphasen wurden durch den Einfluß Byzanz' und der Türkei umgedreht und aufgehalten. Daher ist denn auch hier die Polarität Ost und West bedeutend größer. Es entwickelt sich eine verschiedene Mentalität, ein verschiedenes Lebens- und Kulturgefühl. Die Entwicklungsstufe ist eine verschiedene und in die Entwicklung selbst wurden andere Kräfte und Elemente hineingeworfen. Die innere Unzufriedenheit in der kroatischen Kollektivität erklärt sich aus der Tatsache, daß sich eine tausendjährige lebendige Volkstradition mit neuen Gestaltungen und der Volkstradition nicht entsprechenden Lösungen, verschiedenen Einflüssen und von außen aufgedrängten Erlebnissen kreuzt. Jede Lösung betrifft nur eine Gruppe und auch diese oft nicht vollkommen. Das kroatische Volk war ursprünglich ein west-östliches in seiner ganzen Kompliziertheit, aber in seiner psychischen Tiefe und im Rassenbau überwiegen die östlichen Eigenschaften. Mit der Annahme der westlichen Kultur und dem Einfluß der umgebenden Länder wurde es mehr ein westliches Volk. Diese dominante Geopsyche, geschaffen durch die Symbiose von Tradition und Kultur, hatte bis zur Gegenwart ihre tragischen Folgen sowohl für die Kollektivität wie für den einzelnen. Das Volk war seelisch gespalten in seinem Wollen und Empfinden und schwankte zwischen seiner ursprünglichen Individualität und der kulturellen Universalität. — Wenn auch die kroatischen Länder an vier Geopsychen Anteil haben und dadurch gespalten sind, so bestand doch der größte Gegensatz in der Richtung West-Ost und in dieser Richtung (beziehungsweise Ost-West) geschah auch die schicksalsmäßige Entscheidung. Es ist bezeichnend, daß die Kroaten als östliches Volk aus dem Osten keine dauernden kulturellen Errungenschaften gewannen und sich zueigneten, daß also die kroatische Kultur vollständig auf westlichen Grundlagen aufgebaut wurde. So wurde sie der östlichste Punkt der westeuropäischen Kulturgemeinschaft. (Diese Behauptung ließe sich doch etwas bestreiten, denn die westliche Kultur- und Kulturform überzog, wenn auch nicht so in der Dichte und Tiefe, im 19. Jahrhundert Serbien unnd gegen Ende des Jahrhunderts auch Bulgarien.) Die Analyse der vier Geopsychen, die infolge der geopolitischen Verhältnisse in dem geschichtlichen Querschnitt der Kroaten zum Ausdruck kam, ergibt folgendes: Der Einfluß, der mit dem Christentum und Humanismus vom Westen kam, war wohltuend und lebendig, dauernd und aktiv, wiederholte sich in mehreren Wellen, führt zum Ausbau der mit den neuen Strömungen sich stufenweise modifizierenden kroatischen Psyche. In den westlichen Kulturenergien kommen die individualistischen, aktiven und realen Kräfte in den Vordergrund, die östlichen Energien äußern sich nationalpsychologisch in Kollektiven, fatalistischen und metaphysischen Eigentümlichkeiten. Die dritte Geopsyche der kroatischen Länder befindet sich in dem ehemaligen Donaugebiet (pannonisches Bassin). Diese Seite hatte bei all ihrer politischen Stärke infolge der inneren Ganzheit des pannonischen Bassins und bei all ihrer politischen Bedeutung für die kroatische politisch-staatliche Entwicklung kulturell keine Wirkung auf die Kroaten, da die Madjaren alle ihre Kulturideale aus der gleichen Quelle, aus dem Westen, bezogen. Die vierte Seite der kroatischen Länder bildet der balkanische Block, wo sich das kroatische Volk zuerst formierte und sich seinen Staat schuf, aber in Verbindung mit romanischen Elementen und romanischem Geist am Meere. Dieser Block ist nicht voll-

ständig durch die Kroaten besiedelt: Gegen Osten trifft man auf einen anderen Geist und andere Traditionen, die aus einem anderen balkanischen Zentrum, zunächst aus dem griechischen Byzanz, später aus dem türkischen Konstantinopel, kamen und sich mit den kroatischen kreuzten. Dort sind andere Kräfte und Prinzipien, die sich nicht mit den Tendenzen des universalen Westens decken und auch nicht mit dem germanischen Idealismus, sondern die ihre kosmischen Kräfte in der Erde selbst und ihren reichen Energien haben, mit wenig Ideen und diese nicht formiert in Systeme und Weltanschauungen. Alles das, was der Westen zu Systemen ausbaute und zur Weltanschauung schuf, vollführt im Osten die Kirche als Depositor, als Ableger, aller nationalen Instinkte und Ideale, wie auch aller Einflüsse, die Byzanz, das damalige Europa, und schließlich die Türkei schuf und ins Volk warf. Es sind das nicht nur konfessionelle Unterschiede zwischen zwei Geopsychen. Das ganze Leben ist hier anders, unmittelbar und impulsiv, und es gibt kaum eine Idee, die sich in der Dynamik und in den Tendenzen vollständig mit dem Westen decken würde. Selbst die nationale Idee ist hier anders als in dem Westen, wo sie durch den konfessionellen Universalismus und den kulturellen Humanismus gegangen war. Dort im Osten, in der östlichen Mentalität deckt sich die nationale Idee mit dem biologischen Begriff und entwickelt sich zu einem Nationalismus, fördert den Imperialismus, und so werden alle nationalen Taten, mag ihr Wert auch noch so durch den Augenblick bestimmt und relativ sein, absolut und exklusiv. Vor allem in der Frage der Freiheit des Menschen bemerkt man die Folgen des byzantinischen Einflusses und der asiatischen politischen Despotie. — So wurde das kroatische originale Wesen von vier verschiedenen Seiten her angegriffen, und es konnten sich nicht Persönlichkeiten mit stark ausgeprägten Linien entwickeln oder nur in geringerer Anzahl. Die äußeren Kräfte übten auf den kroatischen Menschen eine so starke Anziehung aus, die zentrifugalen Rückschläge entwickelten sich zu sehr; um so mehr, als ein durch natürliche Grenzen klar umschlossenes Zentralterritorium fehlt, andererseits die Grenzgebiete immer nach dem benachbarten Kulturgürtel strebten. Es war naturgemäß, daß die belebende Kraft der Adria die dalmatischen Kroaten zum romanischen Kulturgürtel zog, während die alpinen und die Donaugebiete den deutschen Einflüssen ausgesetzt waren. Diese Differenzierung wurde noch in gewissem Grade verstärkt durch die klimatischen Unterschiede. Vielleicht liegt die größte Tragik der Kroaten in dem Kampf zwischen ihrem eigenen Geist und den durch die fremden Einflüsse geschaffenen Sympathien. Polarität und Gespanntheit bilden den Schlüssel des kroatischen seelischen Problems. In diesen Zielrichtungen vollzog sich die geschichtliche und kulturelle Entwicklung der Kroaten. Die innere Umbildung und die Einformung des Westlichen in das ursprüngliche nationale Wesen, ist das wesentliche Merkmal des kroatischen Volksgeistes. Die Kroaten lösten nach beiden Seiten ihre nationalen und kulturellen Probleme. Sie blieben Synthese und die Brücke zweier Welten. Von der romanischen Seite empfingen sie den Glauben und die Glaubenseinrichtungen, den Begriff des Schönen und die Wissenschaft und vor allem die Kultur der Form, die Rechtseinrichtungen, die kirchlichen und die bürgerlichen dagegen von der germanischen Seite, das noch von den Franken ins Land gebrachte Feudalrecht, die mittelalterlichen sozialen Einrichtungen mit Ausnahme des Munizipalrechtes. (Das halte ich nicht für ganz richtig, man denke an die Auswirkung des Magdeburger Stadtrechtes im pannonischen Bassin.) Von germanischer Seite empfingen sie ferner die westliche Universalität und den germanischen Individualismus im Zusammenhang mit der Freiheit des Menschen, später auch die deutsche idealistische Philosophie. Gleichheit und Demokratie sind ein urslavisches Merkmal. Die feudale Ungleichheit wurde bei den Kroaten nicht durch die östliche Demokratie zerschlagen, sondern durch die französische Revolution und dem entsprechend ist bei ihnen das demokratische nationale Prinzip nicht östlichen, sondern westlichen Ursprungs. — Doch eine Gruppe kroatischer Menschen unterlag bei all ihrer westlichen Kultur-

orientierung nicht den fremden Einflüssen und der fremden Anziehung, sondern gestaltete ihr eigenes Ich und das nationale Programm auf den Ursprüngen bodenständiger Eigenschaften und nationalen Bestrebungen aus: dies taten Starčević und Kvaternik. Der erste, fern von seinem eigenen Milieu, vereinsamt wie ein Einsiedler, zertritt theoretisch die Formen und Menschen, von denen er glaubt, daß sie seiner Idee und der Verwirklichung seines staatlichen und nationalen Programms im Wege stehen. Der zweite versucht das gleiche in Verbindung mit anderen Faktoren im kongenialen Zusammenhang mit gleichartigen Bestrebungen anderer Völker, legte in diese Idee seinen ganzen Lebenselan hinein, arbeitet mit dynamischer Mystik, wobei er nicht einmal vor der Revolution halt macht. Sein Zusammenbruch und seine Tragik waren gegeben durch die Kluft, die zwischen der Größe seiner Idee und den kleinen Möglichkeiten der Verwirklichung, zwischen seiner Aufopferung und der Schwäche seiner Helfer bestand. Es ist bezeichnend, daß die Ideen dieser beiden von der kroatischen Jugend begeistert aufgegriffen wurden. Der liberale Teil der Jugend sah in ihnen die Verwirklichung der demokratischen Idee, die bereits durch die französische Revolution proklamierten Rechte der Selbstbestimmung und des nationalen Prinzips (Matoš, Kumičić, Harambašić, Kovačić), während die konservativen geistlichen Kreise in ihren besten nationalen Vertretern Pavlinović, Prodan, Bulić u. a. in der Verwirklichung der kroatischen nationalen Idee die Prinzipien ihres Patriotismus sahen, der auf der Grundlage der Liebe zum Volke, seiner Kultur, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft erwachsen war. So verband sich bei ihnen die konfessionelle Mystik mit der nationalen Mystik. Innerhalb zentripetaler Strömungen, wenn auch auf anderer Grundlage, bewegten sich die Brüder Radić und schufen das Programm der Bauernpartei, wobei sie das kroatische Volk mit dem Bauerntum identifizierten. Sie waren sich bewußt, daß in dem durch fremde kulturelle Einflüsse noch nicht umgebildeten Bauerntum die eigentlichen und immer wieder frischen und ewigen Grundkräfte des Volkes leben. Hier vielleicht um so mehr, als die höheren Schichten, von Radić „pokvarena gospoda", „korrumpierte Herren", bezeichnet, wie bei allen Völkern unter langer Fremdherrschaft sich zuerst die fremde Sprache aneigneten, dann die angeborenen Merkmale und Charaktereigenschaften abwarfen, fremde Gewohnheiten und Kultur annahmen. So formierte sich ungewollt eine doppelte Psyche. Dazu kam noch, daß sie die ihnen von den fremden Herren angebotenen Ehren und Dienste annahmen, dadurch psychologisch unter fremde Abhängigkeit gerieten und schließlich zu einem Inventar aller Regierungen wurden und gegenüber den nationalen Wünschen und Idealen abstumpften. Doch das Volk stellt nicht eine soziale Reihe oder Klasse dar, sondern das Volk ist eine soziale und moralische Kollektivität mit dem nationalen Geist als Kern und der Sprache als Mittel. Die gemeinsamen Erlebnisse üben eine konstitutive Funktion in der Schaffung einer Solidarität zwischen den einzelnen Ständen aus, damit in der Schaffung eines gemeinsamen psychologischen Inhaltes. Das Volk besteht aus zwei Teilen, und zwar nicht aus Herren und Bauern, sondern aus denen, die nur dem Volke zugehören, und aus den Trägern des nationalen Bewußtseins, die sich dieser Zugehörigkeit und all der Pflichten und des Glücks und des Leides dieser Zugehörigkeit bewußt sind, die also die nationale Ideologie erschaffen. — Vier Geopsychen als Ausdruck der vier geopolitschen Determinanten der kroatischen Länder, formierten den kroatischen Menschen und seine einzelnen Gruppen. Dazu kamen noch in einzelnen Teilen des kroatischen Volkes, besonders in Dalmatien und Kroatien, die eingewanderten Fremden, sprachlich bereits assimiliert, die fremde Erlebnisse in das kroatische Erleben hineinwarfen. Zur Frage der Kultureinflüsse: Fremde Kultureinflüsse sind notwendig und eine Isolierung unmöglich. Aber bei den modernen kroatischen Schriftstellern überwiegen vielfach fremde Einflüsse und ein internationaler Geist ohne Rücksicht auf den kroatischen nationalen Charakter, die kroatische Psyche und kroatischen Bedürfnisse. Die Schriftsteller müssen für das Milieu schaffen, aus dem sie erwachsen sind und für das ihre Werke bestimmt

sind. (Lukas beschäftigt sich dann zum Schluß kritisch mit dem vor kurzem ausgebrochenen Streit: Meštrović — Dučić, mit der Frage, ob die Kroaten in Dalmatien ursprünglich Serben seien und macht darauf aufmerksam, daß in den serbisch-balkanischen Schöpfungen in dem Volksliederzyklus über Kraljević Marko, den Typus des feudalen Kriegers, über Musa Kesedžija, nur von Rache, von Kampfesspeer, Säbel usw., also von unmetaphysischen und unmystischen Dingen, während die ganze dalmatinische und ragusäische Literatur, abgesehen von Marulić, Gundulić, Vetranić, voll von mystischen. transzendentalen und metaphysischen Illusionen ist.) Josef Matl.

Věra Vrzalová: Jihoslovanský státní a národní program Iliji Garašanina. (Das südslavische Staats- und Nationalprogramm Ilija Garašanins.) — „Slov. Přehled", XXIV, 1932, S. 134—143.

Ilija Garašanin, 1842—1852 serbischer Innenminister, später Außenminister, ist der erste beamtete serbische Staatsmann, der über den engen Wirkungskreis seines offiziellen Vaterlandes hinausgehend eine gesamtjugoslavische Idee ins Auge faßte. Das wichtigste Dokument dieser seiner Bestrebungen ist das 1844 abgefaßte „Načertanije", dessen Text der Öffentlichkeit viele Jahrzehnte lang vorenthalten blieb, bis es i. J. 1906 erstmalig durch Milenko Vukićević im „Delo" abgedruckt wurde. In den letzten Jahren ist auch im Wiener Archiv eine deutsche Fassung v. J. 1883 und im Budapester eine magyarische v. J. 1886 aufgefunden worden. Die Angabe der deutschen Fassung, das serbische Original sei auf bläulichem Konzeptpapier niedergeschrieben, war entscheidend für die Behebung der mittlerweile aufgetauchten Zweifel hinsichtlich der Authentizität von Vukićević' Veröffentlichung. Serbische, deutsche und magyarische Fassung stimmen vollkommen überein.

Grundgedanke des „Načertanije" ist: Die Türkei wird bald stürzen. Österreich und Rußland schicken sich zur Teilung der Beute an. Hieraus erwächst für Serbien die große historische Aufgabe, alle übrigen südslav. Völker um sich zu scharen, als Erben der Türkei einen christlichen Balkanbund zu schaffen und dadurch den österr.-russ. Beuteabsichten zuvorzukommen.

Für die Herkunft dieser Garašaninschen Ideen hat Marceli Handelsman in seinem Buch „La question d'orient et la politique yougoslave du prince Czartoryski après 1840" (Paris 1929) entscheidende Aufschlüsse geliefert. Adam Czartoryski, der nach dem Scheitern des Novemberautstandes seine politische Tätigkeit ins Pariser Hotel Lambert verlegt hatte und dort Politik nicht nur für Polen, sondern auch speziell gegen Rußland machte, sah in der Idee eines unter serbischer Führung stehenden Groß-Jugoslavien ein wichtiges Mittel zur Schädigung des russ. Imperialismus. Hierbei erfreute er sich auch französ. und engl. Unterstützung. I. J. 1841 gründete Czartoryski eine politische Agentur in Konstantinopel unter Leitung Michael Czajkowskis, welcher seinerseitts 1842 einen Dr. Zwierkowski als Unteragenten nach Belgrad entsandte. Zwierkowski vermittelte eine briefliche Verbindung zwischen dem neuen Fürsten Aleksandar Karadjordjević und den serbischen Politikern Garašanin, Vučić, Petronijević einerseits, Czartoryski in Paris und Zamojski in London andererseits. 1843 wurde Zwierkowski durch den Čechen František Zach ersetzt, der nun auch mit Bošnjaken und Kroaten, ganz besonders aber mit dem Führer des Illyrismus, Ljudevit Gaj, briefliche Verbindungen schuf und unterhielt. Durch Zach erhielten Garašanin und Fürst Aleksandar auch Czartoryskis „Conseils sur la conduite à suivre par la Serbie", mit deren Hauptgedanken Garašanins „Načertanije" völlig übereinstimmt. Solche Übereinstimmungen zwischen beiden Programmen lassen sich im einzelnen nachweisen: hinsichtlich der Auffassung eines unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen Serbien und Österreich; hinsichtlich des Gedankens, Serbien müsse die politische Macht der Türkei ausnutzen und stückweise an sich reißen, um so die Einschaltung Rußlands zu verhindern; hinsichtlich der Notwen-

digkeit eines einheitlichen staatlichen Apparates und einer erblichen monarchischen Spitze; hinsichtlich der Forderung eines Ausganges zur Adria. Garašanin verlangte in Erweiterung von Czartoryskis slavophilen Anregungen Gewinnung der Bulgaren und freundschaftliche Beziehungen zu den Čechoslovaken. Der Krimkrieg, der die Gefahr der russischen Ingerenz seitigte, aber die der österreichischen vergrößerte, zwang Garašanin zur Aufgabe seiner selbständigen Außenpolitik: zur Annäherung an Rußland und zur eindeutigen Stellungnahme gegen Österreich. Die Generation Milans wich noch stärker von den einstigen Grundgedanken des „Načertanije" ab; erst seit 1903 begann man zu ihnen zurückzukehren. Aber selbst der 1. Dezember 1918 bedeutete — wegen des Draußenbleibens der Bulgaren — nicht ihre restlose Erfüllung. Leopold Silberstein.

Arturo Cronia: Lazar K. Lazarević (Continuazione). — Rivista di letterature slave. 5 (1931), 6. S. 459—470.

II. Es folgt der biograph. Teil und im Anschluß an die Studienjahre L.'s in Berlin als Medizinstudent, wo er sich mitten im materialistischen Fahrwasser befand, die Erwähnung seiner ersten Liebe. L. hatte sich in ein deutsches Mädchen verliebt, das er, trotzdem seine Liebe leidenschaftlich erwidert wurde, nicht heiraten wollte, aus Rücksicht auf die Familie in Serbien, die es nicht verstehen würde, daß er eine Deutsche geheiratet. Diese Liebesaffäre ist dichterisch verarbeitet in „Švabica", d. h. die Deutsche, nach dem serbischen Spottnamen für den Deutschen überhaupt. Dieses posthume Werk ist unvollendet geblieben, bei einer endgültigen Überarbeitung wäre, nach Meinung des Verf., wohl manches Unsympathische in der Charakteristik des Helden, Miša, gemildert worden. Emmy Haertel.

P. Skok: Les origines de Raguse. — Slavia, 10, 1931, 3, S. 449 bis 500.

Konstantin Porphyrogenetos hatte den Ort, wo die flüchtigen Epidaurier Zuflucht genommen „Rausa" (Ῥαόυση) oder „Rausium" (Ῥαόυσιον) genannt, was von einem lateinischen Worte „lau" herkommen sollte. In den Namen alter Kirchen und überhaupt alter Bauten Ragusas findet sich dieses lau in verschiedenen Formen wieder: alle laue, ad lauas, de Labe, di Laue usw. Lautlich ist die Identität von labes u. lau zu erklären, u. die ursprüngl. Bedeutung auch. Ein anonymer ragusäischer Chronist hat dafür greben gesetzt, u. daß dieses Wort tatsächlich Fels bedeutet, geht aus anderen Ortsbezeichnungen hervor. Waren aber die Epidaurier auf eine Insel oder eine Halbinsel geflohen? An der Hand der Topographie von Ragusa und auch wieder an alten lokalen Namen wird klar, daß es nur eine Insel gewesen sein kann u. daß erst in späterer Zeit der Paludazzo, eine Anschüttung, der heutige Platz Kralja Petra, Insel u. angrenzendes Festland miteinander verbunden hat. Diese alte Insel, die auch heut noch im Stadtbild verfolglich ist, war der letzte geologische Ausläufer der Inselreihe in der Adria. So wird diese Insel Rausa geheißen haben u. ihr Name aus prälateinischer Zeit stammen, ursprünglich aber, wie in der heutigen Namensform, ein g gehabt haben, im 7. Jh. nennt sie der Geograph von Ravenna: Ragusium. Unter den topograph. Fragen, die Verf. berührt, ist die wichtigste: woher kam der Name Dubrovnik u. welche Örtlichkeit war damit gemeint? Alle Gründe sprechen dafür, daß Dubrovnik eine waldige Zone auf dem Festlande, nicht auf der alten Insel, gewesen ist, die von Slaven gegründet und benannt worden ist, während der Name Ragusa für den alten Stadtteil blieb. Überall auf der Balkanhalbinsel waren die Slaven von der Landseite auf fremde Orte gestoßen u. hatten sich dort angesiedelt. Dubrovnik u. Ragusa müssen miteinander verschmolzen sein nach Konst. Porph., denn sonst hätte er wohl davon berichtet, sie muß aber stattgefunden haben lange vor den ersten Chronisten Ragusas (1270). Der Sprache nach blieb das alte Ragusa romanisch bis ins 15. Jh., die vornehme Gesellschaft blieb dem lange treu, doch setzte sich auch bei ihr nach und nach das Slavische durch.

Die Bevölkerung blieb in beiden Stadthälften lange verschieden. Im Kataster von 1417 ist zu sehen, daß auf dem Festland die slavischen Kleinbürger saßen, während die Geschlechter im ragusäischen Teil verblieben waren. Lange haben sich die alljährl. Feiern zur Erinnerung des städtischen Zusammenschlusses (1272) von Ragusa u. dem neugetauften Burgus erhalten.

Emmy Haertel.

Jean Dayre: Recherches sur l'histoire de la poésie ragusaine. — Revue des études slaves, 11, 1931, 1/2, S. 50—63.

1. Dinko Rañina et sa biographie. Das der Agramer Akademieausgabe R.s beigegebene Verzeichnis von Valavac von den bisher ermittelten Lebensdaten R.s, sowie die Arbeiten von Jireček und Urlič über ihn lassen erkennen, wie wenig man über sein Leben weiß, und daß nicht alles bisher Ermittelte einwandfrei ist. Nach neuerlichen Forschungen in italienischen und Ragusäischen Archiven kann Verf. nun ein ziemlich vollständiges Bild von den Lebensumständen des Dichters geben und auch durch eine genaue genealogische Tabelle die irrige Anschauung Jirečeks, daß R. ein Sohn des Domenico di Marino gewesen sein soll, berichtigen. Im Staatsarchiv von Pisa befindet sich das von Ragusäischen Zeugen erhärtete genealogische Leumundszeugnis der Eltern R.s und seiner Ahnen bis ins vierte Glied, welches zwecks seiner Aufnahme in den Orden des Hl. Stephan beigebracht werden mußte, ebenso wie ein solches von jedem anderen Kandidaten seitens des Ordens gefordert worden war, nur daß hier zum ersten mal ein Ragusäer ein Aufnahmegesuch vorbrachte.

2. L'original italien du Belizario de Gledević. Es ist zu Unrecht versucht worden, inmitten der dramatischen Öde des ausgehenden 17. Jhs., Gl.s Verdienste über Gebühr einzuschätzen. Tatsächlich war er nur Übersetzer und als solcher langweilig und konventionell. Deanović hatte das im ASPH (36, 378, ff.) festgestellt, worauf aber die Gledevićverehrer die Allgemeingültigkeit dieses Urteils bestreiten wollten, da D. nicht sämtliche dramatische Werke des Gl. in seine Studien einbezogen hatte. Verf. hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, einen der bisher nicht berücksichtigten italienischen Texte, nämlich den „Belizario" des Apostolo Zeno, mit der Übersetzung des Gl. zu vergleichen und hierbei feststellen können, daß die dichterischen Vorzüge des Originals: Prägnanz und Lebendigkeit, in der Übersetzung zur konventionellen Reimerei geworden sind.

Emmy Haertel.

Dreißig Jahre moderner slovenischer Lyrik. Anläßlich des 50. Geburtstages des Dichters Oton Župančič. (B. Borko, Trideset godina moderne slovenačke lirike. Savremenik XX, 1927, S. 515 bis 20.)

Die Geburtsstätte der modernen slovenischen Lyrik ist in einem alten, von Tuberkulose und Hunger beherrschten, durch Not und Elend gefärbten Vorstadtgebäude Laibachs, in der „cukrarna" zu suchen. Hier wohnten in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts junge slovenische Studenten, zusammengeschlossen in einen literarischen Verein „Zadruga": Dragotin Kette, Josip Murn-Aleksandrov, Oton Župančič. Zu diesem Kreis gehörten noch Cvetko Golar, R. Peterlin-Petruška, später gesellten sich dazu Ivan Cankar und Ivan Prijatelj. Die ersten literarischen Wahrzeichen der Moderne: 1899 der Gedichtband „Čaša opojnosti" von Oton Župančič und die noch mehr beachtete revolutionäre „Erotika" von Ivan Cankar. Im gleichen Jahr starb in der Cukrarna der erste Dichter der impressionistisch erlebten unterkrainischen Landschaft Kette; zwei Jahre später im gleichen Zimmer Murn-Aleksandrov, der Dichter des slovenischen Dorfes, der heimatlichen Erde, der Lerchen und des reifen Getreides. Die übrigen

gingen in die Welt, in das kaiserliche Wien, mitten hinein in den Wellenschlag europäischer Kultur. In den Straßen, Kaffeeschenken, Parkanlagen und Dachbodenzimmern der Wiener Vorstadt entstanden Cankars und Župančič' Gedichte und Prosa. Das provinzielle Laibach sah in ihnen eine Erneuerung des Stritarschen kosmopolitischen Geistes in einer dem europäischen fin de siècle entsprechenden Form. Anton Aškerc, die damalige Autorität in den slovenisch-literarischen Kreisen, spricht abweisend von ihnen als den neuen blasierten „Dekadenten" und von ihrer Poesie als ästhetischer Krankheit. Cankars Gedichte wirbelten außerdem die kulturellen Gegensätze zwischen den liberalen und den katholischen slovenischen Elementen neu auf und wurden verbrannt. Doch die Modernen waren keine großstädtischen Dekadenten, sondern gute Söhne ihres kleinen bäuerlichen Volkes, organische Fortsetzer der bisherigen Kulturentwicklung. Die moderne Lyrik hat sich nur vorübergehend nach fremden Vorbildern umgeschaut, in Wirklichkeit brachte sie die Wiedergeburt des slovenischen Sentiments. Die Gedichte Prešerens verbanden die apollinische Linie und die Ruhe des Klassizismus mit der dionysischen lebendigen Fülle der Romantik. Die späteren Dichter waren entweder zu wenig sensibel oder unentwickelt in der Form, wie Jenko, Levstik u. a., oder Verbalisten und starre Formalisten wie Stritar. Der einzige Gregorčič repräsentierte unmittelbar vor dem Auftritt der Moderne das reine lyrische Sentiment des slovenischen Menschen, während Aškerc in seinen Büchern eine starke Balladenpoesie schuf. Das slovenische Empfinden, ausgeprägt in der in ihrem Gesamtcharakter wesentlich lyrischen Volksdichtung, voll leichter Stimmungen, Landschaftsstimmungen, Weinfreudigkeit, Liebeszartheit, reich an Farben und Blumen und religiösen Motiven, mit tiefen emotionalen Wurzeln, war in der Lyrik im Hintergrund geblieben. Man schätzte nur die patriotische, also die utilitaristische Poesie und die Ballade. Die moderne Lyrik entdeckte in der Volkspoesie jene romantische Note, die dem Zitternden, Schwebenden, Nuancierten, in Farbe und Musikalität Zerflatternden, Zerfließenden der Ästhetik der impressionistischen Schule entspricht. Dragotin Kette war, außer in den Sonetten, bereits einfacher und dem Volkslied näher als seine Vorgänger in der Lyrik. Seine Poesie der Landschaft, seine Betrachtung der Natur des Lebens, seine Liebeslieder und seine an Maeterlinck erinnernden Sonette, sein stilistisch reinerer Ausdruck, die feine Nuancierung, das Kolorit und die Musikalität der Verse, all das kündigte bereits das neue Werden eines Sentiments als neuer Kraft der slovenischen Lyrik an. In den Gedichten des Gregorčič war das Gefühl noch zu sehr durch die Fessel der Form eingeengt: In realistischer Form, ohne Nuanciertheit, ohne Symbolik, häufig mit augenfälliger intellektualistischer Tendenz. In der Poesie Kettes durchbricht das Sentiment die Form und paßt sie der subtileren Musik der Worte an. In ihr kommt das Streben nach absoluter Schönheit zum Ausdruck. Kettes Freund Murn-Aleksandrov war keine so starke und allseitige dichterische Natur, aber das in seiner Poesie zum Ausdruck kommende reine Gefühl vertiefte noch mehr die Stimmung für die starke, artistisch vollkommene und in ihrem Ideengehalt reich gedrängte Poesie des Župančič. Aleksandrov ist noch einfacher in der Form. Er verlegt den Intellektualismus auf das Suchen nach möglichstt bestem Ausdruck, und nicht mehr auf das bloße Motiv und die Art des künstlerischen Erlebens. In seiner Poesie wallt und zittert es, wie die Luft über dem aufgeackerten Land im Frühlingsmorgen. Die Dichter, die vor Aleksandrov die Erde, das Dorf, den Bauern besangen, taten es mit einem mehr photographischen Aspekt, mehr durch Beschreibung ihres Gegenstandes. Aleksandrov zeigte den Slovenen die Erde und das Dorf wie der Russe Koljcov, aber mit viel reicheren Ausdrucksmitteln und größerer Subtilität. In seinen Gedichten findet man neben reichen Landschaftsstimmungen eine stellenweise fast pantheistisch anmutende Naturauffassung. Kette und Murn-Aleksandrov nahe steht, abgesehen von den epigonenhaften Nachtretern, eine starke dichterische Persönlichkeit, der von einer geradezu heidnischen Liebe zur Natur getragene Cvetko Golar, der Dichter der oberkrainischen und

luttenbergerischen Landschaft, der Dichter faunischer sonniger Liebesleidenschaft. Den stärksten lyrischen Ausdruck der slovenischen Moderne gab ohne Zweifel Oton Župančič. Die Heimat an der slovenisch-kroatischen Kulturgrenze gab ihm die Melodik des Volksliedes mit. Laibachs neblige trübe Herbst- und Winterstimmungen, die Sehnsucht nach der sonnigen heimatlichen Landschaft. Die Lektüre fremder Dichter und Erzähler schärfte und vertiefte sein Gefühl für die Schönheit und sein Gehör für den inneren Rhythmus des Lebens. Seine ersten Gedichte zeigen noch den Einfluß der slovenischen realistischen Dichtung, besonders Aškerc'; später nähert er sich immer mehr dem Volkslied und durch den Einfluß russischer und kleinrussischer Dichtung, sowie durch die Beschäftigung mit Verlaine, Dehmel und Verhaeren überwandt er immer mehr den Formalismus und Intellektualismus in der Poesie und ergab sich instinktiv einer intuitiven Betrachtung der Welt. Seine eigene dichterische Natur suchte immer feinere Töne, immer feiner nuancierte Farben, seine Gedanken neue Wahrheiten in den Symbolen der Dinge und der Erscheinungen. — Sein erstes Buch „Čaša opojnosti" (Ein Becher Trunkenheit): übermütige Ironie und jugendfrohes Lachen über das Leben und Trunkenheit der Liebe. Charakteristisch die volkstümlichen Motive in der Form der Volksgesänge, Motiv und Form in naivem Ton. Noch stärker, aber bereits ruhiger ausgeprägt, brach die volkstümliche Melodik der Worte und des Rhythmus und der idyllischen Naturbetrachtung in dem Gedichtbuch für die Jugend „Pisanice" hervor. Der folgende Band „Čez plan" bedeutet entflammte dionysische Renaissance des slovenischen Sentiments. Die beiden Gedichtbände „Samogovori" und das Nachkriegsbuch „V zarje Vidove", bedeuten den Höhepunkt des Schaffens des Dichters. In ihnen bringt Župančič seine Meisterschaft im Ausdruck und in der Form und in der artistisch klassischen Linie seine geistige Reife, sowie die Nuancen der slovenischen Landschaft und das Lebensgefühl seiner Menschen, die nationalen und sozialen Probleme des slovenischen Daseins zur vollen künstlerischen Geltung. Mit dem Gedicht „Duma" hat die slovenische Moderne ihre würdigste Hymne gefunden. — In dem Kreis der Vorkämpfer der jungen slovenischen Lyrik stand auch Ivan Cankar, aber sein lyrisches Erstlingsbuch ist mehr interessant als für die Geschichte der slovenischen Lyrik bedeutungsvoll, um so größer ist seine Bedeutung als Prosaist. Er verschärfte den Lyrismus des slovenischen Sentiments zu Ironie und Satire, bis er schließlich in seinem tiefsten und reifsten Werk, in den „Podobe iz sanj" die Verträumtheit und Intuition des Lyrikers mit der epischen Kraft des Erzählers zu verbinden verstand. — Die slovenische Moderne gab auch noch mehrere andere starke lyrische Talente: Alois Gradnik, der Dichter görzischer und krainischer Landschaftsstimmungen, emotional und reflexiv, vornehm in der Form und plastisch im Ausdruck, nicht nur mehr Lyriker des Sentiments, sondern Lyriker des Lebensganzen wie Prešeren. Die Gedichte Fr. Albrechts („Misteria dolorosa", „Pesmi življenja") entstanden bereits an der Morgenröte einer neuen Zeit, die die Vorkriegswerte stürmisch niederzureißen begann und im Leben und in der Dichtung die Grundlagen der neuen revolutionären Kunst, vertreten durch Podbevšek u. a. schufen. Die Gesamtleistung der slovenischen modernen Lyrik: Unter ihrem Einfluß trat eine wesentliche Verfeinerung und Bereicherung der Ausdrucksfähigkeit der slovenischen Sprache, sowie eine Vertiefung bzw. Erhöhung des durchschnittlichen Niveaus des künstlerischen Geschmackes ein. Sie führte die Töne der modernen Musik und die Farben der impressionistischen Malerei in die Literatur ein. Sie entdeckte eine neue Diktion und, gegenüber der intellektualistischen Poesie, die Poesie des Sentiments. Sie schuf durch die Freiheit des Ausdruckes und der Form starke künstlerische Persönlichkeiten. Ihre Ästhetik ist noch lebendig und wirkt formell und ideell auf die literarische Nachkriegsgeneration. Die Gegenwart mit ihrer Forderung nach aktivistischer realistischer Einstellung und mit ihren neuen Forderungen des Kollektivismus bedeutet ein gewisses Zurückweichen von der Sphäre des Lyrismus oder eine Umstellung zu einer neuen mehr intellektualistisch aktiven Lyrik. J. Matl.

Ivan Cankar und die heutige slovenische Literatur. (B. Borko, Ivan Cankar i današnja slovenska književnost. Savremenik XX, 1927, S. 289—94.)

Cankar, der als Dichter neben Prešeren und Župančič den reinsten Ausdruck der Seele des slovenischen Volkes gab, wurde in seiner ganzen vollen Bedeutung erst nach seinem Tode (1918) erkannt. Zwei Jahrzehnte slovenischer literarischer Entwicklung standen im Zeichen seines ungewöhnlich fruchtbaren und ernsten Schaffens. Mit seinem Schaffen tauchten eine Menge neuer Probleme auf und die älteren mußten in neuer Form einer Lösung zugeführt werden. Man spürte eine Fermentation des gesamten literarischen Lebens. Die slovenische Moderne im Zeichen Cankars war nicht nur eine enge literarische Bewegung, sondern erfaßte das ganze Leben des slovenischen Menschen, auch seine politischen Anschauungen und seine sozialen Interessen. Bei aller kritischen Einstellung zu Cankars Person und seinem Werk mußte man doch immer mehr erkennen, daß sein Werk in tiefer organischer Verbindung mit der Entwicklung des slovenischen Volkes und seines Denkens steht, daß er immer mehr zentrale Persönlichkeit der neuen slovenischen Literatur wurde. Und die Literatur war den Slovenen bis zum Weltkrieg in gleicher Weise Ausdruck des Willens zum Leben, zur Selbständigkeit und zur Freiheit wie die Politik. Man ist auch in der Zeit, die seit dem Tode Cankars verflossen ist, noch nicht über Cankar hinweggekommen. Seine Werke bedeuten eine ganze Epoche. In den ersten Jahren nach dem Krieg, als auch zu den Slovenen die Wellenschläge der modernen Revolutionierung des Denkens und der Formen, der Umwertung der Werte drangen, war auch im slovenischen literarischen und geistigen Leben ein Krisenzustand, eine Unruhe, ein Suchen nach neuen Werten und Ausdrucksformen zu beobachten. Aber es fehlte eine zentrale Persönlichkeit, die mit der neuen Dynamik ins slovenische Leben eingegriffen hätte. Eine kleine Literatur hat ja ihre besonderen Bedingungen, besonders hinsichtlich der Ökonomie der Kräfte und in der Psychologie des Schaffens. Eine zentrale Persönlichkeit bedeutet immer Kämpfer und Autorität. Eine Zeitlang war es Fran Levstik, später nicht so sehr in der Kultur wie in der Zivilisation (?) Josip Stritar. In der modernen Literatur hatte diese Autorität Ivan Cankar. Seine Oberstellung und Vormacht bestand darin, daß er kritisierte und die anderen durch seine unmittelbare Arbeit, durch sein künstlerisches Schaffen führte. Die Aktualität, die künstlerische Kraft und der Kampfescharakter seiner Werke spornten die Dichter zur Erreichung eines höheren künstlerischen Niveaus an, erzogen stilistische Vollendung und Geschmack, verbreiteten einen neuen Geist und ein neues Empfinden. Er, Cankar, hatte einen schweren bitteren Kampf mit der slovenischen kleinbürgerlichen Gesellschaft zu führen, auch mit ihren Vorurteilen, daß das Werk des Schriftstellers und Künstlers nur zur Unterhaltung und Ergötzung des Publikums da sei, vielleicht noch um „die Natur“ zu schildern und die „Gesellschaft zu beschreiben“. Dieser Kampf gegen das Philistertum, das für ihn, den Prototyp des reinen Künstlers, Gegensatz und Widerspruch an sich bedeutete, fraß viel wertvolle Kräfte des Dichters. Die kampfesgestimmte Kunst war Cankar notwendig: Anfangs begeistert für Nietzsche, später an Karl Marx orientiert, hatte er immer das soziale Problem des slovenischen Volkes vor Augen und dadurch lebt in ihm ein Haß gegen die kleinbürgerlichen Herrschaften der Provinz, die die Idee der Freiheit und der Kultur in einer ganz unaufrichtigen und egoistischen Auslegung repräsentierten. Die stärkste künstlerische Gestaltung seiner sozialen Ideologie bedeutet seine vor kurzem auch ins Deutsche übersetzte und auch von der deutschen Öffentlichkeit mit großem Interesse aufgenommene Erzählung „Hlapec Jernej“ (Der Knecht Jernej). Doch der Dichter war sich immer des Abstandes zwischen einer Ideologie, einer Welt- und Lebensanschauung und einem künstlerischen Werk bewußt. Daher erscheint er in einigen Werken als liberaler Radikaler, in andern als Anhänger des historischen Materialismus, in anderen wieder als Spiritualist, Mystiker

und Gottsucher, hier als Kosmopolit, dort wieder ganz der heimatlichen Erde zugewendet, heute ein Neorealist, morgen ein Neoromantiker und Symbolist. — Gerade durch diese Eigenschaften ist Cankar ein typischer slovenischer Schriftsteller, ein geistiger Repräsentant eines Milieus, in dem sich „verschiedene Welten brechen". Die slovenische Kultur ist eine Frucht des lateinisch-germanischen Katholizismus, da doch die Reformation — außer in der Literatursprache — keine tieferen Spuren hinterließ. Die alpenländische Welt, in deren Relief die Slovenen leben, gab dem slavischen Gehalt ihrer Volksseele die häufig erwähnte gotische Form. Die ganze nationale Wiedergeburt ging durch die Kirche und erst spät begann die realistische Epoche mit der Emanzipation von der katholischen Form, ohne im wesentlichen an dem geistigen Inhalt zu rühren. Der slovenische Liberalismus und Sozialismus waren und sind noch heute in ihrem Kern katholisch, gotisch, wenn auch von der negativen Seite her. Auch Cankars Weltanschauung mußte die Liebe zur heimatlichen Erde und zum slovenischen Menschen mit einer Konzession an diesen Imperativ der slovenischen Volksseele zahlen. Dazu kam noch, daß Cankar trotz seines starken Gefühls für das Soziale doch ein romantisches Temperament war. In seinem Kampf gegen die konventionellen Lügen der slovenischen Gesellschaft, gegen ihre Apathie und Verachtung gegenüber allem höheren Wollen, gegen das Philistertum und die intellektualistische Beschränktheit der im Entstehen begriffenen slovenischen Bourgeoisie, betonte und forderte er immer wieder jene höhere Wahrheit, die Wahrheit des Herzens, aus der nach Pascal die tiefsten Erkenntnisse entspringen. Auch als Sozialist blieb er dieser höheren Wahrheit treu und sein ganzer Kampf steht im Zeichen der ethischen Suprematie, im Zeichen des Hasses gegen die blutleere Klugheit, gegen den seichten Naturalismus, Egoismus und seelische Schwachheit. In allem aber war Cankar Künstler, wie Gogol getragen von dem Glauben, daß die Schönheit die Welt erlösen werde. Daher gibt es keinen wesentlichen inneren Unterschied zwischen dem anscheinend vom historischen Materialismus gefärbten Werk „Hlapec Jernej" und den spiritualistischen Bildern und Träumen und der Idealisierung der reinen Sehnsucht in der „Lepa Vida" und den „Podobe iz sanj". In Cankars Werk finden sich viele „gotische" Elemente: Liturgie, heilige Bilder, clair-obscur in den Kirchen und das Glockenklingen über die Berge, all das, was das slovenische Land so getreu charakterisiert. Im Wesen sind jedoch seine Werke erfüllt vom modernen Denken und Fühlen, von einem lebendigen Sinn für die Gegenwart, von einer wirklichen humanen menschlichen Note. In keinem anderen slovenischen Dichter hat die slovenische Seele schöneren Ausdruck in ihrem ganzen Kerngehalt gefunden als in Cankar. Prešeren baute einen schönen antiken Tempel auf, doch Cankar errichtete ein schönes heimatliches Haus, in dem man lebt una stirbt, schafft und zerstört, in dem Kampf und Ruhe, Dämon und Gott, Böses und Gutes ist. Gerade diese Synthese, in der Cankar die Elemente der slovenischen Seelenhaftigkeit und Geistigkeit nach ihrer Zerstückelung und Spaltung, die der Realismus mit seinen sozialen und politischen Begleiterscheinungen geschaffen hatte, verband, gab dem Dichter die beherrschende Stellung in der modernen slovenischen Literatur. Er bedeutet heute den Ausgangspunkt sowohl für die soziale Tendenzdichtung, wie auch für die slovenische l'art pour l'art-Richtung, wie auch für den sogenannten metaphysischen Realismus. Er ist noch immer Maßstab des Geschmackes und der künstlerischen Vollkommenheit. Seine Nachwirkung: Der Kult Cankars dringt immer mehr in die Massen. Seine Persönlichkeit erscheint heute in einer Zeit der Relativität aller Ideen und der Vorherrschaft der rohen politischen Gewalt immer heller und reiner. Die Übersetzungen seiner Werke in fremden Sprachen, ins Serbische, Tschechische, Russische, Finnische, Französische, Italienische, Englische und Deutsche, werden immer zahlreicher. Er hatte in seinem Leben viele Feinde, teils durch seine Werke, teils durch seine persönlichen Manieren. Vor seiner Ironie und seinem geistreichen Witz und seinem scharfen Wort war niemand verschont, er war vom Standpunkt der kleinbürgerlichen Gesellschaft eine unsympathische

gesellschaftliche Figur, ein Bohemien und Don Quichote, der fast immer in armseligen Verhältnissen lebte und daher wie Baudelaire das Bedürfnis empfand, sich durch Alkohol, Frauen und Kunst zu betäuben. Seine Werke verkaufte er um nichtiges Honorar, während sich andere damit bereicherten. Mangelhafte Ernährung und ein ungeregeltes Leben untergruben seine Gesundheit. Er starb an der Schwelle der nationalen Befreiung, „während das Volk draußen für irgendwelche naive und unerfüllbare Parolen manifestierte, die schwere Enttäuschungen brachte". — Nach seinem Tode erschienen noch seine Bücher „Grešnik Lenart", ein erschütterndes Bild der Jugend des Dichters in der proletarischen Familie, dann eine Sammlung Bilder und Erinnerungen aus der Jugend „Moje življenje", ein Anfängerdrama „Romantične duše" und eine Sammlung Feuilletons „Mimo življenja". Seine Freunde gaben einen Sammelband „Cankarjev Zbornik" mit Studien über einzelne Werke und einzelne Lebensepisoden des Dichters. [Darin eine der besten bisherigen Studien über Cankars Kunst von Iv. Prijatelj.] Seither wurde in Zeitschriften und Zeitungen viel über ihn geschrieben, auch interessante Korrespondenz und einige gute Studien veröffentlicht, aber eine große, umfassende Monographie über ihn fehlt noch. Diese wird erst entstehen können auf Grund des Materials, das sein Cousin, der Kunsthistoriker Univ.-Prof. Dr. Isidor Cankar, der Redakteur und Herausgeber der seit einer Reihe von Jahren erscheinenden und bereits eine schöne Anzahl von Bänden umfassenden Gesamtausgabe der Werke Cankars gibt.

(Ergänzend zu dem Aufsatz Borkos sei auf das an wertvollen Beobachtungen reiche und gründliche, durch die neue Gesamtausgabe hervorgerufene Essay des Kulturkritikers und Dichters Jos. Vidmar hingewiesen: Delo Ivana Cankarja. Ljubljanski Zvon 1931, Seite 474—87. Vidmar versucht aus Cankars Früherleben und aus der Analyse seiner früheren Werke heraus die wesentlichen psychischen und sozialen Grundlagen und Grundtatsachen der Lebens- und Weltanschauung des Dichters, vor allem sein negatives Verhältnis zur „Gesellschaft", zum Philister, seine Schätzung des Künstlers als des wahren Menschen, seine Auffassung des nationalen Schicksals, klarzustellen.) J. Matl.

Die moderne slovenische Lyrik. (Ladislav Žimbrek, Suvremena slovenska lirika. Hrvatska Revija 1931, S. 42—57.)

Die ersten Träger der modernen slovenischen Poesie und Prosa, Cankar, Župančič, Kette und Murn-Aleksandrov, deren Erstlingswerke bereits eine Revolution in der damaligen literarischen Domäne eines Aškerc, eines Stritar, eines Gregorčič und eines Levstik bedeuteten, gaben der kleinen slovenischen Oase die erste große Dichtung und Literatur, die nach Europa hinausdrang. Die Reaktion des kleinen, durch engstirnige Tradition und steife Konvention belasteten Laibacher Milieus auf diese neuen unerhörten Klänge war gegeben. Aškerc tut die Neuen als Dekadenten ab, der Laibacher Bischof läßt Cankars Erotika verbrennen. Trotzdem gingen die Jungen ihren Weg und drangen durch: Cankar und Župančič über Wien, wo sie Jahrzehnte hindurch wuchsen, reiften und ihre wichtigsten Werke schufen. Das Schicksal war dem einen mehr, dem andern weniger gewogen: Dem einen gab es noch den Ruhm zu Lebzeiten, dem andern, Cankar, erst nach dem Tod. Ivan Cankar, Bohemien, Phantast, Revolutionär in der Entwicklung, Nietzscheaner, Marxist, Sozialist, im weiteren Sinne, in seiner tiefsten Wesenheit Slovene, schlug sich volle zwei Dezennien in einem kleinbürgerlichen, halb bäuerlichen philiströsen Milieu herum mit einem negativen Resultat für dieses provinzielle St. Florianertum (der Name nach dem Titel des berühmten Cankarschen Werkes: Pohujšanje v dolini šentflorjanski"), aber mit einem positiven Resultat für die slovenische Literatur, über welche er eine kurze Zeit souverän herrschte und in welcher er die größte literarische Persönlichkeit, Autorität und der größte Künstler war und heute nach seinem Tode noch ist. In einem beschränkten, halb bourgeoisen und halb intelligenten Kreise bedeutet er für diesen Kreis die

größte Gefahr: er war tendenziös, kompromißlos, Symbolist, der die nackte Jacinta auf die Bühne stellt (etwas Unverzeihliches für das religiös orientierte slovenische Volk), der den Knecht Jernej komponierte, den Jernej, der sogar mit dem lieben Gott kämpft, der Frauen ohne christliche Unschuld beschreibt und liebt, ein Häretiker, der das Kleinbürgertum der slovenischen Wallfahrer und Kirchenleute geißelt. Heute stört das alle jene nicht mehr, die ihn zu Lebzeiten in gleicher Weise angriffen, die Katholischen wie die Liberalen, die zwei Lager, in die noch heute das slovenische Land streng und sichtbar geteilt ist. Sein interessantes symbolisches Drama „Pohujšanje v dolini šentflorjanski" spielt man mit Begeisterung sowohl auf den katholischen wie auf den liberalen Bühnen. Zu Lebzeiten war er ein Barde mit einem kleinen unansehnlichen Heer, das ihn mehr schätzte und ehrte, als verstand, das ihm mehr blind folgte und ihn feierte als aktiv half, das ihn zu Lebzeiten auch haßte, um sich nach dem Tode mit ihm zu rühmen und ihn in Europa und der Welt zu repräsentativer Schau hinzustellen. Seine Hauptwerke: „Hlapec Jernej", „Hiša Marije Pomočnice" (beide vor kurzem auch ins Deutsche übersetzt), „Pohujšanje v dolini šentflorjanski", „Podobe iz sanj", „Tujci", „Moje življenje", kennt heute Europa. Man muß im Auge behalten, daß die Bewegung des slovenischen Elementes in der halb alpinen Schicht durch Jahrhunderte durch den Katholizismus und durch eine feste zähe lateinische, germanische und gegenreformatorische Formation ging; daß der Katholizismus die slovenische Seele widerstandskräftig gegen alles gemacht hat, was sie deformieren und liberalisieren könnte. Der Cankarismus und Cankar bedeutet die übermenschliche Anstrengung, den seltenen Geist und die Kraft im Kampf auf der ganzen Front gegen alle. Es ist der Versuch, diese tausendjährige Grundschicht zu minieren. Die Slovenen haben heute keinen Cankar und werden ihn auch morgen nicht haben. Sie haben heute Župančič und viele seiner Epigonen. Während Župančič Revolutionierung und Wende der slovenischen Poesie bedeutet, bedeutet Cankar die Höhe und den größten Aufschwung der slovenischen Prosa, des slovenischen Romans und des Dramas. Župančič setzt im großen Stile die Linie Prešeren — Levstik fort, bedeutet ihre Höhe. Nach ihr ist Abgrund und Leere. Denn die Slovenen haben heute, zwölf Jahre nach dem Tode Cankars und im 50. Lebensjahre des Župančič, nur zwei große Künstler — Schriftsteller: Cankar und Župančič. Ebenso wie vor vierzig Jahren zu Beginn der Moderne.

Der Weißkrainer Župančič gab das, was Cankar nicht gab, die Lyrik. Ein Lyriker par excellence, der lyrische Rabbi der Moderne, ein Supplement der Cankarschen Prosa im Gedicht, warm und ehrlich, ein wenig sentimental, Impressionist, Folklorist, intuitiv, Dichter der Landschaft, Meister des dichterischen Ausdrucks in der Form, Artist des Wortes, Komponist der Melodie, der melodiösen slovenischen Sprache und der slovenischen Berge, Klassiker der Sprache und der Diktion, Symphonist, Schüler Verlaines und Verhairens, der größte lebende Modernist und Träger der heutigen slovenischen Lyrik, mit dem stärksten lebenden Einfluß auf die moderne slovenische Lyrik. Ein Dichter großer Konzeption, von der Tiefe eines Kranjčević und der Weite eines Verlaine, der die subtilsten lyrischen Schwingungen in sich umfaßt („Melancholija") und seine Emotion in klassischer Einfachheit zum Ausdruck bringt. Über onomatopoetische und im Stile außerordentliche Strophen bis zu philosophisch visionären und kosmopolitischen Gedichten („Vizia", „Dies irae", „Duma") gibt er seine reiche lyrische und philosophische Seele in einer Weise, wie es bisher noch keinem slovenischen Dichter gelungen ist. Darin liegt seine eigentliche Größe und daher auch sein starker Einfluß auf seine Zeitgenossen, und zwar nicht nur auf die slovenischen, sondern auch auf kroatische Dichter (Domjanić, Krklec) nicht verwunderlich. Und so führt Župančič die jungen slovenischen Dichter in die neueste Zeit der slovenischen Literatur an der Hand, in den literarischen Wirbel und die Anarchie der Nachkriegszeit. Jedem gab er ein Gedicht in die Hand, lernte sie dichten, und überließ sie sich selbst. Was Cankar mit der Prosa, das tat Župančič mit der Lyrik. Die Prosa

hat keine Nachfolge Cankars, Župančič hat Imitatoren. Die Schule Cankars hat keine Schüler (das möchte ich doch bezweifeln), die Lyrik Župančič hat Epigonen. Die slovenische Prosaliteratur hat keine zentrale literarische Persönlichkeit, die Lyrik hat einen lebenden Barden, daher ihr reiches üppiges Gedeihen. — Beide, Cankar und Župančič, vollenden eine markante literarische Epoche, die sie selbst im wesentlichen ausfüllten. Nach 1918 beginnt eine neue literarische Epoche, die keinen neuen Cankar und auch keinen neuen Župančič hat. Die Lyrik in dieser Epoche seit 1918 zeigt folgendes Bild: Der Krieg brach das literarische Schaffen ab, vernichtete physisch unbekannte Werte, Talente und Menschen. Völker und Länder blieben ohne eigentliche dichterische Führer: In Slovenien finden wir einen adäquaten Fall wie bei den Kroaten nach 1918: ein ständiges Schielen nach Europa. Man klammerte sich gierig an den Expressionismus. Die jungen Dichter sangen so, wie man in Europa sang. Verschiedene Ismen (Primitivismus, Infantilismus, Surrealismus, Zenitismus) folgten, alle geboren aus dem Expressionismus. Und der verspätete Impressionismus zerfiel in mehrere Strömungen und Schulen, aber keine hat ihre Lehrer. Da eine wirkliche literarische Persönlichkeit fehlte, machten sich eine Unzahl literarischer Figuren wichtig. Es fehlten literarische Autoritäten, man verkündete, daß eine Autorität nicht notwendig und ein überflüssiges Requisit der älteren Generation sei. Den fehlenden Dichter-Kämpfer ersetzte man mit bombastischen Ausdrücken: Bombe, Blut, Revolution — in großen schwarzen, aber papierenen Druckerlettern. — Eine literarische Persönlichkeit, eine Autorität, einen Dichter-Kämpfer gibt es in der heutigen slovenischen Lyrik nicht. Es wurde in den letzten zwölf Jahren viel gedichtet, aber wenig Gutes, noch weniger blieb. Es gab viel Lärm und Geschrei, aus dem wenig herauskam. Den Anfang der gegenwärtigen slovenischen Lyrik bildet das Echo auf die Revolution und den Ruf nach Freiheit des künstlerischen Schaffens, des künstlerischen Denkens und der Bildung von Schulen, und das alles kam von außen. Es ist verständlich, daß die ökonomischen und sozialen Faktoren wie bei anderen Völkern in der slovenischen Lyrik eine Rolle spielten (Seliškar und Genossen) und daß die sozialen Bestrebungen in roten und scharfen Lauten und Versen Ausdruck fanden. In den ersten Jahren nach 1919 ist nicht viel Orginalität da, mehr Nachahmung. Vom Expressionismus infiziert, bedeutet die Dichtung Reaktion auf den Realismus, Impressionismus, Symbolismus. Ihre Bedeutung liegt mehr in dem Moment des Neuen als in dem Wert. Den ersten sehr primitiven, sehr leeren und sehr bombastischen Anflug zum Neuen bedeutet bei den Kroaten der Zenitismus, bei den Slovenen Podbevšek, Onič und die „Tri labode“, Phrasen wie Gott-Mensch, Urmensch, Mensch-Gott u. a. Den ersten Expressionismus vertraten bei den Slovenen Seliškar, Jarc, Vodnik, bei den Kroaten A. B. Šimić, Krleža, Cesarec. Diese Richtung gab gute Dichter, von denen einige Bände Gedichte bleiben werden. Diese erste Phase wurde bald durch den eigentlichen Expressionismus verdrängt, der Gesicht und Kehrseite der gegenwärtigen slovenischen Lyrik darstellt. Diese gegenwärtige expressionistische slovenische Lyrik weist heute mehr Nuancen auf. Ihre ausgeprägteste ist die aktivistisch-soziale Variante (Seliškar), daneben die philosophisch-visionäre, individualistische (Jarc) und schließlich als dritte die mystisch-religiös-katholische (Anton Vodnik, Pogačnik). Charakteristisch für diese Dichtung: die leeren Worte, die seichten bombastischen Verse, die keine Emotion, kein Erlebnis und keine künstlerische Tiefe hinter sich hatten, verschwanden. Man findet heute eine Ausgeglichenheit und Ausbalanciertheit der gedanklichen, Gefühls-, rhythmischen und stilistischen Grundelemente. Bei einigen fehlt das verbalistische, figurative und metaphorische Glitzern, das die Impressionisten charakterisiert. Die psychologischen, ethischen und ästhetischen Momente nehmen bei der Schaffung dieser erlebten Lyrik überhand. Stellenweise überwiegt die Betonung des eigenen individuellen Ichs, die Pose, klingende Worte und kühne Vorstellungen (Jarc, Seliškar). Die bedeutendsten Namen wären: Tone Seliškar, Miran Jarc, Anton Vodnik, Srečko Kosovel, Jože Pogačnik

und Anton Ocvirk. Von allen ragt durch besondere Eigenart, durch die Stärke seines Talentes Tone Seliškar hervor: ein sozial orientierter Proletarier, der in dem Kohlenrevier Trifail, dem Sitz der stärksten slovenischen Industrie und der größten Not lebte, Sohn eines Arbeiters, der in dem Ursprung der Not und der Armut seine Lieder sang, die 1923 in dem Gedichtband „Trbovlje" erschienen. Ein Dichter des Kollektivismus, Verkünder des Proletariers aus tiefster innerer Überzeugung, künstlerischem Drang und dichterischer Inspiration. Die ideelle, künstlerische und dichterische Fähigkeit und Geklärtheit der andern der Gruppe um die „Mladina" (Klopčič, Kosak u. a.) ist schwächer. Ihre Gedichte und Programme sind mehr deklamatorische, pathetische, phrasenhafte Apelle. Das gleiche gilt für die tendenziöse und propagandistische Richtung „Ogenj". Trifail, das Kohlenrevier, Maschinen, Sirenen, Arbeiter, Arme, Trunkenheit, Laster, Krankheiten, Kinder ohne Jugend, entnervte und ausgesogene alte Arbeiter, Mädchen und hungrige Mütter, das ist das Milieu, das sind die Motive der sozialen Gedichte Seliškars. Einige von ihnen sind von einer Stärke und überzeugenden Wirksamkeit, wie die des Krleža, des stärksten modernen kroatischen Dichters, oder wie die eines Henry Barbusse. Eines seiner besten, vielleicht das beste Gedicht dieses Genres in der heutigen slovenischen Lyrik ist „Sedmorojenčki". In seinen dichterischen Beschreibungen ist Seliškar zum großen Teil Naturalist. Er verschließt nicht seine Augen vor dem nackten Leben, das er unmittelbar faßt und in ungereimter, fast prosaischer Form widergibt. Seine Sprache ist einfach wie die Sprache der Arbeiter, klar, suggestiv und denen zugänglich, denen seine Gedichte in erster Linie gewidmet sind. Er, der in der sozialen Bewegung der slovenischen Arbeiter tätig war, aus ihnen herausgewachsen war, in engster Berührung mit ihnen lebte, empfand jede ihrer Schmerzen und ihrer Nöte. Daher sind seine Gedichte ohne große Artismus, aufrichtig, dynamisch, offen und überzeugend. Auch seine Prosaarbeiten, die er in Amerika druckte, zeigen sein großes Talent. — Nach der Stärke des Ausdruckes, der Tiefe der Gedanken, der ausgeprägten dichterischen Individualität und reiner Emotion kommt ihm Miran Jarc am nächsten: Ein philosophischer Visionär, individualistischer Typ (Gedichtsammlung „Človek in noč 1927"), der am meisten Denkende, am meisten Problematische unter den gegenwärtigen Lyrikern, im dichterischen Ausdruck allerdings vielfach unklar, narrativ, kalt, vielfach verschwommen, mit Gedichten, die mehr zum Nachdenken anregen, als auf Gefühl und Herz wirken. Seliškar nahe stand der früh verstorbene Kosovel, aber ohne seine Tiefe und Kampfesstimmung, belastet durch die dichterische Tradition der Moderne, ein reflexiver, auf Menschen und Welt überempfindlich reagierender Lyriker, sentimental, voll von Trauer und Leid. Eine Note eines verspäteten Nationalismus trägt der etwas abseits stehende Jože Pogačnik an sich, während man ansonsten bei keinem andern der erwähnten bedeutenden Lyriker der Gegenwart eine Disposition für patriotische und ähnliche Lieder finden kann. Eine ausgesprochene poetische Neigung zum abstrakt philosophischen Suchen des eigenen Ausdrucks und des eigenen poetischen Gedankens finden wir bei dem jungen Dichter A. Ocvirk, der unter den jüngeren die vollkommenste Form des Verses und einen reinen, klaren, abgerundeten Ausdruck seiner dichterischen Emotion, anderseits eine Neigung zum stark Metaphorischen und Figurativen aufweist. Die Gegenstände seiner Lyrik sind innere subtile lyrische Erlebnisse und philosophische Probleme. Von all den genannten Dichtern hebt sich Anton Vodnik sichtlich ab, Vodnik, der Vertreter des geistlich-religiösen Mysticismus in der modernen slovenischen Lyrik und der stärkste Vertreter der auf ein breites Publikum und auf exklusive Kritiker sich stützenden rein katholischen literarischen Front. Die Beseelung des Menschen, seine Erlösung in dem lieben Herrgott, dem Symbol des Ethischen und Moralischen, das Suchen nach Lösung im Transzendenten, im jenseitigen Leben, das Aufgehen im Unkörperlichen und die Umwandlung ins Geistige, die Betonung des Kosmischen und die Negierung der Realität dieser Welt zugunsten des unsichtbaren Gottes — all das ist der Sinn der

Vodnikschen Poesie. Mit einem starken Akzent nach Rilke, unter dem Einfluß Březinas und der katholischen Dichter, taucht Vodnik ganz in dem ätherisch-religiösen Mysticismus unter. Sein dichterisches Bekenntnis ist niedergelegt in dem Gedicht „Sveta Cecilija".

Damit wären die festen Konturen der heutigen slovenischen Lyrik gegeben. Im Verhältnis zur kroatischen weist sie einen sichtlichen Vorzug auf: sie hat Namen, die die gegenwärtige slovenische Lyrik in die Zukunft tragen. In der weiteren Parallele zur kroatischen und serbischen Lyrik zeigt sich, daß die literarischen Bewegungen, papierene Modenachahmungen auswärtiger literarischer Geschehnisse unter den slovenischen Dichtern zwar ihre Autoren hatten, aber daß sie sich nur kurze Zeit hielten, ohne starke sichtbare Spuren zu hinterlassen. Dagegen dauern sie bei den Kroaten bis vor kurzem, bei den Serben in Belgrad heute noch. Im allgemeinen erscheint wichtig und wesentlich noch folgendes: die jugoslavische Lyrik, gar nicht zu reden von der Malerei, richtet sich nach Europa in konstanter Verspätung. Hinter der Linie Wien — Berlin — Paris hat sie eine Verspätung von einigen Jahren. Sie ist, vor allem im 20. Jahrhundert, Echo eines auswärtig bodenständigen Schaffens und literarischen Geschehens. Das jugoslavische künstlerische Schaffen in diesem pannonischen Dreieck bewegt sich auch vertikal nicht in großen Relationen. Bei dem Versuch, irgend einen der besten jugoslavischen Dichter in eine fremde Sprache zu übertragen, wird man erst sehen, in welcher Relation er z. B. zu Rilke steht. J. Matl.

Rußland

M. Vasmer: Beiträge zur slavischen Altertumskunde. VIII. Wikingisches in Rußland. Zeitschrift für slavische Philologie, 8, 1931, 3/4, S. 388—393.

Im Juli 1931 hat V. in einer geschlossenen Sitzung der Preuß. Akad. d. W. einen Vortrag über die Bedeutung der in Rußld. bisher nachgewiesenen ON nordischer Herkumft gehalten, welcher in den Sitzungsberichten der Akad. 1931 erscheinen soll. Um die Ergebnisse seiner Forschungen auch weiteren slavistischen Kreisen zugänglich zu machen, weist V. hier darauf hin und gibt eine vier Seiten lange Aufzählung der betreffenden On. nebst genauer Ortsangabe und den ihnen zu Grunde liegenden anord. Namen, bzw. Wörtern. Er weist am Schluß darauf hin, daß ein großer Teil der auf russ. Gebiet festgestellten anord. Namen sich auch auf englischem Boden erhalten hat, wohin sie gleichfalls von Wikingern gebracht worden sind. Am meisten verbreitet sind diese ON. in der Umgebung von Novgorod, bei Pskov, an der oberen Wolga und um Smolensk, was sich mit den Ergebnissen der archäologischen Forschung deckt. Emmy Haertel.

J. Sahlgren: Wikingerfahrten im Osten. — Zeitschrift für slavische Philologie, 8, 1931, 3/4, S. 309—323.

Eine systhematische Siebung und Zusammenstellung der ON im alten Schweden, wie sie Verf. hier bietet, läßt deutlich erkennen, wie unter dem Zwang der geologischen Verhältnisse, d. h. durch das allmähliche Herauswachsen des alten Upplandes aus dem Meere, die Bevölkerung mehr und mehr zu Viehzüchtern wurde, und die Siedlungsdichte zeigt ihre ständige Zunahme. Es ist erklärlich, daß bei eintretendem Stillstand des Anwachsens an Boden, die ständig zunehmende Bevölkerung nicht mehr genug Raum zur Ausbreitung ihrer Viehzucht fand und zur Expansion, d. h. Auslandshandel und Raubzügen gedrängt wurde. Um nachweisen zu können, in welchem Maße grade ihr Vordringen im alten Rußland damit im Zusammenhang steht, hat Verf. noch einmal auf die Deutung der Stromschnellennamen bei Konstantin Porphyrogenetus zurückgegriffen. Er schließt sich im großen und ganzen den Deutungen V. Thomsens in „Ryska rikets grundläggning genom skandinaverna" (1882) an, stellt hierbei aber fest,

daß Th. begreiflicherweise nicht in genügendem Maße über die ON Schwedens unterrichtet gewesen ist, vor allem nicht über die der Wasserfälle. Bei einem Gesamtüberblick über letztere zeigt sich das Vorwalten der Worte aut — fors im Schwedischen, es wird zu vermuten sein, daß unter den Stromschnellennamen diese Namensbildung die zahlenmäßig stärkste sein müßte. Bisher waren nur zwei Fälle unter ihnen dieser Bildung zuzusprechen, nun aber beweist Verf., daß auch die Schnelle Aifor geheißen haben muß Aidfors, damit erreichen diese Wortbildungen 50 v. H., und zwei unter ihnen lassen erkennen, daß eine nordländische Namensgebung vorliegt, was wiederum die Tatsache beleuchtet, daß diese Namensart in Schweden besonders beliebt war, als die Fahrten dnieprabwärts nach dem Schwarzen Meer in Blüte standen. Emmy Haertel.

S. E. Groß: La tradition islandaise de Saint Vladimir. — Revue des études slaves, 11, 1931, 3/4, S. 133—148.

Die isländischen Überlieferungen von den skandinavisch-russischen Beziehungen zur Wikingerzeit sind bisher noch auffallend wenig erforscht worden. Wenn auch die Sagas nicht zu so überzeugenden Schlüssen berechtigen können wie archäologische Funde, beweisen sie doch zum mindesten langanhaltende Beziehungen zwischen den russ.-skandinavischen Fürstengeschlechtern. Kein anderes Land konnte über das Kiever Rußland vor 1100 so gut unterrichtet sein wie Skandinavien. Trotzdem ist zu bezweifeln, daß sich dort Nachrichten über Rußl. in ursprünglicher Genauigkeit erhalten haben, allein aus dem Grunde, daß sie fast ausschließlich in isländischen Quellen erhalten sind. Außerdem scheint von den Skalden des 11. Jhs., deren Dichtungen den späteren historischen Schriften als Quelle gedient haben, keiner mit seinem Fürsten Rußl. besucht zu haben, so wird auch bei ihnen die Kunde über Rußl. größtenteils auf mündlicher Überlieferung durch Norweger oder Schweden beruhen. Erst in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. werden in Island die histor. Berichte schriftlich fixiert, grade zu einer Zeit, wo die Einfälle der Polovcer im südl. Rußl. den alten Handelsweg vom Norden nach Konstantinopel sperrten und infolgedessen das Interesse der Skandinavier für Rußl. abnehmen mußte. Immerhin vervollständigen die Sagas die Berichte der russ. Urchronik aus der Zeit Jaroslavs ganz beträchtlich, für die Vladimirsche Epoche dahingegen überwiegt in ihnen das Legendarische, entsprechend dem Grundton, in dem auch die Berichte über den norwegischen Helden der Zeit, Olaf Tryggvason, gehalten sind.

Verf. prüft der Reihe nach die in den Sagas enthaltenen Berichte über die Vladimirsche Zeit. Die Saga von Bjorn (Bjarnar Saga Hitdoelakəppa) mit ihrem Bericht über die Kämpfe Vladimirs gegen ein, von einem gewissen Kaldimarr geführtes Heer, erweist sich als eine unklare Erinnerung von Ereignissen, die 30 Jahre stattgefunden hatten, ehe Bjorn nach Rußl. kam. In den Sagas, die von dem Aufenthalt Olaf Tryggvasons in Rußl. berichten, taucht der Name Allogia für die Gemahlin Vladimirs auf, den Verf. überzeugend als, aus einer Verwechslung mit der Hl. Olga hervorgegangen, zu erklären sucht. Vage Erinnerungen an den Konflikt zwischen Vladimir und Jaropolk, an Vladimirs Bekehrung, an die Weisheit der Hl. Olga u. a. m. haben in den Sagas Spuren zurückgelassen, aus denen zu ersehen ist, daß man im Island des 13. Jhs. über die Ereignisse in Rußl. vor dem J. 1000 nur unklare Vorstellungen gehabt haben muß. Emmy Haertel.

A. Savič: Die Agrarwirtschaft der Klostergüter des russischen Nordens im 14.—17. Jahrhundert. — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte, 6 (N. F. 2, 1932), 1, S. 16—36.

(Schluß.) Um die Landverteilung in den alten Klostergärten zu erhellen gibt Verf. eine zahlenmäßige Übersicht aus den Klöstern im Kr. Vologda aus d. Jhn. 1613—1616. Besonders interessant sind die Agrarleistungen der Bauern, sie waren zu Getreideabgaben und zur Bestellung des Ackers mit Klostersaatgut, gelegentlich auch zur Einbringung des Klostergetreides in

die Speicher verpflichtet. Eine Instruktion für den Klosterverwalter des Pokrovskij-Klosters in Suzdal' zeigt, wie streng die Leistungen der Bauern kontrolliert wurden. Vielfach war es üblich, daß die Bauern zur Abgabe der fünften Garbe jeder Getreideart und zur Beförderung dieses Fünftelkorns nach dem Kloster auf den eigenen Wagen verpflichtet wurden. Eine Folge der während der Zeit der Wirren zurückgegangenen Agrarwirtschaft war die Zunahme des Odlandes gewesen, zu deren Behebung Halbbauern zur Arbeit herangezogen wurden, d. h. Leute, die um den Preis der halben künftigen Ernte auf dem Klosterland arbeiteten. Ödland und Bauernacker wurden mit Klostersaatgut bestellt. Art u. Höhe der Abgaben waren je nach den Klöstern verschieden. Um die herrschenden Agrarverhältnisse durch konkrete Tatsachen zu beleuchten, bringt Verf. Näheres über die Wirtschaft des Spaso-Priluckij-Klosters bei Vologda im 16.—17. Jh. Emmy Haertel.

Boris Jevreinov: Ruský návrh změny slovanské politiky v Rakousku. (Eine russische Anregung zur Änderung der slavischen Politik in Österreich.) — „Slov. Přehled", XXIII, 1931, S. 561—565.

Verf. hat im Krumauer Schwarzenberg-Archiv einen an Felix Schwarzenberg gerichteten anonymen französischen Brief eines Russen vom 3. Dezember 1849 vorgefunden, in welchem Österreich vor der Fortsetzung einer deutsch orientierten Politik gewarnt wird, da „die deutsche Bildung" von überaus revolutionärem Geiste sei und ihr Übergreifen auf die slavischen Völker auch diesen den revolutionären Geist, von dem sie bis dahin völlig unberührt geblieben seien, einimpfen müsse. Diese Völker, die in dem großen Kampf zwischen Rußland auf der einen und der Revolution auf der anderen Seite bisher die einzige wirklich neutrale Macht geblieben seien, würden doch für die eine oder die andere Partei gewonnen werden müssen. Wenn Rußland auf die Geltendmachung seines Einflusses verzichte, so liefere es diese Völker der Revolution aus, und der Wert ihrer Erhaltung für Österreich sei dann mehr als problematisch. Schwarzenberg gab diesen Brief an Bach als „Meinung eines rechten Russen" und als Zeugnis eines „wahren praktischen Panslavismus" weiter. Der Briefschreiber konnte bisher nicht festgestellt werden. Wahrscheinlich stammt der Brief aus Rußland, aber nicht von einer offiziellen Persönlichkeit, da seine slavophile Tendenz der Politik Nikolajs I. widerspricht. Der Gedanke, daß die Slaven zur Rettung Österreichs berufen seien, deckt sich nur äußerlich mit Programmforderungen Palackýs, der ja bloß gegen das Deutschtum speziell, aber nicht gegen den westeuropäischen Liberalismus überhaupt Mißtrauen hegte. Am verwandtesten ist das Programm des unbekannten Briefschreibers den später von V. S. Lamanskij entwickelten Anschauungen.

Leopold Silberstein.

Václav Čejchan: Bakuninova „Provolánik Slovanům" před tiskovým soudem pražským r. 1849. (Bakunins „Aufrufe an die Slaven" vor dem Prager Pressegericht i. J. 1849.) — ‚Slov. Přehled", XXIII, 1931, S. 664—684.

Die Arbeit, die als Ergänzung zu Čejchans Buch „Bakunin v Čechách" (Prag, Vojenský Archiv, 1928) gedacht ist, stützt sich hauptsächlich auf Originaldokumente des Archivs des Prager Innenministeriums. — Bakunins Idee einer Befreiung aller slavischen Völker und ihres Zusammenschlusses zu einer republikanischen Föderation können wir heute in allen Phasen ihrer Entwicklung verfolgen. Das ursprünglich auf das polnisch-russische Problem beschränkte slavische Interesse Bakunins erfuhr durch die Eindrücke des Prager Slavenkongresses seine entscheidende universale Erweiterung. Er sieht jetzt die Notwendigkeit einer gesamtslavischen im Rahmen einer gesamteuropäischen Lösung, d. h. in Kooperation mit den

deutschen und magyarischen Revolutionsbewegungen. In diesem Geiste schreibt er kurz nach dem Slavenkongreß die Broschüre „Aufruf an die Slaven". Sie ist vornehmlich an die österreichischen Slaven gerichtet; denn Bakunin, dessen Vertrauen auf das slavische Empfinden der Polen mittlerweile nachgelassen hat, ist zu einer erhöhten, ja überhöhten Einschätzung des čech. und des jugoslav. Radikalismus übergegangen. Zunächst schien es, als solle seine Broschüre gerade seitens der maßgeblichsten čech. Führer totgeschwiegen werden: sowohl Havlíček wie Palacký lehnten es ab, auf die Schrift auch nur durch eine negative Stellungnahme aufmerksam zu machen. Ihr eigentlicher Propagator wurde der soeben zum Redakteur der „Noviny Lípy slovanské" ernannte Karel Sabina. Im Januar 1849 brachte er in mehreren Fortsetzungen eine nur in wenigen Punkten abgeschwächte čech. Übersetzung der Bakuninschen Broschüre in seinem Blatte heraus. Die von der überraschten Öffentlichkeit für Sabina erwarteten preßrechtlichen Folgen traten jedoch nicht ein. Sowohl formaljuristische Gründe als auch die Befürchtung, das Publikum auf die staatsgefährliche Schrift erst recht aufmerksam und neugierig zu machen, hinderten den zuständigen Beamten Dr. Ambros an einer nachträglichen Konfiskation: den Redakteuren Sabina und Vávra wurde nur eine Widerlegung der Bakuninschen Ideen in ihrer Zeitung auferlegt, eine Aufgabe, deren sie sich mit großem Geschick entledigten. Gegen die deutsche Broschüre aber wurde die Konfiskation ausgesprochen und gegen Michael Bakunin, „Russen von Geburt, derzeit unbekannten Aufenthaltes", ein Verfahren eingeleitet. Das Innenministerium drängte bei dem neuen Statthalter Mecséry, dieser wieder bei Ambros, bzw. dessen Kollegen Hikisch auf energisches Vorgehen. Da man des Verfassers nicht habhaft werden konnte, hätte man am liebsten Herausgeber, Verleger und Drucker verantwortlich gemacht, sah sich aber auch in diesem Falle rechtlichen Schwierigkeiten gegenüber. Inzwischen hatte aber Bakunin von Sachsen aus ein neues Flugblatt nach Böhmen eingeschmuggelt, in welchem er die österreichischen Slaven aufforderte, die Russen an der Hilfeleistung für die Habsburger zu hindern. Sie sollten ihre verräterischen Führer wie Jelačić, Rajačić, Palacký, Brauner u. v. a. davonjagen, sich mit den Magyaren, die ihr früheres Unrecht gegen die Slaven bereits abgebüßt hätten, aussöhnen und gemeinsam mit ihnen der verbündeten Macht von Rußland und Österreich entgegentreten. Diese Broschüre vermehrte natürlich Ambros' Anklagematerial, das darin gipfelte, daß Bakunin ausdrücklich „die vollständige Auflösung des Kaisertums Österreich" verlangt habe. Aber auch dies Verfahren mußte aus formal-rechtlichen Gründen eingestellt werden, da ein österreichisches Gericht gegen Bakunin wie auch gegen die sächsischen Drucker des Flugblattes nur dann zuständig gewesen wäre, wenn die Beschuldigten österreichischen Boden betreten hätten; Bakunin aber war in Sachsen geblieben und dort auch mittlerweile — infolge des Maiaufstandes — verhaftet worden. Ähnlich resultatlos wie die gerichtliche Affäre Bakunin blieb aber in Böhmen auch der Inhalt seiner Schriften, für welche die čech. Öffentlichkeit noch nicht im mindesten reif war.

Leopold Silberstein.

Karl Stählin: Aus den Berichten der III. Abteilung S. M. höchsteigener Kanzlei an Kaiser Nikolaus I. — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte, (6 (N. F. 2, 1932), 4, S. 477—512.

T. 1. Nach Erwähnung der bisher veröffentl. Arbeiten (Lemke, Krasnyj Archiv, Nifontov) an den jetzt der Forschung zugänglich gemachten Beständen der Kanzleiberichte gibt St. einenÜberblick über die im Vorliegenden zu besprechenden Ergebnisse seiner eigenen fünfwöchentlichen Arbeit im Archiv der Revolution und Außenpolitik in der Bol'šaja Serpuchovskaja. Der Kürze der Zeit wegen, hat Verf. sich auf Bearbeitung der Jahrgänge 1831 bis 1832, 1836—1842 u. 1850—1854 beschränkt. Vor allem hat ihn das Schicksal der Dekabristen interessiert. Darüber hinaus aber soll das Geistes-

leben u. die soziale Bewegung im europ. Rußl. bis 1848, an der Hand seiner eigenen Funde, beleuchtet werden, ein Abschnitt soll allgemeinen Nachrichten aus Sibirien eingeräumt werden, es soll ein Einblick gegeben werden in Sektenwesen u. bäuerliche Verhältnisse, und schließlich ein Beitrag zum Gesamtbild der Nikolaitischen Regierungsmethode, wie sie sich in dem Wechselverkehr zwischen Gendamerie u. dem Selbstherrscher zeigt.

I. Es sind Einzelschicksale von Dekrabisten aufgezählt, ihre Art der Unterbringung, ihre Reaktion physischer u. seelischer Art auf Entbehrungen u. Leiden infolge der klimatischen Verhältnisse, ferner die ihnen sehr verschiedentlich, im großen u. ganzen aber doch nach festen Grundsätzen, erzeigte Berücksichtigung oder Nichtberücksichtigung ihrer Gesuche um Besserung ihrer Lage oder Rückbeförderung nach dem europäischen Rußl. oder zum Kriegsdienst nach dem Kaukasus. — II. Eine Reihe von Bänden der Kanzleiakten berichtet allein über das Unglücksjahr 1831, in das der poln. Aufstand u. eine furchtbare Choleraepedemie fiel, zu denen sich noch verschiedene Revolten gesellten. Unter den hier des Näheren besprochenen Verschwörungen sind großenteils Nachwirkungen des Dekabristenaufstandes nachzuweisen, besonders intensiv aber haben zur Bildung aufrührerischer Gedankengänge u. Bewegungen die Erinnerung an Ryleev u. Puskins Gedichte eingewirkt, was zur Folge hatte — da es sich in solchen Fällen ja nur um Menschen von verfeinerter Geistesbildung handeln konnte — daß die Regierung anfing den Universitätskreisen besonders zu mißtrauen. In diese Zeit fiel auch die Herzensche Affäre. Auch Čaadaevs philosophische Briefe beschäftigten die III. Abteilung eine Zeit lang. — III. Unerwünschte Elemente in Petersbg. selbst, dienstentlassene kleine Beamte, verabschiedete Offiziere, welche sich auf eine unsaubere Art Nebenverdienste zu verschaffen suchten, Straßenbetttel u. a. m. beschäftigten die III. Abtlg. angelegentlich, ferner Versuche zur Abstellung der Wohnungsnot, Sorgen für die elementarsten hygienichen Erfordernisse in Industrie u. Handwerksbetrieben, Regellung unerhörter Übelstände in der Arbeitszeit. Die Untersuchungen all dieser Zustände ist mit großer Sorgfalt erfolgt. Auch Mißbrauch der Amtsgewalt wurde geahndet, u. gegen Raub u. gefährliches Vagantentum ein zielbewußter Kampf aufgenommen. Besondere Sorgen bereiteten östliche Randgebiete des europäischen Rußlds. mit ihren nomadischen Volksstämmen: Baschkiren u. Kirgisen. — IV. Sibirien mit dem Unüberwindbaren seines Raumes, seiner Natur u. der Zunahme der Bevölkerung an Strafversetzten, gleich ob Berufsverbrechern oder politischen Gefangenen, stellte der Regierung u. auch der lokalen Gendarmerie schwere Aufgaben. Oft haben grundlos aufgetauchte Gerüchte über aufkeimende Verschwörungen schweres Unheil angerichtet. Ein schwieriges Problem blieb auch immer die Frage der Beschäftigung der Exportierten, denn oft mußte ihnen persönliche Freiheit gewährt werden, die leicht zum Vagabundieren die Möglichkeit gab. Mit das ärgste Übel lag aber in der glänzend organisierten Bestechungspolitik der Ispravniks u. u. gelegentlich auch der Gouvernementschefs, der die Regierung vergebens beizukommen versuchte, u. die sie selbst finanziell schädigte. In Sibirien geschieht alles mit „krugovaja poruka", hat ein geistreicher verbannter Pole gesagt. Emmy Haertel.

H. Koyré: Alexandre Ivanovič Herzen. A propos d'un livre récent. — Le Monde Slave, 8, 1931, Tome I er, Nr. 3, S. 378—387. Tome II, Nr. 1, S. 85—134.

H. Koyré bespricht hier die Biographie Herzens von M. Labry: Alexandre Ivanovič Herzen. (Étude sur le développement de sa pensée.) Paris, 1929. Koyré nennt dieses Buch das Schönste, was bisher über den berühmten russischen Revolutionär des 19. Jahrhunderts geschrieben worden ist. Er sagt, daß dieses Buch dem Autor, aber auch der französischen Slavistik Ehre mache, auch wenn es hier und da zu einer Kritik und zu starkem Widerspruch herausfordere. Labry hat versucht, eine Biographie von Herzens intellektuellem Leben zu geben. Überall wird seine innere

Entwicklung dargestellt; den Einflüssen, die das Rußland des 19. Jahrhunderts auf ihn ausübten, wird ein breiter Raum gewährt. So wird das Buch gleichzeitig zu einem großzügigen Bilde des russischen Geisteslebens im 19. Jahrhundert. Labry sucht nach den innern Beweggründen, die Herzen schon in früher Jugend in Oppositionsstellung gegen die Gesellschaft brachten, in der er aufwuchs, und die ihn später zum Revolutionär machten. Herzen war der uneheliche Sohn eines russischen Magnaten und eines deutschen Bürgermädchens, sein Vater, der ihn zärtlich liebte, hat ihm wohl seinen ganzen Reichtum, nicht aber seinen Namen gegeben. So wuchs der junge Herzen in einer Gesellschaftssphäre auf, der er nie ganz angehörte und die er schon früh kritisierte. Auch die griechisch-orthodoxe Kirche, der Herzen angehörte, hat in seiner Jugend nicht die Bedeutung für ihn gehabt, wie für seine Zeitgenossen: seine Mutter war Lutheranerin und lehrte ihn schon früh, die Bibel und das Evangelium lesen — so bildete sich auch hier schon früh etwas Fremdes und Kritisch-Oppositionelles in ihm aus. Herzens ganze, sehr eigentümliche Entwicklung, die der Leser in dem Buch miterlebt, war von dieser innern Opposition beeinflußt. Er war „zur Revolte prädestiniert". Herzens buntbewegtes Leben, mit all seinen Träumen, Kämpfen und Enttäuschungen, wird geschildert, überall werden die geistigen, besonders die philosophischen Strömungen der Zeit, die Menschen und die Bücher, die Herzen beeinflußt haben, genau besprochen: sein Werden durch den Geist der Zeit.

Obgleich H. Koyré die hohen Vorzüge des Buches immer wieder rühmt, macht er dem Verfasser doch den Vorwurf, das sein Buch eine Darstellung der Gedankenwelt Herzens sei, aber nicht von Herzen selbst. Und das mache das Buch letzten Endes unbefriedigend. Herzen sei nicht „menschgewordener Gedanke" gewesen, sondern einfach ein Mensch, der dachte. Ein hochbegabter Mensch — aber kein Denker. Erst die Persönlichkeit gibt seinen Gedanken die Wärme. Herzen wirkte aber gerade durch seine Persönlichkeit, die bei all ihrer Individualität doch typisch blieb. Er war und blieb der Repräsentant seines Standes, seiner Zeit und seines Landes. Labry aber bemüht sich, ihn als Monade hinzustellen, als einen Organismus, der sich nach der innern Logik seiner Gedanken entwickelte. H. Koyré aber faßt Herzen anders auf, und hofft, daß das vorzügliche Buch Labrys den Ansporn zu einer Darstellung Herzens geben möge, die nicht allein seine intellektuelle Entwicklung vertieft.

Gertrud Glaeser-Bernewitz.

Jan Slavík: Zhoubný obránce samoděržaví. (k 25. výročí smrti K. P. Pobědonosceva.) — Ein verderblicher Verteidiger der Selbstherrschaft (zum 25. Todestage von K. P. Pobedonoscev). — „Slov. Přehled", XXIV, 1932, S. 207—214, 257—263.

Die čechische Literatur hat bisher verhältnismäßig wenig auf Pobedonoscev geachtet. Eine der wenigen Ausnahmen bildet Masaryks Hinweis in „Rußland und Europa", daß das Studium der seelischen, wissenschaftlichen und publizistischen Physiognomie P's zum wahren Verständnis der Zeit Alexanders III. und Nikolajs II. sehr wichtig sei. Masaryk nennt P.'s Apologie des Selbstherrschaftsprinzips ein literarisches Verbrechen eines gebildeten Menschen. Das Hauptargument für diese Apologie bildet die historische Gewordenheit und Tatsächlichkeit der Autokratie. Es wäre nun naheliegend, die Wurzel für diese Auffassung P.'s in den historischen Studien seiner jüngeren Jahre zu suchen. Nimmt man aber dieselben, etwa P.'s bis heute noch nicht veraltete „Očerki krepostnogo prava v Rossii", zur Hand, so bemerkt man zu seinem Erstaunen einen tiefgreifenden Unterschied zwischen den wissenschaftlichen Überzeugungen des jungen und den politischen des alten Pobedonoscev. Während der alte P. die Wurzel alles demokratischen und parlamentarischen Übels im glaubensverschüttenden, analytisch-kritischen und evolutionistischen Rationalismus erblickte, bekannte der Forscher P. sich zu eben diesem analytischen Verstand und

zum gedanklichen Fortschritt, der alte Wahrheiten antiquiere und durch neue Erkenntnisse ersetze. Für die Leibeigenschaft sucht er als Forscher keine „Schuldigen", sondern Ursachen und findet sie in den seinerzeit herrschenden Verhältnissen und Begriffen bei Unterdrückern wie Unterdrückten. Ebenso notwendig wie die seinerzeitige Entstehung der Leibeigenschaft war aber auch ihre allmähliche Unterhöhlung durch die mit der Aufklärung heraufkommenden neuen Begriffe und Erkenntnisse. Den Konservatismus der „krepostniki" erklärt der Forscher P. sogar für gewohnheits- und interessenmäßig bedingt. Peter d. Gr. und seine Staatsräson als Urheber der Leibeigenschaft zur Verantwortung zu ziehen, wie es Beljaev tat, ist nach P.'s wissenschaftlicher Überzeugung abwegig, da auch Peters Handeln ganz mit dem Zeitgeist in Einklang stand und durch ihn bedingt war. Die Kirche suchte zwar den Geist der Liebe und des Friedens zu verbreiten, erreichte aber nichts Entscheidendes, da sie im Rahmen der bestehenden Anschauungen verblieb. Es gibt, sagt der Forscher P., Gärungen, unter deren Einfluß alte Regierungsformen zerfallen. Diesen Satz hat er später gründlich vergessen. Und zwar absichtlich, denn es ist jetzt dokumentarisch bewiesen, daß die Mißstände ihm bekannt waren. Zu Lebzeiten Alexanders II. schrieb er an den seinem Einfluß so stark zugänglichen Thronfolger noch (am 17. Sept. 1877), daß man etwas tun, andere Leute und ein anderes System suchen müsse und sich nicht auf das russische „ničego" und „kak-nibuď" verlassen dürfe. Um so unwahrhaftiger wirkt die Rede, mit welcher er im Kronrat vom 8. März 1881 unter Ausnutzung der ersten Bestürzung durch den Carenmord Loris-Melikovs Entwurf einer großen beratenden Kommission sabotierte. Der entscheidende Teil dieses Ausfalles gegen die „Schwatzbuden" wird wörtlich abgedruckt, die Unwahrheiten und Sophistereien im einzelnen nachgewiesen. Man konnte aus der Rede eine taktlose Anklage gegen das ganze System Alexanders II., ja sogar (im Ausfall gegen die „Unmoral" der Zemstvo- und Selbstverwaltungsleute) gegen dessen privatestes Leben herauslesen, in Wahrheit fielen P.'s Anklagen, insbesondere auch seine Klage über die Trunksucht der Bauern und ihre Unbildung, auf das alte System der Leibeigenschaft zurück. Von der „Geradheit" P.'s, die noch einem Dostoevskij imponierte, bleibt im Lichte der neuen Dokumente nichts übrig. Er konnte, wie man aus einem Briefe Wittes ersehen möge, schließlich selbst der Wirklichkeit und ihren Ursachen nicht mehr ins Auge blicken und war deshalb auch außerstande, dem Druck der Massen in der richtigen Weise zu begegnen. Nicht die Kapitulation der Selbstherrschaft, sondern P.'s eigensinniges Festhalten an ihr hat die Bildung einer politisch reifen Schicht in Rußland verhindert und damit die Katastrophe der Revolution großenteils verschuldet.

Leopold Silberstein.

Amadeo Giannini: La costituzione dell' U.R.S.S. — L' Europa Orientale. Anno 10 (1930), 1/2. S. 1—33.

Dem Aufsatz, welcher der Reihe nach: Verfassungssystem Rußlands bis 1917 — Entwicklung des sovetistischen Verfassungssystems — Bildung der S.S.S.R. und deren Verfassung, Grundlagen, Funktionen und Organe — Lage der Bundesrepubliken — gegenwärtige Beschaffenheit der S.S.S.R. — Nationalitätenproblem und den imperialistischen Zuschnitt des Staates, seinen Charakter und seine Ziele bespricht, ist ein zusammenfassender Rückblick angeschlossen, in welchem gesagt wird, um das Wesentliche hervorzuheben, „die gesamte Struktur der aus den Trümmern des russischen Kaiserreiches gebildeten Staaten setzt sich aus einer Staatengemeinchaft zusammen, die durch einen Pakt miteinander verbunden ist, in welcher — ungeachtet des ultrademokratischen Anstrichs und der proletarischen Diktatur — eine imperialistische Macht aufgelebt ist und ein imperialistischer Staatenbau, welcher durch seine Größe, seine Bevölkerungszahl und durch die zwei Kontinente beherrschende geographische Lage sich nur der Struktur des imperialistischen Großbritannien vergleichen läßt".

Emmy Haertel.

Pares, Bernard: English Books on Soviet Russia. — The Slavonic and East European Review, Vol. 10, 1932, 525—546.

Nicht nur in Deutschland erscheint ein Buch nach dem anderen über die Sovetunion, auch die Engländer und Amerikaner haben es auf eine stattliche Zahl gebracht. Daher ist es nur zu begrüßen, wenn hier Bernard Pares wenigstens einige der wichtigeren charakterisiert und auf ihre Vorzüge, bzw. Mängel hinweist. Es ist freilich nur ein Ausschnitt, der geboten wird, bei weitem kein vollständiges Bild. Der NEP-Periode ist Farbmans Buch „Bolshevism in Retreat" 1923 gewidmet (die sonstigen Arbeiten Farbmans über die Sovetunion sind hier unberücksichtigt geblieben), während Mc Cullaghs Werk „The Bolshevist Persecution of Christianity" 1924 die Verfolgung der christlichen Kirchen, besonders der katholischen, zum Gegenstand hat. Dann folgen die Arbeiten von zwei Gelehrten, die ein wissenschaftlich objektives Bild des russ. Lebens zu geben versuchen: Prof. Karlgrens „Bolshevist Russia" und die beiden Bücher Prof. Samuel Harpers „Civic Training in Soviet Russia", das die Struktur der russ.-kommunistischen Partei untersucht, und „Making Bolsheviks", das sich mit der ersten Zeit des Fünfjahrplans beschäftigt. Als die aufschlußreichsten Studien über Sovetrußland werden die Werke zweier Verfasser bezeichnet: Coltons „The XYZ of Communism" 1931 und die Bücher „Broken Earth", „Humanity Uprooted" und „Red Bread" des russ. Juden Maurice Hindus, der, vor dem Kriege nach Amerika ausgewandert, später zurückkehrte, um die Wirkungen des Bolschewismus in seinem westrussischen Heimatdorf zu studieren. Heinrich Jilek.

V. Adams: Gogols Erstlingswerk „Hans Küchelgarten" im Lichte seines Natur- und Welterlebens. — Zeitschrift für slavische Philologie, 8, 1931, 3/4, S. 323—368.

In der neuerdings wieder auflebenden Gogolforschung verdient sein „Küchelgarten", ein noch kaum in Angriff genommenes Gebiet, um so mehr Interesse, als grade Erstlingswerke überhaupt stets wichtig sind für den Forscher, wenn er verfolgen will, wie und wo das Eigenste eines jungen Dichters sich von dem Grunde des Traditionellen und der Entlehnungen abhebt. Schon die Datierungsfrage des „H. K." ist von Wichtigkeit. War er wirklich, nach Gogols Angaben, 1827 verfaßt oder erst später? Am eingehendsten hat sich mit dieser Frage Stender-Petersen befaßt, handelte es sich für ihn doch um nichts geringeres, als durch ihre Lösung auch zur Lösung der Frage vorzudringen, wann G. aus einer zufrieden-heiteren Jugendperiode zur romantischen sich entwickelt habe. Verf. lehnt nach eingehender Untersuchung aller in Betracht kommenden Momente eine derartige Periodeeinteilung im jungen G. überhaupt ab, namentlich gestützt auf den Tenor seiner Jugendbriefe und sonstigen gelegentlichen Äußerungen, die nur zu gut beweisen, daß er sehr früh einer tiefen Enttäuschung am Leben und an den eigenen Anforderungen ans Leben verfallen war. Durch das Ablehnen der von St.-P. erschlossenen Periodentrennung, die ihrerseits die Entstehungszusammenhänge im „H. K." hätte klären können, sieht sich Verf. vermehrten textanalytischen Schwierigkeiten gegenüber, denn nun erhebt sich wieder die Frage nach den literarischen Vorbildern. Sie werden, der Reihe nach, unter Bezugnahme auf die vorhandene kritische Literatur besprochen: Voss, Puškin und Žukovskij in ihrem Einfluß auf den „H. K." in formaler, rhythmischer, lyrischer und bildlicher Hinsicht, wobei naturgemäß Puškin der Hauptteil zufällt. Auch G.s Interesse am Sammeln und Beachten ethnographischen Materials wird berücksichtigt. Das engere Thema: G.s Naturerleben, gespiegelt in seinen Naturschilderungen, und zwar nicht nur denen im „H. K.", sondern auch im Vergleich zu Naturschilderungen seiner anderen Werke, behandelt Verf. kürzer. Für ihn ergeben sich auf diesem Gebiet drei besonders charakteristische Momente: ein Vorwalten des dynamischen Prinzips, der Bewegtheit

in der geschilderten Natur, eine erotische Berauschtheit an ihrer Schönheit und der auffallende Parallelismus zwischen Natur- und menschlicher Stimmung.

Schon in dem voraufgehenden Abschnitt hatte Verf. kurz auf G. als Kunstschüler hingewiesen und auf die Möglichkeit, daß ihm grade von dieser Seite aus die Anregung kommen konnte, seine Gefühle in Naturbilder zu ergießen. Dieser Gedanke wird aber nicht weiter verfolgt, ebensowenig geht Verf. auf G.s eigene Mal- und Zeichenstudien ein, wo er (S. 352, Anm.) von einer Naturbeobachtung spricht, die in auffallender Übereinstimmung im „H. K." und im „Jahrmarkt v. Soročincy" vorkommt, und die jeder maltechnisch Erfahrene ohne weiteres als literarischen Niederschlag von Malstudien ansehen wird. Auch bei der auf S. 359 erwähnten eigenen Farbenpalette G.s bleibt Verf. nur am Literarischen haften. Es liegt nahe, hier auf meine eigenen Gogolstudien hinzuweisen „Gogol als Maler" (Jahrbücher f. K. u. G. der Slaven, 1928) und „G. come pittore ... a Roma" (Rivista di letterature slave, 1932), wo ich dem Naturerlebnis G.s im Zusammenhang mit seinen eigenen Malstudien nachgegangen bin, und zwar in meiner Doppeleigenschaft als Slavistin und Malerin. Bei einer derartigen Zusammenfassung der Inspirationsquellen für die Naturschilderungen G.s wird ersichtlich, wie früh sich sein eigener Stil ausbildete, und auch der vom Verf. betonte Parallelismus zwischen Natur- und menschlicher Stimmung findet reichliche Erklärung, weil sie G. aus eigener Erfahrung kannte. Bei seiner visuellen Reaktion auf jedweden Farben- oder Lichteffekt war er in bezug auf Stimmungen, gleich ob in der Heimat oder im Süden, abhängig von der ihn umgebenden Natur. Emmy Haertel.

V. Zeńkovskij, Gogol als Denker. — Zeitschrift für slavische Philologie, 9, 1932, 1/2, S. 104—130.

Verf. sucht die allgemein verbreitete Ansicht, daß G. wohl ein bedeutender Künstler, aber ein schlechter Denker gewesen sei, zu widerlegen. Erst jetzt ist man imstande, die tragische Problematik, die G. gequält hatte, zu erfassen, wo die durch Dostoevskij ins Rollen gebrachte und noch nicht abgeschlossene geistige Bewegung auch Westeuropa ergriffen hat. Nach Jaspers „Psychologie der Weltanschauungen", die zwei große Kategorien: kosmozentrische und anthropozentrische Weltanschauung scheidet, gehört G. zu der letzteren, alle Naturphilosophie war ihm gleichgültig, nur die historische Mission des Menschen und seine Vervollkommnung beschäftigten ihn. Hauptsächlich beschäftigten ihn die Fragen nach der Vereinbarkeit ästhetischer und moralischer Tendenzen im Menschen, bereits der „Hans Küchelgarten" drehte sich um dieses Kernproblem, sein Andrij im „Taras Bul'ba" spann es weiter aus. Verf. zitiert zum Beleg der jeweiligen Strebungen G.s eine Menge von Aussprüchen aus seinen Briefen und Aufsätzen, leider meistens ohne näheren Hinweis auf den betreffenden Text. Viele seiner Gedanken, so die Verurteilung des bloß ökonomischen Geistes seiner Zeit, das Bewußtsein, „daß Alle an Allem schuld seien" sind eine Vorwegnahme Dostoevskijscher Gedanken. G. ist im Gegenteil zu Solovev, der „Einflößung des Guten" anstrebte, in moralischen Dingen ein Vertreter des kategorischen Imperativs. In ästhetischen Dingen hat er, bei aller Verehrung für Puškin, die Berechtigung eines l'art pour l'art bestritten. Er verurteilte jede Flucht vor der Wirklichkeit, obgleich er selbst von dem Hang beseelt war, sich aus dem Leben in die Sphäre der Schönheit zurückzuziehen. Gegen Ende seines Lebens erstrebt er eine tiefere, verklärte Lebensauffassung. Es war seine Tragik, daß er die Unmöglichkeit, als Künstler den Weg zur Totalität einer religiösen Kultur zu weisen, einsehen mußte. In einem eigenen Kapitel behandelt Verf. G.s Gedanken über die Kirche, besonders seine Stellung zu der Frage, inwieweit historisches Wesen einer Kirche mit ihrem Volkssubstrat zu identifizieren ist. Trotz seiner religiösen Grundhaltung ist Gogol, nach Z.s Meinung, mehr der Philosophie als der Religion zuzuordnen. Er suchte nach einem ideellen Ausweg aus der Sack-

gasse des gegenwärtig ökonomisierten Lebens und findet sie auf dem Boden einer religiösen Weltanschauung. Als Vorläufer Dostoevskischer Ideen ist G. von der größten Bedeutung. Emmy Haertel.

André Mazon: Mikula le prodigieux laboureur. — Revue des études slawes, 11, 1931, 3/4, S. 149—170.

M. stellt an der Hand sämtlicher Varianten der Byline von Volga und Mikula die Aufeinanderfolge ihrer Motive dar, bringt für die am meisten charakteristischen Motive Parallelen aus der Literatur des Abend- und Morgenlandes und legt dabei den Schwerpunkt auf die im R. F. V. 1916, 3 von V. M. Sokolov vertretene Anschauung, daß der Kern dieser Byline in zwei altbulgarischen Texten zu sehen sei, die hier vollständig zum Abdruck gelangt sind. Es handelt sich um Texte aus der Hs. Nr. 48 der Berliner Bibliothek aus der Sammlung Vuks, die Apokryphen aus dem 13. Jh. enthält, und die von Jagić i. J. 1873 in den Starine der Agramer Akademie veröffentlicht worden waren. Die hier vorkommenden Motive „Kak Christos plugom oral" und „Kak Prov car' Christa bratom zval" erinnern tatsächlich an zwei hervorstechende Episoden aus der Mikulabyline, denn der Prinz Probus, den Christus auf der Reise trifft, zieht auch aus, um für den Kaiser den fälligen Zins zu holen, ähnlich, wie Volga das in der Byline tut, als er auf Mikula stößt. Es muß auch angenommen werden, daß diese beiden Apokryphen im mittelalterlichen Rußland gut bekannt waren, während sie in der lateinischen Überlieferung unbekannt geblieben sind, und im Munde der Skomorochen konnte schließlich auch aus Christus der Hl. Nikolaus werden, der seinerseits sich in Mikula umwandelte. Doch fehlt in der Mikulabyline so vieles, was grade den beiden Apokryphen ihre eigene Note gibt, und andererseits fehlen in den letzteren Motive, welche in der Byline eine hervorragende Rolle spielen, wie z. B. die ganze Szene mit dem Schleudern des Pfluges, und auch das Wichtigste, daß nämlich der wunderbare Ackersmann einen nicht wundertätigen am Pfluge ablöst. So kommt Verf. zu dem Schluß, daß die Frage nach den Quellen zur Mikulabyline durch die altbulgarischen Texte auch nicht als gelöst angesehen werden kann, ebensowenig, wie durch die mannigfachen Parallelen, die man bisher für sie herangezogen hat. Emmy Haertel.

E. von Schreiber: Der Ritterroman von Paris und Vienna in Rußland. — Zeitschrift für slavische Philologie, 9, 1932, 1/2, S. 10—68.

Der von Vinogradov im Sbornik der Akad. Nauk v. J. 1913 veröffentlichte Roman „Istorija o Pariže i Věně" ist unbestritten von seinem Erscheinen an für eine Übersetzung angesehen worden, Sobolevskij neigte dazu, ihn, vermeintlicher Polonismen wegen, als auf dem Umweg über Polen von Frankreich her eingeführt zu vermuten, aber grade Brückner bestritt das Vorhandensein jeden polnischen Einschlags. Unabhängig voneinander hatten er und dreizehn Jahre früher Šljapkin die Abhängigkeit des arussischen Textes von einer italienischen Vorlage erkannt. Zweck dieser Untersuchung soll es sein, durch einen bis ins kleinste gehenden Vergleich der russ. Übs. mit ihrer Quelle, dem „Innamoramento di due fedelissimi amanti ..." des Angelo Albani Orvietano, zu erweisen, inwieweit die russ. Übs. ihr treu geblieben ist, und welche Rückschlüsse auf die Bildungsstufe des Übersetzers sich ihr entnehmen lassen. Ausgehend von Kaltenbachers Gruppierung der vorhandenen Fassungen des Romans, je nachdem sie als Überarbeitungen gelten können oder nicht, stellt Verf. fest, daß das in Frage stehende Original nicht zu den Überarbeitungen gehört hat. Im großen und ganzen hat sich der Russe an den ital. Text gehalten, mancher ital. Name ist verderbt, gelegentliche Kürzungen im Text sind nicht immer glücklich, ein Zusatz, der einzige von beträchtlicher Länge, verrät die Neigung des Übersetzers, mit historischen Bildungsbrocken zu

protzen, Kürzungen an wortreichen ital. Affektäußerungen dahingegen zeugen für guten Geschmack. Vermutlich hat der Übersetzer zu den jungen Leuten gehört, die Peter d. Gr. ins Ausland geschickt hatte zur Aneignung höherer Bildung, und es ist wahrscheinlich, daß er sich aus Italien den Roman mitgebracht hatte, um ihn daheim in Ruhe übersetzen zu können.

Emmy Haertel.

Th. Wiegand: Ivan Turgenev und die Skulpturen des Altars von Pergamon. — Zeitschrift für slavische Philologie, 9, 1932, 1/2, S. 70—77.

Drei Jahre vor seinem Tod hatte Turg. Gelegenheit gehabt, die damals eben erst nach Berlin gebrachten und nur provisorisch verstauten Skulpturenfragmente aus Pergamon zu betrachten, und in seiner Begeisterung über diese, von aller Schulmeinung über klassische Kunst himmelweit verschiedenen, Denkmäler an den Hrsg. des „Vestnik Europy" einen umfänglichen Brief mit der Bitte um Veröffentlichung im Vestnik geschrieben. Da dieser, für das feine Kunstverständnis T.s zeugende Brief weder in seinen gesammelten Werken, noch in dem gedruckten Briefwechsel aufgenommmen worden ist, erfolgt hier seine Veröffentlichung.

Emmy Haertel.

Pierre Pascal: La paysanne du nord de la Russie. — Revue des études slaves. 10 (1930), 3/4. S. 232—244.

Verf. beschreibt alle Einzelheiten des großruss. Bauernofens und die in ihm am häufigsten gekochten Gerichte, die Bedienung des Samovars und den Tee-Ersatz in Gestalt getrockneter Beeren für den russ. Tee, den es jetzt nicht einmal immer für den Städter gibt. Er folgt dem übrigen Tagewerk der Bäuerin, beschreibt die bei der Niederkunft beobachteten hygienischen Maßnahmen, ihre Arbeit im Felde und am Webstuhl. In ihren Händen ausschließlich liegt die Flachskultur und -Verwendung. Die Hausfrau sorgt für Reinlichkeit innerhalb der Hütte und für Reinhaltung der Wäsche. Es sei eine Legende, ihr den Vorwurf der russ. Unsauberkeit zu machen. Die Statistik zeigt, daß die Bäuerin mehr arbeitet als der Bauer. Kann von einer Ausbeutung ihrer Arbeitskraft gesprochen werden? Nein, denn die Früchte der vermehrten Arbeit bleiben ihr Eigentum, d. h. Ertrag und Verwendung der Milchwirtschaft und Textilarbeit. Ihre Arbeit im Felde geschieht indessen nach Anordnung des Mannes, doch der Gemüsegarten ist wieder ihre Domäne. Verf. bestreitet es, daß die Bäuerin gewohnheitsgemäß von ihrem Mann mißhandelt wird, oder es gar werden will. Manches on dit sei hier unrichtig und die Ratschläge im „Domostroi" hätten wohl nie der Wirklichkeit entsprochen. Die Hausfrau kann nach dem Tode des Mannes Chef der Familie werden und es bleiben bis zur Verheiratung des ältesten Sohnes. Sie war „maîtresse au foyer", um ein Wort Proudhons zu gebrauchen.

Die Revolution hat dem Gesetz nach die alten Traditionen umgeworfen, der Frau Rechte und Staatspflichten zuerkannt, die es aber nicht haben hindern können, daß die Lage der Bäuerin sich eher verschlechtert hat, allein durch den wirtschaftl. Verfall infolge des Kriegskommunismus, der ihr alle häuslichen Arbeiten noch erschwerte. Beide Eheleute erleiden durch die Ehe auf baldige Scheidung nur Nachteile, und die älter gewordene Komsomolka zieht es vor, nicht als bloß zeitweilige Bedienerin des Mannes zu gelten. — Der Aufsatz ist datiert Dez. 1929 und zieht die Folgen der zwangsweisen Kollektivierung nicht in sein Bereich.

Emmy Haertel.

Stepan Lubensky: L'Eurasisme. — Le Monde Slave, 8, 1931, Tome Ier, Nr. 1, S. 69—91.

Vert. nennt die eurasische Bewegung eine schöpferische Gegenbewegung des nationalen russ. Gewissens, hervorgerufen durch die Tatsache der

Revolution. Die Bewegung ist ihrem Wesen nach nach-revolutionär und nur aus der Revolution her zu verstehen.

I. Das politische und wirtschaftliche Programm.

Diese Bewegung erstrebt eine Einigung sämtlicher Völkergruppen der russ. Welt, deren politisches Leben, deren wirtschaftliche und kulturelle Tätigkeit sie in ein System bringen will. Sie möchte ganz Rußland (etwa im Umfang der jetzigen U.R.S.S.) umfassen, als eine geographische und historische Welt für sich, eben „Eurasien".

Verf. weist, in einem historischen Rückblick auf die Revolution, nach, daß sie tatsächlich viel Neues gebracht hat, und zwar nicht nur durch die Erschütterung der materiellen Grundlagen des Staates: sie hat auch eine geistige und moralische Erschütterung gebracht. Man kann von einer moralischen Befreiung des russ. Arbeiters sprechen. Aber neben dieser fehlt die wirtschaftliche Selbstbestimmung des einzelnen, die in den Sovetstaaten vernichtet ist. Und hier will die Bewegung versuchen, einen Ausweg zu finden. Sie will die zwei Faktoren: moralische Befreiung und wirtschaftliche Selbstbestimmung vereinigen und sieht darin den einzigen Ausweg aus der Revolution. Die Eurasisten erkennen die staatlichen Enteignungen an, abe nicht den absoluten Kommunismus. Denn durch diesen verliert das Individuum sein Selbstbestimmungsrecht, es hört auf, Individuum zu sein, es wird Instrument, mit dessen Hilfe der Staat oder die Gesellschaft ihre Pläne durchführen. Das wirtschaftliche System der Eurasisten will an Stelle der gewaltsamen Enteignung die planmäßige Wirtschaft setzen, d.h. eine verstaatlichte Wirtschaft, die eine legalisierte Privatwirtschaft unter staatlicher Aufsicht zuläßt. Die Feinde der Bewegung werfen ihr dieses als „Halb-Leninismus" vor, die Eurasisten selbst sehen in diesem System die Lösung der Frage, soweit sie überhaupt lösbar ist. Sie nennen ihr System die Synthese von Autonomie und Kommunismus und stellen die reine Privatwirtschaft als Antithese hin.

Die Eurasisten sehen in ihrem System ferner die einzige Möglichkeit, das Los des Bauern dem des Industriearbeiters anzugleichen; der Bauer ist bei dem gegenwärtigen System dem Arbeiter gegenüber im Nachteil, er ist als „Batrak" reiner Lohnarbeiter, ohne die Vorteile der Lebensbedingungen, die der Arbeiter hat. Der Bauer soll freier Bauer bleiben und dadurch für sein schwereres Leben entschädigt werden. Kolchos (Kollektiv-Bauernwirtschaft) und Sowchos (Verstaatlichte Landwirtschaft) sollen bestehen bleiben, aber daneben auch die freie Bauernwirtschaft, deren Organisation im Detail beschrieben wird. Aber auch in der Industrie soll es eine Privatwirtschaft geben, auch der Arbeiter soll die freie Wahl haben, ob er im Staatsbetrieb oder im Privatbetrieb arbeiten will. Die Versklavung des Individuums muß aufhören.

An der Spitze des von den Eurasisten geplanten Staates steht die sogenannte dirigierende Elite. (l'élite dirigeante.), die sich aus allen Bevölkerungsschichten zusammensetzt. Sie soll keine privilegierte Klasse bilden, eine strenge Disciplin halten und einer Kontroll-Kommission unterstellt sein. Neben ihr haben die Sovets, die frei gewählten Repräsentanten aller Professionen, die legislative und exekutive Gewalt. Die dirigierende Elite soll ungefähr das sein, was die Kommunistische Partei jetzt in den Sovetstaaten ist, auch übernehmen die Eurasisten sehr vieles aus deren Programm. Aber in einer Frage sind sie in Opposition: in der religiösen. Während die Kommunistische Partei einen offenen Kampf mit der Religion führt, ist die eurasische Bewegung eine religiös-fundamentierte Bewegung. Sie führt keinen Klassenkampf, sondern steht über ihm, sie sucht nach einer Vereinigung von Arbeiter, Bauer und Geistesarbeiter, sie nennt ihren Staat eine Ideokratie, sie ist nicht demokratisch, sondern demotisch (démotique). Das politische Programm der Eurasisten besteht in einer Umschmelzung der Kommunistischen Partei in eine Eurasistische: durch Evolution.

II. Die Wissenschaftlichen Ideen der Eurasisten.

Sie glauben an eine Regeneration der Kirche, die religionswissenschaftlichen Fragen gehören in ihr Gebiet. Sie glauben an die Kräfte des

Rechtsstaates, also beschäftigen sie sich mit Rechtsphilosophie. Sie glauben an den wirtschaftlichen Aufschwung des Staates. Das geschichtliche Werden der eurasischen Länder muß darum erforscht werden, da die eurasischen Länder ihre eigne Tradition haben.

Eurasien soll ein Staat werden, der sich selbst genügt, die Autarkie von Rußland-Eurasien ist das Ziel. Durch seine eigenartige geographische Lage ist das Land auf sich selbst und Binnenhandel angewiesen. Die Hegemonie des Ozeanhandels und Weltverkehrs muß überwunden werden.

Die Eurasisten müssen also ihre ganze Kraft auf das Studium der geographischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten konzentrieren. Pflanzen- und Tierwelt, Anthropologie, Linguistik und Geschichte müssen erforscht werden. Die Geschichte der großen Mongolenreiche muß erforscht werden, die Eurasisten protestieren gegen den Namen „Barbaren", den man den Mongolen beizulegen pflegt. Sie erstreben eine Gleichberechtigung aller Völker innerhalb Pan-Eurasiens, auch der ganz kleinen Völker. Die tiefe und gründliche Erforschung der eurasischen Frage kommt dann auch der übrigen Welt zugute, so kann sich der Nationalismus zum Universalismus erweitern.

Gertrud Glaeser-Bernewitz.

P. Savickij: L'Eurasie révélée par la linguistique. (En appendice: Les unions phonologiques de langues par R. Jakobson.) — Le Monde Slave, 8, 1931, Tome I er, Nr. 3, S. 364—378.

P. Savickij gibt hier eine Einführung zu einer Vorlesung, die der Sprachforscher R. Jakobson am 20. 12. 1930 in Prag über das Thema: „Les unions phonologiques de langues" gehalten hat. Unter „unions phonologiques" versteht Jakobson: „Des ensembles de langues dont les domaines géographiques sont contigus, et qui sont caractérisés par le fait, quelles présentent dans leur structure des ressemblances acquises."

R. Jakobson ist der Meinung, eine solche „union phonologique", eine Spracheinheit dieser Art für das Gebiet entdeckt zu haben, das mit dem Namen Eurasien bezeichnet wird. Rußland—Eurasien bildet geschichtlich und geographisch eine Welt für sich: nach den Forschungsergebnissen Jakobsons stellt es auch linguistisch eine Welt für sich dar.

Als Hauptmerkmal der eurasischen Spracheinheit stellt Jakobson das folgende einzigartige Phänomen hin: Innerhalb der eurasischen Spracheinheit finden sich Konsonnanten, die das „timbre" ändern, die hart oder weich ausgesprochen werden können. Je nach der Aussprache, ändert sich der Sinn des Wortes. So wird z. B. in dem Wort „gorka" = der kleine Berg, das r hart ausgesprochen, in dem Wort „gor'ka" = weibliche Adjektivform von bitter, wird das r mit weichem Nachlaut ausgesprochen, (mouillé) usw.

Dieses Phänomen findet sich bei allen eurasischen Völkern, von den Samojeden bis zu den Kara-Kirgisen und den russischen Dialekt-Inseln in den Karpathen. Die slavisch-mongolischen Völkerstämme, die sich europäisiert haben, kennen dieses Sprachphänomen dagegen nicht, z. B. die Ungarn und die Esten.

Alle die Sprachen, die Jakobson zu der eurasischen Sprach-Union zählt, haben eine gemeinsame Tendenz, ihre Entwicklung hat sich unter ähnlichen Umständen vollzogen. Ein Beweis mehr dafür, sagt der Verfasser, daß alle eurasischen Völkerschaften eine Völkergruppe mit gemeinsamer Entwicklungstendenz bilden.

Gertrud Glaeser-Bernewitz.

Ukraine

Miron Korduba: Der Ukraine Niedergang und Aufschwung. — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte, 6 (N. F. 2, 1932), 1, S. 36—60; 2, 193—230; 3, 358—385.

In Anlehnung an Bd. 8 u. 9 von Hruševskyjs „Istorija Ukrajiny-Rusy", deren Inhaltsangabe nach Bandteilen dem Aufsattz vorangestellt ist, gibt Verf.

eine fortlaufende Darstellung der geschichtl. Geschehnisse in der Ukraine, angefangen von dem Kurukover Vertrage von 1625 bis zum Tode Chmel'nyćkyjs. Kritik an Hr.s Werk oder Unterstreichung seiner Auffassung und Darstellung finden jeweils bereits im Text Raum, doch sind sie am Ende (von S. 377 an) noch einmal derart zusammengestellt, daß des letzteren eigene neue Gedanken und Gesichtspunkte als ein Ganzes sich dem Leser darbieten. Emmy Haertel.

Smal-Stockyj Stepan: Ševčenkova poema „Tarasova nič“. — Dzvony, Lviv, 1932, Nr. 5 str. 344—352.

Verf. gibt seine Interpretation des berühmten Werkes Ševčenkos und tritt auf das schärfste gegen die bisherige „historische“ Auffassung der Dichtung, die hauptsächlich von Efremov vertreten wird, auf. Verf. weist auf die historischen Anachronismen des Werkes hin, die Ševčenko als guter Kenner der Geschichte absichtlich zuließ, um desto deutlicher seine politischen Ideen auszudrücken, diese Ideen, die wie fast immer bei Ševčenko die politische Befreiung der Ukraine zum Ziele haben. Dem Aufrufe zum Befreiungskampfe — anstatt der bisherigen romantischen Schwärmerei für die eigene Geschichte — gesellte sich die bittere Ironie über den damaligen Zustand der ukrainischen Gesellschaft, die dem Begriffe der unabhängigen Ukraine noch nicht gewachsen war. Die Behauptungen sind durch zahlreiche Zitate aus Ševčenko begründet. Dr. M. Antonovyč.

D. Čyževśkyj: Ševčenko und David Strauss. — Zeitschrift für slavische Philologie, 8, 1931, 3/4, S. 368—387.

Č. sucht die Zwiespältigkeit in den religiösen Anschauungen Š.s zu lösen, d. h. seine Vorliebe für die Hl. Schrift und seine absprechenden Urteile über die orthodoxe Kirche und kirchliches Rituell überhaupt. Hierbei soll auch untersucht werden, ob Š. das „Leben Jesu“ von Str. gekannt hat. S. als durchaus anthropozentrisch eingestellt, bezog schlechthin alles: Geschichte, Kultur, Kunst auf den Menschen, es konnte nicht ausbleiben, daß er in diesem Lichte auch die Religion sah. Er geht hierin so weit, daß er in seinen Übersetzungen aus den Propheten „Israel“ durch die „Ukraine“ ersetzte. Dabei stand er orthodoxem kirchlichen Leben so fremd gegenüber, daß er im russ. Gottesdienst „etwas Tibetanisches und Japanisches“ sah. Sein Tagebuch enthält viel solcher vermeintlich „blasphemischen“ Stellen. Im Grunde legt Š. nur die kritische Sonde an alles kirchliche Leben und fragt: wo ist hier Christentum, wo die unmaterielle Idee des Guten? Er lehnt alle abstrakte Religion ab, ebenso wie die Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse der Gemeinde, d. h. kirchlichen Prunk, dabei ist er aber auch gegen naturwidrigen Asketismus. Es liegt nahe, daß solche Gedankengänge ihm den Protestantismus sympathisch werden lassen mußten, und hierin stand Š. nicht allein da unter seinen Landsleuten. Die Mitglieder der Kyrill-Methodius-Gesellschaft schätzten grundsätzlich den Protestantismus hoch. Hierdurch war der Grund dazu gegeben, daß Š. die Gedanken Strauß' über ein „säkularisiertes“ Leben Jesu in sich aufnahm. In der Anthropolisierung Christi war Feuerbach noch weiter gegangen. Aus einer ähnlich anthropozentrischen Einfühlung in die Evangelien ist Š.s „Maria“ entstanden. Doch läßt sich von Übereinstimmung mit Str. nur an zwei Stellen reden, einmal bei der Erzählung von Marias Teilnahme an der Predigt Jesu, und bei der Darstellung der Verkündigung, deren Einzelheiten hier mitgeteilt sind.

Gibt es keine unmittelbaren Zeugnisse dafür, daß Š. die Gedanken von Strauß kennen gelernt hat, so muß angenommen werden und ist mittelbar belegt, daß in der Umgebung Š.s Strauß gekannt und verehrt wurde. Das bezeugen Aussprüche der „Brüder“ aus der Kyr.-Meth. Gesellsch. vor dem Untersuchungsrichter. Außerdem kursierten im Kreise der „Brüder“ und der Kiever akadem. Gesellschaft Anekdoten über einen Studenten, der

seinen Professor hatte hinters Licht führen wollen, wobei die Thesen von Str. eine Rolle spielten. Auch die Beziehungen Š.s zu dem ihm während seiner Verbannung bekannt gewordenen poln. Dichter B. Zaleski lassen vermuten, daß Š. viel über Str. hören mußte, denn Z. war befreundet mit Sowa-Želigowski, in dessen Dichtung „Jordan" Strauß, Bauer und Feuerbach ironisch erwähnt sind. Schließlich ist bei dem Interesse Š.s für den Maler A. A. Ivanov, dessen Beziehungen zu Str. allbekannt waren, ganz sicher zu vermuten, daß Š. um Strauß' anthropoligisierende Ideen wußte. Emmy Haertel.

I. Rappaport: La vie intellectuelle de l'Ukraine. — Le Monde Slave, 8, 1931, Tome II, Nr. 1, S. 134—150.

Es handelt sich hier um die Besprechung des Werkes: Das geistige Leben der Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von V. Zaloziecky. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1930.

Zaloziecky, Universitätsprofessor in Berlin, hat hier, unterstützt durch die Mitarbeit von vorzüglichen Spezialisten, ein umfassendes Werk über das geschichtliche Werden der Ukraine veröffentlicht. Seine Mitarbeiter sind: Dorošenko, Mirčuk, Antonovič, Bileckij und Kuziela.

Das Buch gibt dem europäischen Publikum die Möglichkeit, sich über die kulturelle Entwicklung der Ukraine, deren interessantes Eigenleben nicht allzuvielen bekannt ist, aufs beste zu orientieren. Alle Gebiete des geistigen und kulturellen Lebens der Ukraine in Vergangenheit und Gegenwart sind unparteiisch und allgemein verständlich von Fachleuten geschildert. Alle Verfasser haben es sich zur Pflicht gemacht, nur als Wissenschaftler in strengster Objektivität zu schreiben — ihre politische Einstellung ist ausgeschaltet. Das Werk beginnt mit dem 9. Jahrhundert und schließt mit der Gegenwart.

Gertrud Glaeser-Bernewitz.

Čechoslovakei

Jar. Dřímal: Biskup Vilém s Kolína. — Časopis matice moravské, Bd. 55 (1931), S. 1—42.

Dieser Brünner Archidiakon und spätere Suffraganbischof zu Olmütz (1392—1482) besitzt für die katholischen Kreise Mährens in der Zeit der Husitenwirren eine bestimmende Bedeutung. Aus der Lebensgeschichte, die in der vorliegenden Arbeit geboten wird, muß herausgehoben werden, daß der Augustinermönch aus einem Kölner Geschlecht stammt, welches vor 1360 in Brünn eingewandert ist. Nach der Rückkehr aus Italien, wo er in der unmittelbaren Umgebung Papst Eugens tätig war, setzt sein entscheidendes Wirken, zum Teil in engster Zusammenarbeit mit Kapistran, in Mähren ein. Über die werktätige Förderung und den Ausbau aller katholischen Einrichtungen hinaus wirkt Wilhelm auch politisch bei der Organisierung des Widerstandes der katholischen königlichen Städte gegen Georg v. Poděbrad. In der Beilage werden zu dieser letztgenannten Angelegenheit Urkunden, gut kommentiert, veröffentlicht.

Oberdorffer.

V. Hrubý: Ke stykům Moravy s Vitemberkem v 16. století. — Časopis matice moravské, Bd. 55 (1931), S. 43—57.

Verf. gibt Ergänzungen zu dem Aufsatz von Th. Wotschke „Urkunden zur Reformationsgeschichte Böhmens und Mährens" im Jahrbuch des Ver. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen, 1929. Der sorgfältige Abdruck von 6 Urkunden bzw. Briefen gibt einen guten Einblick in die Verhältnisse in den 60-er Jahren des 16. Jht. — Sie entstammen dem Briefwechsel des Wittenbergischen Pfarrers Paul Eber mit mährischen Adeligen.

Oberdorffer.

Ant. Skarka: „Pikhartský netopýr“ Brosiova, „Ohlášení“ a jeho anonymní polemika. — Časopis matice moravské, Bd. 55 (1931), S. 58—74.

Ein Beitrag zur čechischen Streitschriftenliteratur des 16. Jhds. ist diese Behandlung jener einzigen bekannten persönlichen Erwiderung unter den Schriften des Wenzel Brosius. Brosius ist Jesuitenschüler und Freund des bedeutenderen Wenzel Sturm, blieb jedoch im allgemeinen ohne gegnerische Erwiderung bis auf den Fall, der zu der obengenannten Erwiderung führte. Aber auch hier handelt es sich, wie die vorliegende Arbeit mit Erfolg nachweist, um eine nur im keinen Umkreis verbreitete Polemik des Sixtus Palma mit dem Traktat „o příjmání svátosti děla...“ 1598 von Brosius.

Stilkritisch und inhaltlich werden die in Betracht kommenden Schriften analysiert. Oberdorffer.

Otakar Odložilík: Daniel Vetter a jeho cesta na Island. — Časopis matice moravské, Bd. 55 (1931), S. 73—94.

Der genaue Kenner der Geschichte der böhm. Brüdergemeinde gibt hier wesentliche Berichtigungen und Ergänzungen zur Geschichte der einzigartigen Reise der zwei Brüder Daniel Vetter und Johan Salmon im 16. Jht., die in polnischer, deutscher und čechischer Sprache veröffentlicht wurde. Zur Geschichte der Familie Vetter und der Brüdergemeinde enthält der Beitrag vielfache neuere Aufschlüsse. Oberdorffer.

O. Odložilík: Bratří na Slovensku. — Časopis matice moravské, Bd. 55 (1931), S. 329—370.

Jene Brudergemeinden, die sich durch ein halbes Jahrhundert in der Slovakei, nach dem Verlassen Böhmens und Mährens hielten, erhalten hier eine übersichtliche erste geschichtliche Schilderung. Die Darstellung stellt stets Verbindungen zu den Verhältnissen der „Brüder“ in der polnischen Verbannung her und enthält auch biographische Einzelheiten über einzelne bedeutendere Persönlichkeiten. Die schweren Verfolgungen seit 1660 haben darnach die Lebenskraft der Gemeinden geschwächt, das starke evangelische Leben der deutschen Städte aufsaugend gewirkt. Oberdorffer.

K. Bittner: J. A. Comenius und G. W. Leibniz. Teil 2. — Zeitschrift für slavische Philologie. 7 (1930), 1/2, S. 53—93.

III. Verf. will, nachdem nochmals die den beiden Philosophen gemeinsamen Ideen skizziert worden sind, den möglicherweise erkennbaren Beziehungen zueinander nachforschen, freilich nicht nach der veralteten Methode der Parallelenjagd. Die früher vielfach angenommene Kette: Comenius, Leibniz, Herder, Goethe hält B. für sehr anfechtbar. Er versucht, den Tatsachen auf den Grund zu kommen, die für die persönlichen Beziehungen L.s zu Com. sprechen könnten und zitiert Stellen aus Briefen und Werken L.s, die seine Stellungnahme zu den Gedanken C.s beleuchten. Es ist zu erkennen, daß L.s Interesse für Com. von seinen Jugendjahren an bis zum Tode C.s sich steigert, dann aber langsam verebbt. Die Schätzung für ihn ging allgemein nach seinem Tode zurück und verwandelte sich vielfach in Mißachtung. So viele verwandte Züge in Weltanschauung und Strebungen beider Philosophen zu ersehen sind, wird doch eine Beeinflussung des jüngeren durch den älteren nicht anzunehmen sein, wie sie im Kreise um die „Monatshefte der Comenius-Gesellschaft“ gern angenommen wird. B. sichtet noch einmal die hervortretendsten Gemeinsamkeiten in Denken und Streben der beiden, und zwar unter dem Gesichtspunkt, ob diese Gemeinsamkeiten auf dem Wege der „Beeinflussung“ gedeutet werden können, was er verneint. Die pansophischen Strebungen z. B. verlaufen bei beiden ganz entgegengesetzt, bei C-s letzten Endes einem weltflüchtig-mystischen Ziel entgegen, bei L-z, ausgehend von den Gesetzen der Logik und Mathematik, mit dem Zielpunkt: Entschleierung der Geheimnisse des Alls zu

Gottes Ruhm. Für C-s soll die Wissenschaft nur Dienerin und Führerin zu Gott sein, bei L-z wird Eindringen in alle Zweige der Wissenschaft gefordert, woraus sich die Verherrlichung Gottes als notwendige Folge ergibt. Die mystischen Neigungen charakterisieren auch andere Strebungen des Comenius im Gegensatz zu Leibniz. Emmy Haertel.

Jan Uher: Komenského Praxis pietatis. — Časopis matice moravské, Bd. 55 (1931), S. 371—417.

Eine quellen- und ideenkritische Untersuchung. Die zahlreichen textvergleichenden Einzelheiten stellen diesen Beitrag zur Geschichte der literarischen Tätigkeit der Brüdergemeinde im poln. Lissa den philologischen Untersuchungen näher als den geistesgeschichtlichen. Die Abhängigkeit von Bayly, und damit dem englischen puritanischen Ideenkreis wird verfolgt, die weitgehende sachliche Übereinstimmung betont. Eine reiche bibliographische Zusammenstellung der Drucke von Baylys Practice of piety und Komenskýs Schrift ist anhangsweise beigegeben. Oberdorffer.

Volf, Josef: Spor o soudní pravomoc nad nekatolíky (Der Streit um die gerichtliche Macht über die Nichtkatholiken). — Časopis Národního Musea, Roč. 105, 1931, S. 87—100, 253—262.

Ant. Gindely hat sich in einem älteren Aufsatz „Die Prozessierung der Häretiker in Böhmen unter Kaiser Karl VI." mit dem Kompetenzstreit befaßt, der 1721 zwischen dem Prager Erzbischof und dem Appellationsgericht um das Recht, die Ketzer zu verhören und zu verurteilen, zum Ausbruch gekommen war. Nach seiner Auffassung standen der kath. Kirche bisher weitgehende Machtbefugnisse zu, die erst durch die Verordnung Karls VI. aus d. J. 1716, die das Recht der kath. Missionäre, Ketzer selbst zu verhaften, einschränkte, bedeutend verringert wurden. Dem gegenüber stellt Volf fest, daß dieser Streit eine lange Vorgeschichte hat, die Gindely nicht kannte. Schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. kam es zu ähnlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Konsistorium und dem Appellationsgericht und anläßlich eines Ketzerprozesses aus d. J. 1689 gab Kaiser Leopold I. selbst der weltlichen Macht die Anregung, die Untersuchung in die Hand zu nehmen. Der Konflikt wurde damals friedlich beigelegt, aber schon in den Jahren 1701—1703 flammte der Streit wieder auf, um dann 1721—1726 zu einem offenen Zwist zu führen. Der Streit, in dem der Erzbischof unterlag, ist deshalb von Interesse, weil er zeigt, wie sich der Staat am Anfang des 18. Jahrh. die Gerichtshoheit über seine Untertanen immer mehr aneignet und die Kirche aus ihren Stellungen verdrängt. Heinrich Jilek.

Josef Macůrek: Čechové v polském vojsku v Podněstří v letech 1531—1538. — Časopis matice moravské, Bd. 55 (1931) S. 313—328.

Eine kriegsgeschichtlich anregende Zusammenstellung auf Grund reicher Bestände an Söldnerlisten des Hauptstaatsarchives in Warschau. Die kriegerischen Ereignisse im unteren Dnjester-Gebiete werden kurz gekennzeichnet und die Söldnernamen, die auf Herkunft aus Böhmen, Mähren oder der Slovakei hindeuten, abgedruckt. Oberdorffer.

Jan Opočenský: Francie a rakouští Slované v letech osmdesátých*) (Frankreich und die österreichischen Slaven in den 80 er Jahren). — „Slov. Přehled", XXIV, 1932, S. 193—206, 263—276, 334—348.

Das 1887 während der Boulanger-Krise ans Ruder gekommene Ministerium Rouvier-Flourens hat zwar den offenen Konflikt mit Deutschland

*) In einem Teil der Titel steht versehentlich „devadesátých".

in der Schnäbele-Affäre liquidiert, aber andererseits auch neue Wege angebahnt, aut denen die deutschen außenpolitischen Interessen indirekt getroffen werden konnten. In jener Zeit der werdenden russischen Allianz wächst in Frankreich das Interesse für alles Slavische. Zwei Politiker aus dem Kreise Jules Ferrys, der frühere Gesandte Albert Lefaivre und der junge Journalist Blachon, faßten den Plan, die österr.-ung. Monarchie durch eine große publizistische Kampagne für die Slaven und Rumänen und gegen die Magyaren von innen auszuhöhlen. Lefaivre war schon von früher her mit F. L. Rieger gut bekannt, eine weitere nicht unwichtige Verbindung nach Prag war für ihn die Freundschaft mit dem Maler Soběslav Pinkas. Die vorliegende Arbeit ist größtenteils auf dem Briefwechsel zwischen Lefaivre, Blachon und Pinkas sowie auf den Briefen F. L. Riegers und seiner Tochter Marie Červinková-Riegrová (mit den Heidlerschen Ergänzungen), endlich auf Akten des Informationsbureaus des Wiener Außenministeriums aufgebaut.

Erste Sondierungen in Frankreich belehrten Lefaivre und Blachon darüber, daß man keineswegs von allen politischen Seiten her Unterstützung bei der geplanten antimagyarischen Aktion zu erwarten habe. Auch die anschließende, sehr eingehende und vielfach persönliche Fühlungnahme mit čech. Kreisen brachte nach verheißungsvollen Anfängen deutlich die Begrenztheit der Möglichkeiten zutage, die namentlich durch Antagonismus und Rivalität zwischen den an dem Plan interessierten Altčechen (hier sind namentlich Rieger und seine Tochter, auf deren Mitwirkung großer Wert gelegt wurde, zu nennen) und den Jungčechen (Julius Grégr, Soběslav Pinkas) bedingt waren. Blachon mußte winklige Argumente Pinkas' gegen die Mitarbeit von Riegers Tochter mit ebenso winkligen Gegenargumenten widerlegen. Andererseits mußte er Pinkas die von diesem empfohlene Mitarbeit eines gewissen Badaire ausreden, weil dieser bestimmte Konkurrenzbestrebungen verfolgte und seine Illoyalität zu fürchten war. Aber auch ein unvergleichlich Höherstehender distanzierte sich, angeblich wegen schlechter Erfahrungen, wie Blachon jedoch vermutet, aus einem gewissen Ressentiment gegen Verletzer seines vermeintlichen geistigen Monopols: es war Louis Leger. Ernest Denis hatte wiederum grundsätzliche Bedenken, da ihm eine absolute Magyarenfeindlichkeit unklug und ungerecht schien. Zu all diesen in der Sache und den damit zusammenhängenden Personen begründeten Schwierigkeiten kamen für die werdende Zeitschrift, welche den Titel „L'Autriche slave et roumaine“ erhielt, sehr beträchtliche technischer Art hinzu. Die zur Verfügung stehenden Mittel einschließlich einer Subvention des französischen Außenministeriums waren denkbar bescheiden. Zahlende Abonnenten fanden sich auch bei den interessierten slavischen Nationen nur in verschwindendem Maße, die Postzustellung stieß auf Hindernisse, nicht einmal die Beschaffung von Pressematerial u. dgl. im Austauschwege ging glatt von statten. Als das Außenministerium nun gar noch im April 1888 der erst wenige Monate alten Zeitschrift die Subvention entzog, ging diese einem raschen Ende entgegen. So besteht ihre größte Bedeutung für die Geschichte wohl in der um sie geführten Korrespondenz. Man erhält interessante Einblicke namentlich in den bereits erwähnten Gegensatz zwischen Alt- und Jungčechen, nicht zuletzt auf dem Gebiete der außenpolitischen Fragen. Die Jungčechen rütteln schon zu jener Zeit mit aller Gewalt am deutschen Bündnis und befehden Rieger, der damals noch der prominenteste Sprecher der Nation war, wegen dessen ängstlicher Haltung, die gerade bei den sichtbarsten Gelegenheiten einer entschiedenen Stellungnahme aus dem Wege ging. Leopold Silberstein.

Ettore Lo Gatto: T. G. Masaryk e le letterature slave. — Rivista di letterature slave. Anno 5 (1930), 2. S. 73—88.

Lo Gatto charakterisiert, ehe er in großen Zügen Masaryks Stellung zu den einzelnen slavischen Problemen bespricht, den Grundzug seines philosophischen Denkens. M. selbst hat vor kurzem seine Denkungsart mit

zwei verschiedenen Worten bezeichnet: Rationalismus und Realismus. Verf. möchte ergänzend sagen: gemäßigten Rationalismus und kritischen Realismus. M. stellt immer an die Literatur die Anforderung des sozialen Interesses. Lo G. berührt M.'s Stellung zum Faustproblem, seine Ablehnung von Zolas Realismus, die besondere Schätzung der englischen Romanliteratur. In der čechischen Literatur hat er das Eindringen des Tolstojschen Einflusses sehr begrüßt, er sah in dem westeuropäischen Grundsatz vom l'art pour l'art eine große Gefahr für die einheimische Literatur. Die hohe Meinung von der moralischen Würde seiner Nation hat ihn zu dem bekannten Kampf um die Aufdeckung der Fälschungen Hankas bewogen. Lo G. schildert die Phasen des Herganges. M.'s kritisches Bestreben im Rahmen der neueren čechischen Literatur hat ihn den großen russ. Kritikern der sechziger Jahre angenähert. Unter den Polen hat Mickievicz M.'s besondere Schätzung genossen. Sein Hauptinteresse gehörte aber Dostoevskij, er hat bewiesen, daß die Kenntnis D.'s aufs engste verbunden ist mit der Kenntnis der ganzen russ. Literatur und des russischen Gedankens überhaupt. D. hat stark auf Masaryk gewirkt, obgleich dort ein destruktiver, hier ein konstruktiver Geist vorherrscht. In einer Unterhaltung mit Čapek hat M. gesagt, daß Dostoevskij ihn auch negativ anzog, indem er ihn zwang, sich gegen die russische Meinung dem Anarchismus gegenüber kampfbereit zu halten, den D. trotz seiner Rückkehr zur Orthodoxie doch nicht überwunden hatte. Über die Berührungspunkte zwischen M. und D. hat der čechische Kritiker und Historiker Horák sich geäußert.

Emmy Haertel.

Antonín Frinta: Čeští předchůdci Slovanského Přehledu. — Ostatní české orgány slovanské vzájemnosti. (Die čech. Vorgänger des Slov. Přehled. — Die übrigen čech. Organe der slav. Wechselseitigkeit.) — „Slov. Přehled", XXIV, 1932, S. 1—7, 84—91, 143—152; S. 214—220, 277—287, 348—358.

Seit 1848 wurden von Čechen 66 Zeitschriften und 45 Bücherserien (knihovny, sbírky) gegründet, welche der Kultur anderer slav. Nationen und der Pflege der slav. Wechselseitigkeit dienstbar sein sollten. Es ist dies absolut und relativ die höchste slav. Aktivität unter allen slav. Einzelnationen. Vieles ist nach kurzer Existenz wieder eingegangen, und gerade dieser schwerer erreichbaren, weniger beachteten Periodica Absicht, Leiter und Schicksale sind im vorliegenden Katalog, dem ersten vollständigen dieser Art, besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Die Angaben sind für jede Zeitschrift getrennt, gleichnamige (z. B. „Slavie", „Slovan", „Slovanský Obzor") nicht etwa unter einem Stichwort behandelt. Auch Zeitschriften, die nur auf einem begrenzten Einzelgebiet der slav. Wechselseitigkeit zu dienen geeignet sind, sind berücksichtigt. Bemerkenswert ist Fehlen des slovakischen Einschlages trotz des starken Interesses der Slovaken für die Wechselseitigkeit, nicht unbeachtlich der Anteil der amerikanischen Čechen. Die alten Zeitschriften fallen oft durch čechisch-russische Doppelsprachigkeit oder lateinisch-cyrillische Zweischriftigkeit auf.

Leopold Silberstein.

K. Viskovatyj: Istoričeskij element v staročešskoj pěsně o bitvě pod Varnoj 1444 r. — Slavia, 10, 1931, 4, S. 754—768.

Unter der čech. Dichtung des 15. Jhs. gibt es ein Lied auf die Schlacht von Varna. Ihr Verf. muß, obgleich irrigerweise im Text anstatt 1444 das Jahr 1334 überliefert ist, die Einzelheiten der Schlacht gewußt und vielleicht sie selbst mitgemacht haben. Waren doch der Aufforderung Władysławs zum Zuge gegen die Türken mehr Čechen gefolgt, als aus allen anderen christl. Völkern zusammengenommen. Man kann in dem Dichter einen Krieger aus der Schaar der Kreuzträger vermuten, die sich während der Schlacht im rechten Flügel befanden. Es hat sich eine Nachricht erhalten, daß sich eine Abteilung Čecheo-Slovaken im Heere W.s befunden

hat. Verf. vergleicht die Einzelheiten der Dichtung mit dem geschichtlich Überlieferten. Aus dem Nichterwähnen des tapferen Hunyadi in dem Gedicht, möchte Verf. schließen, daß der Dichter zum Gefolge des čech. Heerführers Geskra gehört hat, zwischen dem und den Ungarn große Feindschaft bestand. Emmy Haertel.

Władysław Bobek: Geneza Balbinowej „Obrony". — Slavia, 10, 1931, 4, S. 742—753.

Boguslav Balbins „Obrona" ist eine so ungewöhnliche Erscheinung in der čech. Literatur des 17. Jh. u. hat in der Entwicklung dieser Literatur eine so beträchtliche Rolle gespielt, daß sie ein eingehendes Studium verdient. Ihre Entstehungsgeschichte ist aber immer noch dunkel. Die „Obrona" ist der beste Ausdruck des Patriotismus B.s, hier zeigte er sich noch ungleich vertiefter als in den „Diva Wartensis". Aber auch da wird schon von der Überflutung Böhmens durch Fremde gesprochen, u. man wird nicht vermuten dürfen, daß dieser Gedanke einer Anregung von Pešin zu danken gewesen wäre. In „Diva . ." klingt, was Balbin von dem deutschen Zustrom spricht, von dem Völkergemisch wie im alten Rom, erkünstelt, er sagte nicht offen, wie er denkt, u. schon da blickt Besorgnis hindurch. Deutlicher ist das zu erkennen in „Diva Montis Sancti", wo er der Liebe der Habsburger für die Čechen nicht traut. So haben Befürchtungen u. Sorgen um die Heimat B. erfüllt, nur nach seiner Ausweisung fand er den Mut der Verzweiflung, davon offen zu sprechen. Emmy Haertel.

Jílek, V.: Několik příspěvků k literární činnosti Boh. Tablice (Boh. Tablics literarische Tätigkeit). — Listy filologické, Roč. 59, 1932 S. 41—48, 144—157.

Pražák, A.: K stykům Dobrovského se Slovenskem (Dobrovskýs Beziehungen zur Slovakei). — Bratislava 3, 1929, 665—694.

Bohuslav Tablic, slovakischer Dichter und Literarhistoriker um die Wende des 18. zum 19. Jahrh., Aufklärer und Patriot, dabei ein kenntnisreicher, fleißiger und gewissenhafter Arbeiter, dem nur das dichterische Ingenium fehlte, hat sicher nicht erwartet, daß er bei der Nachwelt gerade als Biograph und Bibliograph weiterleben würde. In der Tat sind aber seine „Paměti česko-slovenských básnířův, aneb veršovcův", aus denen schon die Zeitgenossen eifrig schöpften, wegen der dort aufgehäuften biographischen Materialien noch für den modernen Forscher von Bedeutung. Allerdings liegt der Wert des Werkes auch nur in der zuverlässigen Verzeichnung des Stoffes, die Methode, der sich der Autor bediente, ist die damals übliche bio-bibliographische, ist also in keiner Weise bahnbrechend gewesen. Tablic hatte nicht wenig Beziehungen zur damaligen gelehrten Welt: Jungmann, dem die Paměti, ganz abgesehen von ihrem Wert als Materialsammlung, die Anregung zu seiner Literaturgeschichte gaben, war sein begeisterter Verehrer und mit Dobrovský führte er einen regen Briefwechsel, den Pražák in dem oben erwähnten Aufsatz ausführlich beschreibt. Pražák beleuchtet hier von neuem Dobrovskýs Verhältnis zum slovakischen Volk und seiner Kultur. Der Hauptteil der Studie ist seinen Beziehungen zu den slovakischen Gelehrten, außer dem schon genannten Tablic besonders zu Štěpán Leška und Jiří Palkovič, gewidmet. Heinrich Jilek.

Jirát, V.: Hudebnost Máchova rýmu (Das musikalische Element in Máchas Reimen). — Časopis pro moderní filologii, Roč. 18, 1932, S. 24—34, 147—157.

Gestützt auf heimische Tradition und auf die Theorien der russ. Formalisten, trat Mukařovský vor einigen Jahren an die Aufgabe heran, Máchas Werk von der ästhetischen Seite her zu beleuchten. Daß das Problem trotzdem nicht restlos gelöst ist, beweist Jiráts Studie, die Máchas

Reim auf seinen musikalischen Gehalt untersucht und Mukařovskýs Arbeit in mancher Hinsicht ergänzt. Mácha legt wie Hlaváček und Březina den größten Wert auf die Musikalität des Reimes. Verf. versucht nun die mannigfachen Bedingungen für das Zustandekommen dieser musikalischen Wirkung aufzuspüren. Auf dem Gebiete der Reimtechnik ist der größte čech. Romantiker nicht eigentlich schöpferisch gewesen, solche Reime, wie sie bei ihm zu finden sind, bauten auch schon seine Vorgänger und nur hinsichtlich der einsilbigen Reime hat er einen schon bestehenden Brauch weiter ausgebildet. Man kann auch nicht sagen, daß seine Reime sehr mannigfaltig wären, es lassen sich vielmehr immer wieder dieselben Schemata bemerken. Also nicht in seinen Neuerungen liegt Máchas Bedeutung, wohl aber in der einzigartigen, systematisch durchgeführten Harmonie der Laute, welche die Musikalität des Reimes bedingt. Heinrich Jilek.

Šimák, Jos. V.: Příspěvek k listáři Jos. Kaj. Tyla (Ein Beitrag zum Briefwechsel J. K. Tyls). — Časopis Národního Musea, Roč. 105, 1931, S. 262—293.

Šimák veröffentlicht hier dreißig bisher unbekannte Briefe von Tyl, die sich z. T. in Privatbesitz befinden, und versieht sie mit ausführlichen Anmerkungen. Es sind Briefe an A. V. Šembera, an den Verleger Pospíšil und sonstige Freunde und Bekannte, die Tyls schriftstellerische und Theaterangelegenheiten, vor allem aber seine ewigen Geldsorgen zum Gegenstand haben. Ohne viel Neues zu bringen, ergänzen sie doch das bisher bekannte Material. Heinrich Jilek.

Mikula, Karel: Druhý Nerudův pramen Písní kosmických (Die zweite Quelle zu Nerudas kosmischen Liedern). — Časopis Národního Musea, Roč. 105, 1931, S. 100—122, 293—313.

Als Hauptquelle der „Kosmické Písně" galt bisher das Buch des deutschen Philosophen Du Prel „Der Kampf ums Dasein am Himmel", dessen Einwirkung auf Nerudas Werk Jakubec seinerzeit eingehend untersucht hat (Naše doba 1923). Mikula entdeckt nun eine zweite Quelle in der in Nerudas Bibliothek vorhandenen populären Schrift des Astronomen M. W. Meyer „Selbstbiographisches vom Himmel" (Leipzig 1877), deren Gedankengänge eine weitgehende Übereinstimmung mit zahlreichen Motiven der kosmischen Lieder aufweisen. Es besteht freilich die Möglichkeit — Mikula faßt sie übrigens auch selbst ins Auge —, daß noch andere populäre Publikationen dieser Art eingewirkt haben können, insofern es sich um allgemein gangbare Anschauungen handelt. Aber selbst wenn man diese ausschaltet, bleiben noch Motive übrig, die für die Betrachtungsweise Meyers charakteristisch sind. So ist es sicher kein Zufall, wenn Meyer und Neruda erklären, die Astronomen hätten ein besonderes „Ellenmaß", der Neptun sei von der Sonne beispielsweise dreißig solcher Ellen entfernt. Daß Neruda gerade an diesem sonst wenig bedeutenden Buche Gefallen fand, lag offenbar an der idyllischen Betrachtungsweise des Verfassers, der die mathematischen Gesetzmäßigkeiten am Sternenhimmel mit Vorliebe nach Art der menschlichen Beziehungen erklärte, was Nerudas eigener Veranlagung sehr entgegenkam. Du Prel und Meyer stimmen in ihren Anschauungen nicht immer überein. Es ist interessant zu sehen, wie sich Neruda in solchen Fällen, wenn ihn seine Gewährsmänner im Stich lassen, aus ihren Theorien eine dritte, eigene zurecht macht, die dann freilich in der Luft hängt. Auch dadurch wird Jakubecs Behauptung, Nerudas astronomische Kenntnisse seien nicht bedeutend gewesen, bestätigt. Mikula kommt zu dem Ergebnis, Neruda sei von den deutschen Gelehrten so abhängig, daß man in gewissem Sinne von schöpferischem Epigonentum sprechen könne. Von einem Plagiat — Jakubec hatte diese Frage aufgeworfen — könne freilich keine Rede sein, aber immerhin seien die Werke Du Prels und Meyers für den čech. Dichter nicht nur „Quellen", sondern auch „Vorlagen" gewesen. Heinrich Jilek.

Wolfango Giusti: Fraňá Šramek. — Rivista di letterature slave. Anno 5 (1930), 1. S. 1—21.

Die Behauptung V. Vančuras, daß die junge Generation Šramek viel zu verdanken habe, findet G. durch die Tatsache bestätigt, daß von Wolker an bis zu den Modernsten hin sein Einfluß zu spüren ist. G. geht diesen Zusammenhängen in formal-stilistischer Beziehung nach. Einen auffallend großen Raum nehmen bei Šr. Motive jugendlicher Erotik ein, ein sehr feines Eindringen in die Psyche des Pubertätsalters, wohl dadurch zu verstehen, daß in Šr. selbst typisch kindliche Elemente zu finden sind. Im Abschnitt „Wedekindismo" entwickelt G. seine Ideen darüber, inwieweit gerade das Motiv der jugendlichen Erotik ein „mitteleuropäisches" genannt werden kann, jedenfalls fällt hierbei Wedekind und Glaeser, speziell für Deutschland, eine große Rolle zu. Unverkennbar klingt bei Šr. immer wieder eine pessimistische, melancholische Note an, daneben aber wieder eine, durch keinerlei ideenhaften „Überbau" bestimmte und belastete naive Freude an der Natur, ein heidnisches Naturgenießen, ohne Anklänge oder unbewußtes Anlehnen an ältere literarische Vorbilder in der čech. Dichtung, wo man am meisten das antike Modell herausmerken kann, oder eine Opposition gegen Kirchliches. Die dichterisch behandelte Materie ist bei Šr. bis in ihre tiefsten Wurzeln von Leben beseelt. Daneben zeigen manche Texte freilich unverkennbar, daß sich Šr. von der Materie beherrschen läßt, wenn ihm z. B. nächtliches Dunkel die Abhängigkeit von Materie und eigenen Sinnen naheführt. Šr. ist eine unpolitische Natur gewesen, unberührt von dem Wunsch nach einer nationalen oder sozialen Revolution. G. hält es für einen Irrtum der Kritik, wenn in der Čechei wie im Ausland häufig die Meinung laut geworden ist, seine Jugendwerke verrieten einen revolutionär-anarchischen Geist. Die Art und Weise, wie die Kriegszeit sich bei Šr. spiegelt, zeigt deutlich den nicht kollektiv mitgerissenen, ganz individuellen Standpunkt, z. B. in „Žasnoucí Vojak". G. macht hierbei auf den Unterschied in der Kriegs- und Nachkriegsliteratur Deutschlands und der Čechei aufmerksam. Man hat bei Šr. die berühmte „slavische Seele" sehen wollen. Worin besteht sie eigentlich? Den Italienern ist sie ein Synonym für „russische Seele", man stellt sich darunter etwas exotisch Verträumtes, Antilogisches, Antirationalistisches und Unpraktisches vor. Die Čechen sind sich bewußt, daß ihre Psyche von der russischen sehr verschieden ist, sie sprechen aber auch von einer „slavischen Seele". Man versteht darunter die verschiedensten unklaren, und besonders in politischer Hinsicht sehr unklaren Begriffe. Von russischen Einflüssen ist bei Šr. wenig zu finden, die ihn interessierenden psychologischen Probleme sind kein Monopol der Russen oder der Slaven. Auffallend ist aber, daß bei ihm jeder Anklang das transzendentale Problem fehlt, jede Diskussion über Gott, Unsterblichkeit der Seele usw. G. streift noch die Fragen nach Einfluß von Zola und Spuren von Impressionismus bei Šr.

Emmy Haertel.

Wolfango Giusti: Un prosatore cèco contemporaneo, Vladislav Vančura. — Rivista di letterature slave. 5 (1930), 4. S. 253—263.

Es war der čech. Kritik nicht entgangen, daß die Proletariertypen V.'s in keiner Weise heldenhaft auffrisiert sind, sondern immer im Durchschnittlichen stecken bleiben und nicht frei von Fehlern sind. Das trifft auch auf eine der besten Erzählungen V.'s „Bäcker Marhoul" zu. In diesem Buch sind psycholog. Feinheiten von der Art Dostoevskijs, Atmosphäre und Menschen sind typisch čechisch, aber ohne irgendwelche folkloristische Marke, die man heutzutage als Infantilismus ansehen müßte. Ein Vančura ureigentümlicher Humor und eine Art der Wortschöpfung, die nichts von Purismus an sich hat und dabei doch die čech. Sprache außerordentlich bereichert, sind ihm eigen. Ebenso gediegen wie Bäcker Marhoul in seinen Backgrundsätzen ist die künstlerische Arbeit V.'s, jedes Haschen nach Bluff liegt ihm fern. Für die čech. Literatur, die Jahrzehnte hindurch immer anderen Literaturen nachgehinkt ist, kann man die Bedeutung V.'s gar nicht hoch genug anschlagen. Emmy Haertel.

W o l f a n g o G i u s t i : Martino Kukučin e la cultura slovacca del suo tempo. — Rivista di letterature slave. Anno 5 (1930), 2. S. 89—100.

Ilja Erenburg hat K. den slovakischen Gogol genannt, und er hat damit insoweit recht, als K. tatsächlich der einzige slovakische Prosaiker ist, der neben den großen russ. Schriftstellern des 19. Jahrh. genannt werden kann. G. gibt ein anschauliches Bild von der Geschlossenheit und dem geistigen Abstand der Slovaken gegenüber den Čechen. Die Slovakei hat, seiner Meinung nach, drei Gesichter: Bratislava mit dem Vortrupp der modernen und teils internationalen Intelligenz, die „Intelligenz" der Provinz, katholisch oder protestantisch, mit ihrer gemeinsamen Abwehr gegen alles, was nach Modernität schmeckt, und die primitive Landbevölkerung und ihr spontanes Folklore. Der naive Panslavismus der Slovaken, für den slavisch und slovakisch (slovenský und slovanský) gleichbedeutend war, wandelte sich sehr bald zum Panrussismus, sie lehnten den „faulen" Westen ab und schworen auf das jugendfrische Rußland, in dem es keine ernsten Reibungen zwischen Car und Volk ergab. G. zitiert einschlägige Aussprüche von Štur und seinen Nachfolgern. Wenn diese Slovaken die Tatsache störte, daß eine ihnen genehme Persönlichkeit deutsch war, dann machten sie aus ihr einen Nachkommen der alten Sorben oder Polaben, nach dem Muster Kollars. Auf dem Grunde dieser donquichottesken Megalomanie erkennt man erst die Bedeutung Kukučins. G. schildert seinen bewegten Lebenslauf und weist auf den rein menschlichen Charakter seiner Heldin hin, z. B. auf den verwachsenen Gänsehirten in „Neprebudený", der mit Korolenkos „Slepoj musykant" verglichen werden kann. In „Dom v strani" mit der Schilderung des Landvolkes in Dalmatien wird man an Holečeks Erzählungen aus dem südlichen Böhmen erinnert, Kukučin überragt ihn aber durch die größere Modernität der Auffassung. Insgesamt genommen sind Kukučins Werke jedoch ungleich an Wert. Emmy H a e r t e l.

J a n B. Č a p e k : Dva básnici osamělé větve. — Časopis matice moravské, Bd. 55 (1931), S. 169—185.

J a n P e l i š e k, gest. 1916, und J o s e f B a š e - A n t o n o v i c z e, gest. 1894, die als die bedeutendsten Dichter der čechisch-evangelischen Kreise gelten, werden in leichtem Vergleich biographisch behandelt. „Die feurige Säule" P. und der „Pilger durch die Täler der Welt" B. werden auch in ihrer künstlerischen Kraft gewertet, die Einflüsse der deutschen Literatur gekennzeichnet. Bei dem erstgenannten ist es im wesentlichsten Gerok, bei dem zweiten Gellert. O b e r d o r f f e r.

A r t u r o C r o n i a : Petr Bezruč. — Rivista di letterature slave. 5 (1931), 6. S. 443—458.

Um zu zeigen, wie wenig das schlesische Land, das bei B. zum Hauptmotiv werden sollte, vor ihm in der čech. Literatur beachtet worden ist, holt Cr. weit aus, er gibt auch, unter Nennung zahlreicher Quellen, ein Bild von den Bedrängnissen der čech. Landesbewohner unter dem Druck von Deutschtum und immer mehr zunehmendem Polentum. Da riefen zwei Gedichte (Februarnr. des „Čas" 1899, Prag) die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Not dieser Stammesbrüder. Es waren „Den Palackého" und „Škaredy zjev". Ihnen folgten andere und das öffentl. Interesse wuchs, man wollte erfahren, wer sich unter dem Pseudonym Bezruč verberge. Die Versuche des „Čas", die bisher erschienenen Gedichte in Buchform herauszugeben, scheitern an der Hartnäckigkeit des Dichters, der keinen Wert darauf legt, zur offiziellen Literatur gerechnet zu werden, bis endlich 1903 eine besondere Schles. Nummer der Zs. erscheint, der etwas später eine um 10 Lieder vermehrte Neuaufl. folgt. Daß ihr Dichter derselbe ist, von dem 1899 einige Prosaaufsätzchen und Humoristisches in den Heftchen

des „Švanda Dudak“ erschienen war, ist selbst heutzutage noch nicht allen Kritikern des B. bekannt. Verf. verfolgt die weiteren Schicksale B.'s und seiner Dichtungen, die Literatur über ihn, unter Berücksichtigung aller über ihn in der Presse auftauchenden Nachrichten, der Übersetzungen der Lieder und ihrer Vertonungen, auch der graphischen Versuche, zu denen sie angeregt haben, und erwähnt schließlich, daß er, um zu erfahren, warum B. sich dieses Pseudonym gewählt, sich brieflich an ihn gewandt hat, worauf er erfahren, daß in Frideck in Österreich. Schlesien, wo B. lange gelebt, eine Familie dieses Namens wohnhaft war, nach der er sich genannt. Bedeuten solle das Wort „ohne Hand“. Emmy Haertel.

Arturo Cronia: Petr Bezruč. — Rivista di letterature slave, 6, 1931; 5, S. 279—306; 6, S. 343—412.

Forts. u. Schl. II. B.s Individualität ist viel umstritten worden. Cr. empfindet grade das stark Individuelle in jedem einzelnen seiner Gedichte, mehr aber zeugen dafür vielleicht noch seine äußerst eigenartigen Werturteile über fast alle Erscheinungen der Umwelt und über geschichtliche Persönlichkeiten. Seine echt mährische Schwermut trägt zu dieser individuellen Note bei. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft: es ist für ihn alles gleich grau, das Glück anderer erhöht bloß noch das eigene Leid, andererseits aber überträgt B. den eigenen Pessimismus auf die nationale Kollektivität, die seinem Herzen einzig nahe steht: die Čechen in Schlesien. Er sieht für sie keinen Aufstieg, fragt nicht nach den Gründen ihres Niedergangs, sondern konstantiert bloß ihren baldigen Untergang. Eine solche Natur muß misanthropisch werden und die Gesellschaft fliehen. Um so stärker schließt B. sich an die Natur, sie ist seine Vertraute, und er sucht ihre Einsamkeit auf. Und doch wird B. nie einer sterilen Sentimentalität verfallen, sein Pessimismus hat auch seine positiven Seiten gehabt. Es ist eine Tatsache, daß seine Gedichte dazu beigetragen haben, die Gemüter seiner Landsleute wach zu rütteln. Und grade der Umstand, daß die revolutionären Ausbrüche bei B. frei bleiben von Einseitigkeit der Ideen und Gefühle und ihre eigene persönliche Note nicht verleugnen, hat dazu beigetragen, ihre Wirkung zu steigern.

Immer wieder klingt bei B. das nationale Motiv an, es ist aber nicht national im Sinne eines Kollar oder Čech, man könnte vielmehr von Regionalismus sprechen, denn B. ist und bleibt „Šlonzak“, dem gern etwas Separatistisches anhaftet. Daher auch B.s unvoreingenommene Beurteilung des Prager Zentralismus und des keineswegs demokratischen čechischen Bürokratismus der Nachkriegszeit. Auch im sozialen Empfinden bleibt B. regional, soziale Weltinteressen berühren ihn nicht, aber stets gleich und für alle erbittern ihn soziale Ungerechtigkeit und Härte. — Eine ganz eigene Note wird in B.s Dichtungen durch blitzartig auftauchende erotische Anwandlungen getragen. — Das religiöse Problem tritt bei B. so gut wie ganz zurück. Für ihn gibt es keinen Gott, weil er nicht vom Himmel herabgekommen ist, um seinem armen Schlesiervolk zu helfen, ja, in seiner Verbitterung wird der Dichter aggressiv gegen Gott, sieht in ihm den Feind und erklärt sich offen als Nachkomme des Teufels.

Cr. vervollständigt das Bild, welches er von B. entwirft, noch durch Beobachtung einer Menge Einzelheiten, seiner großen Selbstbescheidung, seiner Liebe für die Blumen, für alle Naturstimmen usw., immer unter Hinweis auf die Belegstellen aus seinen Werken. Schließlich betrachtet er diese letzteren nach ihrer chronologischen Folge und kommt, in Übereinstimmung mit anderen Kritikern, zu dem Schluß, daß B.s beste Schaffensperiode in die Jahre 1899—1903 fällt. Auch den Spuren seiner literarischen Vorbilder geht er nach, unter denen K. H. Borovský, Macha und Machar genannt werden. Eine ausgesprochene Vorliebe hat B. für Heine gehabt und er ist durch manche seiner Dichtungen beeinflußt worden.

Emmy Haertel.

Polen

Max Vasmer: Wikingerspuren bei den Westslaven. — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte, 6 (N. F. 2, 1932), 1, S. 1 bis 16.

In K. Strassers 1928 erschienenen „Wikinger und Normannen“ war verwunderlichserweise auf der Karte der Wikingerzüge zwischen Elbe und westl. Düna eine leere Stelle geblieben, was bei ihrer Ausbreitung nach weit im Norden und Osten gelegenen Orten um so mehr auffallen mußte, denn sie hätten dann die ihnen zunächst gelegene Küste an der Ostsee aus unbekannten Gründen vermieden. Dank den Forschungen Kossinnas und La Baume's ist es nun festgestellt, daß sich archäolog. Wikingerspuren in Schleswig-Holstein, bei Hamburg in Mecklenburg und in der Prov. Brandenburg gefunden haben. Zahlenmäßig stärker aber werden solche Funde nachgewiesen aus dem Brahe-Gebiet bei Bromberg, was erklärlich, da es dem Flußsystem der Weichsel nahe liegt, und nach der Verteilung dieser und anderweitiger Funde ist zu erkennen, daß sie nicht von Osten nach Polen gekommen sein können, sondern längs den Flußläufen der Weichsel u. Oder. Sprachwissenschaftl. Forschungen haben erwiesen, daß im Lande der Obodriten u. Wagrier im 10. u. 11. Jh. nordische Fürsten geherrscht haben (hier die Personennamen Sederich, Uto, Anattrog). Für slavistische Interessen fällt bei diesen Forschungen am meisten ins Gewicht, daß Ekbloms „Waräger im Weichselgebiet“ Licht gebracht haben in die skandinav. Herkunft vieler On. in Polen. Verf. verweilt besonders bei der Deutung der Namen des Gopłosees und der alten Benennung des Jezioro Pakoskie: Trląg. Dazu kommen nordische Eigennamen in großpoln. Adelsgeschlechtern, die z. T. zur Bildung von On. auch in Schlesien, geführt haben. So sind die Duninowie als skandinavischer Herkunft anzusehen (dunin = Däne), einer der ältesten Mitglieder der Adelsfamilie der Łabędzie hatte den aus dem anord. olptr = Schwan entstandenen Namen Oltt., die Awdańce sollen von einem Audon abstammen, und dieser Name kommt von anord. audr = Reichtum, wozu es stimmt, daß in dieser Familie häufig der Name Skarbek od. Skarbimir vorkommt. Eine Untersuchung der nord. Lehnwörter im Polnischen, die bisher noch nicht in Angriff genommen ist, würde sicherlich weitere Beweise erbringen für Wikingerspuren im alten Polen. Emmy Haertel.

Kurt Völker: Die Gewissensfreiheit der Hörigen nach der Warschauer Konföderation vom 28. Januar 1573. — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte, 6 (N. F. 2, 1932), 2, S. 161—177.

Eine Textstelle aus der Warschauer Konföderation hat bisher die Klärung der Frage, wie weit die Machtbefugnisse der poln. Grundherren ihren Hörigen gegenüber in bezug auf Glaubenssachen gingen, in der Schwebe gehalten. Man hat darum gestritten, ob in dem Nachsatz „... będzie wolno i teraz każdemu panu poddanego swego nieposłusznego tam in spiritualibus quam in saecularibus podług rozumienia swego skarać“ zu ergänzen ist „bonis“ oder „rebus“. Möglich wäre das eine wie das andere, es scheint Verf. aber weniger wichtig diese Frage zu lösen, da sie in keinem Falle aufhellen würde, in welchem Abhängigkeitsverhältnis der Hörige wirklich in konfessioneller Hinsicht stehen sollte, dahingegen will er das „tam in spiritualibus quam in saecularibus“ mit „nieposłusznego“ verbinden, wodurch der Schwerpunkt auf Klärung des Begriffes „Ungehorsam“ fällt, ob damit inoboedientia activa oder passiva gemeint war. Da die Warsch. Konföder. dem Zweck gedient hat, in Polen ähnliche Bauernrevolten zu verhindern, wie sie in Deutschland im Gefolge der Reformation ausgebrochen waren, war es wichtig gewesen, Bestimmungen darüber zu treffen, ob der Grundherr, der seit 1518 unbestritten Eigentumsrecht über seine Bauern hatte und in saecularibus ihr Herr war, nun auch ein Strafrecht in geistlichen Verfehlungen haben sollte, was er bis dahin nie gehabt. Wenn die

Grundherren damals sich gegenseitig Schutz zusichern wollten, dann hätte die Möglichkeit, daß ihre Untertanen rebellierten, den Zweck der Konföderation zunichte gemacht.

Daß es „lose und vagante Leute", d. h. flüchtige Hintersassen und ausgesprochen „rebellische und ungehorsame" Bauern gegeben, beweisen Klagen u. Maßnahmen aus jener Zeit. Es mußte also ein Riegel vorgeschoben werden, daß in Polen die Bauern „sub praetextu religionis" nicht abwandern oder sonst rebellisch werden konnten, so war es von der größten Wichtigkeit, daß grade der Ungehorsam in spiritualibus besonders unterstrichen wurde. Es kam also nun zu dem Recht der Herren, in weltlichen Dingen absoluten Gehorsam zu folgen, auch das Recht hinzu, jede Auflehnung infolge kirchlicher Maßnahmen zu unterbinden.

Die Urkunde der Föderation schweigt über die kirchl. Zugehörigkeit der Hintersassen, obgleich sie doch sichtlich dem Augsburgischen Religionsfrieden (1555) nachgebildet ist. Vielleicht hat man absichtlich die Berührung dieses Punktes vermieden, um das Recht der Auswanderung „um des Glaubens willen" nicht erst in Diskussion zu stellen. Problematisch war die Gewissensfreiheit der Hörigen nur da, wo die Grundherren zum Protestantismus übergetreten waren und das Recht besaßen, in ihrem Bereich „mit dem römischen Kirchenwesen als einer antichristl. Einrichtung aufzuräumen", die kathol. Geistlichen abzusetzen u. durch Pastoren zu ersetzen, wodurch der Grundsatz: cuius regio, eius religio" anerkannt war. In den poln. Synodalberichten kommt deutlich zum Ausdruck, daß auf die Hörigen ein ein Druck ausgeübt werden solle, um sie dem wahren Glauben zuzuführen, die Auswanderung, im Falle konfessioneller Zwiespältigkeit, wird aber nicht berührt. Wie die Verhältnisse in der Praxis lagen, versucht V. aus zeitgenössischen Berichten, aus der Stellung führender Protestanten einerseits und der einer so temperamentvoll für den Katholizismus kämpfenden Persönlichkeit, wie Skarga andererseits, klar zu legen, und abschließend lautet sein Urteil dahin, daß bei dem protestant. Adel in Polen wohl das Prinzip der zwangsweisen Bekehrung der Hörigen herrschte, daß aber andererseits bei ihm das Verständnis für deren Gewissensfreiheit vorhanden war. Die in Anwendung gekommenen Mittel waren verschieden, je nachdem die Grundherren sich um das religiöse Leben ihrer Hörigen kümmerten oder nicht. Die Bauernfrage blieb, allgemein genommen, ungelöst. Der Adel hielt den Hörigen für zu minderwertig, als daß er ihm seine eigene religiöse Überzeugung hätte nahe bringen wollen. Die Volksmassen blieben der neuen Glaubenswelt im allgemeinen fern, und das erklärt, nach Meinung V.s, den schnellen Niedergang der Reformation in Polen. Emmy Haertel.

Edward Kosibowicz: Zapomniany misjonarz polski. (Ein vergessener polnischer Missionär.) — Przegląd Powszechny, Bd. 181 (1929), S. 148—172.

Der Artikel Kosibowiczs lenkt die Aufmerksamkeit auf eine ungemein anziehende Gestalt, die den Helden manchen erlebten Romanes gebildet hat. Leider schöpft der Verfasser nur aus einer unkritisch benutzten, im übrigen recht zuverlässigen Quelle, einer lithographierten Biographie Pfisters. Wenigstens für die Zeit, in der unser Missionar in China wirkte. Bis zu jenem Augenblick weiß Kosibowicz manche neue Einzelheit zu berichten. Mikołaj Smogulewski, ein Sohn angesehener, reicher und gelehrter Eltern, stammte aus der Gegend von Bromberg. Nach Studien in Freiburg i. Br. und später in Rom widmete er sich der standesgemäßen politischen Laufbahn. Doch es drängte ihn, seiner Berufung zu folgen, und so trat er sechsundzwanzigjährig in den Jesuitenorden. Neuerliche theologische und mathematisch-naturwissenschaftliche Studien in Krakau und Rom; dann tritt am portugiesischen Hof abhalten kann, die Fahrt nach dem fernen Osten der Missionar, den keine Lockung mit Ehren am polnischen und später an. Aus Java berichtet er in einem von Kosibowicz nach dem Brüsseler Original in polnischer Übersetzung mitgeteilten Brief von den Beschwerden

der Reise und den Wirren, die seine Hinkunft nach China verzögern. 1646 finden wir ihn indes zu Nanking, das eben von den Mandžu erobert worden war, hernach in der Provinz Fu-Kien. Die neuen Herren Chinas ließen bald ihr Mißtrauen gegen die von den Ming begünstigten Jesuiten fahren. Als des berühmten P. Ricci Nachfolger P. Adam Schall vom Mandžu-Kaiser Še-Tsu (nicht Szi-Tsu, wie Kos. schreibt) in seinen Würden als Hofastronom bestätigt worden war, vermittelte er die Berufung seines Ordensbruders Smogulewski nach Peking. Der wollte indes nicht am chinesischen Hof verweilen und kehrte, da ihm Missionstätigkeit in der Mandžurei verwehrt wurde, nach dem Süden zurück. In Kanton trat er mit dem Hof des letzten Ming-Gegenkaisers Jong-Li in Berührung. Kosibowicz bezweifelt ganz zu Unrecht und mit einer kaum entschuldbaren Unkenntnis der chinesischen Geschichte jener Zeit die Existenz eines „angeblichen Kaisers Jonglie", dessen Sohn Konstantin er überflüssigerweise mit dem siamesischen Abenteurer Konstantin in Konnex bringt. In Wirklichkeit handelt es sich um den Prätendenten Jong-Li, dessen Frau unter dem Namen Anna und dessen Sohn als Konstantin von dem Jesuiten-Pater Köffler (nicht Koffler, wie Kos. meint) getauft worden waren. Der Mandarin, dessen Namen Kosibowicz nicht zu erraten vermag, ist der gefeierte General K'iu-Še-Sö, der in der Taufe den Namen Thomas empfangen hatte. Smogolewski starb auf dem Rückweg von der Insel Hai-Nan nach Kanton, im Jahre 1656. Es wäre interessant, die eigentliche Rolle des polnischen Jesuiten an der Hand chinesischer und sonstiger vorhandener Quellen zu beleuchten. Kosibowicz rührt nur an das Thema. In Wirklichkeit scheint Smogulewski im Kampf der Mandžu und Ming einige Bedeutung erlangt zu haben. Seine Absage an den Pekinger Hof gewinnt so ganz anderes Aussehen. Auch die Gesandtschaft von Jong-Li an Papst Innocenz X., die im Jahre 1650 nach Rom kam, dürfte mit Smogulewskis Wirksamkeit nicht ohne Zusammenhang sein.

Otto Forst-Battaglia.

Manfred Laubert: Beiträge zur Verschwörung der Kosyniery in Posen und Polen. — Zeitschrift für osteuropäische Geschichte, 6 (N. F. 2, 1932), 3, S. 321—357.

In Schiemanns „Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I." ist die noch wenig aufgehellte Verschwörung der Kosyniery (Sensenmänner) in manchem irrig und naturgemäß unter Hervorhebung der das Kgr. Polen betreffenden Tatsachen dargestellt. Verf. gibt hier unter Berufung auf eigene Studien und Vorarbeiteneine umfassende Schilderung der seit den ersten Warschauer Entdeckungen v. J. 1824 einsetzenden Versuche, der Haupträdelsführer auch auf preußischem Boden habhaft zu werden, unter denen, wie schon Schiemann bemerkt, General v. Umiński, eine hervorragende Rolle gespielt hat. Als im Posenschen Begüterter unterstand v. U. der preuß. Gerichtsbarkeit, und Großfürst Konstantin hatte, nach den in Warschau gemachten Entdeckungen, eine Berichterstattung an Friedrich Wilhelm III. in die Wege geleitet, der seitens der preuß. Behörden vergebliche Versuche zur Überführung des Verdächtigen folgten, bis nach dem Dekabristenaufstand sich das Dunkel um die ganze geheime Verbindung und ihre Rädelsführer zu lichten begann. Nach Verhaftung der Hauptschuldigen wurden die Prozesse teils im Kgr. Polen, teils an preuß. Gerichtshöfen geführt, wobei das bemerkenswerte Ergebnis herauskam, daß der Warschauer Senat zu einer sehr milden Urteilsfindung kam, während die preuß. Gerichte schärfere Strafen verhängt hatten. Im Verlauf der ganzen Affäre hat es sich erwiesen, daß Umiński keineswegs der politische Märtyrer gewesen ist, für den er sich ausgab, weder politisch noch im privaten Leben kann er Anspruch auf besondere Hochschätzung erheben. Die gerichtliche Untersuchung hat gezeigt, daß die Kosyniery im Posenschen nur eine untergeordnete Rolle gespielt haben, ihr Hauptagitationsgebiet war Russisch-Polen, von wo nach Posen nur schwache Ausstrahlungen gedrungen sind.

Emmy Haertel.

Władysław Hordyński (Krakau): Die deutsche Musik und der Novemberaufstand in Polen. — Germanoslavica Bd. I, 1931/32, H. 1, S. 130—133.

Als ein Zeichen der zur Zeit des Novemberaufstandes 1830/31 in Deutschland verbreiteten Sympathie für die Polen wird auf die zahlreichen musikalischen Editionen, die damals in Deutschland erschienen, hingewiesen. Es sind Werke polnischer und auch deutscher Komponisten, oft mit einem ursprünglich deutschen oder aus dem Polnischen übersetzten Gesangstext. Aus dem Bestande der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau werden eine große Zahl solcher Musikstücke angeführt. E. Hanisch.

Stanisław Estreicher: Walka z partyjnictwem. (Der Kampf mit der Parteienwirtschaft.) — Przegląd Współczesny, Bd. 30 S. 3—19.

Adam Krzyżanowski: Dziesięć lat niepodległości. (Zehn Jahre Unabhängigkeit.) — ibid. Bd. 27 (1928), S. 3—28, 224—245.

Eugenjusz Romer: Rzut oka na Polskę współczesną. (Ein Blick auf das zeitgenössische Polen.) — ibid. S. 29—41.

Jan Urban: Dziesięciolecie niepodległości. (Ein Jahrzehnt Unabhängigkeit.) — Przegląd Powszechny, Bd. 180 (1928), S. 137—145.

Krzyżanowski sieht die innere Geschichte Polens in dem ersten Jahrzehnt der wiedererrungenen Unabhängigkeit als die des hier auf einem ursprünglich feindlichen Boden sich vollziehende des „Etatismus", der als Vermächtnis der Teilungszeit und des Krieges sich eingenistet hat und von den politischen Ereignissen gefördert wurde. Die Herrschaft der ehemaligen Revolutionäre, die sich vorwiegend aus dem Intelligenzproletariat rekrutierten, mochten sie nun der P. P. S. angehören oder deren zu Piłsudski übergetretenen Absplitterungen, oder endlich in den Kreisen der N. D., der Ch. D. eine Rolle spielen, bedeutete zugleich ein Bekenntnis zum Staat und seiner besonders aufs Wirtschaftliche sich erstreckenden Allgewalt, und eine Absage an den westlichen Liberalismus. Krzyżanowski warnt freilich davor, den Bogen zu überspannen. Von seiner eigenen Domäne des Ökonomischen ausgehend, fordert Krzyżanowski, übrigens ein Bewunderer und Anhänger des Marschalls Piłsudski, dazu auf, den Kräften der Selbstverwaltung und der privaten Initiative jenen Raum zu lassen, der zur gedeihlichen Entfaltung unerläßlich ist. Ein durch die Erfüllung dieser Erwartung bedingter Optimismus für Polens wirtschaftlichen Aufstieg hat sich inzwischen, wie die Landesausstellung in Posen zeigte, als gerechtfertigt gezeigt. Romer sucht diesen Optimismus durch ein gut ausgewähltes Zahlenmaterial in dem hier erwähnten Vortrag zu bestärken, der vor italienischen Gästen in Zakopane abgehalten wurde. P. Urbans S. J. Betrachtungen betreffen ein ganz anderes Gebiet als das des Materiellen. Er spricht von Polens Mission, eine Hüterin der westlichen christlichen Zivilisation zu sein, im Inneren den nationalen Minderheiten ein Heim zu bieten und den Parteihader zu verbannen. Die schönen Ausführungen des bedeutenden katholischen Publizisten wissen banale Wahrheiten mit edlerem Gehalt zu erfüllen und sie können sowohl von jedem guten Polen als auch von jedem, der Polen nicht mit blinder Gehässigkeit gegenübertritt, unterschrieben werden.

In seiner Ablehnung des Parteiwesens und der Parteiherrschaft begegnet sich P. Urban mit Professor Estreicher, der, ohne im allgemeinen ein Verdammungsurteil über das Parteiensystem abzugeben, für Polen und seine besonderen Verhältnisse dieses scharf zurückweist. Estreicher erörtert sachlich kühl die Lösungsmöglichkeiten, um dem Parteiwesen zu entgehen. Er verwirft den strengen Antiparlamentarismus und die reine Ständekammer,

spricht zugunsten einer Stärkung der Präsidentengewalt, für gesetzliche Beschränkungen des Kortesch- und Cliquenwesens, für die Einfügung eines begrenzten ständischen Elements in die Legislative. Den augenblicklichen Stand. wo dem herrschenden System der „Jedynka", der B. B., eine nur in ihrem Haß gegen die Regierung einige Opposition von vier Gruppen: Endecja, P. P. S., Kommunisten, Nationalitäten gegenübersteht, hält Estreicher mit Recht für gefährlich. Otto Forst-Battaglia.

Giovanni Maver: Carattere patriottico e tendenze universali della letteratura polacca. — Rivista di letterature slave. Anno 5 (1930), 1. S. 22—37.

Maver, seit Winter 1929/30 Ordinarius für Slavistik in Rom, hat mit diesem Vortrag seine Antrittsvorlesung gehalten, daher dessen informativer Charakter und Fehlen der Bezugnahme auf Bibliographie und kritische Literatur. Es handelt sich für M. darum, zu untersuchen, ob der von Żeromski, wie auch vor ihm von anderen polnischen Schriftstellern aufgestellte Satz, daß die polnische Literatur, infolge ihrer restlos auf patriotische Ideen eingestellten Natur — es war zu Eingang auf das Vorhandensein patriotischer Momente sogar in so tendenzfreien Zyklen von Gedichten wie Kasprowicz' „Biblia pauperum" und Mickiewicz' Sonetten aus der Krim hingewiesen worden — für das übrige Europa unzugänglich und auch nicht für Europa geschrieben sei, zutreffend ist. M. bestreitet die Gültigkeit dieser Behauptung und sucht den Nachweis zu führen, daß diesem polnischen Patriotismus immer wieder universelle Züge anhaften, und daß es Momente in ihm gibt, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Polens im Rahmen einer höheren Harmonie zeigen und transzendentalen Wert besitzen.

Emmy Haertel.

Otokar Fischer: K české kritice wallenrodství. (Zur čechischen Kritik des Wallenrodismus.) — „Slov. Přehled", XXIII, 1931, S. 401—410.

„Tyś niewolnik, jedyna broń niewolników jest zdrada": dieser in vielen Ausgaben des „Konrad Wallenrod" ausgelassene Vers hat für mehrere Generationen des čech. Geisteslebens das Hauptproblem und den Hauptsinn von Mickiewicz' Poem beschlossen. Nur sein erster Übersetzer, Václav Štulc, war zu sehr von Fragen des Versbaues absorbiert, um noch Sinn für die gedanklichen Fragen aufzubringen. Der erste, der aufs tiefste und anhaltendste vom Problem des Verrates als eines erlaubten nationalen Kampfmittels ergriffen wurde, war Antal Stašek. In seiner Verserzählung „Z doby táborů" hat er schließlich (1883) offen nach einem „čechischen Wallenrod" gerufen, später ist er allerdings, wie er noch wenige Monate vor seinem im höchsten Alter erfolgten Tode (1931) bekannt hat, auf die Frage nicht mehr zurückgekommen. Wachsendes Interesse am Wallenrodismus wurde durch eine Neuübersetzung J. V. Sládeks und durch ein Übersetzungsprojekt Jaroslav Golls bewiesen. Aber es meldet sich auch der Protest: in indirekter Weise in den „Písně otroka" Sv. Čechs, die nur zur Gewalt, nicht zur Hinterlist aufrufen, direkt und ausführlich aber in Masaryks Schrift „Karel Havlíček" (1896). Hier arbeitet Masaryk Havlíčeks Forderung nach Öffentlichkeit und Offenheit des politischen Lebens gerade in starkem Gegensatz zu der vom Wallenrodismus empfohlenen Hinterlist heraus. Und noch in der „Světová revoluce" heißt es: „wallenrodství je vyháněním d'ábla belzebubem", obgleich doch nicht bestritten werden kann, daß in manchen Versen des „Wallenrod" auch das Verhalten der čechoslovakischen Legionen wie poetisch vorweggenommen erscheint. Ganz anderer Meinung war schon damals und ist noch heute J. S. Machar. Als i. J. 1897 der ukrainische Dichter Ivan Franko in der Wiener Zschr. „Die Zeit" ein Pamphlet gegen den „Dichter des Verrates" Mickiewicz veröffentlichte, antwortete Machar sofort aufs entschiedenste im „Čas" mit dem Argument, daß auch Schiller und Hebbel den Verrat poetisch verherrlicht

hätten. Dem Helden eines seiner Feuilletons hat Machar absichtlich den aus dem „Wallenrod“ entlehnten Namen Halban beigelegt. Für diese, auch im Kriege festgehaltene Einstellung hat ihm ein anderer nationaler Dichter, Alois Jirásek, ausdrücklich gedankt. Auch Viktor Dyk verfocht ähnliche Bestrebungen, dagegen hat Josef Holeček in seiner 1920 erschienenen „Národní moudrost“ den Wallenrodismus heftig angegriffen, wohl aus einer primären Russophilie und Polenfeindlichkeit heraus. Weniger prinzipiell, mehr vom Konkreten her, hat auch Ladislav K. Hofman, ein Schüler von Goll und Masaryk, dem „Wallenrod“ beizukommen gesucht: er sieht in ihm in erster Linie die Frucht von Mickiewicz’ russischen Erfahrungen.

Leopold Silberstein.

K. Puškarevič: Ein Brief von E. Orzeszkowa an Saltykov-Ščedrin. — Zeitschrift für slavische Philologie, 8, 1931, 3/4, S. 433—436.

Da das ganze Leben der E. O. im westlichen Rußland verlief, wo nach Unterdrückung des Aufstandes von 1863 die russ. Regierung Polen gegenüber sehr scharf vorging, konnte sie nur von Haß gegen den russ. Sieger erfüllt sein, doch verstand sie es, das geistige Rußland nach Gebühr zu schätzen und ergrift die Gelegenheit, in einem hier abgedruckten Brief an Saltykov-Šč. das zum Ausdruck zu bringen.. Diese Gelegenheit bot sich ihr, als Saltykov in seinem Artikel über die Judenfrage „Jul’skoe vejanie“ in den Oteč. Zapiski v. J. 1882, voller Anerkennung der, zwei Jahre früher in demselben Journal veröffentlichten, Judennovelle der Orzeszkowa „Silny Samson‘ gedachte und sie allen empfahl, die sich über das Anziehende im Leben der unterdrückten jüdischen Bevölkerung unterrichten wollten.

Emmy Haertel.

Nelly Nucci: Sui rapporti fra Sienkiewicz e le fonti storiche. — Rivista di letterature slave. 5 (1930), 4. S. 274—294.

Das Talent des S., Menschen der Vergangenheit in seinen histor. Romanen so aufleben zu lassen, daß „in ihren Pupillen das Licht glänzt“. ist doch nicht nur das eines phantastischen Romanciers gewesen, sondern in ihm ist Historiker und Psychologe mindestens in gleichem Anteil zu suchen. S. hat selbst (Przegląd Polski. Jg. 23, Bd. 93, 1889) über die Beziehungen gesprochen, die zwischen Geschichte und Phantasie bestehen können und sollen. Er hält die Theorie, nach welcher es unmöglich sein soll, Menschen vergangener Zeiten mit der für sie charakteristischen Psychologie zu rekonstruieren, für falsch. Der Dichter muß von einer geschichtl. Basis ausgehen und dann die Lücken des Überlieferten füllen, denn da das Blut der Vorfahren in unseren Adern fließt, muß auch in unserem Unterbewußtsein etwas von ihrer Mentalität zurückgeblieben sein, das dazu verhelfen kann, uns in frühere geschichtl. Perioden zurückzuversetzen.

Die geschichtl. Quellen, von denen S. für seine Trilogie ausgehen konnte, werden genannt und Einzeluntersuchungen sollen zeigen, inwieweit S. diese Quellen verwertet hat und wo bei ihm die eigene Phantasie zu gestalten begann.

Das Hauptgewicht fällt hierbei auf Leben und Charakter des Janusz Radziwiłł, wobei ersichtlich wird, daß S. sich an der Hand von Briefen R.’s selbst (veröffentl. bei Kotłubaj, Michałowski und Kwiatkowski) ein Urteil über ihn gebildet haben muß. Das von S. gezeichnete Bild des Fürsten als eines sein Leben lang von ehrgeizigen Familienplänen besessenen Mannes steht im Einklang mit Berichten über ihn in sämtlichen in Betracht kommenden Quellen. S. hat diesen imperialistischen Familienzug auch an anderen Radziwiłłs studiert. — In Janusz nimmt dieses Machtgelüst aber Züge an, die zugleich das noblesse oblige der Adelskaste ausdrücken, hier wollte der Dichter also die Charakteristik des wahren Ari-

stokraten geben. Ohne diesen veredelnden Zug kommt der bloße Adelsdünkel in Bogusław zur Darstellung, wobei auch gleich die Rivalität zwischen Szlachta und Hochadel angedeutet werden soll. Das kann S. den geschichtl. Quellen nicht entnommen haben, wenigstens nicht in bezug auf die Radziwiłłs, aber wohl konnte er es der gesamten Geschichte seines Landes entnehmen.

Im weiteren zeigt Verf., wie sich S. zu den Quellen verhielt bei Charakteristik des Kmicic und seiner Beziehungen zu Janusz. Ein besonderes Kapitel im Lebensbild des Janusz R. war seine Stellung zur Religion, er als Kalvinist hatte eine fromme Katholikin geheiratet, die umsonst versucht hatte ihn zu bekehren und nach kurzer Ehe starb. Verf. wundert sich, daß S. dieser ganzen Episode nicht Erwähnung tut, obgleich grade die Sterbeszene des Fürsten dazu Anlaß hätte geben können. — In der Liebesaffäre des Kosaken Iwan Bohun mit Elena in „Ogniem i mieczem", deren histor. Quellen keine Erwähnung tun, wird wahrscheinlich eine von Anton J. Rolle in „Nowe opowiadania historyczne" (Lwów 1878) überlieferte Geschichte ähnlicher Art für S. den Anlaß gegeben haben. Ganz abweichend vom historisch Überlieferten hat S. das Ende des Bohun geschildert, er hat seinen Lebensabend nicht auf dem Lande verbracht, sondern ist von einem Kriegsrat in Novgorod Seversk zum Tode verurteilt worden. — Unter den Frauengestalten der Trilogie, denen keine besonders wichtige Rolle zufällt, ist geschichtlich die Gemahlin des Wołodyiowski, die aber in Wahrheit bei der Eheschließung nicht das ideale junge Mädchen war, sondern Witwe von drei Männern und schließlich noch zum fünftenmal heiratete.

Emmy Haertel.

Pierre Deffontaines et Mieczysław Woźnowski: La vie pastorale dans la Czarnohora. — Revue des études slaves. 10 (1930), 3/4. S. 221—231.

Das Hirtenleben der poln. Czarnohora ist noch so gut wie unbeachtet geblieben, obgleich die physikalischen Verhältnisse der dortigen Höhenzüge dazu die besten Voraussetzungen bieten, vor allem die Kette von Kozmieśka-Maryszewka, die von den Huculs bewohnt wird. Es sind vier verschiedene Hirtenregionen zu unterscheiden.

I. Das Gebiet von Żabie, das sich bis über 1350 m erhebt. Dort steht der einzelnen „Połonina" der „deputat" vor, der aber nicht Eigentümer der Weideplätze ist. Das Hirtenleben konzentriert sich um die Hütte, die „staja". Verf. beschreibt deren Anlage und die umgebenden Ställe, gibt tabellarische Übersicht über ihre Lage nach Höhe und Himmelsrichtung. Żabie hatte bis zum Weltkrieg, wo die Frontlinie bis dorthin verlegt wurde und die stai zerstört wurden, einen ganz altertümlichen Typ des Hirtenlebens erhalten. Jetzt fängt das Gebiet an, sich mehr u. mehr zu modernisieren. — Hryniawa, ein tiefer gelegenes Gebiet. Hier gibt es außer den stai die mit Öfen versehenen „Zimarki". Verf. unterscheidet drei verschiedene Arten der Hirtenwanderzüge. — Mikuliczyn, das am tiefsten gelegene Gebiet der Czarnohora bis höchstens 1100 m. Die Weideplätze sind hier keine natürlichen, sondern dem Walde abgerungen. Die Orte, welche ihr Vieh dorthin zur Weide schicken, liegen nicht weitab. — Osław — Jasienów mit halblandwirtschaftl. Charakter. In der Bodenbewirtschaftet tritt hier ein neuer Typ auf: die „Hromadzkie tołoki" d. h. Gemeindebesitz an Weideplätzen, die auf einige Jahre an Private abgegeben werden, deren Hütten noch primitiver sind, als die der höheren Zonen. Es sind die „szałasz", oft kaum groß genug, daß ein Mensch sich darin aufhalten kann. Woher stammt das Hirtenleben der Huculs? Der auffallende Reichtum ihres Wortschatzes an rumänischen Worten und ihre Bevorzugung des Hirtenlebens gegenüber der Landwirtschaft lassen vermuten, daß sie nicht slavischer Abstammung sind, sondern Nachkommen früherer Hirtenwanderzüge aus Rumänien. Leider scheint dieses Hirtenleben seinem Untergang nahe zu sein.

Emmy Haertel.




PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
A000053093240